Velhagen & Klasings Monatshefte

LIBRARY

Jahrgang 1891/92.
Heft 4.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 1 Mark

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von BREMEN nach Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Schnelldampfer.

Havel
Spree
Lahn
Saale
Trave
Aller
Ems
Eider
Fulda
Werra
Elbe
Preussen
Bayern
Sachsen
Kais. Wilh. II.

Neckar
Main
Rhein
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronpr. Fr. Wilh.
Oldenburg
Weimar

I. Von Bremen nach New York

wöchentlich zwei- bis dreimal

mittelst der

Schnelldampfer

Havel, Spree, Lahn, Trave, Saale, Aller, Ems, Eider, Fulda, Werra, Elbe.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa und Tonga-Inseln.

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Darmstadt
Gera
Dresden
München
Karlsruhe
Stuttgart
Stettin
Lübeck
Danzig
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Kehrewieder
Lloyd
Fulda
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle

Prospekte versenden und genauere Auskunft ertheilen wir

Der Norddeutsche Lloyd

BREMEN.

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Schnelldampfer:
Havel
Spree
Lahn
Saale
Trave
Aller
Ems
Eider
Fulda
Werra
Elbe
Preussen
Bayern
Sachsen
Kais. Wilh. II.

Neckar
Main
Rhein
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronpr. Fr. Wilh.
Oldenburg
Weimar

I. Von Bremen nach New York

wöchentlich zwei- bis dreimal
mittelst der
Schnelldampfer
Havel, Spree, Lahn, Trave, Saale, Aller, Ems, Eider, Fulda, Werra, Elbe.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)
am 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)
alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa und Tonga-Inseln.
alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Darmstadt
Gera
Dresden
München
Karlsruhe
Stuttgart
Stettin
Lübeck
Danzig
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Kehrewieder
Lloyd
Fulda
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Onelle

Prospekte versenden und genauere Auskunft ertheilen wir

Der Norddeutsche Lloyd
BREMEN.

Dein Wohl! Nach dem Gemälde

von Franz von Defregger.

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.6:2
pt.2

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 10, Juni 1892.

Der Sprung auf die Klippe.

Novelle von Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Die Rückwirkung der neuen Phase auf das Porträt war in der That die günstigste. Der Nagelblick blieb zwar, der hoheitsvolle Ausdruck auch, aber ein wie anderes Leben kam jetzt in das Gesicht, es war, als ob es darin zu zucken begänne vor Geist und Bewegung, als ob alles, was des Mannes Seele bewegte, darin zum Ausdruck käme, so daß es wohl einen Fremden fesseln mochte mit der Frage: welches ist doch das Wesen dieses Mannes, und welches das Wesen dieses Malers, der so viel in diese Züge zu legen vermochte? Allerdings, wenn es vorher etwas Trockenes und Steifes gehabt hatte, so war es jetzt in einem gewissen Grade idealisiert.

Merkwürdig war das Alleinsein zwischen Eva und Landolf Schmidt. Niemals fand zwischen ihnen das statt, was man geistreiche Gespräche nennt; zwischen Professor Wolter und ihr wurden objektive Fragen wohl wie ein Spielzeug munter hin und her geworfen, wobei jeder seine Geschicklichkeit zeigen mochte — Herrn Landolf und sie interessierte es blutwenig, was das andere über diese oder jene Sache denke, sie befanden sich in jenem Stadium, in dem ein intuitives Empfinden die Seele des andern zu erfassen scheint, in dem Persönlichstes und nur Persönlichstes intereffiert, in dem man miteinander spricht, um die geliebte Stimme zu hören, sich in die Augen sehen zu können, oder bloß weil man das Schweigen nicht länger verträgt. Jenes holde Schweigen, in dem sich Wünsche und Gedanken miteinander verschlingen wie die Zweige einer blühenden Laube, dichter, immer dichter, bis eine süße Dämmerung das Bewußtsein umhüllt, in der die Luft sich schwer und heiß atmet, die Dinge der äußeren Welt verblassen und nur des Ichs Doppelheit lebendig bleibt; jenes holde Schweigen, das so wunderbar beredt wird, daß Worte der Liebe grob und stumpf und nichtig dagegen sind. Alles in allem ein Zustand, den das Gemüt doch nur erträgt, wenn es weiß, daß ihm bald auf die eine oder die andere Weise ein Ende gemacht wird.

Eines Abends zog sich ein Gewitter zusammen. Landolf Schmidt und Eva lehnten in einem Fenster im Wohnzimmer und sahen abwechselnd hinaus, wo es sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verdunkelte. Er liebte sie in diesem Augenblick sehr, und um so mehr, als er wohl sah, daß gerade unter dem Einflusse seiner Liebe sich ihr Wesen kräftiger und freier entwickelte, daß die starke, impulsive Künstlernatur sich in ihr befreite. Ein Mensch von außergewöhnlicher Begabung, von hohem Streben, von idealen Interessen, dazu eine leichtflüssige Natur, von einem gewissen Feuer der Empfindung, mit einem starken Gefühl für das Formelle, für die Schönheit, wo er sie traf, sah er sich in einen gewissen Gegensatz gebracht zu dem oberflächlichen Vergnügungstreiben um sich her einerseits und der philisterhaft puritanischen Denkweise, dem

schwerfällig ernsten Wesen, das seine weitere Umgebung charakterisierte. Das Zusammensein mit Eva schien auch ihn zu befreien, zu erfrischen, zu verjüngen, er fühlte sich empfindungsreicher, begeisterungsfähiger neben ihr, und wenn ihn ihre Schönheit berührte, so geschah es doch nur, soweit sie der lebendigste Ausdruck einer reichen, tiefangelegten Natur war.

Er war sich dessen sehr bewußt, und eben diese Gedanken mochten ihn beschäftigen, während er ihr gegenüber am Fenster stand und sie ansah. Indessen hatte sich draußen ein starker Wind erhoben, der die schon gelichteten Baumkronen unbarmherzig zerwühlte und zerriß, daß ein Regen von Blättern herniederging, der Staub drehte sich in Wirbeln auf und flog dann die Straße herunter, krachend fuhren helle Blitze nieder, und über den ganzen Himmel ging das dumpfe Rollen des Donners. Bald auch begannen große Tropfen herabzufallen. Beide dachten an dasselbe, an jenes andere Gewitter, das sie gemeinsam durchlebt hatten. Landolf Schmidt, nachdem er einen Blick durch das Zimmer gesendet, ergriff ihre Hände und flüsterte:

„Ganz wie vor zwei Jahren. Ich habe übrigens nie gefragt, ob das schöne Spitzenkleid verdorben war? Ich liebte es sehr an Ihnen. Nein? Wissen Sie noch, wie die Blitze in die Elbe einschlugen?"

Sie nickte nur mit dem Kopfe.

„Haben Sie manchmal an den Tag gedacht?"

„Ich glaube — alle Tage."

Da küßte er ihre Hände immer und immer wieder, und dazwischen tobte es draußen weiter. Endlich machte sie sich los und ging hinaus.

Er stand noch eine Weile an der alten Stelle und sah hinaus, der Regen stürzte jetzt wie in Bächen herab. „Ein furchtbares Gewitter," sagte auf einmal jemand neben ihm.

„Wie, du warst hier?"

„Ich bin eben hereingekommen," sagte die kleine Frau mit ihrem harmlosesten Puppengesicht. Sie dachte nicht daran, ihre Anwesenheit während dieser kleinen Szene zu verraten, wenigstens jetzt nicht, wo sie nur einen unangenehmen Eindruck damit hervorbringen würde, im Laufe der Zeit würden sich Momente ergeben, in denen sie damit eine vorzügliche Wirkung ausüben würde; blieb aber in Herrn Landolfs Seele ein Rest von Mißtrauen gegen ihre Offenheit in diesem Augenblicke, so konnte das auch nichts schaden. Es sind manchmal solche kleine, halbe Beziehungen, leicht und beinah unfaßbar wie die Sommerfäden, die ihr neckisches Spiel in der Luft treiben, die, von einem Bewußtsein zum andern reichend, dennoch eine unberechenbare Macht ausüben. Im Regieren und Leiten solcher leichtgesponnenen Fäden aber besaß Frau Adelheid eine Art Meisterschaft. Während sie, leise ein Mendelssohnsches Lied summend mit einem Ausdruck, als wenn sie ihre ganze kleine Seele hineinlegte, das Zimmer verließ, stand Landolf Schmidt mit gerunzelten Brauen und betrachtete seine Nägel. Wenn Adelheid schon vorhin am andern Fenster gesessen hatte, so hatte sie außer seinen Worten auch das Geräusch der Küsse gehört und sie würde sich gewiß nicht begnügen, anzunehmen, daß es Handküsse gewesen seien. Es war beinah gewiß, daß sie sich damit nicht begnügen würde, nicht weil es das Wahrscheinlichere war, sondern weil sie dann um so mehr Nachsicht zu üben fand, was ihrer ganzen Position ungemein zu gute kam. In welche unangenehme Stellung aber hatte er jetzt das Mädchen seiner Frau gegenüber gebracht, wenn schon Eva davon nichts ahnte. In dieser Betrachtung faßte er den Entschluß, ihr alles zu sagen, alles, was im Grunde genommen gar nichts war. Aber dann würde sie, immer bereit, eine gewisse Größe in ihre Kleinheit zu legen, zuerst lächeln, dann lachen und endlich sagen: aber ich bitte dich, mein Lieber, wenn sich das Mädchen zu einer Liebelei hergibt — ich habe gar nichts dagegen, vorausgesetzt, daß es dir einigen Spaß macht. Und so ging er in sein Zimmer und nahm seine Bücher vor. Und das Ende war, daß sich seine Gedanken mehr mit seiner Frau beschäftigten als mit Eva.

Übrigens verlief der Abend noch recht angenehm. Professor Wolter kam, da es kaum aufgehört hatte zu regnen, und wurde natürlich über Abend dabehalten; auch anderer Besuch fand sich ein. Landolf Schmidt war etwas zurückhaltend gegen Eva, aber diese empfand das nicht übel, sie befand sich bereits in jenem Stadium der ver-

liebten Thorheit, der es gelingt, alles und jedes von der vorteilhaftesten Seite aufzufassen; wenn Schmidt zurückhaltend gegen sie war, so geschah es natürlich nur, weil es ihm widerstrebte, den gewissen höflichen Ton, der vor Fremden zwischen ihnen angebracht erschien, anzuschlagen, und weil der warme, anteilreiche, bedeutungsvolle, der sie allein beglückte, die Verwunderung der Gäste vielleicht erregt hätte. Sie zeigte sich aus diesem Grunde sehr liebenswürdig gegen Wolter, der ihr in einer geistreichen, anmutigen Weise den Hof zu machen verstand. Der Germanist war ihr nicht unangenehm. Sie vergaß ihm nie die gedankenvollen Worte, die er in der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft gesprochen hatte, von der starken befreienden Kraft der Liebe und ihrer Wechselbeziehung zu Kunst und Religion.

Der Professor war entzückt, sie ihm so viel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erweisen zu sehn. Es war noch an demselben Abende, daß er, dem Freunde auf einige Augenblicke in das Studierzimmer folgend, ihn ohne weitere Umschweife fragte: „Glauben Sie, daß Fräulein von Wendelin sich zu einer Heirat entschließen würde?"

„Es käme dabei wohl in erster Linie darauf an mit wem," erwiderte der Baurat trocken. Und er kam sich dabei ein bißchen jesuitisch vor.

„Sehr wahr. Aber Sie kennen sie besser als ich — sagen Sie mir Ihre Meinung: glauben Sie, daß — daß sich in ihrem Gemüte noch jene Prädisposition fände, die nötig wäre, um —"

„Um ihr eine Ehe annehmbar erscheinen zu lassen?"

„Jawohl."

„Aber bester Freund — diese Prädisposition zu schaffen ist die wahre Ars amandi. Wenn es Ihnen gelingt, sie in sich verliebt zu machen, so wird sie Sie heiraten trotz der Malerei. Aber das ist nun Ihre Sache. Und einem Dichter — meine ich — könnte es doch nicht schwer fallen, die weibliche Phantasie zu erregen. Stehen Ihnen nicht alle Waffen zu Gebote?"

Der so sehr von der Macht der Poesie und von dem eigenen Genius Überzeugte hatte doch weder einen lebhaften Glauben an die Stärke des Eindruckes, den er gemacht habe, noch eine leise Ahnung von dem verschwiegenen Spotte, der in den Worten des Freundes lag.

„Soll ich Ihnen den Freiwerber abgeben?" fragte Landolf Schmidt übermütig, als sie schon unter der Thür zum Salon standen.

„Werd' meine Sache schon selber führen," antwortete Wolter, über den auf einmal ein besonderes Selbstvertrauen zu kommen schien, ein etwas krampfhaftes Selbstvertrauen. Einer andern gegenüber wäre er vermutlich überhaupt sicherer vorgegangen — aber bei einer Künstlerin, einer Schönheit, einer Dame von vornehmer Herkunft, die doch nur neunundzwanzig Jahre geworden war, weil sie nicht heiraten *wollte*, weil ihr die Kunst vorging und sie keine lebhafte „Prädisposition" für zärtliche Empfindungen besaß, lag die Sache allerdings ganz anders.

Doch der Germanist machte sich munter heran und that sein Bestes. Eva von Wendelin war sehr liebenswürdig gegen ihn. Sie bezeigte ihm die Freundlichkeit, die Verliebte, die sich wieder geliebt fühlen, immer für alle Welt in so reichem Maße übrig haben. Wenn ihre Blicke denen Landolf Schmidts begegneten, der sie dann ganz besonders bedeutungsvoll ansah, so sagten die ihren zu ihm: er ist ein guter Kerl, wir müssen ihn freundlich behandeln, weil wir so glücklich sind, das heißt eigentlich sind wir ja sehr, sehr elend — aber daran denken wir jetzt nicht.

X.

Frau Adelheid hatte Eva dringend und herzlich gebeten, sich bei der Arbeit nicht überanzustrengen und das Bild recht con amore zu vollenden. Sie erfüllte damit ein Versprechen, das sie Wolter gegeben, und handelte überdies in vollem Einverständnis mit sich selbst. Da Eva so wenig abweisend gegen den Germanisten war, befand sich ihre Seele vielleicht in dem Stadium ernsten Schwankens. Die kleine Regierungsrätin versprach sich noch köstliches Vergnügen davon, zu beobachten, nach welcher Seite die Malerin schließlich endgültig „pendeln" würde, wie sie sich, nicht eben ganz korrekt, bei sich ausdrückte. Wenn es nach der kleinen Komödie mit Landolf zuletzt zu einer Verlobung mit Wolter kam, so war das so viel Spaß, wie sie neben der Anfertigung des Bildes für ihre sechshundert Mark und einige Wochen Gewährung „freier

Station" nur verlangen konnte. Ihrer Aufforderung, lieber den Aufenthalt auszudehnen, als sich überanzustrengen, hatte Eva denn auch zögernd nachgegeben. Nachdem sie Frau von Rothan sowohl als Professor Reinthaler schon das Datum angegeben hatte, an welchem sie B. verlassen wollte, ließ sie sich doch — allerdings mehr durch Herrn Landolfs als Frau Adelheids Bitten — bewegen, wenigstens einige Tage zuzugeben. Der Gedanke an den Abschied, obschon die Aussicht auf die Trennung das Moment war, das die ganze Lage haltbar machte, war ihr schrecklich — ihre oft schlaflosen Nächte wußten davon — warum sollte sie ihn nicht noch eine halbe Woche hinausschieben? Dann aber wollte sie bestimmt fort. Wenn man von einem selbstbeherrschten Wollen bei ihr überhaupt noch sprechen konnte, wenn sich annehmen läßt, daß noch etwas anderes in ihr war als ein Wechsel widerspruchsvoller Empfindungen, als ein fieberhaft einseitig gesteigertes Leben, ein Schwanken zwischen kleinsten Gefühlsmomenten und übermächtigen Stimmungen, in dem die reale Welt mit ihren Forderungen verschwand.

Die freundliche Einladung der Hausfrau, so oft er wolle zu kommen, benutzend, hatte Wolter sich bald nach jenem Abende wieder eingefunden. Es war der Tag vor dem ursprünglich von Eva zur Abreise bestimmten Datum. Die Damen besorgten eben das Zurechtmachen des Tisches, als er erschien, zunächst von dem Baurat nach der Studierstube geleitet. Er war ein bißchen aufgeregt, ein bißchen feierlich, sprach und deklamierte allerlei durcheinander, jetzt indische Sprüche, dann über Universitätsangelegenheiten, dann aus Faust, endlich eigene Poesien. Er war jetzt überzeugt, Gegenliebe gefunden zu haben, er behauptete, als er gestern Eva auf der Straße begegnet sei, sei sie errötet und ihre Augen hätten wunderbar aufgeleuchtet und heut früh — da habe er sie nämlich auch getroffen — habe sie ihm bedeutungsvoll zugelächelt, und darauf habe er ein Gedicht gemacht „die Begegnung", was er frischweg hersagte.

Er war damit eben an die Schlußstrophe angelangt:

„Und wieder in Deinen Zügen
Les ich die frohe Schrift
Und trinke zu selgem Genügen,
Deiner Augen süßes Gift."

Landolfs Schmidt hatte eben sehr ernsthaft gesagt: „Sehr schön, lieber Freund, aber betrügen Sie sich nicht am Ende selbst?" als außerordentlich heftig an der Flurglocke geklingelt wurde, worauf man eine fremde, tiefe Stimme etwas Undeutliches sagen hörte und worauf das Mädchen eine Karte hereinbrachte, die Landolf Schmidt, sobald er sie gelesen, lebhaft aufspringen ließ.

„Professor Reinthaler aus Düsseldorf," erklärte er dem Freunde; und damit eilte er selbst hinaus, den berühmten Maler zu begrüßen, der, einen riesigen Schlapphut in Händen, von einem weitfaltigen Havelock umhängt, wartete.

„Eine ganz besondere Ehre und Freude, Herr Professor!" rief er.

„Sehr verbunden. Bin auf der Rückreise von Wien und will mir meine Schülerin, die, wie ich weiß, morgen Ihr Haus verlassen will, mitnehmen. Sie wissen:

Wenn Du noch eine Tante hast
Und diese Tante fährt nach Meißen,
Du aber willst nach Arbogast,
So könnt' ihr ja zusammenreisen."

Unterdem entledigte er sich seiner Überkleider und trat ein.

Eva, die seine Stimme erkannt hatte, eilte froh erschrocken herzu, Frau Adelheid folgte, hochbeglückt, eine solche Kapazität in ihren Räumen begrüßen zu können.

„Nun, da sind Sie ja, komm' Ihnen ein bißchen auf die Finger zu sehn, vor allen Dingen, Sie abzuholen — ah, habe die Ehre, meine gnädige Frau, Reinthaler aus Düsseldorf — dachte, können mich am Ende auch mal als Reiseonkel gebrauchen — wie?"

Da kam es nun heraus, daß sie noch einige Tage länger bleiben wollte.

„Unzuverlässigkeit, Dein Name ist Weib!" sagte er lachend, „aber — wenigstens manchmal — ein — na, ein liebes, sehr liebes Weib. Das ist meine beste Schülerin, Herrschaften! Aber damit nicht genug: momentan ist sie auch mein bester Schüler. — Sehen munter aus, mein gnädiges Fräulein."

Diese schlichte Anerkennung und Huldigung Evas hatte für die andern, sie wußten selbst nicht warum, etwas Beschämendes.

Reinthaler, der Eva kräftig die Hand geschüttelt hatte, strich ihr jetzt beinah zärtlich über den Kopf und sagte dann, sich an Landolf Schmidt wendend: „Und Sie sind

also der Baurat? Guter Kopf, gutes Malgesicht, hübscher Vorwurf."

„Wollen Sie das Werk Ihrer Schülerin nicht bald in Augenschein nehmen, Herr Professor?" fragte Adelheid, die ihm bis jetzt vergeblich einen Stuhl angeboten hatte.

„Noch nicht. Die Sache ist nämlich die, Frau Rätin: Sie denken, jeder Mensch hat ein Gesicht — und damit eben irren Sie sich; jeder Mensch hat hundert Gesichter, und von denen will ich an Ihrem Herrn Gemahl erst wenigstens ein Dutzend kennen lernen, ehe ich sehe, was die Kleine draus gemacht hat. Man muß die dann alle zwölf, oder alle hundert, oder doch wenigstens die besten und ansehenswertesten in einem und demselben Porträt wieder finden — wenn der Maler nämlich nicht bloß ein Klexer ist."

„Die Wiedergabe der wesentlichen Momente," sagte Hermann Wolter, der sich etwas zur Seite hielt.

„Sehr richtig. Der wesentlichen und der besten. Denn ohne das letztere kann man ein sehr, sehr ausgezeichneter Fratzenmaler werden."

Die Regierungsrätin erwog inzwischen, ob es angehen würde, dem berühmten Manne das Atelier als Gastzimmer anzubieten, und ob der kalte Aufschnitt für diesen Riesen ausreichen würde. Sie dachte beherzt zu sein und es mit beidem zu wagen. Aber das Logement schlug der Maler dankend aus, sein Handkoffer sei schon in einem Gasthof untergebracht, wo er ein Zimmer bestellt habe. „Ich werde es nun noch auf zwei Tage nachbestellen, que femme veut, Dieu veut, denn die ganze Reise allein — mache ich nicht."

„Ach wie nett!" sagte die Regierungsrätin, indessen man Platz nahm. Dieser berühmte Mann, den Eva von Wendelin als einen etwas ungefügen ‚Bären' geschildert hatte, schien — wenigstens gegen seine Schülerin, oder wenigstens als Reiseonkel — fügsam genug zu sein. Eva, so zurückhaltend und so hoheitsvoll sie sich im allgemeinen gab, mußte es nebenher verstehen, einen ganz besonderen Zauber auf die Männer auszuüben — na, und all zu schwierig war sie am Ende nicht! — wenn man sich von verheirateten Männern im Dunkeln küssen läßt — — stille Wasser sind tief.

„Ich kann es Ihnen gar nicht verdenken, wenn Sie es vorziehen, in Begleitung Fräulein von Wendelins zu fahren — wir haben sie alle sehr lieb gewonnen hier," sagte die kleine Dame mit einem zärtlichen Blick auf Eva.

„Fräulein Eva gehört zu den Menschen, die das Glück haben, überall Freunde zu finden."

Professor Reinthaler verbeugte sich, als wenn man ihm eine Schmeichelei gesagt hätte.

„Haben Sie viel schönes Neue gesehn in Wien?" fragte Eva, die etwas in Verlegenheit gekommen war.

Er sah sie einen Augenblick fest an, als wolle er fragen: Mädchen, woher stammt das Erregte in Deinem Blick, woher die leichtere Anmut in Deinen Bewegungen? Dann sagte er: „O — einige schöne Sachen. Herold — was sagen Sie dazu? — ist unter die Hellmaler gegangen."

„Ah!"

„Sie sind kein Anhänger der neuen Richtung?" fragte Hermann Wolter, der krampfhaft ein bedeutendes Gesicht machte, um sich von diesem berühmten Namen, diesem Hünenwuchs und Löwenantlitz nicht ganz verdunkeln zu lassen.

„Nun, mein Herr Professor," antwortete der Maler, „im allgemeinen bin ich dafür, daß man mehr Licht als Finsternis zur Malerei braucht, — ausgenommen, man wünscht ein Nachtstück anzufertigen, — wenn mir aber einer „Mägde Leinewand zum Bleichen aufspannend" hinten ein weißes Tuch als Himmel malt, unten ein weißes Tuch zum Bleichen und außerdem nichts als fünf Frauenzimmer, gebückt, vornüber, wie fünf bürzelnde Enten, wissen Sie, so nehme mir's keiner übel, aber da wäre mir eine veritable Novembernacht, wo man die Hand nicht vor Augen sieht, verhältnismäßig lieber, denn dann thun mir wenigstens die Augen davon nicht weh. Aber ich hab' was Feines vor!"

„Nun?"

„Ich geh auch über! ‚Kalkgrube um Mittag' — Sonne im Zenith. O das wird stimmungsvoll! — Na, 's ist halt eine alte Sache: man muß nichts übertreiben. Schon Hamlet fand, daß man manchmal zuviel Sonne haben könne. Was haben Sie für ein Fach?" fragte er Wolter beinah grob, der, wie er fand, Eva von Wendelin viel zu angelegentlich betrachtete.

„Ich bin Germanist."

„Ah! Wissen Sie, das ist schade, bei den alten germanischen Göttern, mein' ich. Sind zu unpopulär und zu nebel- und schwebelhaft. Läßt sich nicht malen."

„Es wären sonst hübsche Motive darunter," bemerkte der Baurat. „Zum Beispiel der Zank der Götter, Aegisdrega. Da ist auch nichts Nebelhaftes, Leute, die sich tüchtig zanken können, wären für jeden Impressionisten zu verwenden."

„Sehr richtig, sehr richtig."

Wolter wickelte das Deckblatt seiner Cigarre fest, machte ein Gesicht, als wollte er sagen: die Herren Maler müßten sich eben bei uns des öftern Rats erholen, wandte sich dann an Eva und sagte mit dem besonderen Ausdruck, den er annahm, wenn er zu ihr sprach: „Wenn Sie von diesem Vorschlage einmal Gebrauch machen wollen, Fräulein Eva, so empfehle ich mich Ihnen als schlimmen Loki: den Lichtbringer, den Lucifer und Prometheus der alten Germanen. Blond natürlich!"

In diesem Momente sprang Reinthaler, der die Zeit über kein Auge von Herrn Landolf Schmidt verwandt hatte, auf, ergriff eine Lampe und sagte: „Mein Dutzend Gesichter hab' ich weg, Fräulein Eva! Zeigen Sie jetzt mal vor, was Sie geleistet haben."

Damit erhoben sich alle. Es war ein feierlicher Moment, nur Adelheid lächelte und fand den Gänsemarsch nach dem Atelier allerliebst. Auch Eva hatte eine Lampe ergriffen, mit der sie voranging, drin überließ sie sie aber Professor Wolter, wobei zu seiner Befriedigung ihre vier Hände in ein förmliches Durcheinander gerieten. Landolf Schmidt nahm seinen Platz ein, suchte seinen Nagel und machte sein „bedeutendes Gesicht." Ehrerbietig stand der Dichter-Germanist zur Seite; die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen in erwartungsvoller Spannung auf Reinthaler gerichtet, Eva.

Endlich stellte Reinthaler die Lampe zur Seite und trat vor das Mädchen hin; es lag ein tiefer Ernst in seinen Zügen, wie er sie jetzt betrachtete. „Das haben Sie gemacht?" fragte er in dem Flüstertone, zu dem manchmal ein besonders feierlicher Moment zwingt. Dann lauter, und ihr beide Hände auf die Schultern legend: „Das? Sie? ein Weib? — Baurätin, das mach' ich Ihnen selbst nicht besser."

Die Dame mit dem Puppenköpfchen lächelte, Landolf Schmidt zog ein sonderbar geheimnisvolles Gesicht und betrachtete seine Stiefelspitzen, Hermann Wolter stand, die Leuchte noch immer in der Hand, als verliebter Lucifer daneben. In Evas Augen leuchtete es hell, und ihre Wangen flammten.

„Wissen Sie, was Sie sind?" fuhr Reinthaler fort, sie noch immer an den Schultern haltend. „Sie sind überhaupt kein Weib. Sie sind ein Genie." Und damit ließ er sie los.

Der Germanist nahm eine etwas säuerliche Miene an. Er hatte daran gedacht, ein talentvolles, liebenswürdiges Mädchen zur Frau Professor Wolter zu machen — aber ein Genie, ein von Reinthaler anerkanntes Genie — —? Frau Adelheid lächelte spöttisch, sehr spöttisch. Nach Evas Versicherung war Reinthaler ein Genie — diese Künstler, schien es, halten eine Art Aktienunternehmen auf Genieversicherung.

Der Maler hatte sich inzwischen wieder dem Bilde zugewandt, und es war jetzt gerade, als ob er das Porträt Herrn Landolfs anredete, als er sagte: „Das haben Sie gemacht! Zum Teufel, Kölling macht's nicht besser, Hubert auch nicht, Reinthaler auch nicht. Und das malt die Kleine! — Nur eins muß ich Ihnen sagen, Eva — wollte sagen: allergnädigstes Fräulein — in diesem Format malt man nicht einen Regierungsbaurat — übrigens sind Sie auch ein verdammt hübscher Kerl — also malt man nicht Brustbild. Das ist für Kinderköpfe, Soubretten, ‚Dirndl,' einen Regierungsrat, — bitte Herr Professor Wolter, Sie halten noch immer die Fackel — müssen Sie Kniestück machen, beide Hände, auf einem Tische daneben Aufriß einer gotischen Kirche, Zirkel, so gehört sich's. Die Frau Baurätin legt etwas zu an Honorar — wenn sie nicht will, läßt sie 's bleiben, Sie malen 's ja doch halb umsonst — aber Kniestück, verstanden? Das hat 'ne Art. Aber als Skizze ist es vor-vortrefflich. Und jetzt, wenn Sie eine Tasse Thee haben, meine Gnädige, so trink' ich sie, ich trink aber auch drei."

Da in eben diesem Augenblicke, ganz wie es sich für eine so ausgezeichnete Wirtschaft wie die Frau Adelheids gehörte, das Mädchen die gnädige Frau zu Tisch bat, begab man sich sofort ins Eßzimmer.

Nur Eva zögerte noch, sie wünschte einen Augenblick allein zu sein. Sie war sehr bewegt von dem unerwarteten Besuch, von ihres Lehrers Lob, das ihr überschwänglich erschien und es doch niemals war, wie sie sehr gut wußte, von allem, ach! von allem, was sie umgab, was sie umspann, sie durchbebte mit einem heißen starken Gefühl. Mit aufquellenden Thränen kämpfend, stand sie vor Herrn Landolfs Bild, selbst nicht recht wissend, ob die Zärtlichkeit, mit der sie es betrachtete, dem Kunstwerk, das ihr bestes Können offenbart hatte, oder dem Original galt, als er eintrat, sie zu suchen. Verwirrt ging sie ihm entgegen.

„Sie Unerreichbare, so hoch über mir Stehende," flüsterte er.

„Nicht doch. Machen Sie mich doch nicht noch einsamer, als ich ohnehin bin," sagte sie mit zuckenden Lippen.

Da mit einemmale umschlang er sie und küßte sie auf den Mund. Sie duldete es erschrocken und beglückt, und ehe sie noch recht zur Besinnung gekommen, war er hinaus geeilt.

„Ich störe wohl," sagte gleich darauf die Baurätin, ihr frisiertes Köpfchen zur Thür hereinsteckend. „Ah, Sie sind allein, Fräulein Eva? Wollen Sie nicht zu Tisch kommen?"

Mit einem Blicke wie aus einer fremden Welt sah Eva die kleine Frau an. Die aber schob ihren Arm, an dem es bei jeder Bewegung wie von einem Schellengeläut rasselte und klapperte, fröhlich in den des Mädchens und zog sie ins Nebenzimmer, wo die drei Herren ihrer warteten.

Es war ein geistig sehr angeregter, nach Frau Adelheid „amüsanter" Abend, den die Fünfe verlebten.

XI.

Das schlechte Wetter, das gerade in diesem Sommer so vielfach im Gebirge geherrscht, hatte manche Familien aus dem Schmidtschen Bekanntenkreise früher zurückgeführt, als sie wohl beabsichtigt hatten. Ein Umstand, der Frau Adelheid Gelegenheit gab, dem Aufenthalt Fräulein von Wendelins in ihrem Hause einen würdigen Abschluß zu geben in einer kleinen Festlichkeit, mit der sie den Reigen der Wintervergnügungen — etwas vorzeitig zwar — zu eröffnen gedachte. Sie war überglücklich, diesen Abend zugleich mit der Anwesenheit eines der berühmtesten deutschen Maler drapieren oder garnieren zu können, eines Mannes, der verschiedene gekrönte Häupter porträtiert und verschiedene erste Medaillen und massenhafte Orden erhalten hatte. Und der — was wirklich „äußerst nett" war, Fräulein von Wendelin sogar die Hände Herrn Landolfs skizzieren geholfen, — er, Professor Reinthaler, eigenhändig — damit sie die Rückreise nach Düsseldorf unter seinem Schutze antreten könne. „Ihrem Abende" noch einen weiteren Glanz gönnend, hätte die Dame es sehr, sehr gern gesehen, wenn Hermann Wolter ihn benutzt hätte, sich mit der interessanten Porträtistin zu verloben. Wenigstens feuerte sie ihn mächtig dazu an. Daß ein Landolf Schmidt Eva allerdings lieber gewesen wäre, wenn sie ihn hätte haben *können* — nun, das verdachte *sie* ihr doch gewiß nicht; da sie ihn aber einmal nicht haben konnte, war Hermann Wolter, der soeben zum ordentlichen Professor ernannt werden sollte oder — wie es in der akademischen Bühnensprache heißt — kurz vor dem Ordinarius stand, immerhin eine recht annehmbare Partie. Die beiden, meinte sie, würden ein köstlich originell-verschrobenes Paar abgeben; wie nun einmal alles, was mit Poesie und Kunst zusammenhing — von neuem hatte sie die Bestätigung dieses Satzes gefunden — samt und sonders jenen kleinen Span hatte, der klugen Leuten so viel Veranlassung zu lächeln und damit das erhöhte Bewußtsein ihrer von keiner Künstlerschaft eingeschränkten Vorzüge gibt. Wenn sich Adelheid Schmidt z. B. vorstellte, daß sie, um die Fähigkeit zu besitzen, anderer Leute Gesichter zu kopieren oder kleine Novellen zu schreiben, die andere mit in Kauf nehmen müßte, bei den unpassendsten Gelegenheiten ihr Herz zu verlieren, so mußte sie sich sagen, daß sie das harmlosere Talent, kleine Stickmuster zu erfinden, das jedenfalls mit solchen genialen aber etwas geschmacklosen Abirrungen in keinem ursächlichen Zusammenhange zu stehn hatte, *bedeutend* vorzog. Kurioses Volk! Daß man sich übrigens für einen Landolf Schmidt *begeistern*, nichtsdestoweniger aber mit einem Hermann Wolter verloben könne, schien ihr immerhin in der Kette der Möglichkeiten zu liegen bei Gemütern, in denen das Gefühlsleben sich nach andern logischen Gesetzen sozusagen

vollzieht als bei vernünftigen Leuten. Sie war überzeugt, daß, wenn Wolter Eva einen ernstlichen Heiratsantrag machte, diese trotz Herrn Landolfs klassischer Nase sehr vergnügt zugreifen würde. Es ist ja wahr, raisonnierte sie, alle Mädchen können nicht Regierungsräte und Professoren heiraten, aber wenn eine einen haben kann — ideale Zwecke? sich der Kunst gelobt haben? — na, soweit reichte die Kraft derartiger schöner Redensarten denn doch nicht, um den Lippen ein „Nein" entfliehen zu lassen!

Frau Adelheid sah wohlgemut genug ihrem kleinen Feste entgegen. Eine ungeahnte Schwierigkeit, die ihr noch im letzten Augenblicke erwuchs und sie allerdings heftig erschrecken ließ, wurde zum Glück noch, wenn auch mit Aufbietung aller Klugheit, überwunden. Professor Reinthaler hatte nämlich erst zuletzt bemerkt, daß die Vorbereitungen, die „zum Empfange von ein paar guten Bekannten" getroffen worden waren, beängstigend umfangreiche und feierliche waren. Da kamen Konditorjungen und Köche, ein Lohndiener und zwei Geschirrspülerinnen, da wurden unzählige Lampen und Lichter angezündet, da erschien endlich die Wirtin in fliederfarbener Seide, Blumen im Haar, mit hellen Handschuhen, mit einem großen weißen Spitzenpflaster auf der Brust und einer schrecklichen Masse von Goldzeug, wo nur immer sich dergleichen anbringen ließ. Er erklärte ausrücken zu wollen. Aber da kam er an die Rechte! Wenn jemals einer den mildernden Einfluß des weiblichen Geschlechtes hatte kennen gelernt, wenn jemals einer weibliche Beredsamkeit hatte über sich ergehen lassen müssen, so war es Professor Reinthaler in dem Momente, da er flüchten wollte. Siegreich, mit beglücktem Lächeln lotste die kluge Frau den aufsässigen Riesen in den Hafen ihres Salons zurück.

Der füllte sich nach und nach mit gar gewichtigen Persönlichkeiten. Da kamen sie einer nach dem andern: die höhern Verwaltungsbeamten in ihrer Grandezza — denn Dame Adelheid galt am Titel ihres Mannes der „Bau" gar nichts, aber der „Regierungsrat" alles — da die geistreichen Gelehrten mit der schlechten Haltung und den sonderbaren Vogelgesichtern, jeder mit dem Halbgottsbewußtsein auf der Stirn, das den Extraordinarius, oder dem Götterbewußtsein, das den Ordinarius kennzeichnet, Hermann Wolter mit dem schlechthinnigen Genietums, das die ganze Wissenschaft für ein gutes Gedicht hingibt — eine erlauchte Gesellschaft. Ah und die Damen! Die auf dem Sofaplatz rechts, in marineblauem Atlas, eine Dame von einer eigentümlich eckigen — aber sehr, sehr stattlichen Dickleibigkeit, einer vornehmen Dickleibigkeit sozusagen, ist Frau Oberregierungsrätin Friedrichs, eine Dame, die ihrer Nachbarin mitteilt, wo man die besten Birnen kauft mit einem Tone, einer Handbewegung, wie Viktoria von England, wenn sie zu Gladstone sagt: „Ratifizieren Sie den Vertrag mit Deutschland." Daneben Frau Geheimrat Dollfus, eine Dame von ebenfalls stattlichem Umfange, auch königlich, nur ein wenig mehr ins Huldreiche fallend, wenigstens mit dem unauslöschlichen Lächeln auf den Lippen, wie es sonst nur Balleteusen und gütige Fürstinnen haben. Viktoria von England? Pah! eine Geheimrätin Dollfus, an die der kommandierende General gelegentlich eines Herrendiners in ihrem Hause — dieses Diner fiel in die Zeit des Dollfusischen Rektorats an der Universität — mit krummem Arme hatte die Aufforderung ergehen lassen: „Magnifizenz geruhen" — eine Geheimrätin Dollfus, die Frau des großen, hochberühmten Pflanzenphysiologen Dollfus, tauscht mit keiner Viktoria von England! Daneben, zur andern Seite, die Frau des ausgezeichneten klassischen Philologen Alban, die Tochter eines wohlhabenden Handwerkers, die sich so ausgezeichnet in die akademischen Verhältnisse eingelebt hatte, daß sie die Namen aller Fachgenossen ihres Mannes, die Städte ihres glorreichen Wirkens und die Titel ihrer Bücher anzugeben vermochte, ein Kenntnisreichtum, den sie sich als Bildung anrechnete; und da, links von der Viktoria von England, Frau Jäger, die Gattin des großen Astronomen — welche Frau! Nicht schön, nicht anmutig — beileibe nicht — aber gebildet und geputzt, prachtvoll! weiße Federn nicken auf ihrem Haupte, auf diesem Haupte, in dem alles steckt: Sonne, Mond und alle Sterne samt Umlaufszeiten, Bewegungsgeschwindigkeit und Eklipsis, die Geheimnisse des Elektro-Magnetismus, die Litteratur der Araber, die Zahl der Staubfäden der Cruciferen, die Einwohnerzahl von Civita Vecchia, die Namen

der Frauen aller assyrischen Könige, die klimatischen Verhältnisse in Beludschistan, die Bedeutung des Supranaturalismus und Rationalismus in der Theologie des vorigen Jahrhunderts u. s. w. cum gratia in infinitum. Professor Reinthaler, der ihr in die Hände fiel und der eine so gelehrte Dame noch nicht kennen gelernt hatte, nannte sie in schweigendem Ingrimm bei sich einen Bildungsdrachen. Aber er war nun einmal so.

Eva von Wendelin hatte sich verhältnismäßig spät entschlossen, hinüberzugehen. Die Tage seit Reinthalers Ankunft und vor ihrem Abschiede aus dem Schmidtschen Hause dünkten ihr die wunderbarsten und wichtigsten in ihrem Leben. Sie befand sich fortwährend in einer krankhaften Erregtheit. Welches strebende Talent hätte noch je die Versicherung einer außergewöhnlichen, genialen Begabung nicht über sich selbst hinausgehoben? welches junge, von heißen Empfindungen überwältigte Weib hätte das Bewußtsein der Gegenliebe, verbunden mit dem einer bevorstehenden Trennung für immer, nicht aufs heftigste erschüttert? Und diese Erschütterungen hatten mehr und mehr eine andere aus ihr gemacht. Sie gedachte der Eva von Wendelin, die sie früher gewesen, jenes ruhigen, ein wenig nüchternen Mädchens, das nur von einem Interesse belebt war, welches sich auf ein wackeres aber, wie sie meinte, beschränktes Talent stützte; sie gedachte ihres davon so verschiedenen Wesens während jener zwei Jahre, die hinter ihr lagen, jener Phase in den ersten drei Wochen ihres Aufenthalts in B. und gedachte aller dieser Wandlungen ihres Selbsts, wie man eines Freundes gedenkt, den man aus den Augen verloren hat, und dessen man sich als eines erinnert, von dem einen andere Schicksale, andere Pläne und Wünsche entfernt haben. War sie früher glücklicher gewesen oder war sie es jetzt? Sie fühlte sich manchmal sehr elend in dem Bewußtsein der Abhängigkeit ihres Glückes von den Blicken, Seufzern und Händedrücken eines Mannes, der doch kein Recht hatte, ihr in dieser Weise von seiner Verehrung zu sprechen, den sie kein Recht hatte anzuhören. Dann schaukelte sie sich wieder, wie ein Schwimmer von sonnengetränkten Wellen sich tragen läßt, in dem Meere eines Frohgefühls, zu dem sie berechtigt zu sein meinte, bloß weil es sie so sehr beglücke. Eins war ihr immer peinlich. Der listige Blick, die geflissentliche, doch höchstens halbechte Freundlichkeit der kleinen Frau mit dem blonden Toupee und den geräuschvollen Armbändern. Niemals überkam sie etwas wie Eifersucht auf diese Frau, vielleicht weil die kluge Adelheid ihr so gar keine bewies, weil die Liebe einer jeden von ihnen einen so ganz andern Charakter trug, aber es gab Momente, wo sie sie haßte. Man wußte nie, ob die Liebenswürdigkeit, die sie zeigte, natürlich oder berechnet war; in der Nachsicht und lächelnden Herzlichkeit, mit der sie von andern sprach, lag immer weit mehr hochmütige Kälte als wirkliche Güte; aber sie hatte die Art, die allem festen Zufassen geschickt zu entgleiten weiß, eine Art, die beunruhigt und der niemals recht beizukommen ist. Vermutlich, daß zugleich die Geringschätzung, die Eva für diese Frau hatte, der Grund war, warum sie ihr so gut ohne Beschämung oder Reue gegenüberstand, wie sie es ohne Eifersucht that.

Eva von Wendelin erwartete in einem unbestimmten, beklemmenden Gefühle für diesen Abend noch irgend etwas Besonderes, etwas das sie zugleich herbeisehnte und fürchtete und das wohl der bevorstehende Abschied von Herrn Landolf sein mochte. Den andern Tag nach Tisch sollte sie in Begleitung Reinthalers abreisen — die Stimmung zu irgend einer Aussprache aber würde natürlich der letzte Abend bringen. In ihrem kleinen Zimmer auf und abgehend, hörte sie — in Gedanken — Herrn Landolf leidenschaftlich erregte Worte ihr zuflüstern, die sie beantwortete, und indem sie sich sehnte, ihm gegenüberzutreten, konnte sie sich wiederum nicht entschließen, hinüberzugehen.

Doch da klopfte es, und diesmal war es wirklich seine Stimme, die sie bat, unter den Gästen zu erscheinen, die schon vollzählich versammelt seien. Sie öffnete, nahm seinen Arm und ließ sich abführen. Sie begriff nicht recht, warum er sie durch das Wohnzimmer führte, als er plötzlich stehen blieb, ihr gegenübertrat und mit dem dunklen, leisen Ton in der Stimme, den er anzuschlagen pflegte, wenn sie allein waren, sagte: „Wunderbar, berauschend! — Denn erst wollte ich Sie einen Augenblick allein sehn, ganz für mich allein — Sie Unvergleichliche an Schönheit, Geist und Talent!“

Freilich sah sie sehr schön aus, sie trug ein dunkelrotseidnes Kleid, an den halblangen Ärmeln und dem kleinen Halsausschnitte mit schwarzen Spitzen besetzt, und dazu eine dunkelrote Blume im Haar. Bleich, mit gesenkten Augen stand sie vor ihm, etwas verwirrt über ihren Handschuhen nestelnd, mit zuckenden Lippen, sich in seinen Worten und ihrem Klange berauschend. Dann mit einem schmerzlichen Lächeln ging sie hinüber, von ihm gefolgt.

Es wurde ihr im Salon ein kleiner Empfang bereitet, denn man hatte indessen das Porträt bewundern dürfen, ein Empfang, an dem sich sogar einige Damen beteiligten, allerdings mit dem sauersüßen Lächeln oder dem übertriebenen, lauten Wesen, mit dem Frauen die Fähigkeiten und Vorzüge anderer Frauen anzuerkennen pflegen. Nach Reinthalers Worten über ihre Arbeit ließen sie diese Lobeserhebungen sehr kalt; sie nahm sie sogar mit einem etwas hochmütigen Lächeln entgegen, das „Magnifizenz geruhen" sehr unliebenswürdig fand, da nach ihrer Meinung der Beifall der Hochgestellten doch noch allezeit der süßeste Lohn strebsamer Menschen gewesen ist. Oberregierungsrat Friedrichs, ein sehr beweglicher kleiner alter Herr, großer Damenfreund, knüpfte ein eingehendes Gespräch über Kunst mit ihr an, er schien sie in Generalpacht nehmen zu wollen, wie Wolter wütend zu einem Kollegen sagte. Aber in diesem Moment durfte er in seine Rechte treten: die Wirtin bat zu Tisch und dem Germanisten fiel die Aufgabe, vielmehr „das hohe Glück" zu, Fräulein von Wendelin zu führen.

Jeder weiß, wie es bei einer Abendtafel hergeht; wenn diese aber auch einen anderen Charakter getragen hätte, so hätte Eva davon doch nichts gemerkt. Sie sah, daß ihr gegenüber eine Dame von einer ungefügen Häßlichkeit saß, daß auf ihrer Stirn weiße Straußenfedern nickten, und sie hörte auch einmal, daß diese Dame über die chemische Zusammensetzung gewisser Heilquellen dozierte, sie sah, daß eine Schale mit Konfekt und eine mit Blumen gleichweit von ihr und dieser Dame auf dem Tische stand, dann, daß einige Scheiben Rehbraten oder was es war, auf ihrem Teller lagen, ohne daß sie sich erinnern konnte, wie sie dorthin gekommen seien, daß Hermann Wolters Brillengläser sie sehr nahe anfunkelten, daß an der Wand ein Stich nach Guido Reni hing, den Sonnenaufgang darstellend, und sie wunderte sich einen Augenblick über die langen Schritte, die die Horen machten, als ob sie das Bild noch nie gesehen habe, sie hörte den Germanisten Verse zitieren und wußte einige Minuten später, daß sie von Liebe gehandelt hatten, sie hörte Frau Adelheid sehr laut über das letzte Gewitter sprechen, das ein sehr heftiges Gewitter gewesen sei, fast so heftig, wie sie einmal eines in der Nähe von Dresden erlebt habe, und sie wußte auch, daß, wenn sie nach einer bestimmten Richtung blickte, sie jedesmal den Augen Herrn Landolfs begegnete, der zwischen der Dame mit den weißen Federn und „Magnifizenz geruhen" saß. Und dann wieder wußte sie, daß das alles Täuschung und Einbildung war, daß es außer Herrn Landolf überhaupt nichts auf der Welt gebe. Sie befand sich dann genau in dem Zustande jenes indischen Weisen, der sich des bewußt geworden, daß über unsern Augen der Schleier der Maja läge, der uns eine Welt des Scheins vorspiegele, die nicht existiere. Ganz so, wie ein thörichtes Spiel ihrer Einbildungskraft, wie die individuelle Schöpfung einer phantastischen Laune erschien ihr alles. Und dann hatte sie die dunkle Vorstellung, als dürfe sie nur wollen, und es wäre alles ganz anders, und als würde sie im nächsten Augenblicke wollen, und dann würde irgend etwas Seltsames vor sich gehen, als hinge diese ganze Welt von ihrem Willen ab und sei es ein Akt persönlicher Gnade und Huld, wenn sie sie bestehen ließe, wie sie war; vielleicht weil „Magnifizenz geruhen" sie in diesem Augenblicke so ungemein zärtlich anlächelte.

Das war ein kleiner Wahnsinn, der Wahnsinn eines Gemütes, in dem sich alles zu einem einzigen starken subjektiven Gefühle zusammendrängte. — Aber warum sollte sie nicht ein bißchen wahnsinnig sein, da alle diese Leute am Tische es auch waren? da sich mehr oder weniger stark in jedem von ihnen das subjektive Gefühl in einer Art Ausnahmeempfindung, Genuß- oder Größenwahnsinn zuspitzte?

Sie hörte jetzt, daß jemand an ein Glas schlug, daß alle verstummten und daß Geheimrat Dollfus zu sprechen anfing. Er redete schlecht, stockend, aber nicht ohne Geist.

Er brachte ein Hoch auf die bildende Kunst und den berühmten Vertreter derselben, der in Professor Reinthaler unter ihnen weile, aus, das allgemeinen Anklang fand. Dann stieß man an, die Knackmandeln wurden herumgereicht, Reinthaler toastete kurz und gut auf die Wissenschaft und ihre vorhandenen Vertreter, man stieß wieder an, und wieder wurde an das Glas geschlagen. Diesmal war es Landolf Schmidt. Schmidt war ein berühmter Toastredner, alle lauschten gespannt, was er vorbringen werde. Er sagte etwas allgemeines Schmeichelhafte über die Frauen, dann kam er auf die zu sprechen, die sich durch Geist, Schönheit, Klugheit und Talente auszeichnen, und endlich auf diejenige, die wieder unter diesen ausgezeichneten Frauen hervorrage. Er sprach von dem besonderen Glücke, das seinem Hause zuteil geworden, ein solches von der Natur bevorzugtes Wesen unter seinem Dache zu beherbergen, er sprach von der warmen Anhänglichkeit, die ihn und seine Frau an die, deren er gedächte, allezeit knüpfen würde, von der Freundschaft und Bewunderung, die sie in jedem Herzen erregt habe — (hier drückte Hermann Wolter der Gefeierten unter dem Tische die Hand, die er in der seinen behielt) und von dem ehrlichen Schmerze, mit dem sie ein jeder scheiden sähe.

Lebhafteste Zustimmung, von der man doch selbst nicht recht wußte, ob sie Eva oder der Gewandtheit und Wärme des Sprechers galten, begleiteten das Hoch, das er am Schlusse ausbrachte. Alles kam, mit ihr anzustoßen. Als Landolf Schmidt, das Glas in der Hand, ihr gegenübertrat, konnte sie doch nichts, als in tiefer Bewegung ihm zutrinken und die Hand drücken.

Dann saß man wieder in Reih und Glied, und der kleine Wahnsinn kam wieder über sie. Alles, alles um sie her würde jetzt untergehen, außer dem einen, und sie würde ihre Arme um seinen Hals legen und ihm sagen dürfen: ich liebe dich, liebe dich über alles und ohne Grenzen.

Endlich kam noch der unausbleibliche Danksagungstoast an Wirt und Wirtin, zu welchem sie von Hermann Wolter, sie wußte nicht wie so, am Arme durch das Zimmer geführt wurde, und endlich wurde die Tafel aufgehoben; die Gesellschaft begab sich in den Salon.

XII.

In leichtem Geplauder, wozu man in Gruppen herumstand, war etwa eine halbe Stunde seit Tisch vergangen, als Landolf Schmidt, der inzwischen in einer Fensternische mit Professor Wolter konferiert hatte, an sie herantrat und sie mit bedeutsamer Miene aufforderte, ihm eine kurze Unterredung zu gewähren. Sie nahm seinen Arm und folgte ihm in ein Nebenzimmer. Nun einmal mußte es ja geschehen, daß sie sich aussprachen, daß sie sich ihre Liebe, ihren Schmerz bekannten und, Abschied nehmend, das unzerreißbare Band, das ihre Seelen mit der Gewalt der Sympathie, des tiefsten geistigen Einverständnisses verkettete, noch fester knüpften.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Fräulein Eva," begann er in einiger Verwirrung, ohne sie anzusehn.

Sie zitterte ein wenig, als sie dagegen fragte: „Was ist es?"

„Ich habe," fuhr er fort, „in ungeschminkter Weise den starken Gefühlen Ausdruck gegeben, mit denen Ihre Gegenwart uns hier berührt hat. Wie Sie wissen — ist einer, der Sie mit ganz besonders intensiven Empfindungen scheiden sieht, einer, der zugleich kühn genug ist, sich die Anziehungskraft zuzuschreiben, die im stande wäre, Sie uns wiederzugeben. Sie wissen, daß ich Wolter meine. Er versichert mir, daß er sich Hoffnung mache —"

Eva wollte etwas erwidern. Aber sie öffnete nur die Lippen, holte tief Atem und schloß sie wieder. Ihre Blicke waren fest auf sein Gesicht gerichtet.

„Um ganz offen zu sein: Wolter will Ihnen einen Antrag machen, er glaubt, daß Sie ihn nicht abweisen werden, ich habe ihn dazu weder ermuntert noch mich für berechtigt gehalten, ihm die Hoffnung abzuschneiden — aber ich habe —"

„Sie haben —?"

„Ich habe zu Anfang seiner Bekanntschaft mit Ihnen in einer gewissen Voraussetzung, zu der ich eigentlich nicht berechtigt war, und von der ich nicht glaubte, daß sie bedeutungsvoll sein könnte, ihm versichert, daß sie eine — wohlhabende Dame seien, daß Sie zudem Anwartschaft auf die Revenüen Ihrer Frau Tante hätten — es ist ja selbstverständlich, daß ein Mann, der Sie liebt (und hier warf er ihr einen kurzen

flammenden Blick zu) Sie nur um Ihrer selbst willen lieben wird, anderseits ist Wolter bei einem schlechten Gehalte vermögenslos, er würde es sich zum Verbrechen rechnen, Ihnen eine Lebensstellung anzubieten, in der auch nur ein Hauch von Sorgen Sie erreichen könnte — würden Sie mich, mein gnädiges Fräulein, mit irgend einer Notiz beehren, die geeignet wäre — ihm — — Sie verzeihen, Fräulein Eva —"

Eva sah, der Auftrag, den er übernommen hatte, war ihm peinlich genug. Sie lächelte, legte den Kopf ein wenig auf die Seite und ihren Fächer auf und zuklappend sagte sie: „Wenn Ihnen hier jemand zu verzeihen hat, wäre es doch nur Herr Professor Wolter. Sagen Sie ihm, daß ich nur von den Einkünften meines Handwerkes lebe und daß meine Tante noch zwanzig, dreißig Jahre sich des Daseins zu erfreuen beabsichtigt, ehe sie mich in einen Teil des Genusses ihrer bescheidenen Schätze setzt."

Landolf Schmidt machte eine Bewegung, als wolle er sich entfernen.

„Hat Ihnen —"

„Fräulein Eva."

„Hat Ihnen Professor Wolter seine mich auf das höchste überraschenden Absichten auf meine Hand soeben mitgeteilt oder wußten Sie schon früher darum?"

„Ich wußte schon früher darum."

„Und war es nicht grausam, ihn erst diesen vergeblichen Stapellauf machen zu lassen?"

„Konnte ich denn wissen, ob er vergeblich sein würde?"

„Wie? ob Sie es wissen konnten? ich meine, Sie wußten es sehr genau."

Er antwortete nicht.

Sie trat einen Schritt auf ihn zu und sagte zärtlich, in einem leichten, neckischen Tone: „Wenn ich Herrn Wolter — heiratete — ich würde natürlich bei der Malerei bleiben — so würden meine Honorare sehr wohl ausreichen — — wie, soll ich ihn nehmen?"

„Ich wüßte wenigstens niemanden, dem ich Sie lieber gönnte. Und Sie blieben uns dann erhalten! Versuchen Sie, ihm Ihr Herz zuzuneigen, er ist ein durch und durch trefflicher Mensch, ein geistvoller Mensch, wie Sie wissen; er liebt Sie, überschwänglich wie Dichter lieben —" redete Schmidt in nervöser Hast auf sie ein.

„Und vorsichtig, wie sie nach den Finanzen fragen." Sie lachte auf. „Und das sind Sie, der diese Werbung unterstützt, Sie, der mir zuredet? Mir? Das war Ihnen Ernst?"

Er sah sie an mit dem heißen Blicke, den durstigen Lippen, mit denen er sie um den Verstand gebracht hatte.

„Lieben Sie mich oder lieben Sie mich nicht?" stieß sie, sich zu ihm neigend, hastig, leise hervor.

Diese Frage war ihm unbequem, und weil sie ihm unbequem war, wurde es ihm die Fragerin, bloß in ihrer Eigenschaft als Fragerin, aber das war doch in diesem Augenblicke ihre eminenteste Eigenschaft. Das ist nun einmal das Merkwürdige an solchen leichtgeschürzten illegalen Beziehungen zwischen Menschen, deren Bewußtsein und Stellung bei alledem in den Anschauungen der Allgemeinheit verankert sind, daß die Wünsche und Empfindungen, die diese Beziehungen ausmachen, in einem Augenblicke leidenschaftlich aufzulodern und im nächsten einem geringfügigen erkaltenden Hauche zu erliegen vermögen. Landolf Schmidt war freilich ein leicht erregbarer aber doch kein wirklich tief empfindender Mensch. Er war wie einer, der seine Gefühle, wenn er ihnen nicht kann die Zügel schießen lassen, nachdem er sie eine Weile an der Stange gehalten, einen koketten kurzen Trab gehn und elegante Pirouetten schlagen läßt, um sie im geeigneten Augenblicke in das sichere Gehege der verantwortungsfreien Schicklichkeit wieder einzusperren.

„Eine sonderbare Frage, mein gnädiges Fräulein," sagte er, seine Stiefelspitzen betrachtend.

Sie stützte die linke Hand auf den Tisch, neben dem sie standen, und begnügte sich, ihn verwundert zu betrachten. Dies — ja — dies war jetzt am Ende der große, sonderbare Augenblick, in dem alles um sie herum zusammenbrechen würde — aber Herr Landolf drehte sich schon ihr zu, um weiter zu sprechen.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich habe nie ein Hehl gemacht aus der tiefen Bewunderung, die ich für Ihr Talent, aus der warmen Freundschaft, die ich für Ihre Person empfunden habe. Aber —

lieben — mein Gott, wenn Sie es so nennen wollen — ich nenne es nicht so. Die Sache ist die: ein Mann, der eine Frau hat, liebt überhaupt nicht eine andere. Sie würden das verstehen, wenn Sie einen Augenblick lang ein Mann sein könnten, wenn Sie begriffen, daß bei uns lieben so viel als besitzen wollen heißt. Aber ich weiß es wohl, es besteht in der Art der Empfindungen überhaupt eine Inkongruenz in der männlichen und der weiblichen Seele," fuhr er in einem anscheinend behaglich überlegenen Tone fort, indem er einen Stuhl ergriff und ihn auf einem Beine tanzen ließ. „Sie setzen nur zu gern Ihre ganze Persönlichkeit ein, wo wir nur mit einem Teile der unseren haften. Darum verstehen sich die Geschlechter überhaupt niemals ganz. Aber gerade darin, möchte ich behaupten," sagte er mit einem leichten Zucken der Nasenflügel und indem er sie mit einem eigentümlichen flirrenden Glanz in den Augen ansah, „gerade darin liegt der eigentliche Reiz des Verkehres von Mann und Weib, in diesem Sichverstehenwollen und niemals ganz Verstehenkönnen, in dieser Möglichkeit, Rätsel zu lösen, zu denen uns die eigene Natur den Schlüssel nicht gibt, Erfahrungen zu machen, die zu begreifen wir zugleich den Sinn erst entwickeln müssen. — Mein gnädiges Fräulein — ich versichere Sie meiner ungeteiltesten Verehrung." Und mit einer eleganten Wendung stand der Stuhl zwischen ihnen. Landolf Schmidt lächelte, ein bedeutungsvolles, stolzes Lächeln wie einer, der soeben eine kleine Heldenthat vollbracht hat. Aber sein abgewandter Blick bestätigte dieses Lächeln nicht.

„Es geschah also wohl hauptsächlich, weil Sie mir die Möglichkeit gönnten, weitere Erfahrungen zu machen, daß Sie mir Herrn Professor Wolter empfahlen," sagte Eva, die ihm die ganze Zeit über ruhig zugehört, die Augen unverwandt auf sein Gesicht geheftet hatte.

„O nein — auch — weil ich Sie gern hierbehalten wollte."

Eva klopfte ihren Fächer auf und zu. Dann sagte sie: „Wie nett von Ihnen! — um mit Ihrer Frau zu sprechen. Übrigens habe ich dank Ihrer Offenheit und Gesprächigkeit noch soeben reichlich Gelegenheit gehabt, meine Kenntnisse und Einsichten zu bereichern, bemühen Sie sich in Rücksicht fernerer derartiger Gelegenheiten weiter nicht zu Herrn Wolters Gunsten. — Ganz nebenher: ich glaube an Ihre Theorie von der Verschiedenheit der Empfindungsweisen nicht ganz. Machen wir wenigstens im rechten Winkel zu dem Ihren einen andern Schnitt durch die Menschheit: auf der einen Seite stehen dann die Menschen mit starken, großen, sie über sie selbst hinaushebenden Gefühlen und der Kühnheit, sich zu ihnen zu bekennen; auf der andern Seite die, welche solcher Gefühle entweder nicht fähig sind oder nicht fähig, sie einzugestehen, ängstlich bemüht, sich nur zu jeder Stunde innerhalb der Gesetze zu halten. Mein verehrter Freund — ich — in der That, ich hatte den Mut, eine große Empfindung zu hegen, und ich habe noch den andern, sie einzugestehen: ich habe Sie sehr geliebt."

Und mit einem leichten Kopfnicken ging sie hinaus.

Finsteren Blickes sah er ihr nach. Er hätte sie in diesem Augenblicke gern gehaßt.

Im Salon standen die Gäste in verschiedenen Gruppen plaudernd herum. Eva näherte sich derjenigen, in welcher es am muntersten herging. Inmitten eines Kreises von Herren und Damen stand da eine Dame, die sich mit allen in Widerspruch zu befinden schien, eine schlanke Frau mit lebhaften dunklen Augen, die nicht mehr junge Frau eines nicht mehr jungen Privatdozenten, der infolge verschiedener ungünstiger Konjunkturen nicht hatte befördert werden können. Eva erinnerte sich, daß von ihr behauptet wurde, sie schriebe Bücher, in denen niemand die weibliche Feder wiedererkenne. Diese Dame hatte eben eine ganze Handvoll Paradoxe unter ihr kleines Auditorium geschleudert als z. B. alles Kleine werde erkauft, alles Große sei immer ein Geschenk; der Hauptwert der Ehe sei der Erfahrungswert (worin sie sich Herrn Landolfs Meinung anzunähern schien); die Frauen besäßen mehr Verstand als die Männer und diese mehr tiefes Gefühl; alle Liebe und Freundschaft beruhe auf der Tendenz, geistige Werte um uns herum zu erzeugen, und was wir an andern liebten, hätten wir ihnen selbst vorher beigelegt; und was dergleichen Ketzereien mehr waren, die lebhaften Widerspruch fanden, gegen den sie sich doch geschickt genug zu wehren wußte. Eva hörte diesem Wortgefecht eine Weile zu, beteiligte sich auch

mit einigen Repliken daran und wandte sich dann weiter.

Dabei bemerkte sie Walter, der etwas abseits stand und sie mit einer Art trauriger Begehrlichkeit ansah, denn er hatte saeben van Herrn Landalf erfahren, daß er sich das Lasciate ogni speranza zu Gemüte führen müsse. In dem Augenblicke aber, da seine und Evas Blicke sich trafen, wandte er sich errötend ab. „Eitelkeit, dein Name ist —" murmelte Eva. Denn in der Bitterkeit dieser Stunde nahm sie an, daß die verletzte Eitelkeit in dem Dichter-Gelehrten größer sei als das Bedauern über ihren Verlust.

Es war Eva angenehm, daß eben jetzt „Magnifizenz geruhen" auf sie zurauschte und sie anredete.

Die Dame war sehr gütig. Sie sagte etwas über die ausgezeichnete Qualität der eingekachten Früchte, die ihnen von Frau Baurat Schmidt waren vargesetzt warden, kam dann auf Gelees und Marmeladen zu sprechen und hielt zuletzt einen wahrhaft königlichen Vortrag über die Einrichtung von Speisekammern im allgemeinen und der ihren im speziellen.

Auch diese Kammerrede ließ Eva über sich ergehen — sie war nicht die Persan, die sich nicht zu beherrschen verstanden. Aber es überkam sie etwas wie ein Heimatsgefühl, als sie sich zu Prafessar Reinthaler retten durfte, der sich gründlich langweilte und, erfreut, sie eine Weile für sich zu haben, die Gesellschaft bissig genug glassierte. Sie lachte dazu, und dann lachte sie wieder darüber, daß sie lachen konnte. Dazwischen trank man Champagner, echtes Bier und endlich Kaffee und gelangte sa glücklich ans Ende des „reizenden" Abends. —

An dem Schlußdessert, das die Zurückbleibenden allein einzunehmen pflegen: der Kritik des Abends und der Gäste, beteiligte sich Eva nicht. Als die letzten gingen, zag sie sich in ihr kleines Zimmer zurück.

XIII.

Dort wurde ihr eine unangenehme Überraschung zu teil. Die Dienstmädchen hatten den Raum, vielleicht auf Befehl der Hausfrau, als Speisekammer benützt, graße Batticke mit Eis dort aufgestellt, die Fenster geöffnet und zuguterletzt, weil es sehr kalt darin gewarden war, im Ofen ein Feuer angemacht, an dessen Glut sie zugleich den Kaffee gekacht haben mochten. Wenigstens roch es stark darnach, und übrigens war das Zimmer in einer unerträglichen Weise überheizt. Sie kleidete sich nm, riß die Fenster auf und lehnte sich hinaus.

Sie wünschte, sie hätte weinen können, aber sie kannte nicht. Sie wünschte, irgend einen bestimmten physischen aber seelischen Schmerz zu empfinden, aber es gelang ihr ebensawenig. Sie sah nach dem Sternenhimmel und sie dachte daran, daß jeder von diesen glänzenden Punkten ein, wie man sagte, fest im Äther beharrender Weltkörper sei, einige unter ihnen aber rotierende Planeten. Sie sah einige Walken und erinnerte sich, daß sie zusammengeballte Dunstmassen seien, der sichtbar gewordene Atem der Erde, der van ihr aufgestiegen, um sich in den Höhen zu verdichten und van dart endlich wieder als Regen herabzutropfen; man rechnete das unter den Kreislauf der Natur. Dann fiel ihr Blick auf ihre Hand und sie dachte an das Handskelett, das sich darin befinde, an die Streck- und Beugemuskeln, an die Blutcirkulatian und an die feinverzweigten Nervensäserchen, die unsern Fingerspitzen ein besonderes Tastgefühl verleihen. Und das alles verwunderte sie. Sie merkte, daß ihr mamentan die Fähigkeit abging, irgend welche Eindrücke zusammenzusassen, daß es ihr unmöglich war, den wolkenumschleierten, bestirnten Himmel als etwas Allgemeines, etwas das auf unsere Stimmung wirken, unser ästhetisches Empfinden berühren könne, zu begreifen. Sie hatte allen Zusammenhang der Dinge verloren, alles fiel auseinander, und jedes einzelne war grell, schreiend, eckig. Es war ein unerträglicher Zustand. Indem sie an Landalf Schmidt dachte, hatte sie eine Art geistiges Dappelsehen. Wie wenn wir die verschiedenen Gesichtseindrücke eines und desselben Gegenstandes in stereoskapischen Bildern auseinanderlegen und uns vergeblich bemühen, sie zu einem Bilde zu verschmelzen. Sie kannte den Augenpunkt nicht finden, van dem aus sie diesen Mann als einen begreifen kannte. Und darin lag etwas unerträglich Quälendes. Diesem Doppelbildnis aber entsprachen die Gefühle in ihrer Seele. Ihre Liebe zu ihm konnte die Empfindung verächtlicher Geringschätzung nicht überwinden, diese nicht eine Neigung,

in der sie sich so lange berauscht hatte, die ihr zum Lebenselement geworden war.

Welches merkwürdige Gefühl! wesenlos in seiner unheimlichen Stärke, rein subjektiv und doch ganz und gar auf ein anderes Ich gestellt, zugleich quälend und beschämend und sie über alles beglückend und erhöhend. Hatte er recht gehabt, daß die Geschlechter andere Empfindungsgesetze haben oder war der Unterschied, mit dem der eine etwas als eine Art Sport betreibt, was dem andern das Leben gilt, individuell? Hatte die Privatdozentin recht, die behauptete, alle Liebe und Freundschaft beruhe auf der Tendenz, geistige Werte um uns herum zu erzeugen, und was wir an einem andern liebten, hätten wir ihm selbst vorher beigelegt? oder gab es eine Kraft, die von einem andern ausströmend, unser ganzes Wesen erfaßt? Ist die Liebe ein brutaler Eingriff der Natur in uns, um uns in unserem mühevollen Individualisierungsprozesse zu bedrohen, indem sie uns an das Allgemeine kettet, oder ist sie eine überirdische Gewalt, die wie mit der Kraft eines Flügelpaares uns überschwenglichen Gedanken, Anschauungen und Entwürfen nahe bringt? Aber indem sie darüber nachsann, glich sie einem, der das Wasser fahen möchte, das durch seine Hand rinnt — da er die Welle zu *fassen* meint, ist sie ihm längst entglitten; eine Flut, gewaltig und stark genug, ihn zu tragen oder ihn zu verderben, entschlüpft sie doch wie ein Unkörperliches seinen hastigen Fingern.

Aufgeregt, müde, verzweifelt schloß sie endlich das Fenster und legte sich zu Bett.

Aber sie konnte nicht schlafen. Wenn sie die Augen schloß, sah sie immer nur das eine, sie hielt sie lieber offen und richtete die Blicke fest auf die Decke, wo sie ein wunderliches Spiel beobachtete. Der Feuerschein aus dem Ofen warf flackernde Lichter dahin, lange blutrote Streifen jetzt, jetzt von wolkigen Schatten durchkräuselte Flecke, die plötzlich eine Finsternis verschlang, bis die Finsternis wieder kleine glitzernde Funken durchschossen, und endlich voller Lichtschein das Zimmer dämmernd erhellte, daß Möbel und Kleider ungeheuerliche Gestalten annahmen.

Dort aus dem Winkel tauchte es auf und kam langsam auf sie zu, nicht mit Schritten, sondern als ob es über den Boden hinschwebte, und grüßte sie und sah sie an mit leuchtenden Augen und lächelnden Lippen. „Es ist dumm, sehr dumm," sagte sie für sich, „aber als ich die Gräfin Bernstein malte, hat sie mich einmal als Alp gedrückt, und die kleine Anna Hart erschien mir im Traume als Zwillingspaar, das ist so, es ist von der dummen Malerei." Aber es war doch noch anders. Denn sie träumte ja gar nicht. Und jetzt war es ganz dicht neben ihr, sie hörte eine Stimme flüstern und sah dicht vor sich diese Lippen, auf denen ein dürstendes Verlangen nach den ihren lag. Verwünschter Spuk! Sie schlang die Arme um ihre Kissen und drückte den Kopf hinein, aber was half es? Und dabei hämmerte es in ihren Schläfen, ihr Herz zitterte, Empfindungen von süßer Qual, heiße Wünsche, die sie nie gekannt, die ihr ein Grauen vor ihr selbst einflößten, erwachten in ihr. Es war furchtbar, dieses Alleinsein mit einem visionär geschauten Wesen, das sich jedes Gedankens ihrer Seele, das sich ihres Blutes bemächtigt hatte, das ein Teil ihres Ichs geworden war, vor dem es nirgends Rettung gab und — das ihre Gefühle nicht einmal erwiderte. Ein Gefühl von Ekel überkam sie, ein Gefühl des sich selbst Verlorenhabens, das sie unerträglicher fand als alles bisher. Welche wahnsinnige Inkonsequenz, daß sich eine beinahe ätherische Neigung bis zur rettungslosen Leidenschaft steigern konnte in eben dem Augenblicke, der sie hätte ernüchtern, der sie sich selbst hätte zurückgeben sollen.

Sie sah Landolf Schmidt, wie er, den Stuhl balancierend, ihr den kleinen Vortrag hielt über die verschiedene Empfindungsweise der Geschlechter und hatte jetzt sogar ein noch stärkeres Gefühl als vorhin von dem, was das Charakteristische dieses Moments ausgemacht: für das gesucht Lässige, das Geistreichelnde, für das frivole Spielen mit Empfindungen und Begriffen. Gleichzeitig fiel ihr die Bemerkung der Baurätin über die Gewitter in Dresden ein, und es überkam sie die Vorstellung, daß die kleine Dame mehr wisse, als sie sich den Anschein gab. In welchem Lichte mochte sie ihr dann wohl erschienen sein? Wußte sie doch, daß es die Wonne kleiner Naturen ist, große herabzuziehen und diejenigen, die sie aus liebenswürdiger Angewohnheit öffentlich entschuldigen, in ihrem lieben Gemüte doppelt zu

verdächtigen. Beteiligten sich Herr Landolf und Frau Adelheid vielleicht gemeinsam an dem liebenswürdigen Sport, dessen Gegenstand sie war? Sie gefiel sich jetzt fast darin, ihre eigene Seele durch den Schmutz anderer zu ziehn und sich selbst herabzusetzen.

Aber das ertrug sie doch nicht lange. Sie suchte nach einem Ausgleich. Sie war überzeugt, es müsse einen Punkt geben, von dem aus sich alles müsse lösen lassen. Sie glaubte einen Augenblick daran, daß es ihr gelingen müsse, den Widerstreit in ihrer Seele zu unterdrücken, wie der Hauch die Flamme einer Kerze auslöscht, durch die Anwendung einer Kraftanstrengung, die hinreichend groß wäre, Entgegenstehendes zu überwinden. Höchstes Maß der Qual: wollen wollen und nicht wollen können, diese äußerste Ohnmacht gegen uns selbst! Und in diesem Augenblicke erlebte sie eine Art Zusammenbruch ihrer ganzen Denk- und Empfindungsweise, wie sie sich in den letzten Wochen gesteigerten inneren Lebens herausgebildet hatte. Mit dem heißen Drange der Künstlerseele, sich zu entwickeln, in sich aufzusaugen, sich zu assimilieren, was das Leben als groß und bedeutungsvoll nahe legt, hatte sie sich ihrer Liebe hingegeben — jetzt schwieg die Künstlerin in ihr, mit grausamer Reaktion bemächtigten sich ihrer die starken sozialen Empfindungen, die eine Zeitlang in ihr latent geworden waren. Sie hatte kein Recht an die Liebe dieses Mannes: Diebstahl, Raub war es gewesen, wenn ihre Seele sich verlangend der seinen bemächtigt. Unter einem „Schein des Rechten," wie der Katechismus sagt, hatte sie geglaubt, sie an sich gefesselt halten zu dürfen, in Geringschätzung derer, die alle legitimen Rechte an sie hatte, und deren Geringschätzung sie um so gerechter jetzt traf. Mit unsäglichem Schmerze erfuhr sie diese Wandlung, bereit wie alle starken Naturen, sie aufs äußerste in sich zu steigern, ihre stolze Seele durch allen Schlamm der Selbsterniedrigung zu schleifen, doppelt und dreifach mit bewußter Qual die Augenblicke stolzen Glückes, die sie sich angeeignet, zu büßen.

Endlich glaubte sie diesen Zustand nicht länger ertragen zu können. Ihr ganzes Wesen verlangte nach ein paar Stunden Ruhe und Schlaf, nach ein paar Augenblicken wenigstens der Beruhigung. Sie machte noch einmal Licht, stand auf, warf ein Morgenkleid über und eilte nach dem Schube, in dem noch einige Sachen lagen, die sie noch nicht eingepackt hatte. Es befand sich ein Papier mit Morphiumpulvern darunter, die ihr einmal waren verschrieben worden, Pulvern, auf die es sich sehr, sehr gut schlief. Sie würde freilich müssen heut eine etwas reichliche Dosis nehmen, um ihre überreizten Nerven zu beruhigen. Gut, sie that es. Nachdem sie das bittere Zeug hinuntergeschluckt hatte, warf sie einen Blick in den Spiegel, der ihr gerade gegenüber hing. Ein blasses Gesicht mit fieberhaften, unruhig flackernden Augen, mit verächtlich verzogener Oberlippe starrte sie an, ein Gesicht, das sie haßte.

Dann legte sie sich in den Kleidern aufs Bett und löschte das Licht wieder aus.

Nach einiger Zeit überkam sie eine wohlige Empfindung, eine Ruhe und Leichtigkeit, ein süßes dämmerndes Wonnegefühl, ein Entzücken. Wunderbar, ganz wunderbar!

Oben huschten die Glutstreifen hin und her und tanzten die roten Kringel, lösten sich auf in Schatten und quollen aus dem Dunkel herauf. Dann stiegen sie aufwärts, immer höher. Wie merkwürdig, die Decke öffnete sich, und sie stiegen immer noch, bis an die Wolken. Da war es Tag, heller Tag. Und dazu eine Luft wie im Frühlinge. Leuchtende Wolken, silberweiß, und ein Licht, das aus der Höhe brach und sie umflutete, unerschöpflich, wonnevoll. Sie wandelte jetzt auf den Wolken, weich und köstlich. In der Luft schwammen Blumen an nickenden Stengeln, und Ranken zogen sich — dahin und dorthin — ah und ein Duft — eine Kühlung — und in dem zitternden Lichte ein überirdisches Farbenspiel. Ob sich das wohl malen ließe? Das waren die Farben, von denen unsere trübe Abbilder sind — und alles flutete durcheinander, teilte sich wieder und zerrann in helle Luft. Jetzt stand sie vor der Sonne, ganz dicht, sie blendete sie nicht, sie konnte hineinsehen, lange und ruhig. Dahinein würde sie die Pinsel tauchen — ah, welch ein Gemälde! — Jetzt — still — eine Musik, auf tönenden Sonnenstrahlen von unsichtbaren Geistern gespielt, oder von selbst ihnen entströmend. Denn es war niemand da — niemand — die weiten Himmel leer — wie selig dieses Alleinsein! — Jetzt weite grüne Matten — goldglänzende

Der gestörte Apfeldieb. Gemalt von M. Lebling.

Bäume — Büsche, die sich zur Laube wölben, himmlisch umduftet — und drinnen Dämmerung, süße Dämmerung, in der sich's wohlig ruhen ließ nach dem Gange durch die Ewigkeiten. Sie würde die Augen schließen — hingestreckt auf ein weiches Pfühl. Wie wohl, wohl! Aber was war das? sie war nicht allein, sie fühlte ein Klopfen wie von Herzschlägen, ein Atmen wie aus lebendiger Brust, fühlte sich festgehalten von starken Armen. Sie sah nichts mehr, hörte nichts, sie empfand nur eines — seine Nähe, ihr zärtlich zugesellt. Gefühl ist alles. Und so stiegen sie aufwärts, auf, auf durch Himmel und Überhimmel in die Unendlichkeit des Lichtes und der Schönheit. Da auf einmal — ein grauser Sturz, rasend, unaufhaltsam — das war der Tod, war die ewige Nacht — die Nacht in seinen Armen. Und nun wieder ein Lichtmeer, glühend und gewaltig, rot wie die Abendsonne und dabei wonnesam kühl. Und in dieser flammenden Kühle verbrannte ihre Seele. O, wie war das köstlich!

Welcher Traum!

Oder hatte sie nicht geträumt? Nein. Sie hatte ja gar nicht geschlafen, sie saß ja aufrecht auf dem Bettrande, die Hände fest um die Bretter geklammert und starrte mit offenen Augen in die Ofenglut. Das war die Sonne, war der Tod gewesen. Sie stand auf. Es war ihr so wirr, so wunderlich, so frei und doch so beengt; nicht beengt, so — so — als müsse sie irgend einem fremden Willen gehorchen, der ihr dies oder jenes zu thun befehlen würde. So schwankte sie zum Feuer, immer lächelnd darüber, daß es so schön sei zu sterben, ergriff das Schüreisen — sonderbar, es sah aus wie ein Lilienstengel — und zerrte die Ofenthür auf. Ah! das war eine Pracht! wie es dort glühte und loderte, und kleine blaue Flämmchen zierlich von den leuchtenden Kohlen aufstiegen! sie tanzten und wirbelten zum Schornstein hinauf — kein Rauch, kein Qualm, alles Glanz und Schönheit. Sie nahm die Schaufel und legte die Kohlen auf den Eisenvorsatz. Immer mehr. Warum denn? Ah, sie wußte es ganz gut. Ihnen entströmte der Gluthauch, der der Tod war, hundert kleine glänzende Pfeile, die das Haupt vergifteten, das Herz lähmten, schossen daraus hervor. Da ihre Seele einmal tot war, sollte es ihr Leib auch sein. Der Tod ist stark. Er überwindet alles, auch den Haß gegen sich selbst, den Ekel vor sich selbst. Die Liebe aber ist stärker als der Tod, heißt es in der Bibel. Doch in der Bibel steht viel!

Dann legte sie sich nieder.

Alles Licht, Licht, Licht und unendliche Wonne und kein Erwachen daraus.

XIV.

Dann kam eine Zeit, wo die Dienstmädchen eilig auf und ab liefen, wo ernsthafte Doktoren aus und ein gingen, wo Professor Reinthaler in verbissenem Groll, der seine Besorgnis nicht sollte merken lassen, im Salon saß und auf die Modeblätter Frau Adelheids starrte; wo die Baurätin, ganz Milde und Weiblichkeit, auf den Zehspitzen durch die Stuben schwebte oder an einem frischüberzogenen Bette saß, wo sie Tränke zu mischen und Umschläge zu machen hatte; wo Professor Wolter seinen Stock ganz aufrichtig stehen ließ und Landolf Schmidt mit einer finstern Katzenjämmerlichkeit an die Scheiben trommelte oder um die Morgenauer Dämme lief.

Aber auch diese Zeit ging vorüber.

Und endlich geschah es wirklich einmal, daß eine hochbepackte Droschke vor der Thür stand, in die Reinthaler seine Schutzbefohlene, sehr blaß, sehr stolz und sehr vornehm aussehend, mit der Umsicht und Sorgfalt einer Kinderwärterin hineinpraktizierte, während Herr Landolf nach einem kurzen, freundschaftlichen Abschiede, dessen Natur Eva festgesetzt hatte, hinter dem Fenster stand und mit düsterer Miene hinabsah, Frau Adelheid aber lächelnd — diesmal mit einem ganz neuen, ganz unbeschreiblichen Lächeln — im Polsterstuhl lehnte.

„Das gute Tierchen," sagte sie in dem Augenblicke, als sie den Wagen unten fortrollen hörte. „Aber doch merkwürdig, wenn man sich bedenkt: ein so prächtiges, so gescheites, so talentvolles Mädchen — und — konnte so thöricht sein! So herzlich thöricht!"

Herr Landolf schwieg.

„Nun, zum Glück ist ja alles gut abgelaufen, und — verdenken — verdenken kann ich's ihr ja eigentlich auch nicht. Ich meine, daß du ihr so gut gefallen hast. — Wie man übrigens sieht, verleiht dein Titel dir bei solchen Versuchungen doch nicht die

mindeste Würde," fuhr sie gut gelaunt fort, „und ich muß mich wohl darauf gefaßt machen, daß es noch 'n fünf, sechs Jahre dauern wird, bis du mal aufgehört hast, Herzen zu brechen. Die armen Dinger!"

Herr Landolf schwieg noch immer.

Die Regierungsrätin zupfte mit geschickten Fingern das blonde Toupee über ihrer Stirn zierlich auf und lächelte in einer noch etwas höheren Tonart sozusagen. Dann, ihre Häkelarbeit ergreifend, setzte sie mit einem schlauen Augenblinzeln hinzu: „Nun jedenfalls — sei es nun wie es wolle — bekommen wir billig ein gutes Bild, und — das ist ja die Hauptsache."

„Wolle Gott, daß, wenn du wieder einmal Projekte über ersparte Gelder machst, die Sache besser abläuft," sagte er unwirsch, rannte hinaus, nahm seinen Hut und schickte sich zu einem Spaziergange an.

„Jetzt bekomme ich natürlich die Vorwürfe," sagte die kluge Puppe für sich, höchlichst belustigt. „O, diese Männer! — Nun, wir werden uns wieder beruhigen, ein Spaziergang zur rechten Zeit thut Wunder, und wenn er nicht helfen sollte, so werde ich uns eine Woche nach Berlin spedieren." — —

Die beiden Düsseldorfer Kollegen dampften indessen der Heimat zu.

Ein paar Stunden lang recht schweigsam, die Blicke niedergeschlagen oder hinaus gerichtet, wo Bäume und Sträucher tanzend vorüberflogen, die Telegraphendrähte auf- und niederstiegen, herbstliche Stoppelfelder sich dehnten oder kleine Ortschaften um ihre Kirchlein wie eine ängstliche Brut um ihre Mutterhenne geduckt lagen.

Dann, nachdem sie schon viele Stunden gefahren waren, geschah es, daß Eva plötzlich die gute, große Hand, die ihr bald Eau de Cologne, bald Rotwein, bald Pastillen hinhielt, fest umklammerte und ihren Kopf auf die Schulter ihres etwas ungeschlachten Begleiters legte. Der streichelte ihr mit der Rechten das Haar und die Wange und sagte:

„Na, Dummheiten gemacht — bald gründlich — gelt? gehört auch mal zum Leben. Wieder vernünftig sein jetzt und tüchtig arbeiten — ja? Närrsches kleines Mädchen. Da, sehn Sie mal, das liegt dort hübsch, das Schloß am See, und die braunen Eichen daneben, sehr hübsch."

So fuhren sie weiter.

XV.

Ein paar Monate waren seit jenen Tagen in B. hingegangen. Im Reinthalerschen Atelier war, da der Spätherbst und Winter der Kunst viele schöne lichte Tage gegönnt hatte, fleißig gearbeitet worden. Hier stand das Porträt einer jungen Dame in rosa Atlaskleid; Stoff, Brüsseler Spitzen, Fächer, Perlenhalsband, alles brillant gemalt, das Gesicht von zarter Frische, die Augen seelenvoll, der geistige Ausdruck gleich Null; das Porträt einer kleinen Komtesse, von einem der talentvollsten Schüler Reinthalers. Dort ein vortreffliches Bild „der Schäfer putzte sich zum Tanz," ein ländliches Erntefest unter der Linde, in dem der Künstler den Charakter einer verführerisch berauschenden Tanzweise in so packender Weise in dem Gesichtsausdrucke des jungen Dorfvirtuosen wiedergegeben hatte, daß das Bild, das auch sonst große Vorzüge in Beleuchtung und Kolorit besaß, nach Professor Reinthalers Verheißung das glücklichste Aufsehen machen würde. Dann ein Kreuzgang mit Mönchen, ausgezeichnet schöne und charaktervolle Köpfe, unter denen sich besonders der eines jungen Laienbruders hervorthat; dort das Porträt eines berühmten Geigenvirtuosen; hier Kartons und Entwürfe von des Meisters eigener Hand, an der Hinterwand aber das zwar längstvollendete, aber der Welt noch immer vorenthaltene Löwenbild. Ein wundervolles Gemälde, überwältigend in seiner großartigen Stimmung, von vollendeter Naturwahrheit und tiefer Symbolik zugleich.

Und da war auch das Kniestück des Herrn Regierungsbaurats. In prachtvollem breitem Goldrahmen hob sich Herr Landolf plastisch, in beweglichster Lebendigkeit von dem mattgehaltenen Hintergrunde ab. Von seinem schönen, geistvollen Kopfe strahlte, schien es, ein eigenes Licht aus, sein Blick war stolz und bedeutend, um den Mund lag etwas von der bestechenden Liebenswürdigkeit, die er so vortrefflich zu entfalten wußte. Das alles war von dem Bewußtsein jedes Laien nachzuempfinden. Aber wovon er sich nicht Rechenschaft geben konnte, war das, was wunderbar in diesen Zügen flimmerte und lebte als der Ausdruck verschwiegenster Regungen, die keiner zu benennen wußte, als ein Gemisch von Eitelkeit und Tiefe, von Frivolität und Größe.

Ihre Kollegen wußten, daß Eva von Wendelin sämtliche Aufrisse der Bauten ihres Modelles studiert, daß sie fünf Wochen in seinem Hause gelebt habe, aber sie fanden es trotzdem „formidabel," daß sie ein so packendes Bild hatte schaffen können, ein Bild, dem gegenüber jeder das Gefühl hatte, mehr wiedergegeben zu sehn, als er selbst begriffen hätte. Daß es auch technisch auf der Höhe der Kunst stand, war allen außer Zweifel. Die Malerin genoß die größte Hochschätzung. Wer sie in ihrer kühlen vornehmen Ruhe, in ihrer eigentümlich vergeistigten Schönheit sah, verglich sie gern mit einer der strengeren Musen.

Professor Reinthaler hatte die künstlerische Entfaltung seiner Lieblingsschülerin mit ebensoviel Freude als Verwunderung gesehen, manches freundliche und anerkennende Wort war darüber gefallen, manches speziell über das Porträt, das ihr eminentes Können offenbart hatte. Jetzt, da es bereit stand, das Atelier zu verlassen, schien er noch einmal mit ihr eingehend darüber reden zu wollen. Wenigstens hatte er sie am Schluß einer Atelierstunde gebeten, noch einen Moment zu verziehen.

So war sie denn geblieben und wartete, an das Fenstergemäuer gelehnt, auf das, was er sagen wollte.

Reinthaler stand vor ihrem Bilde, d. h. vor Herrn Landolfs Bildnis, strich sich den Bart, warf ihr einen kurzen Blick zu, ging dann, die Hände auf dem Rücken verschränkt, auf und ab, blieb wieder vor dem Porträt stehen und sagte endlich: „Ich möchte einmal frei von der Leber herunterſprechen, Fräulein Eva — darf ich?"

„Ich bitte sehr darum."

„Ich weiß nicht," fing er an, indem er seine Promenade wieder aufnahm, „ob Sie noch etwas von dem Tendre für das Original dieses Bildnisses haben — dann dürfte es Ihnen manche bittere Stunde die Zeit über gemacht haben. Aber das weiß ich: eine gewöhnliche Verliebtheit oder Schwärmerei ist's nicht, aus der heraus man solche Meisterwerke schafft. Und wenn auch — lassen Sie sich das bissel Elend nicht reuen, Mädchen, das Sie etwa davon gehabt haben — es hat sich bezahlt. Sie werden es selbst gemerkt haben: wenn wir dem, was uns in der Seele zwackt, nicht unterliegen, so ist's gerade das, was uns stark macht. Stark — und doch auch — menschlicher. Daß Sie Ihre stolze, spröde, leidenschaftslose Seele einmal so untertauchen mußten in den Strudel einer herzlich närrischen und hoffnungslosen Liebe — sehen Sie — das war Ihnen halt gesund. Freilich mocht's Ihnen unbequem sein: und einigen moralischen Kater mag's Ihnen auch gemacht haben! Und hart weh thun mocht's Ihnen, zu merken, daß die Menschen — das heißt, wenn ich zu weit gehe — —"

„Nein, nein, sprechen Sie nur."

„Also: daß die Menschen soviel lumpiger sind, als Sie dachten. Aber — haben andere ihr Spiel mit uns oder ihren Vorteil gehabt und sind wir uns selbst einmal schwächlich vorgekommen — und ewig unangefochten geht keiner durchs Leben — so haben wir von dem allen unsere Vorteile auch, künstlerische und moralische. Diese Reife, diese Menschenkenntnis, eine solche Fähigkeit, Menschen zu gestalten, hätten Sie nie erworben, ohne die tiefen Einblicke in Ihr eigenes und anderer Herzen. Denn denen, die die Kunst lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Wie?"

„Gewiß."

„Nun zu den Ewig-Salzsäuligen unter den Weibern gehören Sie auch am Ende nicht. Also was ich sagen wollte — wer zuletzt lacht, lacht am besten. Das hier — ist Ihr Triumph. Was Sie damit geschaffen haben — mit diesem Herrn Mossiöh — damit können Sie sich unsern besten Meistern an die Seite stellen. Sie können jetzt alles malen, was Sie wollen, denn Sie haben bewiesen, genau bewiesen, daß Sie in der That das sind, was man eigentlich sein muß, um in einer Kunst etwas Großes leisten zu können — nämlich ein Genie."

„Vielleicht war ich es aber nur das eine Mal," sagte sie leise, indem sie so wenig die Erregung ganz bemeistern konnte, die sie ergriffen hatte, als es Reinthaler geglückt war, in seiner rauhen, abgebrochenen Sprechweise den Ton trockener gelegentlicher Bemerkungen aufrecht zu halten.

Er sah sie an. „Warum nicht gar. Man ist nicht in einer und derselben Sache einmal ein Genie und dann ein Esel. Wie ich Ihnen sage: meiner Meinung nach können Sie jetzt malen, was Sie wollen. Brauchen mich auch nicht mehr dazu."

„Ich danke Ihnen für alles, was Sie

mir in dieser Stunde gesagt haben," sagte Eva in tiefer Bewegung. „Es hat mich beglückt als der Ausdruck reicher Lebenserfahrung sowohl als innerlichster Teilnahme an mir, und weil ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen in allem, was Sie denken und thun — — Aber —"

„Nun?"

„Sollten denn Ihre letzten Worte eine Andeutung sein, daß ich Ihr Atelier jetzt zu räumen habe?"

„Was? Herr des Lebens, was sind Sie mißtrauisch! Ich werde Ihnen sagen: Sie sind ein Genie, aber ich schmeiß Sie hiermit zum Tempel hinaus? Ich — Sie? Ich habe gesagt: Sie brauchen mich nicht mehr — aber deshalb — Sie da allein in Ihrer Bude hocken lassen? Und davon ganz abgesehen — brauch' ich Sie. Na ja — die Gewohnheit, wissen Sie. Würden mir verdammt hier fehlen."

Sie sah ihn froh und dankbar an.

„So bleibe ich."

Professor Reinthaler strich seinen Bart, blinzelte sie an, warf einen Blick auf Herrn Landolf Schmidt und ergriff dann Evas Hand. Dann führte er sie vor das große Löwenbild. Dort ließ er sie wieder los und trat zur Seite.

„Sehen Sie, Eva," sagte er endlich, „recht begreif' ich es doch nicht, warum Sie des Abends solo in Ihrer Stube herumsitzen oder auch — im Salon — unter den ledernen alten Jungfern Ihrer Pension, die Ihnen gern vorschwatzen möchten, Sie könnten nichts Besseres thun, als zu einer ihres Ordens einzuschnattern; indessen ich mich hier langweile oder in einem Café herumlungere. Schließlich — könnt' ich Ihnen doch vielleicht hin und wieder nützlich werden. Wie Sie z. B. neulich aus dem Theater kamen und von dem Laffen drangsaliert wurden — wie gut wäre es gewesen, hätten Sie ein paar Fäuste zur Verfügung gehabt! Nun denn — auf die Gefahr hin, noch einmal abgeblitzt zu werden — ich weiß es schon: ein Weib zum Suppekochen, Strümpfestricken und Kinderwiegen sind Sie nicht — aber Sie könnten mich immerhin heiraten. Eva — der Platz auf der Klippe neben mir ist noch leer — ich halte Ihnen nochmals die Hand hin, springen Sie hinauf — Gott weiß es, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Ich weiß es auch," sagte sie leise. „Aber wie könnte ich die Vorteile einer Stellung annehmen dürfen, ohne ihre Pflichten zu erfüllen. Wenn ich aber ihre Pflichten übernehme, was würde aus der Kunst?"

Er warf ihr einen Blick zu, den sie nicht gewahrte, einen langen, bedeutungsvollen Blick — brachte er doch in diesem Augenblicke ihr und der Kunst das schwerste Opfer, denn er liebte sie weiß Gott nicht bloß väterlich.

Und nun klang es beinahe rauh, als er sagte:

„Die Kunst — zum Teufel — die Kunst ist das Schwert, das zwischen uns liegt. Sind Sie's so zufrieden?"

„Großmütigster!" rief sie. Und dann umschlang sie seinen Hals und küßte ihn auf die Wange, und ihre Thränen rannen in seinen Bart.

Er machte ein komisches Gesicht dazu. Dann sagte er trocken: „Na, weinen Sie sich nur aus, Kleine, weinen Sie nur, wenn's Ihnen rührend zu Mute ist. Wir stehen jetzt zusammen oben auf der Klippe, aber es schadet nichts, wenn ein paar Tropfen auf den Stein fallen." Und er zog sein Taschentuch heraus, das frisch und sauber war, trocknete ihr die Thränen ab und küßte sie auf die Stirn.

Dann standen sie Hand in Hand nebeneinander und sahen vorbei an der Löwengruppe, vorüber an Herrn Landolf Schmidt, vorüber am Tanz unter der Linde, weit, weit hinaus in eine lichte, goldige Ferne. Und unter ihnen in grauer Dämmerung lag die weite Wüste, die der Tummelplatz ist, die Jagdgründe und der Totenacker einer niedern Welt.

Türkiſche Lieder.

In freier Nachdichtung

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

„Inschallah!“

(„Wenn Allah will!“)

Wenn Allah will! — Lernſt du's aufrichtig ſagen,
Kannſt du die ſchwerſte Laſt — dich ſelbſt — ertragen!

Miskin.

(Der Ausſätzige.)

Und ob im Nachtigallenthale Lieder ſchmettern,
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!
Ob Goldnarziſſen knoſpen, duften und entblättern,
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!
Und ob du leſen willſt in Frühlingstulpenlettern,
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!

Jetzt blüht der Roſe Zeit — vor dir vergehn die Roſen,
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!
Jetzt glüht die Roſezeit — vor dir erſtirbt das Koſen,
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!
Du biſt das Hoffnungsloſeſte des Hoffnungsloſen:
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!

Wunſch heißt dir Frevel, Wunſcheswünſchen ſelbſt vermeſſen,
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!
Glück nennt ſich ‚Nichts‘ für dich, Beſitz heißt ‚Niebeſeſſen,‘
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!
Einſt gar verdorren dir grabſchattende Cypreſſen —
— Für dich ſchreibt meine Rieſenhand: Entſage!

Ikbal.

(Glück.)

Wer kann dich faſſen, wer kann dich halten,
Wer kann den Pfad dir, du Glatte, geſtalten?
Lichtſalamander und gleißende Schlange;
Wehe mir, wenn ich dein Raſten verlange!
Selig und herrlich dein flüchtiges Kommen,
Süßes Begrüßen und Abſchied genommen,
Raſches Begehren und ſchleichendes Sehnen,
Jauchzend Beginnen und Ende mit Thränen —
— — — — — — — — —
Überall ſchweifſt du in tauſend Geſtalten,
Wer kann dich faſſen — wer kann dich halten?

Serwi.

(Cypreſſe.)

So ſtarr wie du ragt auch mein Weh zur Woike,
Und findet nicht der Tröſtung ſanfte Töne,
Grabcypreſſe,
Es ſchweigt wie du, umkrächzt vom Rabenvolke,
Du, meine Freundin, ſtille, dunkelſchöne
Grabcypreſſe!
Dein ſchwarzes Zweigwerk gleicht den Gramgedanken,
— Gib Rat, der mich dem Daſein neu verſöhne,
Grabcypreſſe,
Und lehre mich, im Marke nicht zu wanken,
Ob auch des Windes Pfeifen mich verhöhne,
Grabcypreſſe!
Du ſetzeſt ſtolz dein Haupt dem Sturm zur Wehre,
Du, edles Vorbild feiger Unglücksſöhne,
Grabcypreſſe,
Ich flüchte, lebenskrank, zu dir, du Hehre,
Daß an der Grüfte Welt ich mich gewöhne,
Grabcypreſſe!

Kismet.

(Schickſal.)

Schickſal! Ich muß mich dir neigen und ſchweigen!
Schickſal — ich muß es ertragen,
Willſt du die Blüten ſchlagen
Von meinen Zweigen!

Schickſal! Ich muß mich dir neigen und ſchweigen!
Schickſal — ich kann dir's nicht wehren,
Knickſt du die früchteſchweren
Äſte der Feigen!

Schickſal! Ich muß mich dir neigen und ſchweigen!
Schickſal — in nebelnder Ferne
Lenkſt du der ewigen Sterne
Flimmernden Reigen!

Schickſal! Ich muß mich dir neigen und ſchweigen!
Schickſal — zum Staubkorn im Winde
Sprichſt du mit Dräuen: „Ich finde
Wieder mein Eigen!“

Indschü.

(Die Perle.)

Stiller Grabſtein im Cypreſſendüſter,
Den die Muſchel krönet, leer und golden,
Antwort gib dem Abendwindgeflüſter,
Das nach deiner Perle fragt, der holden,
Nach der Perle, die der Tod erkor,
Nach der Seele mein, die ich verlor —
— — — — — — — — —
Schweige, — ſchweige — Abendhauch im Thale!

Seele, meine Perle — fortgenommen
Hat zum Paradies dich eine Welle,
Und in Allahs Hand biſt du gekommen,
Daß ſein Odem, Matte, dich erhelle,
Daß dein Glanz ſich in die Kette ſchmiegt,
Die auf Allahs heiligem Herzen liegt —
— — — — — — — — —
Schweige, — ſchweige — Abendhauch im Thale.

Bergbesteigungen aus alter und neuer Zeit.

Von Professor Hermann Planck.

(Abdruck verboten.)

Ein freundlicher Stern hatte mich im vergangenen Sommer aus der glühend heißen ungarischen Pußta hinauf zu den luftigen Höhen der Karpathen geführt, wo malerisch inmitten dunkler Tannenwälder der grüne See von Csorba seine Wellen schlägt, umsäumt von einem Kranze schmucker Landhäuser und überragt von den majestätischen Gipfeln der hohen Tatra. Ein deutscher Wandersmann trifft dort neben Magyaren, Slovaken und Zigeunern auch noch biedere Landsleute in erfreulicher Anzahl, die in alten Zeiten aus dem Sachsenlande hierher eingewandert sind und bis auf diesen Tag deutsche Sprache und Sitte in ihren Dörfern treulich bewahren. So stieg ich denn am andern Morgen mit einem deutschen Führer bewaffnet empor zur „Meeraugenspitze," dem ungarischen Rigi, wie man seiner beherrschenden Fernsicht wegen den Berg mit Recht genannt hat. Die Sonne stand bereits im Mittag, als wir nach einem langen, anstrengenden Marsche — jetzt über wild durcheinander geworfene, riesige Granitblöcke, und jetzt über hart gefrorene Schneefelder — den schmalen Rücken der Spitze (2503 m) erreichten. Vor uns, zum Greifen nahe, stehen die kahlen, wildzerrissenen Felswände und schneelosen Kuppen, wie trotzige Riesen gen Himmel weisend, vom Krivan bis zur Lomnitzerspitze; nach Norden schweift das entzückte Auge über die Berge der galizischen Tatra bis weit hinein in die Ebene von Galizien, und unter uns, in einer schwindelnden Tiefe von 1000 Metern, glänzt das herrliche „Meerauge" im Widerschein eines wolkenlosen Himmels; nicht weit davon der große „Fischsee," beide wie in einer Muschel gebettet mit ihren wunderbaren, vom lichten Grün bis ins dunkelste Blau spielenden Wassern.

Ich wußte, daß vor fünfzig Jahren zum erstenmal ein menschlicher Fuß auf diesem Gipfel gestanden war, zum erstenmal ein menschliches Auge sich an diesem Anblick geweidet hatte. Mit welchen Empfindungen, so dachte ich weiter bei mir, haben wohl vor 900 Jahren jene deutschen Ansiedler emporgeschaut zu diesen Bergen, an deren Fuß sie ihre Hütten bauten und das magere Feld bestellten? Und abermals zurück um 1000 Jahre, als in den Tagen des Imperium Romanum die römischen Adler siegreich auch in diese Wildnis vorgedrungen waren — wie mag es vollends damals ausgesehen haben in diesem Hochgebirge, das erst in unserm Jahrhundert der Kultur und damit auch dem Strom der Touristen sich geöffnet hat, und das in seinen abgelegeneren Teilen heute noch von Wölfen und Bären durchstreift wird!

Ich konnte mir denken, wie es dem römischen Legionssoldaten zu Mut sein mochte, der dort an den Ausgängen des „hercynischen Waldes" die Grenzwacht halten mußte, oder dem Kaufmann, der von der Ostsee her den kostbaren Bernstein brachte und auf seinem Wege nach den südlichen Stapelplätzen (Aquileja) wohl auch durch

diese Gegenden kam. Aber sicher haben sie alle, Soldaten und Händler, sich so viel als möglich in der Ebene gehalten, das beweisen auch die spärlichen Funde aus der Römerzeit, die sämtlich aus den Niederungen stammen.

Mit solchen Gedanken war ich denn glücklich bei meinem Thema angekommen: Bergbesteigungen ans alter und neuer Zeit. Vielleicht dankt mir's der eine oder andere der freundlichen Leser, wenn ich ihm an einzelnen Bildern vor Augen führe, wie die Menschheit seit den Tagen des Altertums der Natur und besonders dem Hochgebirge gegenüber ihre Anschauungen geändert hat.

Es wäre ein falsches Vorurteil, das freilich noch vielfach verbreitet ist, wollten wir glauben, daß es den alten Griechen und Römern an einem feinentwickelten Sinn für die Schönheiten der Natur überhaupt gefehlt habe. Allerdings ruhte ihr Auge mit größerem Wohlgefallen auf den anmutigen und lieblichen Gegenden, auf den stillen, lauschigen Plätzchen in Wald und Flur, am kühlen Bache oder im schattigen Hain; aber gerade solchen Landschaftsbildern gegenüber steht auch die antike Empfindungsweise an Innigkeit der Sympathie kaum zurück hinter der modernen. So hat — um nur eines anzuführen — gerade die idyllische und sentimentale Naturempfindung schon in der alexandrinischen Periode und weiterhin in der römischen Kaiserzeit die üppigsten Blüten getrieben. Denn auch den Alten ist die Natur bald eine traute, herzliebe Freundin geworden, die mit dem Menschen weinte und mit ihm lachte: auch damals schon hat unglückliche Liebe ihr Leid dem stillen Haine anvertraut, hat heimliche Minne den Namen der Geliebten „in alle Rinden" eingeschnitten und Kränze, von Thränen betaut, an Liebchens Thüre geheftet — „Blümlein traut, sprecht für mich!" Schon bei Euripides kleidet sich die Sehnsucht in den Wunsch: „Wenn ich ein Vöglein wär!" und in der Zeit des sinkenden Griechentums, nach Alexander dem Großen, hat sich die allgemeine sentimental-erotische Stimmung sogar den Bäumen und Blumen mitgeteilt, Narzisse und Anemone, Krokus und Taxus kosen miteinander, der Birnbaum flüstert in rauschenden Wipfeln mit der Gefährtin . . .

Wohl ist von diesem tändelnden Spiel noch ein weiter Schritt bis zu einem Lied wie Heines: „Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh," aber doch sieht man, wie die Menschheit langsam und sicher einem Entwickelungsgesetze folgt, welches an die Stelle jener kindlichen Naivetät, mit welcher der Mensch im homerischen Zeitalter der Natur gegenüberstand, ein immer subjektiveres Verhältnis setzt, je mehr mit den Fortschritten und mit der Ausartung der Kultur die Natur aus der Menschheit verschwand.

In einem andern Stücke aber, und zwar gerade in demjenigen, das uns Menschen von heutzutage als der Gipfel des Naturgenusses erscheint, sind die Alten allerdings hinter uns Neueren zurückgeblieben, in der schwärmerischen Empfänglichkeit für großartige und wildromantische Landschaften. Insbesondere die Poesie des Hochgebirges, so scheint es, blieb ihnen bis auf schwache Ansätze verschlossen — wenigstens begegnen wir bei den römischen Schriftstellern, wo sie von den Alpen sprechen, nur den Ausdrücken eines kalten Grausens, im besten Falle eines heiligen Schauers im Angesicht der öden, windumheulten Schneegipfel oder der gähnenden Tiefe, in die das schwindelnde Auge hinabschaut. Wohl dürfen wir nicht vergessen, daß die Schweiz damals noch nicht das Land war, welches sie heute ist, und daß es erst einer jahrhundertelangen Kulturarbeit bedurfte, um die Alpen nicht nur zu einer sicheren Wohnstätte für Menschen, sondern zugleich zu einer unversieglichen Quelle des ästhetischen Naturgenusses zu machen. Das weiß auch der Schweizer, und in Schillers Tell rühmt Stauffacher mit gerechtem Stolze:

> Wir haben diesen Boden uns erschaffen
> Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
> Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
> Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
> Die Brut des Drachen haben wir getötet,
> Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
> Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
> Die ewig grau um diese Wildnis hing,
> Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
> Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
> Unser ist durch tausendjährigen Besitz
> Der Boden! . . .

Aber ebenso gewiß ist es, daß auf den Kulturmenschen des XIX. Jahrhunderts gerade die Wildheit und Rauheit des einsamen Hochgebirges, ja selbst die endlosen Schnee- und Eisfelder der Polarländer eine

geheime Anziehungskraft ausüben: ihm erscheint die Natur selbst in ihren schroffsten Formen nicht mehr einseitig als abstoßend und beängstigend, denn es erhebt ihn das Bewußtsein von der unendlichen Überlegenheit des Menschengeistes und erfüllt ihn gerade solchen Naturscenen gegenüber mit jenem eigenartigen Hochgefühl, zu dem sich die Menschheit erst allmählich emporarbeiten konnte.

Aus den Zeugnissen und mehr noch aus dem Stillschweigen der antiken Schriftsteller dürfen wir den Schluß ziehen, daß Bergbesteigungen im griechischen und römischen Altertum verhältnismäßig eine Seltenheit waren So ist uns von dem höchsten Gipfel der Apenninen, dem Gran Sasso, nicht einmal der alte lateinische Name überliefert; aber auch bei denjenigen Bergen, welche häufiger von Reisenden aufgesucht wurden, war der ästhetische Genuß gewiß der letzte Zweck, den sie im Auge hatten, sondern es bewog sie meist irgend ein praktisches, im besten Falle ein wissenschaftliches Interesse. So zogen alljährlich Scharen römischer Kaufleute und Soldaten über die Alpen, die einen, um unter den Kelten und Germanen ihren Handel zu treiben, die andern, um die Marken des Reiches gegen die andringenden Feinde zu schirmen, und noch zeigt man auf dem großen St. Bernhard die Weihgeschenke frommer Reisenden an den Jupiter Poeninus, der dort oben verehrt wurde. So bestieg Kaiser Hadrian, der unermüdliche Wanderer auf dem Throne der Cäsaren, den Ätna auf Sizilien, wie viele andere vor ihm und nach ihm gethan, weil man dort angeblich den Sonnenaufgang mit einem Regenbogen sehen konnte; so unternahm auch der makedonische König Philippus V im Jahre 181 v. Chr. die Ersteigung des thracischen Hämus, des großen Balkan, weil man von dort die Donau und die Alpen, das Adriatische und das Schwarze Meer sollte sehen können. Der römische Geschichtschreiber Livius hat uns von dieser Bergbesteigung, die ihm offenbar selber merkwürdig vorkam, einen ausführlichen Bericht hinterlassen, demzufolge der König, noch zwei Jahre vor seinem Tode mit Kriegsgedanken gegen Rom beschäftigt, bei seinem Unternehmen ausschließlich strategische Zwecke verfolgte. Es galt nämlich, den kürzesten Weg zum Adriatischen Meer und nach Italien zu suchen. Mit wenigen Begleitern erreichte der König todmüde am dritten Tage den Gipfel: anfangs noch weniger beschwerlich, hatte sich ihr Weg immer mehr in undurchdringliches Waldesdickicht und wildverwachsenes Gestrüpp verloren und oben empfing sie statt des erhofften Panoramas — ein dicker, undurchdringlicher Nebel. Trotz der argen Enttäuschung errichtete doch Philipp auf dem Gipfel zwei Altäre, dem Jupiter und dem Sonnengotte, dessen nebelspaltende Kraft er umsonst anflehte. Dann bewerkstelligte er höchst ärgerlich in zwei Tagen den Abstieg, der durch die empfindliche Kälte bei Nacht, trotzdem es Hochsommer war, dem bald 60jährigen Könige vollends den Rest gab. Übrigens war er so klug, über den Erfolg seiner mühsamen Bergpartie sich in Schweigen zu hüllen, um nicht zum Schaden auch noch den Spott zu haben, und der Glaube an die ausgedehnte Fernsicht vom Hämusgipfel bestand ruhig fort . . .

Jahrhunderte verglngen, der neue Glaube hatte seinen Siegeszug durch die heidnische Welt gehalten, und auf den Trümmern des morsch gewordenen, römischen Reiches hatten neue, kraftvolle Völkerstämme ihre Staaten gegründet. Allein trotz der unverkennbaren Vertiefung und Weiterbildung, welche auch das Naturgefühl unter dem doppelten Einflusse des Christentums und des Germanentums erfuhr, finden wir doch das ganze Mittelalter hindurch — von vereinzelten Stimmen abgesehen — dieselbe Unempfänglichkeit für romantische Landschaftsbilder und insbesondere für die großartige Schönheit der Alpenwelt, zum Beweise, daß man sehr Unrecht gethan hat, nur dem griechischen und römischen Altertum als solchem den Sinn für die Reize des Hochgebirges abzusprechen.

Da fällt von ungefähr der Blick eines italienischen Dichters auf jenes Kapitel im Livius, dessen Inhalt wir oben erzählt: Petrarca (1304—1374) den man mit Recht einen der ersten „modernen" Menschen genannt hat, findet in dem Unterfangen des Macedoniers den letzten Antrieb zur Ausführung eines Gedankens, mit dem er sich schon seit langen Jahren getragen, zugleich aber die Rechtfertigung für ein Unternehmen, das demnach auch noch zu seiner Zeit halb der Entschuldigung bedurfte. Was bei einem

greisen Könige nicht zu tadeln sei, meint Petrarca, das werde auch bei einem jungen Manne, der dem Privatstande angehöre, wohl zu entschuldigen sein. So beginnt er denn gleich am andern Tage mit den Vorbereitungen zur Besteigung des Berges, der unweit von dem romantischen Vaucluse, in dessen Einsamkeit der gelehrte Petrarca sich von der lärmenden Papststadt Avignon zurückgezogen, mit wolkenverhülltem Haupt in die Lüfte ragt; es ist der Mont Ventoux, nicht umsonst der „Windberg" (mons ventosus) genannt. In einem lateinischen Sendschreiben an seinen Beichtvater berichtet Petrarca ausführlich, wie er am 26. April 1335 in Begleitung seines jüngeren Bruders und einiger Diener diesen Berg und zwar von Norden her bestiegen habe. Die Warnung eines alten Hirten, den sie am Fuße treffen und der selber vor 50 Jahren mit diesem Berge üble Erfahrungen gemacht hatte, steigert nur die Begierde der jugendlichen Schwärmer, die endlich um Mittagszeit den Gipfel (1912 m) erreichen, und zwar Petrarca müde und mit zitternden Knieen, weil er durch allerlei Um- und Abwege sich den Aufstieg erschwert hatte, während sein Bruder — offenbar eine realistische Natur — unverdrossen auf dem näheren Weg dem Ziele zugesteuert war. Ausführlicher als wir es von den antiken Schriftstellern her gewohnt sind, aber doch noch unendlich weit entfernt von der Detailmalerei unserer modernen Naturalisten, schildert er nun das Panorama, das sich hier oben überwältigend seinen Blicken darbot. Die Wolken hat er jetzt unter sich; nach der italienischen Seite steigen die schneebedeckten Alpengipfel vor seinem Auge auf und er gedenkt Hannibals, des großen Römerfeindes, der sich über diese Höhen einst den Weg gebahnt; aber mit der Seele sucht er sein geliebtes Italien und sieht sich im Geiste wieder, wie er vor 10 Jahren als junger Student aus Bologna gezogen. Darüber fällt er in lange Betrachtungen über sein vergangenes und gegenwärtiges Leben, bis die wachsenden Abendschatten ihn daran erinnern, wo er sich eigentlich befindet und warum er heraufgestiegen; er schaut nach Westen, wo zwar die Pyrenäen dem gewöhnlichen Auge nicht erreichbar sind, wohl aber sieht er zu seiner Rechten deutlich die Berge bei Lyon, zur linken den Meerbusen von Marseille und verfolgt mit dem Blick den Lauf der Rhone zu seinen Füßen.

Allein Petrarka hat außer seinem Bergstock noch etwas anderes auf die Wanderung mitgenommen — die Bekenntnisse des heiligen Augustinus! In dem Büchlein, das er einst von seinem Beichtvater bekommen und das seitdem sein stäter Begleiter ist, schlägt er von ungefähr die Stelle auf, wo es heißt:

„Da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge, die gewaltigen Wogen des Meeres und breiter Ströme Lauf, das Weltmeer und die Bahnen der Gestirne, und über alledem verabsäumen sie ihr Inneres." Er liest die Stelle seinem Bruder vor und — der Rest ist Schweigen. Theologische Betrachtungen über die menschliche Eitelkeit und Sündhaftigkeit, wie er sie zu seiner Stärkung schon während des Aufstiegs angestellt, nehmen ihn von jetzt ab ganz in Anspruch und ohne ein Wort zu reden, steigt er von dem Berge herab, der ihm nun niedrig erscheint verglichen mit der Höhe menschlicher Betrachtung! In tiefer innerer Erregung, ohne ein Gefühl für die Beschwerlichkeit des Marsches, den sie bei Mondenschein zurücklegen, langt er in später Nacht bei der Hütte an, von welcher sie vor Tagesanbruch ausgezogen waren, und noch in derselben Nacht sammelt Petrarka seine Eindrücke in dem Briefe, dessen wesentlichen Inhalt wir eben gegeben haben.

Wie gehen doch hier die Empfindungen zwielichtartig durcheinander, wie streiten sich in seiner Seele die Schatten der mittelalterlichen, theologischen Weisheit mit den ersten belebenden Lichtstrahlen der neuen Zeit, in welcher der Grundsatz von dem Rechte des Individuums als erlösendes Wort in eine Welt tritt, die bisher unter dem Banne der Kirche geschmachtet hatte! Dabei ist für die Art der Schilderung noch besonders bezeichnend und zeigt den Fortschritt über die Antike hinaus die beständige Vergleichung zwischen Natürlichem und Geistlichem.

Die weite Umschau über Berg und Thal treibt ihn an, „in geflügelten Gedanken von Körperlichem auf Unkörperliches überzugehen" und auch in seinem Innern Umschau zu halten; der oberste Gipfel, zu dem er sehnsüchtig emporschaut, wird für ihn

ein Sinnbild der himmlischen Seligkeit, zu der wir Sterblichen auf dem schmalen Pfade der Tugend emporklimmen, u. s. f.

Allein was damals einzelne begnadete Menschenkinder empfanden, das wurde darum noch lange nicht Gemeingut der Menschheit. Was insbesondere die Alpen betrifft, so stehen in der Litteratur der folgenden vier Jahrhunderte den Bewunderern mindestens ebensoviele Tadler und Verleumder gegenüber. Zu denen, die mit aufgeschlossenem Sinne zu den Bergen ihrer schönen Heimat aufgeblickt haben, gehört in erster Linie der große Züricher Naturforscher Konrad Geßner (1516—1565). Sein Beispiel lehrt uns zugleich, wie leicht das naturwissenschaftliche Interesse in ein ästhetisches Wohlgefallen an der Natur sich verwandelt. In dem Buche, „de admiratione montium" sagt derselbe: „So lange mir Gott das Leben schenkt, will ich jährlich einige Berge oder doch einen besteigen, teils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, teils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es doch, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat!" Unverkennbar von Geßner beeinflußt ist ein Pfarrer in der Nähe von Bern, namens Rebmann, ein Jahr nach Geßners Tode geboren, der in deutscher Sprache ein langes Gedicht verfaßte unter dem umständlichen Titel: „Ein lustig und ernsthaft poetisch Gastmal und Gespräch zweier Bergen in löblicher Eidgenoßschaft und im Berner Gebiet gelegen, nemlich des Niesens und des Stockhorns als zweier alter Nachbawern . . ." Sehen wir ab von der seltsamen Einkleidung — ein freundnachbarlicher Gedankenaustausch zweier Berge, wobei Geschichte, Naturgeschichte, Kosmographie und sonst alles in buntem Durcheinander und mit naiver Geschwätzigkeit aufgetischt wird, so verrät doch der ganze Ton bereits einen Widerhall von der Begeisterung, mit welcher Geßner die Berge seiner Heimat gepriesen hatte. Nicht minder merkwürdig war mir, daß Rebmann an zwei Stellen seines Gedichtes fast wörtlich aus jenem Briefe Petrarkas übersetzt hat, einmal die Warnung eines alten Hirten vor der Besteigung eines Berges, und dann jene Stelle aus Augustinus, die er so übersetzt:

„Die Menschen wandeln dahin gricht,
Der Bergen Hochzeit z'schawen an,
Verwundern sich deß, da sie stahn,
Des Meeres Wällen von fernuß
Zu sehen, und manch großen Fluß,
Den umbgang Meers und Sternen kreiß
Schawens ab hohem Berg mit Schweiß,
Und kennen doch sich selber nicht,
Selten sich einer selbs besicht."

Aber neben den Lobrednern der Schweiz, mit deren Namen und Schriften ich den geduldigen Leser nicht länger behelligen will, stehen andere Stimmen, welche nur von „grausam" und „erschröklich," von „unlustigen, bösen Wegen" oder von „wilden, unnützen Bergen" zu sagen wissen, Leute die mit den Augen unserer Bauern die fruchtbarste Ebene für die schönste Gegend ansehen. Als Beweis für die Verirrungen des menschlichen Geistes führe ich eine Notiz an, die ich kürzlich irgendwo gelesen. Im Jahre 1705 erschien in Rostock eine Abhandlung — vermutlich die Arbeit eines jungen Mediziners, der sich damit den Doktorhut erwarb — in welcher allen Ernstes behauptet wurde, daß die Schweizerluft, und ebenso die in Tirol und Kärnthen „wegen ihrer Ungesund- und Grobheit" die Gemüter der Bewohner ganz dumm mache. Daher rühre bei den Schweizern auch das Heimweh, weil sie in der Fremde eine gesundere und reine Luft (wie z. B. die Rostocker Luft) nicht ertragen können „gleich den Wiedehopfen, die an den übelriechenden Mist gewöhnt, anderswo nicht leicht gedeihen."

Da war es freilich an der Zeit, daß ein Prophet aufstand, der diese Irrlehren mit der Kraft einer hinreißenden, aus tiefstem Herzen quellenden Begeisterung zu Boden schlug und für die richtige Würdigung dessen, was in der Natur schön und großartig ist, einen neuen Tag heraufführte. Ich meine den Genfer Jean Jacques Rousseau (1712 bis 1778.) Was Petrarka erst in ahnungsvollem Dämmerschein geschaut und schüchtern, halb noch mit bösem Gewissen genossen hatte, das wird bei Rousseau jeder ängstlichen Fessel entledigt und äußert sich mit elementarer Gewalt als schwärmerische Begeisterung für die unentweihte Größe und stille Herrlichkeit der Natur, die in seinen Augen um so schöner ist, je unbefleckter sie

von dem verderblichen Einfluß der menschlichen Kultur geblieben ist.

Und zwar ist der Einfluß von Rousseaus Schriften ein doppelter gewesen: intensiv hat er dem Naturgefühl jene tiefe Innerlichkeit verliehen, die demselben vordem fremd war und die bei ihm selber bis zu einer krankhaften Empfindsamkeit gesteigert ist; extensiv hat er dem Naturgefühl eine neue Provinz erobert, indem er zu den längstbekannten Reizen einer lieblichen, anmutigen Natur auch die erhabene Größe und Einsamkeit des Hochgebirges, das Wilde und Romantische in der Natur der Empfindung und dem Verständnis seiner Zeitgenossen erschlossen hat. An die Stelle jenes niederdrückenden, beängstigenden Gefühls, mit welchem man vorlängst zu den Bergen emporgeschaut, tritt nun das erhebende Bewußtsein einer geistigen Befreiung, wie Schiller das in der „Braut von Messina" ausspricht in den begeisterten Worten des Chores:

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte.
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"

„Man weiß ja" — so lesen wir im vierten Buche der Selbstbekenntnisse von Rousseau — „man weiß ja, was ich unter einer schönen Gegend verstehe. Gießbäche will ich haben, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, rauhe auf- und abführende Pfade und mir zur Seite recht fürchterliche Abgründe." Und an einer andern Stelle nennt er die Gegend am Bieler See, dessen Ufer wilder und romantischer sind als die des Genfer Sees, besonders „anziehend für beschauliche Einsiedler, die sich gerne ungestört an den Reizen der Natur berauschen und sich zur Andacht sammeln möchten in einer Stille, die nur unterbrochen wird von dem Schrei eines Adlers, von dem Gezwitscher einiger Vögel und von dem Rauschen der Gießbäche, die von den Bergen herabstürzen." Mit ähnlichen Empfindungen bestieg — neun Jahre nach dem Erscheinen von Rousseaus „Neuer Heloise" — der große Genfer Naturforscher Saussüre den Mont-Blanc. (1787.) Über sich den gestirnten Himmel, der die Bergspitzen mit mattem Glanze verklärte, um sich her in majestätisches Schweigen gehüllt die Bergriesen alle, war ihm nach seinen eigenen Worten auf diesem Gipfel, den er zum erstenmale erklommen, zu Mute, „als ob er allein das Weltall überlebt hätte und dessen Leiche zu seinen Füßen ausgestreckt sähe."

Und merkwürdig — wie Rousseau für die Alpen seinen Zeitgenossen die Augen geöffnet hat, so daß bald ein Heer von Touristen, seinen Roman als Führer in der Hand, nach jenen „heiligen Orten der Heloise" wallfahren, so tönt uns fast gleichzeitig aus Macphersons Ossianischen Gedichten der schwermütige Reiz des schottischen Hochlandes entgegen; so wird bald darauf ein Straßburger, Ramond de Carbonnières zum landschaftlichen Entdecker der Pyrenäen, wo er in den Tagen der französischen Schreckensherrschaft eine Zuflucht gefunden hatte.

Es ist nicht zufällig, daß diese plötzlich erwachte schwärmerische Begeisterung für die Natur in ihrer unverfälschten Reinheit und in ihrer erhabenen Größe, wie sie vor allen im Hochgebirge sich darstellt, zeitlich beinahe zusammentrifft mit derjenigen Periode unserer Litteraturgeschichte, welche man als die Sturm- und Drang-Periode bezeichnet. Hier wie dort ein gewaltiger Protest gegen die widerliche Unnatur und den lästigen Zwang der Konvention, wie er im vorangegangenen Zeitalter in den berüchtigten drei Einheiten der dramatischen Poesie wie in den pedantisch zugeschnittenen Hecken der französischen Gartenkunst oder in der gesuchten Zierlichkeit der à la mode Trachten zu Tage getreten war.

Doch bald tritt an die Stelle jener pathologischen, bald in titanischem Trotze sich aufbäumenden, bald in Thränen der Rührung hinschmelzenden Stimmung eine gesundere, ruhige Auffassung auch hinsichtlich der Empfindung für die Schönheiten der Natur, und man darf sagen, daß Göthe in seinen Liedern den klassischen Ausdruck gefunden hat für die Eigenart des modernen Naturgefühls, so wie es in jedem empfänglichen deutschen Gemüte schlummert. Ich sage absichtlich in jedem deutschen Herzen, denn offenbar ist der germanische Stamm in der Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur in ihren lieblichen wie in ihren großartigen Formen tiefer und vielseitiger veranlagt, als z. B. die romanischen Völker.

Und so möchte ich denn am Schlusse dieser mühevollen Wanderung durch zwei

Jahrtausende aus der stattlichen Reihe der Männer, welche unsere deutsche Litteratur, Poesie und Prosa, mit den schönen und wahren Schilderungen ihrer landschaftlichen Eindrücke beschenkt haben, auf gut Glück zwei Namen herausgreifen, um an ihrem Beispiel zu zeigen, wie weit wir es am Ende des XIX. Jahrhunderts gebracht haben in der doppelten Kunst, die Schönheiten der Natur und besonders des Hochgebirges nicht nur voll zu empfinden und zu genießen, sondern auch die empfangenen Eindrücke in einer Form wiederzugeben, welche dem Leser nahezu die eigene Anschauung zu ersetzen im stande ist.

Ich meine Viktor Scheffel und Karl Stieler, den Dichter der „Hochlandslieder." Aus Scheffels Nachlaß hat Johannes Proelß ein Jahr nach des Dichters Tode (1887) ein Bändchen „Reisebilder" in Prosa herausgegeben, die neben der unübertroffenen Meisterschaft in der Schilderung von Land und Leuten zugleich wertvolle Einblicke in die jeweiligen Stimmungen des Dichters und in die Entstehung seiner hauptsächlichsten Werke gewähren. Das ist jener fröhliche, altgermanische Wandertrieb — „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, Wer lange sitzt, muß rosten!" — der den Eisenbahnen und großen Hotels gerne aus dem Wege geht und dafür die abgeschiedenen Thäler aufsucht oder aufsteigt zu den moosbewachsenen, sagenumrauschten Burgruinen, das ist der gottbegnadete Wanderer, der zu dem reichen, für alle Schönheiten in Gottes Natur empfänglichen Herzen noch das gelehrte Wissen des Historikers und Ethnologen besitzt, der mit der Phantasie des Dichters, aber zugleich auch mit dem realistischen Blicke des Naturforschers die Dinge betrachtet, „dem darum auch der Hammer des Geologen im Rucksack nicht fehlte" — so wie das schöne, jüngst enthüllte Denkmal auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses den Dichter des Trompeter von Säckingen und des Ekkehard uns darstellt, in Wandertracht, mit Jagdjoppe und hohen Stiefeln, die Ledertasche über der Schulter, in der einen Hand den weichen Filzhut, in der andern das Notizbuch (s. Abb. Seite 432).

Zu einer Zeit, da schwerer Druck auf seinem Gemüte lastete, finden wir den Dichter (1857) eben in jener Gegend, wo vor 500 Jahren Petrarka in ähnlicher, weltflüchtiger Stimmung gehaust hatte, in dem abgeschiedenen Vaucluse bei Avignon. Man muß die köstliche Schilderung selbst lesen: erst seine Eindrücke in der alten Papststadt Avignon, auf der noch heute etwas lastet wie „nicht säkularisierter Alpdruck," die Rundsicht von dem Rocher de Notre Dame bei der Kathedrale, und dann „Ein Tag am Quell von Vaucluse," verlebt in Erinnerungen an den seltsamen Einsiedler, der hier einst gehaust und von hier aus jene Besteigung des nahen Mont Ventoux unternommen, die wir oben erzählt haben. Wie schade, daß unserem Scheffel die Zeit oder die Luft gebrach, um selbst auch den „Windberg" zu besteigen! Wie schlagend hätte sich aus seiner Schilderung im Vergleich mit derjenigen des Petrarka der Wechsel der Zeiten und Anschauungen nachweisen lassen! Doch „es hat nicht sollen sein" und so führe ich den freundlichen Leser, wenn ihm die Kniee von vielem Steigen noch nicht matt geworden sind, zum guten Schlusse noch auf einen deutschen Berg dort im schönen Berchtesgadener Ländchen, auf den Watzmann.

Es ist der zweite Februar 1871. Die Kunde von der Einnahme von Paris hat ihren Weg auch bis in das tiefverschneite Berchtesgaden gefunden und fortgerissen von der allgemeinen patriotischen Begeisterung fassen zwei schlichte Bergführer, Hölzl und Stanzl, den Entschluß, auf dem Watzmann die deutsche Fahne zu entfalten und ein Siegesfeuer anzuzünden! Erst hören sie in der Frühe noch in ihrer Kirche die Messe, denn heute haben sie den Schutz der Mutter Gottes doppelt nötig — noch hat ja keiner im Winter den Watzmann bestiegen! Beladen mit der zusammengerollten Fahne, mit Holz und Pech, begleitet von den Segenswünschen des ganzen Dorfes, ziehen sie hinan, unter unsäglichen Mühen und Gefahren, an Hirschen vorüber „die mit den Läufen das Eis zerschmetterten und den Schnee beiseite scharrten, um das kümmerliche Kraut der Alpenrose auszugraben. Weiter droben kamen flüchtige Gemsenrudel, im dichten schwarzbraunen Winterpelz, die schrillend vorüberfauften; über 6000' gewahrte man die Spuren des großen, weißen Berghasen. Höher hinauf reichte kein Lebenszeichen mehr, selbst die letzten Pfade der Mäuse hörten auf, als die

Region von 7000' erreicht war. Ein kreisender Geier in den Lüften, ein ferner, scharfer Pfiff in der Tiefe und ringsumher Stille und Grabesruhe." Endlich sind sie oben, nach einem neunstündigen, unter den erschwerendsten Bedingungen ausgeführten Marsche; der eine der Führer ist zudem schon ziemlich bei Jahren — gerade so alt, wie König Philipp, als er damals im Sommer zum Hämus aufstieg. Ob wohl 1800 Jahre früher in einem der Gebirgsdörfer des weiten römischen Reiches — in den Provinzen Rhaetia oder Noricum oder sonst wo — zwei patriotische Männer auf den Gedanken verfallen wären, zur Feier eines großen Sieges auf einen ihrer Berge zu steigen und dort ein Freudenfeuer anzuzünden? Und zwar nicht, um äußeren Gewinn oder Ehre davon zu haben, sondern, wie jene beiden Berchtesgadener sagten, am meisten stolz darauf, „daß sie der großen Sache den kleinen Dienst geleistet." Und nun müssen wir im folgenden ausschließlich dem Manne das Wort lassen, dem wir in seinen „Stimmungsbildern aus den Jahren 1870 und 1871" die klassische Schilderung dieser denkwürdigen Bergbesteigung verdanken, Karl Stieler.

„Es war 5 Uhr abends, als die beiden kühnen Steiger den höchsten Gipfel erreichten; die Sonne glühte noch auf den umliegenden Spitzen, aber die Dämmerung zum Feuerzünden war nahe genug. Unermeßlich, grauenhaft stumm lag diese Welt von Felsen, von Trotz und Kraft hier ausgebreitet ... Es ist eine Perle im deutschen Reich, dieser herrliche Alpenwinkel, und dem deutschen Reiche galt auch der Gruß, den die beiden kühnen Männer jauchzend in die Welt hinausriefen. Dem Deutschen Reiche galt ja die Ehre, wenn sie mühsam die Spitze erkletterten und dort die deutsche Fahne entfalteten. Freudejauchzend ergriff sie der sausende Wind und schwang sie hoch in die Lüfte, als wollte er selbst der Herold unseres Ruhmes sein ...

Tiefer sanken die Schatten, und die gefurchte Stirne der alten Bergesriesen begann zu erbleichen vor dem Todeshauche der Nacht. Nun war es Zeit, nun rüsteten sich die beiden zur feurigen Arbeit. Prasselnd zischte das Pech, das sie mitgebracht; das Holz, das sie unterwegs noch zugelegt, ward darüber geschichtet, und jubelnd ergriffen die Flammen ihre kostbare Beute.

Die entfesselte, ungeahnte Kraft eines Volkes, die Glut einer Vaterlandsliebe und eines Opfergeistes, der ohnegleichen war, loderten hier zum Himmel.

Und wenn die Flamme stiller ward, wenn ihr milderes Licht nach allen Seiten die ernste Dunkelheit verklärte, dann war sie wie das volle Herzensglück, das jetzt aus allen Seelen und allen Augen leuchtet.

Watzmann und Zugspitze, sie sind die höchste Warte im Deutschen Reich und selbst hier, mitten im tiefen starren Winter, brennt unser Freudenfeuer! Welches Land hat einen Wall und Zinnen wie diese, und selbst hier, vom riesigen Eckstein des Deutschen Reiches, weht die Fahne unsers Sieges, selbst hier steht ein Wächter, der emporruft:

Gott schirme Deutschland und das Deutsche Reich!"

Wie Bienen umschwärmen den Lindenbaum —

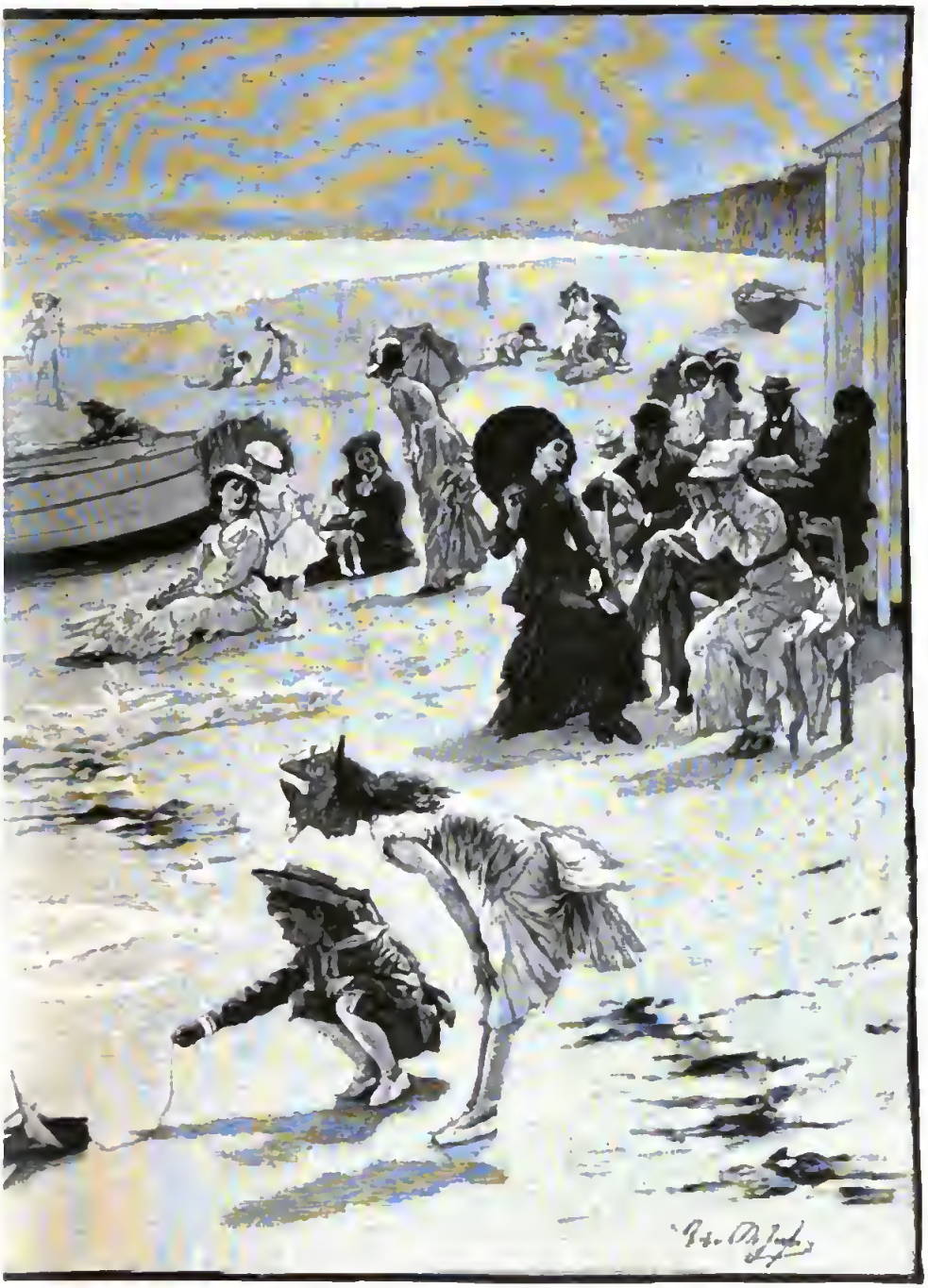
Von Max Hochberg.

(Abdruck verboten.)

Wie Bienen umschwärmen den Lindenbaum,
Die Nektarschätze zu heben,
Bei Tag und bei Nacht, im Wachen, im Traum
Dich meine Gedanken umschweben.

Laß schlürfen den süßen Honigseim
Die durstigen, trunkenen Schwärmer;
Sie kehren mit reichem Segen heim
Und machen den Baum doch nicht ärmer!

Am Strande. Nach der



Gemälde von G. de Jonghe.

Die Perlen der königlichen Nationalgalerie in Berlin.

Von Adolf Rosenberg. Mit 12 Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die großen Kämpfe und die entscheidenden Siege, die die Geschichte der deutschen Kunst in unserm Jahrhundert zu verzeichnen hat, und die dadurch hervorgerufenen Schwankungen und Wandlungen des modernen Kunstgeschmackes und Kunsturteils haben nirgendwo anders eine deutlichere Veranschaulichung gefunden als durch die Berliner Nationalgalerie, durch das Gebäude und seinen Inhalt. Es ist eine Chronik in Denkmälern, die mit den Chroniken des Mittelalters den Zug gemeinsam hat, daß sie vorübergehende Eindrücke, subjektive Empfindungen naiv und getreu wiedergibt, daß sie wirklich die Strömungen kleiner Zeitabschnitte in der Kunstentwickelung, die schnell vorübergerauscht sind, widerspiegelt und gewissermaßen durch zeitgenössische Urkunden in ihrer Richtigkeit beglaubigt hat.

Als König Friedrich Wilhelm IV, dessen künstlerische Neigungen ebensosehr der Wiederbelebung des griechischen Altertums wie den Versuchen zur Auffrischung der altdeutschen Romantik entgegenkamen, den Plan faßte, die von der Spree und dem Kupfergraben umschlossene sogenannte „Museumsinsel" zu einem den Musen geheiligten Bezirk umzugestalten, herrschten nur drei Götter im Olymp der Kunst: Schinkel in der Architektur, Rauch in der Plastik und Cornelius in der Malerei. In der offiziellen Welt gab es damals kein Schwanken der künstlerischen Gesinnungstüchtigkeit, wenn sich auch das von der allgemeinen Richtschnur abweichende, individuelle Kunsturteil gelegentlich einmal in dem Ankauf eines berlinischen oder düsseldorfischen Genrebildes „realistischer" Richtung hervorwagte. Der Anfang für die Monumentalbauten auf der Museumsinsel war durch die für ihre Entstehungszeit wahrhaft großartigen Gebäude des Alten und Neuen Museums gemacht worden. Was man in ihnen an Kunstwerken in Originalen und Nachbildungen vereinigt hatte, sollte einem größeren Kreise von Kunstbeflissenen auch durch das Wort näher gebracht werden, und zu diesem Zwecke wollte König Friedrich Wilhelm IV etwa im Mittelpunkte der Museumsinsel ein Gebäude errichtet sehen, das alle übrigen, die fertigen und die noch projektierten Bauten überragend, als eine Universitas artium ein Seitenstück zu der Universitas litterarum bilden sollte. Er hat selbst seine Absicht durch eine Skizze veranschaulicht, nach der er sich dieses Gebäude in der Form eines auf hohem Unterbau ruhenden korinthischen Tempels mit Säulenumgang gedacht hat, „welcher," wie der amtliche Katalog der Berliner Nationalgalerie angibt, „in seinem unteren Stockwerke Hörsäle, im großen Hauptgeschoß eine mächtige Aula einschließen sollte." Eine andere Erscheinungsform für ein der Kunst und der Kunstlehre gewidmetes, öffentliches Gebäude als die eines griechischen Tempels wäre in jener Zeit, wo der Plan des Königs entstand, nicht denkbar gewesen. Zur Ausführung kam der Plan nicht; aber man griff ihn auf, als das Vermächtnis der Wagnerschen Gemäldesammlung an den König Wilhelm I den Anlaß zur Begründung einer nationalen Kunstsammlung gab, für deren Unterkunft in einem besonderen Gebäude Sorge getragen werden mußte. Mit der den Hohenzollern eignen Pietät gegen die Wünsche und Vermächtnisse ihrer Vorfahren, die sich erst wieder in unsern Tagen durch die Errichtung eines protestantischen Doms in Berlin nach den Absichten und Entwürfen Kaiser Friedrichs bewährt hat, wurde im großen und ganzen an dem ursprünglichen Baugedanken Friedrich Wilhelms IV festgehalten, nur mit der durch den veränderten Zweck bedingten Abweichung, daß an die Stelle des Peripteros, d. h. des Tempels mit freien Säulenstellungen, der Pseudoperipteros trat, d. h. diejenige Form des griechischen Tempels, bei der die Säulen als Halbsäulen auf drei Seiten mit der Mauer in Verbindung treten. Dadurch wurde der Raum gewonnen, der für die Unterbringung der Sammlungen, die nach der Übernahme der Wagnerschen Galerie alljährlich vermehrt wurden, erforderlich geworden war.

Ist so für die Gestaltung des Äußeren der durch Schinkel zur Herrschaft gebrachte griechische Stil maßgebend gewesen, so hat auf die Einteilung des Inneren Cornelius'

künstlerischer Nachlaß entscheidend eingewirkt, und zwar nicht zum Vorteil des Gebäudes, wie wir jetzt wohl sagen dürfen, ohne einen Sturm der Entrüstung befürchten zu müssen. Mit Cornelius' Berufung von München nach Berlin glaubte König Friedrich Wilhelm IV der Berliner Kunst ein neues, höheres und edleres Leben einflößen zu können. Aber wie viele seiner Absichten fand auch diese keinen empfänglichen Boden. Cornelius vereinsamte in Berlin von Jahr zu Jahr immer mehr, und wie er selbst mit Geringschätzung auf Menzel, Knaus u. a., deren Popularität von Jahr zu Jahr wuchs, herabsah, so verhielt sich die Mehrzahl der Berliner Künstler und Kunstfreunde kühl gegen seine gigantischen Kompositionen, an denen er mit zäher Energie bis zu seinem Tode fortarbeitete, obwohl jede Hoffnung, die Kartons jemals an den Wänden der Gruftballe des preußischen Herrscherhauses ausgeführt zu sehen, längst geschwunden war. Aber die Kartons oder, wie die Künstler zu sagen pflegten, die „großen Papierdinger," die noch durch den Ankauf der Kartons zu den Fresken in der Ludwigskirche und in der Glyptothek zu München vermehrt worden, waren nun einmal da und bedurften der würdigen Unterkunft, die von den Verehrern des Meisters immer dringender gefordert wurde, weil auch sie von ihrer dauernden öffentlichen Ausstellung einen Umschwung in der deutschen Kunst nach der Cornelianischen Richtung erwarteten. Unter dem Eindruck dieser Forderungen knüpfte die preußische Landesvertretung an die Bewilligung der Baukosten für die in der Mitte der Museumsinsel zu errichtende Nationalgalerie die Bedingung, daß in dem neuen Gebäude „auch geeignete Räume zur Aufstellung der Kartons von Cornelius hergestellt würden," und diese Bedingung ist auf die Gestaltung der inneren Räume von so großem Einfluß gewesen, daß die beiden Corneliussäle im zweiten Geschoß eigentlich den Kern der ganzen Anlage bilden.

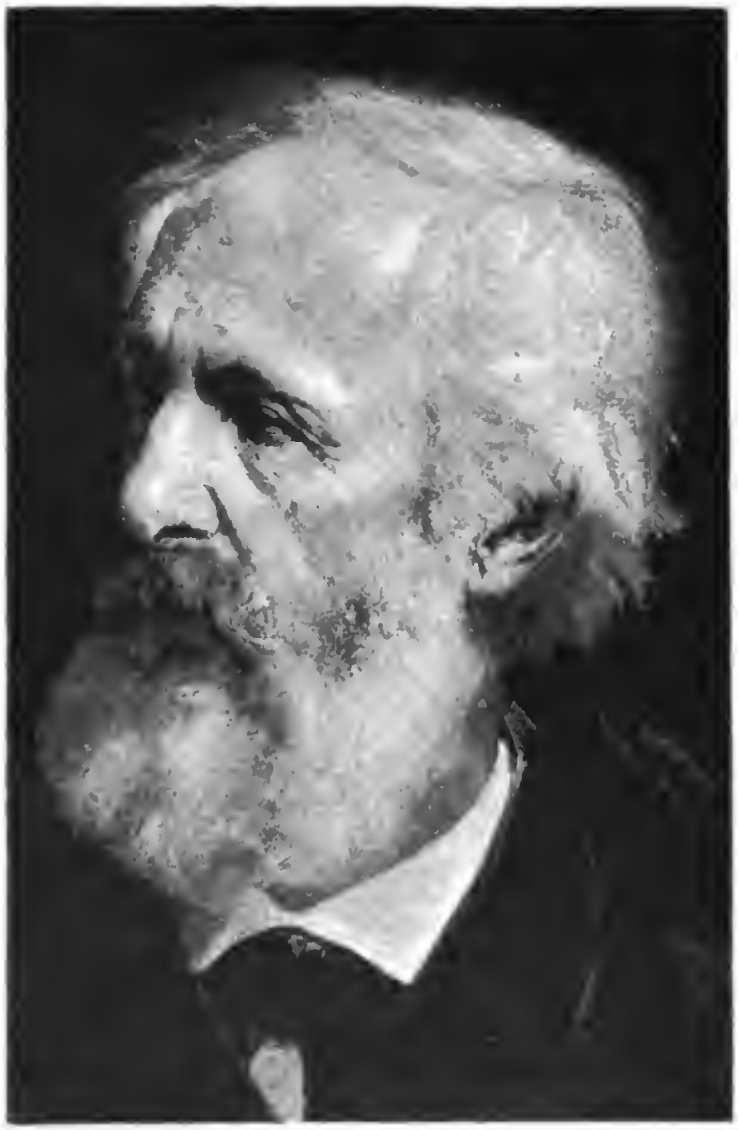
Als die neue Nationalgalerie nach zehnjähriger Bauzeit im Jahre 1876 eröffnet wurde, hatte die Renaissance in der Baukunst längst ihr siegreiches Banner entfaltet, und der Kunsttempel in griechischem Stil erweckte nirgends eine lebhafte Begeisterung. Ebenso hatte die deutsche Malerei neue Pfade gefunden und immer energischer, immer mehr ihrer Ziele bewußt Bahnen eingeschlagen, die weitab von Cornelius' Idealen führten. Von diesen Bahnen ist sie auch nicht abgewichen, obwohl die Kartons von Cornelius nun schon seit sechzehn Jahren auf die Künstler und die große Masse des Volkes zu wirken Gelegenheit haben. Um die immer mehr zusammenschmelzende Gemeinde von Kunstfreunden, die in Cornelius den Höhepunkt in der deutschen Kunstentwickelung unsers Jahrhunderts erblicken, nicht zu verletzen, begnügen wir uns mit der Feststellung der Thatsache, ohne auf ihre Ursachen näher einzugehen. Nur so viel sei bemerkt, daß der Raum, den die Kartons in der Nationalgalerie einnehmen, in keinem Verhältnis zu ihrer Wirkung steht und daß dieser Umstand bei dem stetig wachsenden Kunstbesitz der Galerie von Jahr zu Jahr drückender empfunden wird. Als vor etwa fünfzehn Jahren ein paar waghalsige Künstler und Kritiker einmal ihre Meinung dahin äußerten, daß es kein Unglück wäre, wenn die Kartons von Cornelius in der Nationalgalerie durch photographische Nachbildungen ersetzt und die Originale den Kunstakademien als wertvolle Lehrmittel übergeben würden, um Raum für den Zuwachs zu gewinnen, da schrie man von einem „Gewaltplan gegen Cornelius." In den letzten Jahren ist die einsame Stille der Corneliussäle zweimal gestört worden. Das erste Mal, als darin das große, braun in braun gemalte Ölbild „Die Schlacht bei Salamis" von Wilhelm von Kaulbach aufgestellt wurde, von dem sich Cornelius in den letzten Jahren seines Lebens in zorniger Aufwallung losgesagt hatte, und das zweite Mal, als die Verherrlichung Kaiser Wilhelms des Siegreichen von Ferdinand Keller in Karlsruhe, zugleich ein Triumph des modernen Kolorismus und der modernen Geschichtsmalerei großen Stils über die farbenfeindliche Kartonmalerei, einen Ehrenplatz im Corneliussaale erhielt. Der Ruf von einem „Gewaltplan gegen Cornelius" ist beide Male nicht erhoben worden, wenigstens nicht in der Öffentlichkeit.

Mit dem Bilde Kellers haben wir bereits ein Werk genannt, das zu den Perlen der Nationalgalerie in engerem Sinne gehört. Wenn wir im Folgenden, an der Hand von Illustrationen, die zum Teil die Gemälde wiedergeben, zum Teil die dazu

gehörigen, uns von den Künstlern oder ihren Erben freundlichst zur Verfügung gestellten Studien, einige jener Perlen näher betrachten, so hat uns bei der Auswahl mehr der Wunsch nach Mannigfaltigkeit als nach Vollständigkeit geleitet. Um letztere zu erreichen, würde es eines dicken Bandes bedürfen, etwa in der Art des vor zehn Jahren von dem Direktor Dr. Max Jordan herausgegebenen „Stammbuches der Nationalgalerie." Denn nach der Übernahme der Wagnerschen Sammlung hat die königliche Staatsregierung unablässig Sorge getragen, besonders hervorragende Schöpfungen der Malerei und der Bildhauerkunst, die auf öffentlichen Ausstellungen erschienen, in den Besitz des Staates zu bringen und dadurch zum Gemeingut des Volkes zu machen. Als Max Jordan sein Amt antrat, erschien eine energische, ihrer Ziele bewußte Persönlichkeit, die es verstanden, den vorhandenen Besitz nach allen Richtungen zu mehren, und dabei stets ein großes Geschick, den besten Willen und fast immer auch einen guten Geschmack gezeigt hat. Wie er auf der einen Seite emsig bemüht war, den gewissermaßen bereits historisch gewordenen Teil der Sammlung, die Schöpfungen der neudeutschen Klassicisten und Romantiker von Carstens bis Cornelius, Overbeck und Pfannschmidt, durch neue Ankäufe zu erweitern, unter denen ihm besonders die Überführung der Fresken aus der Casa Bartholdy in Rom nach der Nationalgalerie als ein Meisterstück diplomatischer Kunst angerechnet werden muß, verstand er es auf der andern Seite, auch den würdigsten Vertretern der modernen Richtungen in der Malerei und in der Plastik durch rechtzeitige Ankäufe und Bestellungen gerecht zu werden. Wenn die letzteren für die Nationalgalerie auch nicht immer zum Segen geworden sind, so ist doch immer die gute Absicht der Direktion anzuerkennen, deren Mittel überdies in einem sehr ungünstigen Verhältnisse zu den an sie herantretenden Wünschen, Vorschlägen und Forderungen stehen.

Durch die Ankäufe der letzten fünfundzwanzig Jahre, zu denen noch zahlreiche Schenkungen der kaiserlichen Majestäten und vieler Privatpersonen hinzugekommen sind, ist der Grundstock der Nationalgalerie, die Wagnersche Sammlung, in den Hintergrund gedrängt worden. „Es lebt ein anders denkendes Geschlecht," dessen Augen und Herzen so sehr nach Licht, Farbe und auch nach Wahrheit verlangen, daß es sich mit der Alt-Düsseldorfer Romantik und Sentimentalität und mit dem kühlen Klassicismus der Berliner Malerei aus den dreißiger und vierziger Jahren nicht mehr so eng befreunden kann wie das damals in voller Kraft und Blüte des Empfindens und Genießens stehende Geschlecht. Aus dieser Wahrnehmung ist auch der Gedanke des Direktors Jordan entsprungen, die Schätze der Berliner Nationalgalerie durch farbige Reproduktionen zu popularisieren und dadurch den geistigen Segen, der von den berufenen Jüngern der bildenden Künste ausgeht, in weitere Kreise zu tragen. Zu diesem Zwecke hatte er 1884 einen Kunstverein unter dem Namen „Vereinigung der Kunstfreunde für die amtlichen Publikationen der königlichen Nationalgalerie" begründet, der einen solchen Zuspruch gefunden hat, daß bis jetzt bereits 72 Blätter in verschiedenen Formaten ausgegeben werden konnten. Dieser Erfolg wird nicht so sehr den reproduzierten Kunstwerken verdankt als dem von Ad. O. Troitzsch erfundenen und allein in den Dienst dieses Unternehmens gestellten Farbenlichtdruckverfahren, dessen Ergebnisse jedes künstlerisch gebildete Auge schon deshalb befriedigen, weil sie geeignet sind, den zur tiefsten Verrohung herabgesunkenen Öldruck allmählich zu beseitigen oder doch sein Absatzgebiet zu schmälern. Dieser Kunstverein ist nicht, wie die älteren, auf der Basis der Verlosung begründet, sondern jedes Mitglied erhält für seinen Jahresbeitrag von 20 Mark ein Blatt nach freier Wahl und in jedem dritten Jahre seiner Mitgliedschaft ein Prämienbild von gleichem Preise. —

Ein Abglanz der alten Düsseldorfer Romantik, an die wir eben erinnert haben, aber im Prachtgewand des modernen Kolorismus ist das Bild, mit dessen Wiedergabe wir den Reigen unserer Reproduktionen nach den „amtlichen Publikationen der königlichen Nationalgalerie" eröffnen: „Tannhäuser und Venus" von Otto Knille (geb. 1832). Ein Schüler des alten Düsseldorfer Dreiblatts Schadow, Sohn und Hildebrandt hatte Knille später seine Studien in Paris bei Couture fortgesetzt, und dem dortigen Aufenthalte verdankte er die Steigerung seiner koloristischen Fähigkeiten,



Nach dem Gemälde von Georg Meyn. 1890.

die sich zuerst am glänzendsten in dem Tannhäuserbilde offenbart hat. Auf der Wiener Weltausstellung von 1873 war es das einzige Bild, das sich als rein malerische Leistung neben Makarts „Catarina Cornaro“ behaupten konnte, die, nach vielen Wanderfahrten, ebenfalls in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen ist. Das Bild Knilles (s. Abb. S. 375) wurde schon nach seiner Vollendung angekauft, und noch heute hat es

nichts von dem berückenden Zauber eingebüßt, der vor zwanzig Jahren alle Kunstfreunde begeisterte. „Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick," so denkt man vor diesem Werke; aber in demselben Gedichte Schillers hört man auch die ewige Weisheit: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born." An zwanzig verschiedene Entwürfe und Skizzen sind vorausgegangen, ehe der Künstler die ihn völlig befriedigende Lösung seiner Hauptaufgabe fand, in einer künstlerisch geschlossenen Gruppe der beiden Figuren zugleich Tanhäusers festen Vorsatz der Trennung von der Verführerin zur Anschauung zu bringen. Drei dieser Skizzen, deren Wiedergabe uns der Künstler freundlichst gestattet hat, gewähren einen interessanten Einblick in das allmähliche Reifen der Komposition. Auf der ersten (a) sind die Figuren noch getrennt; doch hat Tanhäuser in seiner Stellung bereits einige Verwandtschaft mit der auf dem ausgeführten Bilde. Die zweite Skizze (b) zeigt den ersten Versuch, die Figuren zu einer Gruppe zu vereinigen. Tanhäuser hält in der Linken die Harfe; an seinen Arm hängt sich ein Liebesgott und ein zweiter kommt mit einer Blumenguirlande herangeflogen. Wie der Künstler selbst empfand, hat Venus in ihrer Haltung „etwas Gewolltes und Ungraziöses" — so hat sich Knille in seinen Erläuterungen zu diesen Skizzen ausgedrückt —, und er gab deshalb auch diese Komposition auf. Die dritte Skizze (c) ist der erste Entwurf zu der endgültigen Gestaltung der Gruppe. Hier sind bereits die Umrisse des schönen Weibes angedeutet, das sich liebeheischend an dem kraftvollen Manne gleichsam emporrankt, dessen schreckensvoller Gesichtsausdruck das jähe Erwachen aus einem wüsten Traum und den Anfang der Reue, den raschen Entschluß, diesen Rosenketten zu entrinnen, widerspiegelt. Vergeblich sind die verführerischen Lockungen der Göttin, in der der Sänger die Teufelin erkannt hat, vergeblich die Künste der Liebesgötter, die den Fliehenden am Mantel zurückzuhalten oder ihn mit ihren Geschossen zu treffen suchen, vergebens auch der phantastische Zauber der in allen Farben funkelnden Kristallgrotte.

Im vollen Gegensatz zu der alten Düsseldorfer Romantik, deren frühes Dahinwelken er sogar kräftig gefördert hat, steht der Großmeister der realistischen Marine- und Landschaftsmalerei Andreas Achenbach (geb. 1815), von dem die Nationalgalerie vier Bilder besitzt, die gerade einen Zeitraum von vierzig Jahren umspannen. Das älteste, eine von 1843 datierte Waldlandschaft mit herbstlicher Stimmung und bei abendlicher Beleuchtung, ist noch vom Konsul Wagner erworben worden, dessen feiner künstlerischer Blick frühzeitig das außergewöhnliche Talent des Malers erkannt hatte, der sich schon in Beginn seines Schaffens scharf von seiner Düsseldorfer Umgebung absonderte. Das zweite, eine Straße am Hafen von Ostende mit einem eben angekommenen Fischerboot (1866 gemalt), zeigt den vollendeten Meister auf der Höhe seiner Kunst, die mit gleicher malerischer und plastischer Kraft die belebte und unbelebte Natur, Menschen, Häuser, Schiffe, Fische, die bewegte See, das Treiben der Wolken am Himmel und die unendliche Mannigfaltigkeit der am Meere beständig wechselnden Luft- und Lichtstimmungen zu erfassen und nachzubilden weiß. Das dritte

a) Studie von Otto Knille zu seinem Bilde „Tannhäuser und Venus" in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.

b) Studie von Otto Knille zu seinem Bilde „Tannhäuser und Venus“ in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.

Bild gewährt einen Blick auf die von Männern, Frauen und Kindern belebte Düne von Scheveningen und auf das Fischerdorf von der See aus bei Vollmondschein, und das vierte Gemälde, das unsere Abbildung (s. S. 377) wiedergibt (1883 gemalt), stellt die Einfahrt eines holländischen Hafens bei schwerer See dar, mit der die Fischerbarke an der Landungsbrücke den Kampf aufzunehmen sich anschickt, während der Dampfer im Mittelgrunde und die entfernten Segelschiffe dem schützenden Hafen zuzustreben scheinen. Die Männer auf der Landungsbrücke bringen die Taue zurück, mit denen sie die Barke aus dem Hafen herausbugsiert haben.

Aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangen ist auch Karl Hoff, der liebenswürdige Meister des historischen Genrebildes, den der Tod am 13. Mai 1890 mitten aus einem regen, immer noch aufwärtsstrebenden Schaffen herausgerissen hat, als er noch nicht das 52. Lebensjahr vollendet hatte. Aus Mannheim gebürtig, hatte Hoff seine ersten Studien auf der Kunstschule in Karlsruhe bei dem Landschaftsmaler J. W. Schirmer und dem Geschichtsmaler Descoudres, zwei Zöglingen der Düsseldorfer Akademie, gemacht, deren Einfluß ihn später veranlaßte, selbst an die Quelle der damaligen Kunstbelehrung zu gehen. Während eines dreijährigen Aufenthalts in Düsseldorf schloß sich Hoff vornehmlich an Vautier an, von dem er die Kunst einer feinen, tief in das Innerste eindringenden Analyse seelischer Regungen und Empfindungen gelernt hat. Indem er das psychologische Moment, je nach dem Vorwurfe mit geringerer oder stärkerer Betonung, in den Vordergrund rückte, erhob er seine Bilder über das nur auf bestechende koloristische Wirkungen ausgehende, nirgends in die Tiefe dringende Kostümgenre, obwohl er, dank der Vornehmheit seines malerischen Geschmacks und der Virtuosität seiner Technik, mit jedem Stoff- und Kostümmaler zu seinen Gunsten wetteifern konnte. Nachdem er große Studienreisen durch Deutschland, Frankreich, Italien und Griechenland gemacht, ließ er sich in Düsseldorf nieder, wo er bis 1878 ein

c) Studie von Otto Knille zu seinem Bilde „Tannhäuser und Venus“ in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.

äußerſt beliebtes und auch thatkräftiges Mitglied der dortigen Künſtlervereinigungen blieb, denen er nicht nur mit ſeinem Pinſel, ſondern auch durch Wort und Schrift nützte. Karl Hoff war auch ein Dichter von reicher Begabung, deſſen Schöpfungen ſich weit über den Dilettantismus und die Gelegenheitspoeſie erheben, wenngleich er ſeine Stimme zumeiſt bei Künſtlerfeſten erhob. Bisweilen

Tannhäuſer und Venus. Nach dem Gemälde von Otto Knille in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin. Mit 3 Studienblättern.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſchwangen ſich ſeine Dithyramben in Poeſie und Proſa auch zu heiligem Zorn empor, und wenn ſein leicht erregbares Temperament die Oberhand gewann, ſchlug er mit ſchonungsloſer Derbheit auf alle Widerſtrebenden oder Andersdenkenden los. Das beſte Teil ſeiner dichteriſchen Veranlagung hat er auch ſeinen Gemälden mitgegeben, die niemals einer poetiſchen Grundſtimmung entbehren, die freilich mehr das Ernſte als das Heitere widerſpiegelt, das die Menſchenbruſt erfüllt. Aus der ernſt, faſt melancholiſch geſtimmten Richtung ſeines Temperaments ſind auch die vier Hauptwerke entſproſſen, die vornehmlich ſein Gedächtnis der Nachwelt erhalten werden. Drei davon ſind in Düſſeldorf entſtanden: Die „Ruhe auf der Flucht“ (1866), ein blutjunger franzöſiſcher Edelmann aus der Zeit Ludwigs XIV, der, anſcheinend von den Häſchern des Königs verfolgt, in einem ſchlichten Bauernhauſe auf dem Bette des Ehepaares unter der treuen Bewachung ſeiner Begleiter kurze Raſt hält, die 1875 gemalte, im Beſitze der Berliner Nationalgalerie befindliche „Taufe des Nachgeborenen,“ die in einer niederländiſchen oder franzöſiſchen

Adelsfamilie reformierten Bekenntnisses vollzogen wird (s. Abb. S. 381), und „Des Sohnes letzter Gruß“ (1878). Die Tracht der zahlreichen Figuren auf der Taufe deutet auch auf die Zeit Ludwigs XIV, in deren Studium sich Hoff mit besonderer Liebe und Sorgfalt versenkt hatte. Wie gründlich er diese Studien betrieb und mit welchem Fleiße er nach der guten alten Überlieferung der Düsseldorfer Schule seine Vorarbeiten machte, lehren die beiden hier nachgebildeten Bleistift- und Kohlenzeichnungen, in denen er seine ersten Absichten für einige der Hauptfiguren fixiert hat. Ein Vergleich mit dem vollendeten Gemälde ergibt, wie er diese Vorstudien zu jener vollkommenen Harmonie der Trauer und Wehmut umgegossen hat, die den Menschen auf das tiefste erschüttert und dann wieder durch die edle Wirkung reiner Kunst zu lichten Höhen emporhebt. „Des Sohnes letzter Gruß“ (1882 für die Dresdener Galerie angekauft) führt uns in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, in das Empfangszimmer einer vornehmen Familie, worin Mutter und Tochter im Beisein eines Trost spendenden Geistlichen durch einen jungen Krieger den Bericht über die letzten Augenblicke ihres gefallenen Sohnes und Bruders entgegennehmen. Noch mehr als auf der „Taufe des Nachgeborenen“ war das Kolorit auf einen der Stimmung der vier Personen entsprechenden, ernsten und düstern Ton gestimmt. In demselben Jahre, in welchem Hoff dieses Gemälde vollendet hatte, wurde er in seine engere Heimat berufen.

Holländischer Hafen. Nach dem Gemälde von Andreas Achenbach in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.

als Professor an die Kunstschule zu Karlsruhe, wo es ihm noch fast zwölf Jahre zu lehren und zu schaffen vergönnt war. Außer einigen Bildnissen, einem historischen Genrebilde mit fast lebensgroßen Figuren in der Tracht des XVII. Jahrhunderts „Vor dem Ausmarsch" (1880) und einigen fein empfundenen Landschaften mit jungen Mädchen und Frauen entstand in dieser letzten Periode seines Schaffens sein viertes Hauptwerk „Zwischen Leben und Tod" (1886, in der Kunsthalle in Karlsruhe), auch eine Scene aus der Not und Trübsal des dreißigjährigen Krieges: die Einwohnerschaft eines Dorfes hat sich vor den Horden der Plünderer in eine felsige Einöde geflüchtet, und während der Geistliche noch dem auf den Tod verwundeten Gutsherrn Trost zuspricht, wird ihm von der andern Seite ein eben geborenes Kind zur Taufe gereicht.

Aus diesem Bereiche ernst-poetischer Stimmung führt uns das letzte der diesem Aufsatze beigegebenen Bilder, der „Berliner Gänsemarkt" von Albert Conrad (1837—1887), in die Wirklichkeit des modernen Berliner Lebens. Es ist ein Genrebild, das auch schon den Anspruch auf das Beiwort „historisch" erheben kann. Denn es entstammt noch jener Zeit, wo die wilde, ungebundene, oft freilich höchst geräuschvolle Romantik des Berliner Marktlebens noch nicht durch die prosaische und nüchterne Regelmäßigkeit des Markthallensystems verdrängt worden war, wo um die Spätherbstzeit die feisten Martinsvögel schlankweg von den Planwagen verkauft wurden, in denen sie in der ersten Morgenfrühe aus den großen Gänsezüchtereien in Rummelsburg und anderen Vororten auf die Märkte der Hauptstadt kamen. Einer der besuchtesten war wegen seiner Lage im Mittelpunkte der Stadt der auf dem Gensdarmenmarkt, den Conrad als Schauplatz seines Markttreibens gewählt hat. Seit der Errichtung des Schillerdenkmals auf dem mittleren Abschnitt dieses Marktes, der seitdem den Namen „Schillerplatz" erhalten hat, vor der Front des Schauspielhauses, die zum Teil im Mittelgrunde des Conradschen Bildes sichtbar ist, war der dort zweimal wöchentlich stattfindende Markt allen ästhetisch fühlenden Menschen ein Dorn im Auge, und zahllos waren die Klagen in den Zeitungen und die Satiren in den Witzblättern über die Entweihung des Dichterdenkmals durch Gemüsefrauen und Butterverkäufer, durch Schlächter und Geflügelhändler, durch „fliegende" Händler und Ausrufer; aber die löblichen Behörden hielten unerschütterlich fest an dieser ehrwürdigen Einrichtung, und der Musentempel und die Kirchen zu seinen Seiten mußten so lange auf dieses materielle Treiben herabsehen, bis die Markthallen in der Dorotheen- und Zimmerstraße eröffnet wurden. Die eine jener Kirchen, die Neue Kirche, taucht auf dem Gemälde Conrads als Silhouette aus dem Herbstnebel auf. Der Maler des Bildes war ursprünglich Bildhauer gewesen, ein Schüler seines Vaters, der in Torgau thätig war. Als Conrad noch in jungen Jahren nach Berlin kam, wandte er sich jedoch der Malerei zu und suchte darin

Kohlenſtudie von † Carl Hoff zu ſeinem Bilde „Taufe des Nachgeborenen“
in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.

Bleistiftstudie von † Carl Hoff zu seinem Bilde „Taufe des Nachgeborenen“ in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.

ohne fremde Hilfe auf eigene Hand fortzukommen. Er erzielte auch bald schöne Erfolge mit humoristischen Genrebildern und Architekturstücken. Aber ihn selbst befriedigten diese Erfolge noch so wenig, daß er kein Bedenken trug, noch als Vierziger in das Meisteratelier von L. Knaus, das dieser 1875 in Berlin eröffnet hatte, einzutreten und sich dort weiter zu vervollkommen. Aus diesen letzten Studien ist der „Gänsemarkt“ erwachsen, der den Namen seines Schöpfers am meisten bekannt gemacht und zu Ehren gebracht hat.

Die Düsseldorfer Schule ist in der Nationalgalerie, deren Bestand an Ölgemälden — die Kartons- und die Bildhauerarbeiten berücksichtigen wir hier nicht — gegenwärtig rund 630 Nummern beträgt, verhältnismäßig am reichsten vertreten, weil der Schöpfer des 262 Gemälde umfassenden Grundstocks der Sammlung, Konsul Wagner, eine besondere Vorliebe für die Düsseldorfer Geure- und Landschaftsmalerei besaß. Dieser Neigung verdanken wir es, daß gewisse Bilder, die für die Entwickelung und die Geschichte der Düsseldorfer Schule geradezu typisch und klassisch sind, den Fährnissen und Wechselfällen des Privatbesitzes entrückt und zum allgemeinen Gut geworden sind. Aus ihrer

Taufe des Nachgeborenen. Nach dem Gemälde von † Carl Hoff in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin. Mit 2 Studienblättern.

Zahl heben wir als besonders charakteristische Denkmäler — zugleich als Perlen der Galerie, die noch nichts von ihrem ersten Glanze eingebüßt haben — den populären Heiratsantrag auf Helgoland von Rudolf Jordan, den Krieger und sein Kind von Theodor Hildebrandt, das rheinische Wirtshaus und den Junker Don Quixote bei der Lektüre des Ritterromans „Amadis von Gallien" von Adolf Schrödter, die Weinprobe und das Lesekabinett von J. P. Hasenclever, die Verbrecher in der Kirche von Wilhelm Heine (eine Wiederholung des bekannten Bildes im Leipziger Museum), die Schützen im Engpaß von Karl Friedrich Lessing, die von Engeln durch die Luft getragene Katharina von Alexandrien von H. Mücke und die Blumen- und Fruchtstücke von W. Preyer hervor.

In pietätvoller Achtung vor den Neigungen des Begründers der Sammlung hat auch die preußische Kunstverwaltung und später die Direktion der Nationalgalerie ein wachsames Auge auf die Entwickelung der Düsseldorfer Malerschule nach dem Tode Wagners gehabt und dafür gesorgt, daß die seitdem entstandenen Meisterwerke hervorragender Künstler oder die ersten Proben neu auftauchender verheißungsvoller Talente für den Staatsbesitz gewonnen wurden. Dazu kamen noch mehrere Zuwendungen Kaiser Wilhelms I, der von früh auf dem Kunstleben Düsseldorfs eine warme Teilnahme widmete, und gelegentliche Geschenke von Privatpersonen, so daß die Nationalgalerie mit der Zeit einen Schatz von Gemälden der Düsseldorfer Schule zusammengebracht hat, der nirgendwo in Deutschland, selbst nicht in der rheinischen Musenstadt, seinesgleichen hat. Zwei Gemälde, die in den dreißiger Jahren den Ruhm der jungen Düsseldorfer Schule auf den Berliner Ausstellungen in erster Linie begründen halfen, der Raub des Hylas von Karl Sohn und K. Fr. Lessings Hussitenpredigt, sind von Kaiser Wilhelm I. überwiesen worden. Die Historienmalerei großen Stils vertreten außerdem unter den Erwerbungen aus neuerer Zeit Eduard Bendemanns Wegführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft, Huß auf dem Scheiterhaufen von K. Fr. Lessing, das letzte Abendmahl Christi von Eduard von Gebhardt, jene Darstellung von gewaltiger realistischer Kraft, die vor 20 Jahren eine neue Bahn für die Behandlung biblischer Stoffe eröffnete, und desselben Meisters Himmelfahrt Christi. Die Düsseldorfer Kriegsmaler haben die dankbaren Aufgaben gehabt, einige der hervorragendsten Momente aus den Kriegen von 1864—1871 für die Nationalgalerie zu schildern: Camphausen die Begrüßung des Prinzen Friedrich Karl von Preußen durch den Kronprinzen nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen inmitten des eroberten Terrains, Georg Bleibtreu den Übergang nach Alsen und eine Episode aus der Schlacht bei Königgrätz, Christian Sell den Beginn der Verfolgung bei Königgrätz und Emil Hünten ein Gefechtsbild aus der Schlacht bei Wörth, die Zurückweisung des Angriffs der Kavalleriedivision Bonnemains auf das Dorf Elsaßhausen durch preußische Infanterie. Die von Wagner begonnene Reihe von Genrebildern Düsseldorfer Künstler hat eine würdige Fortsetzung durch das holländische Altmännerhaus und den Trost der Witwe von Rudolf Jordan (1810—1887), durch die erste Tanzstunde seines Schülers Benjamin Vautier, durch die preußischen Werber zur Zeit Friedrichs des Großen von Friedrich Hiddemann (1829—1892), durch „Jung-Deutschland" in der Schulstube von Karl Hertel und vor allem durch das klassische Kinderfest (Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen) von Ludwig Knaus erhalten, der zwar seit 18 Jahren in Berlin wohnt, aber seiner ersten Entwickelung gemäß im Zusammenhange mit der Düsseldorfer Schule als einer ihrer trefflichsten Zöglinge genannt werden darf, um so mehr als das Kinderfest in Düsseldorf entstanden und dort 1869 vollendet worden ist. Die jüngste Blüte der Düsseldorfer Genremalerei kennzeichnen zwei Meisterwerke, deren schnelle Erwerbung bei ihrem Erscheinen auf der Berliner Kunstausstellung von 1879 zu den größten Verdiensten der gegenwärtigen Direktion der Nationalgalerie gehört: ein Opfer der See, die erschütternde Scene in einem holländischen Seemannshause, in das man die Leiche des bei seinem Berufe ertrunkenen Hausherrn gebracht hat, von Otto Kirberg und die Testamentseröffnung von Chr. L. Bokelmann, der mit diesem Gemälde in die Reihe der ersten deutschen Genremaler trat. Eine Wiedergabe dieses Bildes und ein Porträt seines Schöpfers, der sich seitdem zu großer Vielseitigkeit entfaltet hat, wird der

Berliner Gänsemarkt. Nach dem Gemälde von A. Conrad in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

zweite, den Schätzen der Nationalgalerie gewidmete Artikel bringen.

Die Spitzen der Düsseldorfer Landschaftsmalerei vertreten nächst Andreas Achenbach sein Bruder Oswald Achenbach mit einem Blick auf die Villa Torlonia bei Frascati von der römischen Straße aus und einer Ansicht des Marktplatzes von Amalfi, K. Fr. Lessing mit einer 1875 gemalten Eifellandschaft bei Gewitter, die durch Kraft und Wahrheit des Kolorits und der Stimmung hinter keinem Meisterwerk der modernen realistischen Landschaftsmalerei zurückbleibt, Hans Gude, ein Norweger von Geburt, aber seit seiner Jugend in Deutschland ansässig und thätig und mit deutscher Art eng verwachsen, Alfred Metzener, der poesievolle Schilderer südtirolischer und oberitalienischer Hochgebirgsgegenden, der Meister des Strandbildes Eugen Dücker, Albert Flamm, der Kunstgenosse Oswald Achenbachs, Karl Irmer, der seine Motive zumeist aus dem Holsteinischen und dem Harzgebiet holt, der kraftvolle Realist Gregor von Bochmann und der Tiermaler Christian Kröner, dessen Herbstlandschaften bei Morgennebel Meisterwerke seiner Stimmungsmalerei sind.

In der Berliner Nationalgalerie hat auch der hervorragendste und erfolgreichste Monumentalmaler der neueren Düsseldorfer Schule, Peter Janssen, die ersten Proben seiner genialen Begabung abgelegt. Als im zweiten Geschoß die beiden Haupträume für die Aufnahme der Cornelius'schen Kartons eingerichtet wurden, stellte sich bald die Notwendigkeit einer malerischen Ausschmückung der oberen Wandflächen, Bogenfelder und Deckenwölbungen heraus. Die Ausschmückung des ersten Corneliussaales wurde dem greisen Bendemann übertragen, dessen Entwürfe von seinen Schülern, leider unter dem Druck des farbenfeindlichen, den Bau leitenden Architekten in wenig befriedigender Weise, ausgeführt wurden. Im zweiten Saale durfte Peter Janssen, auch ein Schüler Bendemanns, aber einer von denen, die über den Meister hinaus zu einer unbefangenen Würdigung der realistischen Naturanschauung emporgewachsen waren, seine Gestaltungskraft wenigstens in der Komposition und in der Formenbildung im einzelnen frei enthalten, weungleich auch ihm strenge Zurückhaltung im koloristischen Aufwand geboten war, weil der damalige Bauleiter glaubte, daß die heilige Harmonie der strengen architektonischen Linien durch das vorlaute Gebaren der Malerei, die nach damaliger Anschauung nur ein untergeordnetes Glied in der Symphonie der dekorativen Künste war, gestört werden könnte. In elf Kompositionen stellte Janssen die Hauptmomente aus der Prometheussage dar und die Wand über der Nische, in der die Kolossalbüste des Cornelius steht, schmückte er, im Hinblick auf den Inhalt des Saales, durch die Kartons zu den Fresken in der Glyptothek mit zwei Gruppen, der allegorischen Gestalt der Ilias mit Thetis, die die Waffen des Achilles trägt, und die Gestalt der Odyssee mit Odysseus und Penelope. Über diesen Gruppen schwebt Eros als Bändiger der Elemente, die durch zwei Dämonen verkörpert werden. So wurde die Nationalgalerie der Ausgangspunkt für eine neue Entwickelung der Düsseldorfer Monumentalmalerei, die nicht bloß in den späteren Schöpfungen Janssens, z. B. in den historischen Wandgemälden im Festsaale des Erfurter Rathauses, in den Schlachtenbildern in der Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses und in dem reichen Wand- und Deckenschmuck der Aula der Düsseldorfer Akademie, sondern auch in zahlreichen Werken seiner Schüler und anderer Düsseldorfer Künstler schöne Früchte gezeitigt hat.

Einen weiteren Zuwuchs erhielt der Bestand der Nationalgalerie an Bildern der Düsseldorfer Schule durch den Übergang der Gräflich Raczynskischen Gemäldesammlung in die Verwahrung und Verwaltung der preußischen Staatsregierung. Die Sammlung, die am 2. April 1883 zunächst auf 20 Jahre übernommen wurde, fand eine gesonderte Aufstellung in fünf Räumen des obersten Stockwerks der Galerie. Sie enthält 197 Gemälde und Bildwerke älterer und neuerer Meister, von denen 17 auf die Düsseldorfer Schule entfallen. Zwei davon gehören zu den Marksteinen der ersten Hälfte ihrer Geschichte: die Söhne König Eduards von Theodor Hildebrandt, 1835 gemalt, eines der vornehmsten Denkmäler der romantischen Periode in der deutschen Geschichtsmalerei, und die beiden Leonoren (1836) von Karl Sohn, in denen man zur Zeit, als sie zuerst auf der Berliner Kunstausstellung erschienen, das Ideal vornehmer poetisch verklärter Frauenschönheit feierte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Lady Harriet Clive. Nach dem Gemälde von Sir Thomas Lawrence.

Die Mutter.

(Nachdruck verboten.)

Mir iſt ſie heilig, die alte Frau.
Ihr Gang ward ſchleichend, ihr Haar ward grau,
Seitdem die fremde, die große Stadt
Ihren ſchönen Liebling verdorben hat.

Nun ſchilt ſie, nun ſchrillt ſie in einem fort
Und gönnt dem Mädchen kein gutes Wort,
Streicht grollend auf jeden Biſſen Brot
Ihm ſeine Schande, ihm ihre Not —
Und iſt ihm doch zum Sterben gut
Und wüſche gern mit ihrem Blut
Von ſeiner Seele beflecktem Kleid
Die dunklen Stellen von Schuld und Leid.
Was iſt Verſöhnung? Was iſt Verzeihn?
Wo Schuld iſt, da muß nun auch Strafe ſein!
Oft noch des Nachts ſchilt ſie unverdroſſen.

Doch wenn ſich des Mädchens Augen geſchloſſen,
Wenn ihr Schluchzen friedlichem Atem gewichen,
Iſt die Alte oft ſchon vom Lager geſchlichen
Und ſah, voll trauerndem Mitleid, nun
Den armen Liebling im Mondſchein ruhn.
Die lichten Züge, die feinen Brau'n
Ward ſie nicht müde, ſich anzuſchau'n.
Verſtohlen, wie vor ſich ſelber erſchrocken,
Strich ſie die weichen, die holden Locken,
Und oft ſchon in Thränen hat ſie müſſen
Die blaſſen gefalteten Händlein küſſen.

Kommt dann der Morgen, — wehe der Armen!
Was iſt Verſöhnung? Was iſt Erbarmen?
Das alte Lied durchſchauert die Kammer:
Thu keine Sünde, ſo trifft dich kein Jammer.
Das iſt ihre Weisheit, ſchlicht und rauh.

Mir iſt ſie heilig, die alte Frau. — Frida Schanz.

Themis.

Roman von Ernſt Eckſtein.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Gott verdamm' euch in alle Ewigkeit!“ rief er mit einer Stimme, die vor ungeheurer Aufregung überſprang. „Laßt mich hinaus, oder ich tret' euch alles entzwei! Ich will zum König! Der König ſoll's wiſſen, was für Schufte er hier bezahlt, damit ſie Unſchuldige zum Tode verurteilen!“

Die Thüre ging auf. Der Gefängniswärter — nicht der vertrauensſelige Wendeborn, ſondern ein junger, kräftiger, militäriſch dreinblickender Mann, der entſchloſſen ſchien, jeden Unfug im Keim zu erſticken — trat dem zurückprallenden Lichert entgegen; hinter ihm ſtanden zwei Amtsgenoſſen.

„Was lärmen Sie ſo?“ fragte der Wärter.

„Ich will hinaus!“ keuchte Lichert. „Ich will zum König!“

„Ganz ruhig werden Sie ſich verhalten,“ gab ihm der Wärter zurück, „ſonſt ruf' ich den Herrn Inſpektor und laſſe Sie krumm ſchließen! Einen Ring um den Hals — und die eiſerne Latte daran, — das gehört ſich von Rechtswegen für einen Kerl wie Sie! Was gaffen Sie noch? Marſch, dort auf den Stuhl!“

Lichert machte den Eindruck, als wollte er im nächſten Moment auf den Mann losſpringen. Unter den buſchigen Brauen glomm ein verzehrendes Feuer; er hatte das Kinn vorgeſchoben und zeigte ſein feſtes Gebiß wie ein bedrohtes Raubtier. Die Ketten jedoch, die ihm während des Wutanfalls die Handgelenke beinahe blutig gedrückt hatten, brachten ihn zur Beſinnung. Seiner völligen Hilfloſigkeit bewußt, ſank er laut ſtöhnend auf den Rand ſeiner Bettſtatt.

„Geht nur, ich bin ſchon ruhig, ganz ruhig! Nein, rufen Sie nicht den Inſpektor! Das brächte mich um! Ich werd' es ſchon ſo nicht lange mehr treiben, nein, nicht lange mehr . . .“

„Das glaub' ich ſelbſt,“ ſagte der Wärter mit einer nicht mißzuverſtehenden Anſpielung auf die Wahrſcheinlichkeit eines Todesurteils. „Aber ſtehn Sie da auf! Das iſt bei Tage kein Platz für Sie! Hier auf den Stuhl! Und nun: kein ungebührliches Wort mehr! Sonſt — gnade Dir Gott, Kerl!“

Lichert gehorchte. Er ſetzte ſich an den Tiſch und nahm das Geſangbuch, das dort zur Erbauung der Verhafteten lag. Der Gefängniswärter ſchloß wieder ab. Lichert verſuchte zu leſen, aber die Buchſtaben tanzten ihm vor den Augen. Sein Herz krampfte. Es war ihm, als könne er keinen Finger mehr rühren.

Nach einer Weile ſchob man ihm die Schüſſel mit der wenig lockenden Mittagskoſt in die Zelle: Bohnenſuppe mit Brot.

Er genoß keinen Biſſen.

Unbeweglich, an Seele und Körper gelähmt, ſaß er da, bis es zu dämmern begann.

Von draußen hörte er das verworrne Gebrauſe des großſtädtiſchen Lebens. Auf einem benachbarten Hof ſpielten Kinder unter Lachen und Jubeln. Eine luſtige Mädchenſtimme ſang das Lied „Dein iſt mein Herz“ — und immer öder, immer troſtloſer ſank das Dunkel über die einſame Zelle.

Jetzt klang es wie Tanzmuſik — ſo wohlbekannt und ſo traulich, ganz wie Sonntags im „Roten Kruge“ zu Kronheim . . .

Ach, könnte er noch ein einziges Mal die glückſelige Zeit zurückrufen, wo er ſorglos und ohne Furcht vor der Zukunft die himmliſche Luft atmete und am geöffneten Fenſter den jauchzenden Paaren zuſchaute, die ſich da rings um die Linde drehten!

Wie unvergleichlich ſchön und bezaubernd lebte das auf in ſeiner Erinnerung . . . So klar, und ſo greifbar . . .! Wenn er die Augen ſchloß, ſah er ja alles in vollem Glanz wieder vor ſich, — den blauen Himmel, das maigrüne Laub, die drallen Dirnen mit den ſchwellenden Miedern und den Blumen im Haar . . .

Da regte ſich etwas über der Zellenthür.

Ein gelblicher Schein zuckte auf: man hatte von draußen hinter der eiſen-vergitterten Scheibe das Gas angezündet.

Grauſam zeigte ihm das flackernde Licht die ſchaurige Wirklichkeit: die kahlen getünchten Wände, den Eſchenholztiſch, den kleinen eiſernen Ofen, der jetzt ſchwarz und

erstorben in seiner Ecke stand, als wolle auch er dazu beitragen, die Öde dieser furchtbaren Einsamkeit zu erhöhen.

Und Lichert, aus seiner Starrheit erwachend, legte die breite Stirn auf das abgegriffne Gesangbuch. Die Muskeln seines gewaltigen Rückens schauerten auf und nieder. Er weinte, wie ein verlassenes Kind.

23. Kapitel.

Seit jener traurigen Katastrophe im Gothengehölz hatte sich Hellmuth Tag für Tag mit dem Studium und der Weiterentwickelung der Altenhöferschen Experimente befaßt. Anfangs mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung sich hineinarbeitend, fand er allmählich etwas von der olympischen Ruhe, die nur bei der reinen Erkenntnis wohnt. Mehr und mehr gewann er die Überzeugung, daß Altenhöfer nicht nur ein tüchtiger Praktiker, sondern ein großveranlagter Forscher war, der die eiserne Consequenz der Logik mit dem Flug einer weithin schauenden Phantasie vereinte. Das sogenannte chemische Vorgefühl, das sich im Ahnen von Erscheinungen kund gibt, deren Eintreten noch durch kein in Worte faßbares Gesetz angekündigt wird, schien bei Altenhöfer ungewöhnlich stark ausgeprägt, — und dieser Umstand allein reichte aus, Hellmuths Interesse zu fesseln.

Obschon sich Hellmuth bei dieser geregelten, früh und spät ihn absorbierenden Thätigkeit nach und nach das erkämpft hatte, was er seine ‚völlige Objektivität' nannte, so gab es doch Augenblicke, in denen die ganze Wucht der Situation auf ihn eindrang und Regungen weckte, die er lang überwunden glaubte.

Zumal die Abendstunden, die er jetzt öfters allein verbrachte, waren nicht arm an solchen herzbeklemmenden Anwandlungen.

Er ging zeitig zu Bett, schlief jedoch selten vor Mitternacht ein.

Während er so wach in den Kissen lag, steigerte sich dies unklare Mißgefühl häufig zu einer Stimmung, die seine Entschlüsse beinah' ins Wanken brachte. Es schien dann, als nahe sich ihm, Hand in Hand mit dem kettenumrasselten Lichert, die Totengestalt Burckhardts, Wut und Verzweiflung in den fleischlosen Augenhöhlen, feindselig, und dennoch erbarmungswürdig. Und beide, der Tote und der Schuldlos-Bezichtigte, nagten mit stumpfem Gebiß an Hellmuths Schädel, bis er sich stöhnend die Haare zerzauste und sein Gesicht in den Kissen vergrub. Mühsam entschlummert, fand er dann ähnliche Schauerlichkeiten im Traume wieder. Unablässig wälzte er sich umher, fruchtlos keuchend und ringend, um die Gespenster zu bannen, bis er von neuem wach in das Dunkel starrte.

Vier- oder fünfmal hatte er sich in der Qual solcher Unrast vorgenommen, am folgenden Tage vor seinen Vater zu treten und alles zu beichten.

Dieser Gedanke lag dann wie ein drückender Alp über der ganzen Nacht. Erst am Morgen, wenn er das Licht durch die Scheiben sah, löste sich ihm der entsetzliche Bann, — und die Erwägungen, die ihn bis dahin zum Schweigen veranlaßt hatten, trugen den Sieg davon.

Diese Erwägungen waren zum einen Teil recht sophistischer Art, zum andern jedoch von Hellmuths persönlichem Standpunkte aus nicht unberechtigt.

Zu den Sophismen, mit denen er sein Rechtsgefühl unterdrückte, zählte vornehmlich die These: wenn Lichert wirklich zum Tode verurteilt und dieses Urteil an ihm vollstreckt würde, so sei das bei dem ungefügen, freiheitsdurstigen Temperamente des Burschen fast eine Wohlthat für ihn. Sechs Jahre Zuchthaus und hierzu die weitere Strafe, die ihm doch jedenfalls wegen des Attentats auf den Gefängniswärter bevorstand —: lieber das Äußerste! Hellmuth that also, streng genommen, ein gutes Werk. Er selber würde im nämlichen Fall auch keine Sekunde geschwankt haben, was ihm erwünschter käme. Nur die Furcht vor dem Tode, nicht der Tod war ein Übel!

Sehr im Widerspruch mit dieser Betrachtung stand eine andere, die sich ebenso oft bei ihm einstellte.

Wer wußte denn, ob nicht schließlich doch bei der Hauptverhandlung Momente zu Tage traten, die den Geschwornen die Schuldfrage zweifelhaft machten?

Der Mensch war ja thatsächlich unschuldig: also *konnten* sich doch Bedenken ergeben, die zur Freisprechung führten ...

Übrigens — mochte dem sein, wie ihm wollte: Lichert war und blieb unter allen Umständen ein gefährlicher Mensch, ein wüster und wilder Patron, der noch unsägliches

Unheil in der Welt anstiften würde . . . Was er da über die Art und Weise erzählt hatte, wie er in den Besitz der zweihundert Mark gelangt war, schmeckte doch sehr nach Erpressung und mußte dem Übelthäter, wenn die Beteiligten wirklich entdeckt wurden, gleichfalls eine erhebliche Strafe zuziehn! Das war denn das dritte Delikt, das ihm zur Last fiel! Ein Kerl, der nur der Brutalität seiner Instinkte folgte, der kein Mittel für unerlaubt hielt, wenn sein Vorteil im Spiele war; der bei Gelegenheit seiner Brandstiftung fast schon ein Opfer geschlachtet hatte — lächerlich! Es war eines denkenden Menschen unwürdig, einer solchen Canaille wegen sich den Kopf zu zerbrechen, sich Gewissensbisse zu machen, ganz ordinäre Gewissensbisse!

Daß man doch niemals vollständig über das Erbteil seiner Ahnen hinaus kam! Daß man doch stets in der geistigen Haut stecken blieb, die man am Tag seiner Geburt übernommen hatte!

Weshalb wirkt denn nur der Gedanke: ein Mensch wird schuldlos um unsertwillen getötet — so schaurig auf unsre Nerven? Natürlich nur deshalb, weil man uns durch zahllose Generationen hindurch diese für das Wohl der Gesamtheit so äußerst zweckdienliche Idee ins Bewußtsein geimpft hat! Stets wiederholte Eindrücke auf das Gehirn ergeben zuletzt eine Strukturveränderung, oder doch eine Vorliebe zu gewissen Molekularbewegungen, — genau so, wie sich der Muskel seinen Verrichtungen anpaßt.

Die vererbte Anschauung herrscht! Gut! Aber der Philosoph hat das Recht sie zu prüfen, ihre Zweckwidrigkeit für den einzelnen Fall zu erhärten und sie dann mutig mit Füßen zu treten!

„Ich war doch sonst nicht so kleinlich und so befangen im Überlieferten," sagte sich Hellmuth. „Da las ich einmal von einem transatlantischen Millionär, einem Gauner, wie er im Buche steht, einem Blutsauger, der Tausende elend gemacht, Hunderttausende ruiniert hat. ‚Der Mann,' — so hieß es — ‚besitzt keinen Dollar, an dem nicht das Blut zertrümmerter Existenzen klebt. Er ist der Schrecken der Börse, denn er hat sein Vermögen durch Niedertracht und Verrat gewonnen. Bei jeder Krise, bei jedem Unglück ist seine Hand zu spüren; was er in Scene setzt, strömt einen Hauch von Verwesung aus.' — Damals dachte ich: wer diesen Schuft totschlüge und seine Millionen unter das darbende Volk verteilte, der würde ein Denkmal verdienen! — Weshalb bin ich nun jetzt so zaghaft und beuge mich unter den Bann des Instinkts, da sich's doch gar nicht um eine That handelt, sondern nur um ein stummes Geschehenlassen?"

Ein Hauptumstand kam indes noch hinzu, der für Hellmuths Entschluß zu schweigen, den Ausschlag gab.

Was ihn zu Anfang bestimmt hatte — die liebende Rücksicht auf seine Familie, die Furcht, Sascha unrettbar zu compromittieren, das Mißtrauen in den Blick der Justiz: dies alles hätte er doch vielleicht über Bord geworfen.

Er hätte sich — ‚aus übertriebener Sentimentalität' — vielleicht dennoch in das ungewisse Spiel eines Strafprozesses verwickelt, obschon seine Logik ihm sagte, daß nichts ihn verpflichte, die Consequenzen einer That auf sich zu laden, die er ja durchaus unfreiwillig begangen hatte.

Aber das Risiko war angesichts der seltsamen Deposition des Gerichtsarztes nicht mehr das nämliche; sondern es hatte sich wesentlich zum Nachteile Hellmuths verschoben.

Die apodiktische Art, mit welcher der Geheime Medizinalrat Doktor Paulitzky erklärte, der Schlag mit dem totbringenden Instrument sei von rückwärts geführt worden, stellte der wahrheitsgetreuen Aussage Hellmuths, wenn er sich denunciert hätte, augenblicklich ein Bein.

Es war leicht abzusehn, wie der Areopag der Geschwornen sich die Geschichte zurecht gelegt haben würde.

Eifersucht also zwischen Hellmuth und Burckhardt!

Hellmuth, von Sascha zurückgewiesen, trifft seinen Nebenbuhler vor ihrem Fenster, hält ihn begreiflicherweise für den Bevorzugten, schleicht ihm, da Burckhardt, um nicht bemerkt zu werden, sich in das Innere des Waldes zurückzieht, haß-erfüllt nach und überfällt ihn dort meuchlings!

Die Sache ist ja so einfach und klar!

Und nun saßen vielleicht auf der Geschwornenbank Leute, denen bei ihren Töchtern Ähnliches, nur mit schlimmeren Folgen, passiert war, und die sich berufen fühlten, hier, wo sie es gar so bequem hatten, ein

Exempel zu statuieren; Leute, deren bewußte oder unbewußte Begriffsverwechslung so weit ging, daß sie sich sagten: ‚Ein so schamloser Don Juan darf doch beileibe nicht straflos ausgehen!‘

Im übrigen gab's ja noch andre Möglichkeiten der Auslegung — aber nicht eine, die von Hellmuth das Odium des Hinterrücks-Angreifens glaubwürdig abgewälzt hätte.

Wäre sein Rock noch zerzaust oder sein Körper mit Spuren eines gewaltsamen Auftritts gezeichnet gewesen! Aber die fehlten so ganz und gar!

Und nun die außergewöhnliche Größe und Kraft des Erschlagenen! Der gesunde Menschenverstand urteilt ja immer schablonenhaft. Die Geschwornen würden sich selbstverständlich gesagt haben: eine ehrliche Rauferei zwischen Hellmuth und diesem Goliath konnte für ersteren nicht so glatt und so folgenlos abgehen . . .

Ferner: wenn sich die Sache wirklich verhielt, wie Hellmuth so und so viele Wochen nachher angab: weshalb hat er sich da nicht gleich gemeldet? Weshalb hat er die raffinierten Verkehrungen getroffen, die den Richter beirren und die Vermutung eines Raubmords herbeiführen sollten?

Offenbar nur das böse Gewissen!

Wer in berechtigter Notwehr seinen Angreifer tötet, der braucht der Behörde nicht aus dem Weg zu gehn; der kann ruhig hervortreten und zu den Richtern sprechen: ‚Seht, das ist mir passiert! Prüft nun, ob ich die Wahrheit rede!‘ Die Offenheit seines Bekenntnisses nimmt dann sofort für ihn ein. Hier aber: das vollkommenste Gegenteil! Scheu, Angst, Verstörtheit, — kurz, alle Symptome eines erdrückenden Schuldgefühls!

So würde der Areopag folgern, — denn er denkt mit dem Durchschnittsgehirn des Alltagsmenschen. Er rechnet nicht mit der bangen Eingebung der Minute, mit den Zweifeln auch des Unschuldigen, ob seine Schuldlosigkeit zu erweisen sei.

Und schließlich — das wäre der letzte und entscheidende Trumpf dieser Geschwornenlogik —: was veranlaßt den Thäter sich *jetzt* zu nennen, nachdem er so lange und mit so unerschütterter Hartnäckigkeit geschwiegen hat?

Eine Regung des Mitleids?

Dies Mitleid kommt etwas spät!

Wie kann der Mitleid fühlen, der es kaltblütig über das Herz bringt, einen Schuldlosen unter dem Druck dieser entsetzlichen Anklage zu belassen?

Nein, nicht Mitleid ist es, was ihn bewegt, sondern ganz offenbar nur die Angst, im weitern Verlauf der Verhandlungen werde die Wahrheit doch an den Tag kommen!

Wir werden uns hüten, seiner Erfindung zu glauben, nachdem er sich wochenlang so glänzend als Virtuose der Verstellung bewährt hat!

Im besten Fall verneinen wir die Frage auf Mord; denn anstandshalber kann man ihm einen kalt berechneten Mord nicht zutrauen — schon um des ehrenwerten, vortrefflichen Vaters willen. Der Totschlag aber wird an ihm hängen bleiben, und recht sehr müssen wir's überlegen, ob wir bei gutem Willen im stande sind, etwas wie mildernde Umstände zu entdecken . . .

Hellmuth hatte im Geist die Gerichtsverhandlung, die ein so schreckliches Resultat für ihn zeitigen würde, hundertmal durchgemacht.

Immer gewahrte er dann als Mittelpunkt des beklemmenden Bildes das süffisante Gesicht des Medizinalrats, der in etwas gereiztem Tone erörterte, wie alles, was Hellmuth bezüglich der Katastrophe erzählt habe, nichtiger Tand sei; wie der Augenschein lehre, daß der tödliche Streich in einem Winkel von fünfundsiebzig bis achtzig Grad von rückwärts geführt worden sei, unleugbar von rückwärts! Jeder der Herren Geschwornen möge sich selbst überzeugen, daß gerade diese Art der Zertrümmerung absolut nicht von vorn beigebracht werden könne!

Der Geheime Medizinalrat hatte ja immer recht! Das sprach schon aus den schmalen, gekniffenen, zuweilen süß lächelnden Lippen, die Hellmuth, wenn er dem Mann auf der Straße begegnete, von jeher so antipathisch gefunden, ohne zu ahnen, daß diese Antipathie später einmal eine bewußte, durch diskursives Denken begründete werden könnte!

Auch darüber war sich Hellmuth im Klaren, daß Doktor Paulitzky durch den plötzlichen Wechsel der Instrumente nicht aus der Fassung gebracht werden würde.

Bleischläger oder Eichenknüppel — das blieb sich gleich! Es war dann ein seltsamer Zufall; aber das Spiel des Zufalls

ist ja oft märchenhaft, und der Totschläger hatte dann mit dem Stock des irrtümlich beschuldigten Lichert eine verblüffende Ähnlichkeit; die Schlagfläche war identisch; und die Erfahrung lehrte — — —

Und nun kam eine tief wissenschaftliche Darlegung, die den Geschwornen sehr wenig verständlich blieb. Nur eins ging deutlich daraus hervor: der Herr Medizinalrat befand sich im Vollbesitz der Unfehlbarkeit! Zudem nahm er ja seine Aussage auf den Eid . . .

Nein. Hellmuth war jetzt beim Antritt der fünften Woche vollständig klar darüber, daß er den einmal beschrittenen Weg fortwandeln müsse. Und das Gefühl dieser Notwendigkeit stählte ihn wundersam. Die Stunden der Unruhe vor dem Einschlafen wurden seltner und seltner; es gab schon Momente, in denen das Schicksal des armen Lichert ihn fast nicht tiefer berührte, als das einer dritten Person, auf die er ganz ohne Einfluß gewesen wäre. Wie sich ein Lügner und Aufschneider von Beruf allmählich mit seinen eignen Erfindungen eins weiß und fast daran glaubt, so nahm Hellmuth die Dinge, wie sie nun lagen, als etwas Selbstverständliches, nicht mehr zu Änderndes. Schließlich hatte er's mit der Betäubung seines Gewissens so weit gebracht, daß er gelegentliche Bemerkungen seines Vaters, der die Familie über den Fortschritt der Untersuchung auf dem Laufenden hielt, gleichmütig anhören, ja ihn sogar durch Fragen zu weiteren Mitteilungen ermuntern konnte.

Einmal jedoch begab sich's, daß Hellmuth in diesem künstlichen Gleichgewicht seiner Stimmung erschüttert wurde, und zwar durch die sonst so harmlose Persönlichkeit Kleebergs.

Es war in der letzten Woche vor Weihnachten. Kleeberg, der jetzt mit dem Reinhalten des Laboratoriums wieder vollauf zu thun hatte, schwang überhaupt mit gesteigerter Lebhaftigkeit seine Insignien, — den Besen, das spanische Rohr und die Staubtücher. So fiel's ihm denn eines Morgens bei, im Hinblick auf das bevorstehende Fest die Meinung zu äußern, der Zeitpunkt für eine erneute General-Abstäubung der Bücher sei wohl ‚unmaßgeblich' gekommen, und wenn's dem Herrn Doktor recht sei, wolle er heute am letzten Sonnabend vor dem Bescheertage die Arbeit in Angriff nehmen.

Hellmuth verspürte bei diesen Worten des Flickschneiders das Emporquellen einer plötzlichen Wut.

„Dummes Zeug!" schrie er so laut, daß Kleeberg zusammenzuckte. „Warten Sie's doch gefälligst ab! Mir eilt's nicht mit Ihrer kindischen Krämerei! Sie sehen doch, daß ich von früh bis spät hier zu thun habe!"

„Der Herr Doktor werden gütigst entschuldigen, aber ich dachte nur, weil doch das schönste Familienfest . . ."

„Denken Sie gar nichts und thun Sie, was Ihnen gesagt wird! Neulich schon hab' ich bemerkt, daß Sie mir jedesmal Confusion machen. Sie rühren mir kein Buch wieder an! Verstehen Sie mich?"

„Ganz zu Befehl! Obschon ich bemerken darf . . ."

„Schweigen Sie! Ihr Gefasel macht mich nervös! Übrigens — meinetwegen zu Ostern! Ich will dann persönlich dabei stehn. Bis dahin bin ich, so Gott will, fertig mit meiner Arbeit!"

Die letzten Worte Hellmuths waren schon milder im Ton. Er begriff, daß diese plötzliche Heftigkeit bei einem so unbedeutenden Anlaß auffallen mußte. Drum fügte er noch eine Phrase hinzu, die halb wie ein Scherz klang, wiederholte dann aber mit ruhigem Ernst, der Flickschneider möge sich lieber um alles andre bekümmern, als um die Bücherregale. Das wisse er doch!

„Natürlich — und ich gelob' es bei meiner Ehre! Ich hab's ja von je so gehalten; denn wo sich die eigne Schwester nicht einmal hergetraut . . ."

Den Rest seiner Bemerkung zwischen die Zähne murmelnd, zog er sich langsam zurück.

Hellmuth aber rannte fiebernd vor Aufregung durch das Gemach.

Dieser Totschläger! Noch immer lag er da hinter den Bänden der dritten Reihe; noch immer nicht hatte sich Hellmuth dazu entschließen können, ihn dort hervorzuholen, um ihn drüben in seine Bestandteile aufzulösen. Das ging doch jetzt eigentlich ganz bequem! Das Laboratorium sandte tagtäglich seine Dünste und Dämpfe durchs halbe Haus, so daß auf dem Corridor beständig ein Fenster aufbleiben mußte . . .

Der Schreck war ihm heillos in die

Glieder gefahren; er faßte es kaum, daß er nicht längst schon das entsetzliche Instrument vernichtet hatte.

Nun, vorläufig waren ja die Gelüste Kleebergs abgekühlt! Aber bei nächster Gelegenheit ... morgen vielleicht! Für heute war er infolge des eben erlebten Ansturms zu fiebrisch. Es eilte ja nicht. Nein, durchaus nicht. Er mußte bei kaltem Blute sein, wenn er das Ding da herausnahm, das ihm die schreckliche Scene im Gothengehölz wieder so klar vor die Augen stellte!

Und nun wiederholte er sich, was er sich damals nach seiner Heimkehr aus dem Marschalltheater zu Gunsten dieses Verstecks vorgesprochen.

Nein! Auf achtundvierzig Stunden mehr oder weniger kam es nicht an! Und wenn man im Zweifel war, so schien es ja immer geratener, conservativ zu bleiben und die Verhältnisse nicht plötzlich zu ändern!

Der Gedanke, sich einriegeln zu müssen, wenn er den Bleischläger vertilgte, regte ihn vollends auf. Es war ihm, als ob eine innere Stimme ihn warnte ... ‚Hüte Dich! Das Versteck hat sich bewährt! Sei nicht undankbar gegen das Schicksal! Rühre nicht ans Begrabne!‘

So beschloß er denn, ein paar Tage noch abzuwarten.

24. Kapitel.

Am Abend des nämlichen Tages fanden sich in dem traulichen Heim der Familie Gyskra ein paar Freunde zusammen: Frau von Beresow, Sascha und das Ehepaar Altenhöfer, das seit Anfang des Monats mit den Gyskras verkehrte.

Das Celluloseproblem hatte zwischen dem Ober-Staatsanwalt und dem Chemiker eine längst schon vorbereitete Intimität zur Entfaltung gebracht: Hellmuth, der das Problem jetzt in der That mit eisernem Fleiß förderte und sich nur selten einmal einen unbeschäftigten Abend gönnte, war der unausgesprochene Mittelpunkt für die gemeinschaftlichen Interessen der beiden Männer.

Der Oberst von Rheuß fehlte. Er war heftig erkältet, hatte jedoch ‚die Frauenzimmer‘ ruhig gehen lassen, ‚weil sie ihm sonst acht Tage lang vorlamentiert hätten, daß sie um seines Schnupfens willen zu kurz gekommen.‘ —

Der Bräutigam der glückstrahlenden Emmy, Professor Doktor Franz Lehr, war, wie selbstverständlich, mit von der Partie.

Zwischen Hellmuth und Sascha herrschte zu Anfang eine seltsame Feierlichkeit des Tons, eine Förmlichkeit, die erst nach und nach in die Bahn der alltäglichen Conversation einlenkte.

Die beiden sahen sich heute seit jenem verhängnisvollen Nachmittage zum erstenmal.

Hellmuth fühlte sich in Erinnerung an seine Dreistigkeit außerordentlich schuldbewußt, während Sascha, die sich ernsthaft geprüft hatte, gleichfalls zu der Erkenntnis gelangt war, daß ihr Benehmen nicht ganz ohne Vorwurf sei.

Ihr Papa mochte doch recht haben mit seiner neulich entwickelten Theorie: daß eine Dame immer verantwortlich sei, wenn sich ein Mann aus der guten Gesellschaft ihr gegenüber zu viel erlaube!

Sie begriff jetzt gar nicht, daß sie ihr Herz, ihre Blicke, ihr Lächeln nicht sorgsamer in der Gewalt gehabt!

Wie anders war diese Emmy! Der würde so etwas nicht passiert sein! Die hielt sogar ihren Verlobten unter dem Bann ihrer Veilchenaugen, so daß er, trotz aller heimlichen Glut, keine Sekunde lang aus der Rolle des ehrfurchtsvollen Bewunderers fiel, des Ritters, dem es genügte, die Farben seiner Dame zu tragen, ohne ihr jemals auch nur die Hand zu berühren!

Emmy hatte ihr das neulich in aller Harmlosigkeit erzählt, und wenn Sascha auch fand, daß diese Zurückhaltung des würdigen Mathematikers übertrieben war, so blickte sie doch mit heimlichem Neid auf die Braut, die ihrem Bräutigam eine so heilige Scheu in die Seele geflößt, ohne sich ihrer Macht deutlich bewußt zu sein. Jedes Mädchen wurde genau so geliebt, wie sie's verdiente: Sascha mußte also an Wert dieser blonden, rosigen Emmy nicht gleich kommen ...

Aus dieser Erkenntnis folgte für Fräulein von Rheuß ein Zwiespalt, der sich deutlich in ihrem veränderten Wesen aussprach und einen reizvollen Hauch mädchenhafter Verwirrung über sie ausgoß. In ihrer Befangenheit übersah sie, wie stark sich das Temperament Emmy's von dem ihrigen unterschied, wie sich eins nicht für alle schickt. Der frische Humor, die sprudelnde Lebhaftigkeit waren ihr angeboren und ließen sich durch einen bloßen Entschluß nicht aus der

Welt schaffen. Allerliebst war es zu sehn, wie sie unausgesetzt gegen ihre Natur ankämpfte, sich zur Bedächtigkeit zwang, ernster und langsamer sprach, und alle paar Augenblicke, wenn ihre Einbildungskraft wärmer erregt wurde, diesen Vorsatz vergaß. Franz Lehr sogar flüsterte seiner Braut eine Bemerkung ins Ohr, die sich auf Sascha's ungewöhnliche Anmut bezog. —

Wenn Hellmuth Gyskra nicht völlig von diesem Zauber bestrickt wurde, so lag dies einzig an der gepreßten Stimmung, die er aus seinem Arbeitszimmer herübergebracht, an dem schrecklichen Rückfall, dessen Ursache die Bemerkung des alten Faktotums gewesen. Mehr denn je lag ihm heute die Furcht vor dem Unbekannten, die vernunftlose Bangigkeit in den Gliedern, die sich durch keine Logik beschwichtigen läßt.

Nach Tisch fand sich für Hellmuth eine Gelegenheit, mit Sascha ein paar unbelauschte Worte zu wechseln. — Der Ober-Staatsanwalt sprach mit seinem zukünftigen Schwiegersohn und dem Gerichtschemiker; Frau Altenhöfer und Sascha's Tante beugten sich über ein Album; Emmy war nach der Küche gegangen, um eine Bowle zu brauen. — So stand Sascha allein am Klavier und blätterte in einem der Liederhefte, aus denen Emmy auf allgemeines Verlangen nachher etwas vortragen sollte.

Hellmuth trat zu Sascha heran, sah mit in das Heft und gab eine Phrase über die Schubertschen Compositionen zum Besten.

Dann brachte er das Gespräch ohne Übergang auf das peinvolle Thema, dessen bloße Erwähnung Sascha's Antlitz mit heller Glut übergoß.

Ihr gegenüber gab Hellmuth sich als lediglich von der Absicht erfüllt, um Verzeihung zu bitten. In Wirklichkeit aber verfolgte er einen andern Gedanken: den Wunsch, gegen das Unbekannte, das ihm zu drohen schien, abermals einen Wall zu türmen.

Sascha vergab ihm sofort. Die unverkünstelte Herzlichkeit, mit der sie dies that, beschämte ihn tief.

Wie falsch hatte er dieses Mädchen beurteilt! Wie kläglich stand er mit seiner bübischen Thorheit vor dieser Unschuld! Geradezu fürchterlich war es nun vollends, zu denken, daß er ja nur seinem Irrtum, nur seiner blöden Verkennung ihres Charakters das Unheil verdankte, das jetzt ihm zu Häupten hing wie ein blitzendes Fallbeil!

„Gott sei Dank ist ja alles noch gut gegangen!“ fügte Sascha hinzu, als ob sie ihn trösten müßte. „Freilich, hart an der Kante vorbei! Eine Minute darnach kam Papa!“

Hellmuth, von ihrem Liebreiz bewältigt, hatte für Augenblicke vergessen, daß die Bekundung der Reue, so tief er sie fühlte, doch nur die Einleitung war.

Jetzt kam er zur Hauptsache.

Mit kurzen Worten gab er ihr einen erlognen Bericht über den ferneren Verlauf seiner Flucht.

„Eine Zeitlang hab' ich gewartet, bis alles still war. Dann schob ich den Hut in die Tasche und schlich barhäuptig nach dem Thor. So würde mich niemand von droben erkannt haben. Ich war so aufgeregt, daß ich nicht einmal wagte, die Pferdebahn zu benutzen. Ich hätte ja irgend wen treffen können, der mich gefragt hätte, wo ich herkäme. Auf dem Geleise bin ich zu Fuß gegangen . . .“

Die Umständlichkeit, mit der er ihr nun den — erfundenen — Weg in die Stadt ausmalte, samt der in Wirklichkeit stattgehabten Begegnung mit Ottfried auf der Insel des Margaretenplatzes, natürlich unter Beiseitelassung Mathildens, schien Sascha nicht aufzufallen.

Sie seufzte ein wenig und sagte dann wie aus tiefen Gedanken heraus:

„Das war überhaupt ein entsetzlicher Abend!“

Hellmuth fühlte genau, was nun folgen würde. Er zwang sich jedoch mit gutem Erfolg die Miene wißbegieriger Teilnahme auf.

„Wie so, gnädiges Fräulein?“

„Nun, fast um dieselbe Zeit passierte ja doch das Unglück mit Burckhardt!“

„So? War das an jenem Abend?“

„Ja wohl! — Ich sage Ihnen: die ganze Woche war ich wie krank! Erst die furchtbare Angst vor Papa, — und dann diese Schreckensbotschaft . . .! Offen gestanden, ich weiß nicht, was mir schwerer aufs Herz fiel . . . Gleich wie Papa in mein Zimmer trat, war mir zu Mute — ich kann's nicht beschreiben! Ich meinte, er würde mir's augenblicks von der Stirn lesen. Er sah mich auch an — so forschend, so gar nicht wie sonst . . . Oder ob das

nur Einbildung war? Ich mußte beständig an die Geſchichte denken, die er uns damals erzählt hat, — wiſſen Sie, das mit dem Urgroßvater, der auf die ſchuldloſe junge Frau ſchoß . . ."

Die kleine Tafel im Eßzimmer war unterdes für die Bowle in Stand geſetzt.

Mit den Worten: ‚Wenn es gefällig iſt —' trat Emmy in den Salon, glühend vor Eifer, das Bild einer reizenden Hausfrau, die kein höh'res Vergnügen kennt, als das Behagen der Gäſte.

Profeſſor Lehr, der ſich ſo eben noch lebhaft über die Colonialbewegung und ihre Zukunft geäußert und zum Verdruß Altenhöfers etwas ‚deutſch-freiſinnige' Anſchauungen entwickelt hatte, ſonnte ſich förmlich im Licht dieſes Maimorgens.

Die ſüße, die wonnige Emmy!

Alle Weisheit der Integral- und Differentialrechnung wog doch nicht einen einzigen Kuß dieſer thaufriſchen Lippen auf! Wenn ſie erſt ſein war! Wenn ihr leuchtender Blick früh ſeinen Tag begrüßte! Wenn er ſich nie mehr von ihr trennen brauchte, wie dies jetzt leider noch immer nach jedem glückſelig verbrachten Abend der Fall war!

Emmy nickte ihm zu, als hätte ſie ſeine Gedanken erraten.

Hellmuth ſah, wie das Antlitz des ehrlichen Menſchen hoch aufflammte — in der ſchämigen Glut eines Primaners, der zum erſtenmal für die Angebetete einen Vers ſtammelt.

Er ſah auch, daß ſeine Eltern das harmloſe Mienenſpiel der beiden bemerkt hatten, ſich gegenſeitig verſtändnisvoll anblickten und dann beide, wie vom gleichen Ideengang fortgeriſſen, auf ihn, den geliebten Sohn, ſchauten.

Das ganze Glück des Gyskra'ſchen Hauſes faßte ſich gleichſam in dieſer Minute zuſammen, glorreich gipfelnd, und nur den Wunſch noch zurücklaſſend, deſſen Erfüllung ſo nahe lag: es möge auch Hellmuth ein Herz finden, das ihn ſo völlig verſtand und ſo hingebend liebte, wie Emmy den Mann ihrer Wahl!

Man ſetzte ſich.

Der Profeſſor wollte beim Eingießen der Bowle den Wirt machen; Emmy jedoch das Regiment, das ſie in ihrem künftigen Haushalt führen würde, vorweg nehmend, ſagte mit reizender Schalkhaftigkeit: „Gib her!" und fügte dann zur Erläuterung hinzu: „Das iſt nichts für Gelehrte! Denk' an die Erdbeerſchale —!" womit ſie auf eine Ungeſchicklichkeit ihres Bräutigams anſpielte, die ſeinerzeit viel Stoff zum Lachen gegeben hatte.

Der Ober-Staatsanwalt, ſo ſtreng er natürlich alles geheim hielt, was im Intereſſe der Unterſuchung nicht laut werden durfte, empfand doch eine gewiſſe Befriedigung, wenn er merkte, daß ein Fall, der ihn ſelber ſtark intereſſierte, auch bei ſeinen Bekannten eine mehr als gewöhnliche Teilnahme weckte. So griff er jetzt eine kurze Bemerkung des Chemikers auf, um bezüglich des Raubmordprozeſſes Lichert eine nicht unerhebliche Neuigkeit mitzuteilen.

„Wir ſind jetzt vollſtändig klar darüber, wie und auf welchem Weg Burckhardt in das Gehölz gelangt iſt, und was er daſelbſt gewollt hat."

Man horchte auf. Das war allerdings ein Novum!

„Bitte, erzählen Sie!"

„Der Unterſuchungsrichter hat neuerdings feſtgeſtellt, daß Burckhardt an jenem Unglückstag bis gegen zwei, wie gewöhnlich, im Atelier war. Vom Atelier hat ſich Burckhardt nach dem Reſtaurant zur Stadt Breslau begeben, — nicht wie ſonſt in die ‚Traube'. Zwei Herren, die dort an der Tafel ſeine Nachbarn geweſen, ſind eidlich vernommen worden. Der eine, Doktor Ohlshauſen, Redakteur der ‚Geſellſchaft', hat nichts von Belang mitgeteilt; der andere jedoch, ein Kaufmann Ottokar Schröter, iſt mit Burckhardt über den Friedrichsplatz bis an die Ecke der Bankſtraße gekommen, wo Burckhardt mit der Bemerkung in die Karlsſtraße einbog, er wolle ſich heut' einmal tüchtig auslaufen . . ."

Hellmuth atmete auf. Die Karlsſtraße führte vom Friedrichsplatz ſüdwärts, beinahe ſüdoſtwärts, alſo faſt in der entgegengeſetzten Richtung, die Burckhardt hätte einſchlagen müſſen, wenn er das Villenviertel erreichen wollte, wo der Oberſt von Rheuß wohnte. Durch dieſe Feſtſtellung ſchien die Möglichkeit, daß Hellmuth irgendwie mit der Kataſtrophe in Beziehung gebracht werden könnte, abermals weiter gerückt.

Herr Gyskra fuhr fort:

„Ein andrer Zeuge, der ſich geſtern gemeldet hat, ſagt nun aus, daß er dem

Burckhardt gegen halb vier, oder noch später, am äußersten Ende der Karlsstraße, unweit des Lutherplatzes, begegnet ist. Um von dort nach dem Gothengehölz zu gelangen, mußte Burckhardt, wenn er den nächsten Weg nahm, die Südwestvorstadt kreuzen, ja, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Straße passieren, wo Lichert sich in dem Kurzwarengeschäft sein Messer kaufte. — Der Untersuchungsrichter ist nun der Ansicht, Lichert habe den Burckhardt spätestens beim Verlassen des Kurzwarengeschäfts als Opfer ins Auge gefaßt. — Burckhardt war immer tief in Gedanken versunken, ging sehr langsam, blickte nach oben und machte also den Eindruck einer Persönlichkeit, die für ein Vorhaben, wie es Lichert im Schild führte, günstig war. Kurz, diese neuesten, scheinbar so unbedeutenden Feststellungen leihen dem Bilde, das wir uns von dem Fall construiert haben, wiederum einen erhöhten Grad von Glaubhaftigkeit."

Man nickte bestätigend.

„Die Sache ist zweifellos," meinte der Chemiker.

Professor Lehr wiegte den Kopf, wie einer, der sich bewußt ist, daß nur die Lehrsätze der Mathematik zweifellos sind. Gleichsam in Ausführung dieses Gedankens warf er die Frage auf:

„Na, und läßt sich denn gar nichts finden, was zu Gunsten des Mannes spräche?"

Der Ober-Staatsanwalt zog bedenklich die Schultern hoch.

„Nicht das geringste. Gerade die neuesten Erhebungen wirken unendlich erschwerend. Bis dahin konnte es immer noch fraglich erscheinen, ob das Verbrechen mit Überlegung ausgeführt war. Nimmt man jedoch als erwiesen an, daß Lichert sein Opfer eine Strecke hindurch im Auge behalten und es verfolgt hat, so fällt jeder Versuch, die That als das ungewollte Ergebnis plötzlicher Constellationen, etwa als einen Verzweiflungsakt hinzustellen, ins Wasser."

„Also wird er geköpft?" fragte Frau Altenhöfer, die sich mitunter einer gewissen Drastik befliß.

„Wenn ihn der Landesherr nicht begnadigt . . ."

Das Antlitz Hellmuths überzog sich mit einer wachsfarbenen Blässe. Zum erstenmal seit dem Augenblicke der That verlor er völlig die Selbstbeherrschung. Um diese Anwandlung vor der Gesellschaft und besonders vor seinem Vater zu rechtfertigen, zog er, tief atmend, sein Taschentuch, strich sich über die Stirn und die Augen und sagte zu Emmy, die neben ihm saß:

„Ich finde es unerträglich heiß hier! Könnten wir nicht im Salon ein Fenster öffnen?"

„Heiß?" wiederholte die Mutter. Sie trat zu dem Thermometer. „Fünfzehn Grad! Du bist einfach nervös, Hellmuth! Du übertreibst wieder Deine Arbeit. Übrigens können wir ja nebenan die Balkonthür öffnen."

„Das Gas heizt so," murmelte Hellmuth. „Man sitzt hier unmittelbar unter den Glocken."

„Trink' einmal, Junge!" sagte Herr Gyskra. „Bei Gott, das war ja fast wie ein Schwindelanfall."

„Kenne das!" sagte der alte Chemiker. „Nichts erschöpft so prompt und so folgerichtig, wie die unausgesetzte Beschäftigung mit ein- und derselben Idee. Ihre Mama hat recht: Sie sind zu fleißig, Herr Doktor! Damit allein wird's nicht geschafft. Der Geist muß auch frisch und elastisch bleiben, und das erreicht man nur durch die Selbstbeschränkung! Ich war ja selbst so herunter — na, ich hab's Ihrem Papa neulich erzählt. Keinen Brief konnte ich öffnen ohne Herzklopfen, keine Retorte sehn, ohne das dumpfe Gefühl: ‚Du mußt an der Wand hinauf! . . .' Eile mit Weile, — das paßt nirgends so sehr, als in der Wissenschaft! Der Geistesarbeiter braucht erst recht seinen Normaltag, den er nicht überschreiten darf. Suchen Sie wieder mehr die Zerstreuungen auf! Abends nach Tisch sollte ein Mann Ihres Alters überhaupt Schicht machen. Das Schaffen und Grübeln bis in die Nacht hinein ist der Urquell der Neurasthenie. Wie gesagt: ich selber singe ein Lied davon . . . nicht wahr, Lotte?"

„Das wissen die Götter!" seufzte Frau Altenhöfer.

Und nun erzählte sie, was sie mit ihrem nervösen Mann damals ausgestanden.

Hellmuth hatte sich wieder gefaßt. War Doktor Altenhöfer ihm von jeher sympathisch gewesen, so fühlte er jetzt eine glühende Dankbarkeit, eine fast zärtliche Liebe für ihn. Besser als dieser prächtige Mensch

hätte ihn ja ein Mitverschworner nicht herausreißen können!

Herr Gyskra war durch das jähe Erblassen Hellmuths wirklich erschreckt und verblüfft worden. — Wie überreizt mußte der Junge sein, wenn die bloße Erwähnung einer Exekution — noch dazu in so wenig pathetischer Form — ihm das Blut nach dem Herzen trieb! — Weichmütig war ja Hellmuth von je, trotz einer manchmal zur Schau getragnen Starrheit: aber das grenzte ja fast schon an die Empfindsamkeit einer hysterischen Dame.

‚Es soll mir zur Lehre dienen,‘ meinte Herr Gyskra im Stillen. — ‚Ich leid' es nicht mehr: der Junge muß sich zur rechten Zeit losreißen können. Lieber mag denn doch das ganze Problem scheitern, als daß mein Liebstes Nachteil an seiner Gesundheit nimmt.‘ —

25. Kapitel.

Ottfried Stegemann, der ein wenig vom Ahasver hatte, war ein paar Wochen verreist gewesen. Er trieb sich acht Tage in Wien herum. Von dort aus machte er einen Abstecher nach Budapest und weiter südostwärts bis an die türkische Grenze. —

Jetzt, kurz vor dem Weihnachtsfest, kehrte er heim, ganz erfüllt von dem feurigen Temperament der Magyarinnen, ihrer halb russischen, halb französischen Eleganz, ihrer ‚verteufelten Leichtlebigkeit‘. Er strotzte von Reminiscenzen an die wilde Melodik der Zigeunerkapellen, an die Glut des Tokayerweins, an das ganze unbeschreibliche Brodeln des Hexenkessels, der dort unten im Tiefland der blauen Donau alle Nationen bunt durcheinander quirlt.

Nun plötzlich aus dem innersten Herzen dieser tollen Romantik nach Deutschland zurückversetzt, fand er alles so höchst europäisch, so ehrbar und monoton, daß er stärker als je das Verlangen nach einer ‚migratio‘ verspürte.

Am zweiundzwanzigsten gegen halb neun Uhr abends fuhr er beim Hause der Gyskra's vor.

Er traf die Familie, wie sie just im Begriff stand, sich aufzulösen. Das Abendbrot war so eben beendet; die Damen hatten mit Weihnachtsarbeiten und sonstigen Vorbereitungen für die Bescheerung zu thun; Hellmuth, der gestern mit Emmy und Lehr im Hoftheater, eh'vorgestern beim Oberst von Rheuß zum Thee gewesen, dachte sich heute einmal wieder dem Laboratorium zu widmen, während der Ober-Staatsanwalt die Akten des Untersuchungsrichters in Sachen eines jetzt eben neu eingeleiteten Strafprozesses studieren wollte. . . Das häufte sich jetzt seit einiger Zeit ganz außerordentlich. Kaum war die Anklageschrift gegen Christian Lichert vollendet, so bot sich hier schon eine zweite Aufgabe von ähnlich sensationellem Charakter. Frau Gyskra, die sonst sehr wenig davon erbaut war, wenn ihr Gemahl die Abendstunden seinem Beruf widmete, hatte diesmal nichts einzuwenden, weil sie nur so die nötige Muße fand, ihr Weihnachtsgeschenk ‚für den Papa‘ ungestört zu vollenden.

Ottfried machte nicht viele Umstände. Er lehnte den feierlichen Empfang im Salon, den das Stubenmädchen ihm zudachte, ab und trat kurzerhand in das Eßzimmer.

„Ich komme, Herr Ober-Staatsanwalt, um Ihren Hellmuth für heute Abend mit Beschlag zu belegen! Wir haben uns lang' nicht gesehn, Hellmuth und ich; — und Leutnant Alfing hat mir erzählt, daß der zukünftige Lavaisier sich just auf dem Wege befindet, in Überanstrengung aufzugehn! Wahrhaftig, Hellmuth, seit unsrer letzten Begegnung sind Sie ganz elend geworden! Sie haben einen veränderten Ausdruck — so in sich gekehrt, so grüblerisch-dumpf . . . Na, folgen Sie Ihrem Retter! Mein Wagen steht vor der Thür! Ich verspreche Ihnen ein Stück originellsten Volkslebens mitten hier in der Hauptstadt.“

„Wie das?“ fragte Hellmuth, der ihm die Hand gedrückt und bei den Worten von dem veränderten Aussehn eifrig gelächelt hatte.

„Nun, ich führe Sie in den Club der Bergfexe. Drollige Leute, meist Süddeutsche, die sich in harmloser Laune selbst persiflieren, allerlei Unfug treiben, jodeln, schuhplatteln, und spitzige Hüte mit Gemsbart tragen. Ich bin dort Ehrenmitglied. Sie brauchen sich gar nicht erst umzukleiden. Kommen Sie, wie Sie sind! Sie amüsieren sich und vergessen dabei Ihre fiebrische Thätigkeit. Was ist denn das überhaupt mit den Altenhöferschen Wundergeschichten? Leutnant Alfing hat was davon gehört, — aber natürlich sah er sich außer stande mir klar zu machen . . .“

„Das glaub' ich," versetzte Hellmuth. „Die Sache ist ja Geheimnis. Nur Papa weiß davon. Wenn irgend etwas im Publikum darüber kursiert, so muß Papa . . ."

„Bitte, bitte, mein Junge! Ich habe nur angedeutet — dem Oberst von Rheuß gegenüber — ganz vag, ganz unbestimmt. Zudem versteh' ich ja selber nicht den hundertsten Teil von dem, was Ihr vorhabt."

„Sie sind doch nicht böse, Herr Ober-Staatsanwalt, daß ich Ihren Herrn Sohn vielleicht so unmittelbar vor der großen Entdeckung hinwegführe?"

„Im Gegenteil. Wenn ich wohl früher mal dachte, ich, an Hellmuths Stelle, würde meine Erholungsperiode nicht so weit ausdehnen, so ist neuerdings wieder ein Umschwung eingetreten, der Ihre Aufmerksamkeit für Hellmuths Wehe und Wohl mir ganz willkommen erscheinen läßt . . ."

„Ich begreife," lächelte Ottfried mit einem Blick auf die Damen. „Ich zähle hier zu jenen lockenden Buben, von welchen die Bibel spricht . . . Ja, ja, gnädige Frau, es hat Momente gegeben, in welchen Sie mich als den Verführer Hellmuths gebrandmarkt haben. Dergleichen fühlt man heraus. Aber ich tröste mich im Bewußtsein, daß ich besser bin als mein Ruf."

Frau Gyskra kam sich wirklich etwas beschämt vor. Dieser Stegemann hatte trotz des Hauches von Unheimlichkeit, der ihn umschwebte, etwas so Liebenswürdig-Bestechendes, daß man ihm — bei aller Beklemmung, die man empfand — nicht gram sein konnte. Das waren noch nicht die Schlimmsten, die sich so offen zu ihren Mängeln bekannten! — Und sein ritterliches Benehmen, seine ungekünstelte, frische Beredtsamkeit! Er gehörte halt zu den Leuten, die man nicht ausstehen mag, solang man von ihnen hört, und die alsbald über das eingefleischteste Vorurteil triumphieren, wenn man sie sieht.

Auch Hellmuth fühlte sich wieder im Banne dieser Persönlichkeit. Sofort sagte er Ja.

„Gefällt's uns nicht bei den Bergfexen," fügte Ottfried hinzu, „so wandern wir nach dem Apollosaal."

„Was gibt's dort?" fragte der Ober-Staatsanwalt.

„Volk, Pöbel, Hefe, Revolutions-Material! Haben Sie nicht die Plakate gelesen? Große Vorbesprechung der Maurergesellen! Ein Streik in Sicht! Wer seine Zeit verstehen will, muß sie dort aufsuchen, wo sie am trübsten ist. — Hellmuth und ich, wir interessieren uns beide ganz außerordentlich für die Sphären, mit denen man in der guten Gesellschaft nicht in Berührung kommt. Wir gleichen hierin den Malern, die lieber Gänsemädchen und Betteljungen skizzieren, als Herren und Damen in modischer und deshalb vergänglicher Tracht."

Der Ober-Staatsanwalt nickte.

„Das läßt sich ja hören. Ich hätte bei solchen Studien nur das eine Bedenken, daß man nicht immer Herr seiner Objekte bleibt. Der Büffel, gar zu sehr aus der Nähe gekouterfeit, nimmt den Maler gelegentlich auf die Hörner."

„Keine Angst, Herr Ober-Staatsanwalt! Wir hüten uns, rote Tücher zu tragen. Und dann — verstehen Sie [illegible]: eine Würde, eine Höhe . . .!"

„Ich darf nicht wagen, Sie zum Hierbleiben aufzufordern," sagte Frau Gyskra nach einer Pause. — „Ganz abgesehn von den Studien, die Sie da planen . . . Mein Mann hat unaufschiebliche Arbeit . . ."

„Zu liebenswürdig! Ein andermal, wenn Sie gestatten . . ."

Hellmuth hatte sich fertig gemacht. — Ottfried Stegemann küßte der Frau des Hauses die Hand, verneigte sich äußerst formell vor Emmy, und dann minder formell, aber mit einem unverkennbaren Ausdruck ehrerbietiger Sympathie, vor dem Ober-Staatsanwalt.

Zwei Minuten später hörte man das Coupé mit den beiden Herren stadteinwärts rollen. — Frau Gyskra und Emmy machten sich eifrig über die Stickerei her, halblaut ihre Gedanken austauschend.

Der Ober-Staatsanwalt hatte sein Arbeitszimmer betreten. — Über dem Schreibtisch brannte die Gaslampe. — Er schob sich die Akten zurecht, steckte sich eine Cigarre an und lehnte sich in die Sopha-Ecke, um eine Weile noch auszuruhn.

Nach fünf Minuten bereits war die Cigarre erloschen. — Das passierte ihm selten. — Die Gedanken, die ihn beschäftigten, mußten ihn ganz besonders in Anspruch nehmen . . . Von neuem setzte er seine Cigarre in Brand und qualmte, als hätte er das Versäumte hier gut zu machen. Es lag etwas auf ihm, — heimlich, undefinier-

bar, und zwar hing dieses Etwas durchaus nicht mit den Akten zusammen, die dort auf dem Schreibtisch seiner Durchsicht gewärtigten.

Er schloß ein wenig die Augen.

Seine Erinnrung kehrte jetzt immer ausgesprochner zu der sechsten Nachmittagsstunde zurück, ins Café Reichskanzler, wo er zuweilen Rast hielt, wenn er von dem Justizgebäude nach Hause ging . . .

Dort hatte er heute Doktor Kretschmar, den Verteidiger Licherts, getroffen und an dem gleichen Tisch mit ihm Platz genommen.

Das Gespräch war naturgemäß auf Kretschmars Klienten verfallen. — Der Ober-Staatsanwalt hatte erzählt, daß er die Anklageschrift dem Präsidenten der Strafkammer bereits übermittelt habe; — und hieran knüpfte der Rechtsanwalt eine Eröffnung, die Herrn Gyskra anfangs nur mäßig frappierte, jetzt aber, in der Einsamkeit seines Arbeitszimmers, eine andre Beleuchtung gewann und ihm Veranlassung gab, den ganzen Fall, den er in seiner Anklageschrift so deutlich und übersichtlich gegliedert hatte, noch einmal durchzudenken.

„Herr Ober-Staatsanwalt," hatte Kretschmar gesagt, „ganz im Vertrauen: Für die Hauptverhandlung habe ich eine Überraschung in petto. Ich werde Zeugen benennen, deren Aussage klärlich erhärtet, daß Burckhardt an jenem Nachmittag keine drei Mark in der Tasche trug."

Herr Gyskra hatte zunächst mit einem etwas gleichgültig gemodelten ‚So?' geantwortet. Die Verteidiger waren ja in der Regel nicht arm an solchen ‚Enthüllungen', die für den Augenblick eine unleugbare Wirkung erzielten, aber dann später durch den Gang der Ereignisse überholt wurden.

Doktor Kretschmar jedoch nickte sehr ernsthaft. Es spielte etwas um seinen klugen, beredten Mund, als ob er die Absicht hätte, dem Ober-Staatsanwalt, dessen Unparteilichkeit er so hochschätzte, weitere Mitteilungen zu machen.

Wenn dies der Fall war, so trug das unverhoffte Erscheinen Balduin Teutschenthals, der ziemlich geräuschvoll zu den beiden Herren herantrat, die Schuld daran, daß diese Absicht im Keim erstickt wurde. Balduin setzte sich mit an den Tisch und erzählte beim Schlürfen seines Cacao-Liqueurs von der gewaltigen Aufregung, in der sich ganz Strehlberg ob einer wundersamen Broschüre des dort garnisonierenden Regimentskommandeurs befinde. —

Kretschmar kannte die Schrift und trat für sie ein, während Balduin sie energisch verdammte.

Als Herr Gyskra nach zwanzig Minuten aufbrach, stand er fast mehr unter dem Eindruck dieser Debatte, als unter dem jenes eigentümlichen Novums, das Kretschmar ihm angedeutet. Auch wiederholte er sich, wie oft und wie leicht ein Verteidiger, zumal ein Charakter von der jugendlich-feurigen Art Kretschmars — über die Glaubhaftigkeit seiner Beweismittel und Hypothesen sich täuscht.

Jetzt erst, hier auf dem Sopha im Arbeitszimmer, malte ihm die Erinnerung ein etwas verändertes Bild. — Kretschmar hatte nicht darnach ausgesehn, als handle es sich um eine bloße Vermutung. Er schien vielmehr seiner Sache außerordentlich sicher. Die ganze Art, wie er das mitteilte, hatte sogar den Hauch einer Feierlichkeit, wie sie sonst dem sanguinischen jungen Mann fremd war.

Herr Gyskra legte seine Cigarre weg.

Zum erstenmal, seit er den Prozeß gegen Lichert in Angriff genommen, stieg etwas in ihm auf, was wie die Dämmrung eines flüchtigen Zweifels aussah. —

Wenn Doktor Kretschmar wirklich jenen Beweis erbrachte, — was dann? —

Das hartnäckige Leugnen des Angeschuldigten; die Zähigkeit, mit der er an seiner Aussage betreffs der zweihundert Mark festhielt; der Trotz sogar und die zornige Brutalität Licherts, der im Gefängnis mehrfache Disciplinarstrafen erduldet hatte —: dies Alles nahm offenbar, wenn Kretschmar seine Behauptung erhärtete, ein für Lichert günstiges Colorit an . . .

Und doch schien der Indicienbeweis so völlig erbracht, daß man bei allem Scharfsinn und aller Gerechtigkeit nicht wußte, was man mit diesem unverhofften Moment anfangen sollte!

Herr Gyskra stand auf. — Die Hauptverhandlung würde die Sache wohl klarlegen. — Was sollte er sich noch länger den Kopf zerbrechen? — Neugierig war er ja allerdings auf die Einzelheiten, — aber den Doktor Kretschmar direkt zu fragen: das widerstrebte ihm!

Es schlug neun, als Herr Gyskra sich an den Schreibtisch setzte, um die Akten des neuen Prozesses, die sich hier auftürmten, eingehend durchzunehmen.

Der Fall war außerordentlich fesselnd und aufregend. Es handelte sich um ein bildhübsches achtzehnjähriges Mädchen, das, kurz hintereinander, erst die Mutter und dann den Vater durch Gift vom Leben zum Tod gebracht haben sollte. Die Volksstimme, die freilich ebenso häufig irrt wie der Einzelne, war diesmal der Angeschuldigten günstig. Es hieß, die ganze Geschichte sei lediglich auf den Klatsch heimlicher Neiderinnen zurückzuführen. Dennoch hatte der Thatbestand die Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung gerechtfertigt.

Mit dem Stift in der Rechten begann Herr Gyskra zu lesen. —

Je mehr er sich in die Akten vertiefte, um so klarer empfand er die ungewöhnliche Schwierigkeit dieser Aufgabe. Die sachlichen Umstände sprachen entschieden zum Nachteil, die persönlichen mit der gleichen Entschiedenheit zu Gunsten des jungen Mädchens. — Vor Allem fehlte ein glaubwürdiges, ja nur halbwegs annehmbares Motiv für die That. — Sämmtliche Zeugen stimmten darin überein, das Verhältnis der Tochter zu ihren Eltern sei das herzlichste von der Welt gewesen. — Ihre Lehrer und der Geistliche, der sie eingesegnet, bürgten für ihre Unschuld, trotz der scheinbaren Evidenz gewisser Constellationen. — Im übrigen jedoch häuften sich die Indicien beinah' erdrückend.

Die Vergiftung war durch arsenige Säure erfolgt; die einzige Möglichkeit — wenn die Beschuldigte nicht den beiden Opfern das Gift *eingeflößt* hatte — war die, daß die Getöteten selber die Urheber der Katastrophe waren, sei's in verbrecherischer, beziehungsweise selbstmörderischer Absicht, sei es durch irgend ein grobes Versehen oder in falscher Handhabung des Giftes als eines Stärkungs- und Verschönerungsmittels. Die vereidigten Ärzte leugneten — teils auf Grund des Sektionsbefundes, teils mit Rücksicht auf die sonst erhärteten äußeren Umstände — diese Möglichkeit ab.

Herr Gyskra hatte die betreffenden Depositionen der Sachverständigen zwei oder dreimal Silbe für Silbe gelesen. Er nahm den Eindruck hinweg, als herrsche hier eine gewisse Voreingenommenheit zum Nachteil der Angeschuldigten. Manches in den weitschichtigen Depositionen der Herren blieb ihm geradezu unverständlich.

Plötzlich erhob er sich.

Hellmuth besaß in seiner Bibliothek ohne Zweifel ein Buch, das über Vergiftungen und insbesondre über die Wirkungen der arsenigen Säure Auskunft erteilte.

Bei der Uneinigkeit der Ärzte über zwei wichtige Punkte war der Ankläger wohl genötigt, sich an der Hand eines streng wissenschaftlichen Werkes — dessen Angaben ihm Hellmuth ja morgen zu allem Überfluß noch erläutern konnte — ein selbständiges Urteil zu bilden.

Herr Gyskra entsann sich aus einem früheren Prozeß, daß ein Zehntel Gramm des Giftes genügt, um den Tod unter den fürchterlichsten Symptomen hervorzurufen, während sogenannte Arsenikesser ohne sichtbare Schädigung wohl das Drei- oder Vierfache dieser Dosis vertragen. Ferner entsann er sich, daß akute Vergiftungen zwar in der Regel nach einigen Tagen tötlich verlaufen, daß aber auch Fälle constatiert worden sind, in denen der Tod erst nach einigen Wochen eintrat. Diese und andre Momente waren im vorliegenden Fall von der größten Bedeutung. Das Kapitel der arsenigen Säure und ihrer Wirkungen mußte mit fast monographischer Gründlichkeit zur Erörterung gelangen.

Herr Gyskra steckte sich eine Kerze an, schritt über den Korridor und trat vorsichtig in das Studierzimmer Hellmuths. Die Thür nach dem Laboratorium stand auf; es roch stark nach einem unentwirrbaren Vielklang von Chemikalien. Der Ober-Staatsanwalt lächelte. Für Augenblicke hatten sich seine Gedanken von der Aufgabe, die ihn beschäftigte, losgerissen; sie wandten sich zu dem Sohn, der sein Glück und sein Stolz war, der jetzt eifrig an dem großen Problem wirkte, das Altenhöfer, der vielbeschäftigte Praktiker, nicht zu lösen vermochte, das Hellmuth jedoch, wenn auch nach jahrelangem Bemühen, sicher enträtseln würde! Die Vaterliebe ist so vertrauensvoll; sie erblickt schon im unreifen Knaben den künftigen Weltenbezwinger. Ein Vater, der seinen talentvollen Sohn liebt, ist immer sein erster Apostel.

Herr Gyskra setzte die Kerze nieder.

Eine Weichheit überkam sein Gemüt, die er sich selbst nicht erklären konnte. Alte Erinnerungen stürmten auf ihn ein, ganz plötzlich, ohne erkennbaren Übergang. Er sah den kleinen dreijährigen Hellmuth, wie der Junge an ihm herauf sprang, und mit den Worten: ‚Papa, Papa, ich habe Dich lieb!‘ sich schelmisch an seine Brust warf . . .

Jetzt, zwischen den Männern ziemten sich diese, ach! so reizenden Tändeleien nicht mehr. Eine seltsame Scheu hielt den Vater zurück, Liebkosungen, die ihm schon in der Hand zuckten, auszuführen, — dem Sohn die Wange zu streicheln oder das Haar: aber manchmal hätte er ein Jahr seines Lebens darum gegeben, den großen, klugen, erwachsenen Hellmuth noch ein einziges Mal, wie damals den kleinen Burschen, wider sein Herz zu pressen, ihm die Lippen zu küssen, ihm zuzuraunen: ‚Du bist mein Alles!‘ —

Herr Gyskra seufzte.

„'S ist so der Lauf der Welt,“ sagte er zu sich selbst. „Ich kann noch Gott danken, daß es ihm innerlich gerade so geht, wie mir! Andre Väter — du lieber Himmel, wie stehn die mit ihren Söhnen! Was ist das zum Beispiel für ein Verhältnis zwischen Paulitzky und seinem Ältesten! Der studiert nun in Heidelberg, und alle vier Wochen kommt mal ein Brief, der das richtige Eintreffen des Wechsels bestätigt! Kein wahrer Zusammenhang, kein Leben von Herz zu Herz . . .! Der Vater hat seine Pflicht gethan, den Jungen erzogen, genährt, gekleidet, — und nun, da der Vogel flügge geworden —: fahr wohl, Elternhaus! Die Rücksicht auf den Alten wird nur noch als Fessel empfunden; was von daheim kömmt, gilt a priori als Störung, als Eingriff in die Rechte der fröhlichen Jugendlust! O, ich kenne das wohl! Zu meiner Zeit war's ja genau so; nur die Wenigsten machten hier eine Ausnahme. Ich zum Beispiel! — Und nun erleb' ich das Gleiche mit meinem Hellmuth! — Ja, ja! ‚Vater und Sohn‘, das klingt ein wie das andre Mal, und kann doch so Grundverschiednes bedeuten: ein bloßes Naturverhältnis — und eine Gemeinschaft fürs Leben!“

Herr Gyskra warf einen Blick auf Hellmuths Schreibtisch, wo eine Anzahl bekritzelter Blätter unter dem Briefbeschwerer lagen.

Er hatte sonst nicht die Gepflogenheit, den ‚Geheimnissen‘ seiner Angehörigen nachzuspüren. Was ihm die Kinder nicht freiwillig anvertrauten, das ignorierte er grundsätzlich. Zumal respektierte er die begreifliche Scheu, die so oft den Forscher abhält, während der Stadien der Ungewißheit über sein Thun und Treiben zu sprechen.

Diesmal aber, da er so ganz genau wußte, um welches Ziel es sich handelte, sah er die Blätter doch mit brennender Neubegier an, hob die panther-geschmückte Bronceplatte hinweg und nahm die drei obersten Blätter sogar in die Hand, — allerdings, um sofort zu gewahren, daß er aus diesen rein fachmännischen Notizen nicht klug werden konnte. Er hatte jetzt fast schon vergessen, was ihn ursprünglich hierher geführt. Der halb nur begriffene Geist dieser weithin blickenden Arbeit umstrickte ihn. Er widerstand nicht der sonderbaren Versuchung, in Hellmuths Schreibstuhl sich niederzulassen, mit den Federn zu spielen, die Zettel, die Hefte, die Bücher zu liebkosen und sich mit heimlicher Inbrunst an dem Gedanken zu weiden, von dieser Stätte werde demnächst das große Befreiungswort für die darbende Menschheit ausgehen, die Lösung der Hungerfrage, die Verwandlung der Cellulose in Brot.

Er hielt auf dem Schreibtisch Umschau, als studiere er einen historisch geheiligten Ort, — eine Scenerie, die es lohnte, sich einzuprägen, weil die Kulturgeschichte über kurz oder lang davon reden würde.

Mit freudiger Rührung erblickte er mitten unter dem Apparat der Gelehrsamkeit sein eignes Bild, — die letzte photographische Aufnahme —; daneben in etwas kleinerem Format Schwester und Mutter.

Herr Gyskra nahm das Bild Emmy's von dem Metallständer und vertiefte sich zärtlich in die Züge des lieben Mädchens, das jetzt drüben mit der Mama bei der Arbeit saß und von der heimlichen Schwärmerei ihres Papa's keine Ahnung hatte.

Emmy und Hellmuth — die Beiden ergänzten sich; sie waren zur Harmonie seines Lebens notwendig, wie Moll und Dur für die Gestaltungen einer mächtigen Tonwelt! Und beide liebten ihn mit der gleichen nicht zu beschreibenden Innigkeit! Beide gehörten ihm so voll und so wahr und so vom tiefsten Grund ihres Herzens!

Digitized by Google

Er war ein beneidenswerter, ein überglücklicher Vater!

Als er das Bild wieder hinstellen wollte, stieß er gegen den lose geschichteten Aufbau alter Collegienhefte, der sich hier wider Hellmuths Handbücher anlehnte.

Ein Teil fiel zu Boden und mit ihm eine lederne Mappe.

Aus dieser Mappe jedoch rutschte zum großen Erstaunen des Ober-Staatsanwaltes ein rötliches Bändchen in Klein-Oktav, das er hier ganz und gar nicht erwartet hatte: die Guttentag'sche Ausgabe des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich.

Das war nicht sein Exemplar; das seinige hatte er eben erst unter den Fingern gehabt.

Was bedeutete das?

Er nahm das Büchlein zur Hand.

Es war die neueste, im laufenden Jahr erschienene Auflage.

Obgleich äußerlich gut gehalten, trug das Bändchen doch unverkennbare Spuren des Lesens: denn es öffnete sich wie von selbst zwischen Seite 94 und 95, wo mit Paragraph 211 der sechzehnte Abschnitt: ‚Verbrechen oder Vergehen wider das Leben' anhub. Diese und die nächstfolgenden Seiten machten den Eindruck, als seien sie häufig hin und her gewandt worden.

Auf der Innenfläche des rötlichen Umschlags befand sich die Stempelmarke des Sortimenters. Der Name war nicht identisch mit dem des Buchhändlers, bei welchem die Gyskra's sonst ihre Bücher zu kaufen pflegten. Der Ober-Staatsanwalt kannte die Firma gar nicht. In der Umrahmung der Stempelmarke las er die Straße und Hausnummer: ‚Röhnsgasse 3'. Das war ganz am äußersten Ende der Nordvorstadt — eine Gegend, die man höchstens einmal im Sommer betrat, wenn man eine Landpartie unternahm oder den malerisch gelegnen Hochkeller besuchte.

Herr Gyskra ward außerordentlich nachdenklich.

Er folgerte zweierlei aus den Wahrnehmungen dieser Minute.

Einmal: Hellmuth nimmt an dem Prozeß gegen Lichert ein Interesse, das weit über das erklärliche Maß hinausgeht.

Und zweitens: Hellmuth wünscht die Nachhaltigkeit dieses Interesses geheim zu halten.

Herr Gyskra entsann sich jetzt der verschiednen Gelegenheiten, bei denen er über Hellmuths Verhalten anläßlich dieses Prozesses gestutzt hatte; besonders auch jener befremdlichen Anwandlung in der kleinen Abendgesellschaft, wo Frau Altenhöfer die drastische Frage that: ‚Also wird er geköpft?' Hellmuth war damals erbleicht; man konnte fast sagen, es war eine flüchtige Ohnmacht . . .

Kein Zweifel: der Fall berührte den jungen Mann tiefer, als irgend wer ahnte!

Aber welcher Zusammenhang konnte hier obwalten?

Wenn Hellmuth, durch eine wundersame Verkettung der Umstände, dieser Geschichte näher stand, wenn etwa Momente zu seiner Kenntnis gelangt waren, die für den Ausgang der Sache so oder so von Bedeutung schienen —: weshalb trat er nicht offen vor seinen Vater und machte ihm Mitteilung?

Rätselhaft!

So sehr sich der Ober-Staatsanwalt auch den Kopf zerbrach: keine halbwegs befriedigende Erklärung wollte ihm beifallen.

Hellmuth weiß etwas! Und was er weiß, muß ihm peinlich sein: sonst würde er reden!

Peinlich — warum?

Eine einzige Möglichkeit nur ist denkbar: daß er selbst oder eine ihm nahestehende teure Persönlichkeit durch seine Enthüllung compromittiert würde . . .

Plötzlich überlief es den Ober-Staatsanwalt siedend heiß. Er gedachte der Aussage Licherts bezüglich der zweihundert Mark und des so mangelhaft geschilderten Unbekannten, von welchem der Angeklagte diesen Betrag empfangen zu haben behauptete. Eine Sekunde lang fuhr es Herrn Gyskra wie eine quälende Ahnung durch das Gehirn: ‚Sollte Hellmuth der ungebührliche Thor sein, der sich durch diese zweihundert Mark losgekauft hätte?' . . . Die Aussage Licherts hing ja für den Ober-Staatsanwalt nicht mehr so ganz in der Luft. Doktor Kretschmars Versicherung, er werde durch Zeugen erhärten, daß Burckhardt an jenem Tage kein Geld bei sich getragen, stieg vor der Seele des geängstigten Vaters empor und schreckte ihn mit dem Gespenst eines widerlichen Skandals . . .

Aber das war ein Unding! Beim ersten

Das erſte Gebet. Marmorgruppe von † J. Kaffack.

ruhigen Erwägen zerfloß dies Wahngebilde in Dunst.

Angenommen, Christian Lichert hätte die Wahrheit geredet, so paßte doch nicht ein Zug seines Berichtes auf Hellmuth. Ein junger, schlanker Mann mit helltönender Stimme und glattem Gesicht konnte selbst im Düster des Waldes nicht den Eindruck hervorrufen, den Lichert zu schildern suchte! Und nun die inneren Gründe . . .! Hellmuth — und diese plumpe Geschmacksverirrung! Hellmuth — und diese feige, erbärmliche Ratlosigkeit! — Zumal dies letzte Moment gab den Ausschlag. —

Immerhin blieb das Rätsel bestehen.

Wenn Hellmuth, der doch übrigens aus der Praxis des Vaters die Hauptbestimmungen der Gesetzgebung hinlänglich kannte, sich wirklich aus irgend einem verständlichen Grunde noch einmal ganz speciell orientieren wollte, weshalb bat er sich dieses Buch nicht vom Vater aus?

Herr Gyskra sah jetzt, daß noch ein andrer Abschnitt — der vierte nämlich, der von den Umständen handelt, welche die Strafe ausschließen oder mildern — in ähnlicher Weise sich von den andern ablöste, wie der sechzehnte.

Es lag ein unsagbarer Hauch über diesen Blättern; Herr Gyskra meinte herauszufühlen, daß Hellmuth stundenlang über jeder Zeile philosophiert und gebrütet hatte . . .

Kopfschüttelnd schob er den Band wieder in die Mappe zurück. Ein leiser Druck in der Herzgegend hinterblieb ihm von dieser sonderbaren Entdeckung. Er nahm sich vor, Hellmuth ehestens um Aufklärung zu bitten.

Nun ergriff er die Kerze und wandte sich nach dem Ausgang.

Ja so! Er hatte ja ganz vergessen, daß er gekommen war, um sich über die Wirkungen der arsenigen Säure Auskunft zu holen. Wäre doch Hellmuth zur Stelle gewesen! Der hätte ihn auch in dieser Beziehung rasch unterrichtet!

Er trat vor das erste der beiden Bücherregale. Physikalische, chemische, mathematische Werke aller Art füllten die obersten Reihen. Dann folgten zahllose chemische Monographien, aus deren Titel er nicht zu entnehmen vermochte, ob sie das Thema, dem er hier nachspürte, in den Kreis der Erörterung zogen. Hieran schlossen sich griechische und lateinische Klassiker, Bücher aus Hellmuths Gymnasialzeit, Molière's Theater, Pascals Briefe an einen Provinzbewohner, die Henriade, Goethe, Herder, Lessing und ein paar Bände unsrer Modernsten.

Auch das zweite Regal bot in den zwei obersten Reihen nichts Verheißungsvolles.

In der dritten jedoch fand er ein Werk, das Hellmuth einmal antiquarisch gekauft haben mußte. Die verblichene Gold-Inschrift auf dem verschabten Lederrücken lautete: ‚Framboise, die Giftmischerin vom Boulevard Saint-Martin.'

Herr Gyskra erinnerte sich, daß der Monstre-Prozeß dieser Verbrecherin gegen Ende der fünfziger Jahre ungewöhnliches Aufsehn erregt hatte. Neben verschiedenen schwer nachzuweisenden Alkaloïden hatte dies Ungeheuer in Menschengestalt auch Arsenik zur Verwendung gebracht. Interessante chemische Fragen mußten hier zur Besprechung gelangt sein: sonst hätte sich Hellmuth, der für die Stillung eines bloß kriminalistischen und psychologischen Interesses Nahrung genug in der Bibliothek seines Vaters fand, schwerlich das Werk angeschafft.

Der Ober-Staatsanwalt zog das Buch also heraus, wobei sich die Bände rechts und links von der Stelle schoben.

Als er die Reihe wieder zurecht rücken wollte und zu diesem Behuf in die Lücke griff, berührte er einen Gegenstand, der offenbar nicht hierher gehörte.

Vermutlich etwas lange Vermißtes! In den Ritzen der Sophapolster, hinter befestigten Schränken und in selten benutzten Bibliotheken findet man ja oft solche Dinge, die halb schon verschmerzt sind.

So denkend, holte er das merkwürdige Objekt aus der verstaubten Ecke.

Es war der Bleischläger.

Herr Gyskra hatte das Licht auf den Boden gestellt; groß und bewegungslos fiel sein Schatten an den Bücherregalen hinauf wider die Decke.

Er wog das Instrument in der Hand, unfähig, die Gedanken, die auf ihn einstürmten, auszudenken. Alles gewann jetzt Zusammenhang: jede Bemerkung Hellmuths, jede Miene ward zum beredten Symptom . . .

Und dennoch wob sich über das Hirn des bejammernswürdigen Vaters eine traumhafte Lethargie, die weiter nicht nachsann.

Nur ein einziges grausenhaftes Gefühl bohrte in seinem blutenden Herzen: Dein

Sohn, den du so über Alles liebst, hat ein Verbrechen begangen, und du — hast einen Schuldlosen dieses Verbrechens angeklagt! . . .

26. Kapitel.

Mitternacht war vorüber. Mutter und Tochter hatten sich vor einer Stunde bereits zur Ruhe begeben, ohne den Vater, den sie beschäftigt wußten, durch einen Gruß zu stören. Herr Gyskra jedoch, die Lider geschlossen, den Kopf nach rückwärts gelegt, saß in dem hohen Lehnstuhl neben dem Sopha und kämpfte mit allen Dämonen.

Wie er aus dem Arbeitsgemach seines Sohnes herübergekommen war, das wußte er selbst nicht.

Dunkel nur schwebte ihm vor, daß er die Waffe wieder an Ort und Stelle gelegt, das Buch von der Giftmischerin Framboise zwischen die beiden Nachbar-Bände, geschoben, die Reihe zurecht gedrückt und so jegliche Spur seines Besuches verwischt hatte.

Von da ab fehlte ihm jeder Zusammenhang. Er hätte nicht sagen können, wie lange er sich in dem Zimmer Hellmuths aufgehalten, ob er noch eine Weile regungslos dagestanden, wie ein Leidtragender vor der Gruft, wenn schon die letzte Scholle herniedergeprasselt ist; ob er sich jählings hinweggewandt, wie ein Schwindelnder von dem Abgrund; ob er vielleicht nochmals da vor dem Schreibtisch Hellmuths gerastet hatte, um Kraft zu sammeln. Zeit- und Raumgefühl waren ihm gänzlich abhanden gekommen; all seine Sinne hatten sich abgestumpft. Die Pendelschläge der altertümlichen Uhr klangen ihm traumhaft fern; die Kerze, die er noch nicht gelöscht hatte, qualmte vom Rauchtisch herüber wie durch rötliche Schleier; die Füße hingen ihm schwer und empfindungslos auf dem Boden. Nur ein brennender Schmerz in der Brust war als Rest seines Lebens zurückgeblieben.

Bei dieser leiblichen Starrheit quälte sich um so fiebernder sein todwundes Gemüt. Stets wiederholt und kaum in veränderter Reihenfolge malten sich hier die gleichen Visionen. Und als er nun wieder fähig war, seine Gedanken zu ordnen, da lösten sich mit hirnzerwühlender Monotonie zwei Entschlüsse ab, von denen der eine ebenso unerträglich war, wie der andre.

Der eine Entschluß trieb ihn auf den verzweifelten Pfad unwankender Pflichterfüllung. Er würde Hellmuth verhören, in dieser Nacht noch und, wenn er ihn schuldig fand, der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen.

Der andre Entschluß quoll aus der Tiefe seines geängstigten Vaterherzens und hieß ihn schweigen, — schweigen um jeden Preis! Mochten dann die Ereignisse ruhig ihren Gang gehn!

Aus Wahrheit und Selbstbetrug spann er sich ein Gewebe, das diesen Instinkt vor seinem Gewissen verteidigen sollte.

Als Vater war er durch keine Gesetzesbestimmung der Welt gebunden, wider sein eignes Kind zu zeugen. Das wäre ein Hohn gewesen auf das erste Gebot der Natur! Ja, und hätte er in gewaltsamer Selbstüberwindung den Sohn auch opfern wollen —: wie stand es da um die Mutter des Unglückseligen, um die Schwester, die jetzt eben den jungen Traum ihrer Liebe träumte? Beide — die Frommen, die Schuldlosen — gingen unabwendbar zu Grunde. Oh, dafür kannte er sie! Und er, der Gatte, der Vater, den das Schicksal dazu berufen hatte, die Zukunft dieser geliebten Menschen zu schirmen, er selber sollte den Feuerbrand in dies friedliche Heim werfen? Unmöglich!

Auf dem Gipfel dieses ‚Unmöglich!' angelangt, schlug die Last, die der gefolterte Mann emporwälzte, jedesmal wieder um.

Mit verdreifachter Heftigkeit bäumte sich jenes Etwas in seiner Brust auf, das dem Ehrenmanne befiehlt, Alles — auch das Glück seiner Lieben, auch die Unbeflecktheit des Namens — gering zu achten, wo ein Höheres in Betracht kommt: die Übereinstimmung mit den unbeugsamen Forderungen des kategorischen Imperativs.

Die grandiose Gestalt des Brutus tauchte ihm auf, der sein eignes Fleisch und Blut nicht verschonte, da es sich um die Beschützung der Republik handelte. Und wie federleicht wogen doch die Motive des Brutus, mit den seinen verglichen! Der römische Staat wäre wohl nicht zu Grunde gegangen, hätte Brutus ein Wort der Gnade gesprochen: hier aber, wenn der Vater um seines Sohnes willen die Wahrheit verschwieg, starb ein Schuldloser auf dem Schafott!

Es überrieselte ihn wie Todeskälte. Die

maßlose Erregtheit seiner Nerven sah jetzt Alles vergrößert; das Mögliche dünkte ihm schon wahrscheinlich; das Wahrscheinliche zweifellos. Das Bild des Blutgerüstes, das der Gedanke an Lichert bei ihm erweckt hatte, ging plötzlich eine fürchterliche Verbindung mit Hellmuth ein. Sein eignes Kind sollte das Haupt auf den Block legen, und er selber, der es doch in der Macht hatte, dies Schauderhafte zu hindern, er selber sollte hervortreten und dem Scharfrichter zurufen: ‚Hier! Da steht er! Packt ihn! Schleppt ihn die Stufen hinauf!'

Die furchtbare Angst, die ihn zermarterte, raubte ihm jede Besonnenheit. Er folgerte mit krankhaftem Pessimismus. Wenn Hellmuth wirklich den Streich gegen Fritz Burckhardt geführt hatte, dann war dieser Streich auch die That eines schweren Verbrechers. Es gab keine mildernden Umstände, keine Beschönigung, keine Ausflucht; denn sonst hätte doch Hellmuth sicher die Sache nicht so weit sich entwickeln lassen! Herr Gyskra, in seiner grausigen Exaltation, hatte durchaus kein Organ mehr für etwa vorhandne Beweggründe, die Hellmuth, auch ohne eine so düstre Gestaltung seiner Situation, zum Schweigen veranlassen konnten.

Gegen halb eins übermannte ihn die Erschöpfung; der Schlaf packte ihn unwiderstehlich.

Als er nach fast einer Stunde erwachte, fühlte er, daß eine trostlose Resignation an die Stelle der wahnsinngleichen Erregung getreten war.

Mit Gewalt zwang er sein erschlafftes Gemüth, sich alles das vorzuführen, was die Indicien, die ihn sofort überzeugt hatten, irgendwie abschwächen möchte.

Es war ja doch immer noch möglich, daß er sich täuschte . . . Der Junge hatte ein ganz besondres Interesse für Lichert . . . War das undenkbar? Die ganze Stadt brannte doch auf die Hauptverhandlung! Und Hellmuth nun, der das Opfer persönlich gekannt hatte! Er wollte sich über die Rechtsfragen, über die Strafen eingehend unterrichten, ohne den Vater erst zu belästigen! Er wußte, wie häufig sein Vater diese handliche Ausgabe des Reichsstrafgesetzbuches zum Nachschlagen brauchte! Daß Hellmuth sein Exemplar in jenem entlegenen Sortimentsgeschäfte gekauft hatte, konnte der reine Zufall sein; Hellmuth war damals ja öfter mit Ottfried Stegemann in der Vorstadt gewesen . . .

Aber der Totschläger . . .!

Nun, auch der Totschläger konnte mit diesen Wanderungen zusammenhängen . . .! Und wenn er die Waffe so ängstlich geheim hielt, so war das vielleicht nur in der Absicht geschehn, den Vater nicht aufzuregen, durch die peinliche Unterstellung nämlich, der Sohn möchte in die Notwendigkeit kommen, von dieser Waffe Gebrauch zu machen . . .

„Es *kann* ja nicht sein," hauchte Herr Gyskra, sich mühsam aufrichtend „Nein, es *kann* nicht sein!"

Dann, wieder zurücksinkend:

„Aber es ist! Gott der Gnade, es ist!"

Wie ein Kartenhaus, wenn man am Tisch rüttelt, fiel das Alles wieder zusammen. Sein Instinkt behielt Recht: der Sohn, den er so über jede Beschreibung liebte, war einer Blutthat schuldig!

Er hörte jetzt, wie draußen die Thüre des Korridors ging.

Das mußte Hellmuth sein.

Herr Gyskra erhob sich, fuhr sich mit den zitternden Fingern durch das halb schon ergraute Haar, trank einen Schluck von dem Rotwein, den ihm die Tochter vor Beginn seiner Arbeit hingesetzt hatte, und nahm sich mit Aufbietung aller Willenskräfte zusammen.

Er mußte Klarheit gewinnen. In dieser Minute noch. Vielleicht gestand Hellmuth ihm auf die erste Anregung Alles ein; — vielleicht — zum erstenmal blitzte dieser Gedanke wie ein Schimmer der Hoffnung durch seine umdüsterte Seele — vielleicht gab es noch einen Ausweg, eine Lösung, von der er sich jetzt allerdings keine Vorstellung machte. Jedenfalls aber nahm er sich vor, keinen Verdacht zu äußern. Nur beobachten wollte er, und sich selber Gewißheit verschaffen; Hellmuth sollte über das Resultat dieser Prüfung im Dunkeln bleiben. Noch hatte ja das verzweifelte Vaterherz keinen Entschluß gefaßt: noch war es möglich, daß er sich *nicht* die Handlungsweise des Brutus zum Vorbild nahm; — und dann sollte Hellmuth wenigstens von der inneren Selbstentwürdigung seines Vaters nichts ahnen . . .

Herr Gyskra straffte sich auf... Schritte hallten gedämpft an seiner Thüre vorbei.

Fest und ruhig öffnete er und rief halblaut hinaus:

„Hellmuth! Kommst Du noch auf ein paar Augenblicke herüber?"

Herr Gyskra bemerkte, wie Hellmuth, der schon sein Arbeitszimmer erreicht hatte, bei dieser Aufforderung stutzte.

Ein neuer Beweis, daß er sich schuldig fühlte!

Herr Gyskra jedoch war jetzt auf Alles gefaßt und innerlich so erstarkt, daß sein Herz bei dieser Wahrnehmung nicht einmal heftiger schlug.

„Gern, Papa," sagte Hellmuth.

Seine Stimme vibrierte ein wenig. — Fast unmerklich. — Es konnte dies auch die Folge des raschen Treppen-Aufsteigens sein.

Als er jetzt eintrat, war er genau so ruhig und klar wie sein Vater. Jene Ahnung, die uns oft unvermittelt und ohne ersichtlichen Anlaß zuraunt: ‚Jetzt, jetzt handelt es sich um Sein oder Nichtsein' — hatte auch ihm wohl die Kraft verliehn, eine Kaltblütigkeit zur Schau zu tragen, die den Vater verblüffte.

„Du bist spät, Hellmuth."

„Du auch, Papa! Du hast geschafft, während ich draußen . . ."

„Während Du von dem Vorrecht der Jugend Gebrauch machtest, die gelegentlich über die Stränge schlägt. Du weißt, ich verdenke Dir's nicht."

„Du solltest Dich schonen, Papa," sagte Hellmuth mit einem Blick auf die Akten. „Brennt denn die Sache so sehr auf dem Nagel?"

„Allerdings," versetzte der Ober-Staatsanwalt.

Er schritt nach dem Fenster, machte dann Kehrt und blieb unmittelbar vor Hellmuth stehen.

„Ich bin auch deshalb so lange aufgeblieben," sprach er bedeutsam, „weil ich mit Dir noch zu reden hatte."

„Mit mir? Was denn, Papa?"

„Etwas sehr Wichtiges, Hellmuth. Du kennst ja die Unrast, die mich beherrscht, solange mir etwas dunkel ist. Es handelt sich um einen Prozeß, von dessen Ausgang Leben oder Tod eines Menschen abhängt . . . Ich bin heute Abend in Deiner Bibliothek gewesen . . ."

Er hielt einen Augenblick inne.

Hellmuth, trotz aller Selbstbeherrschung, war blaß geworden, blasser noch als jüngst bei der Punschbowle, da von dem neuen Indicium gegen Lichert die Rede war, und Frau Doktor Altenhöfer die drastische Wendung vom Geköpftwerden gebraucht hatte.

Der Ober-Staatsanwalt bedurfte der Anstraffung aller Nerven, um fortzufahren:

„Ich wollte mir selbst dort die Antwort holen. Aber ich fand nichts."

Hellmuth bebte. Erst nach geraumer Zeit fand er die Kraft zu einer passenden Gegenrede.

„Wenn ich Dir dienen kann — gern," sagte er hastig.

Er hatte das grausenhafte Gefühl, im nächsten Moment werde der Vater aus seiner eigentümlichen Ruhe heraustreten und ihm zudonnern: ‚Ich weiß Alles! Du führst die Justiz nun seit Wochen in der Irre umher; Du lässest einen Unschuldigen Todesangst leiden: aber nun bist Du entlarvt!'

Nichts dergleichen geschah. Der bejammernswürdige Vater hatte jetzt freilich genug gesehn; der letzte Zweifel war ihm getilgt. Dennoch hielt er mit übermenschlicher Anstrengung Stand, würgte das Weh, das ihm bis in die Kehle stieg, ohne den leisesten Seufzer hinunter und setzte sich vor den Schreibtisch, als wolle er nochmals genau den Punkt, der ihm unklar geblieben, ins Auge fassen.

Hellmuth indes griff nach dem Glase, das halb geleert neben der Flasche stand.

„Du erlaubst doch, Papa?" sagte er mit veränderter Stimme.

Er trank und fügte dann, etwas ruhiger, hinzu:

„Ich bin den langen Weg von der Nordvorstadt her zu Fuße gegangen und durstig geworden."

„Schön," murmelte Herr Gyskra, immer noch blätternd.

Hellmuth gewann so die nötige Zeit, den Schreck zu verwinden. Es war also nicht der Prozeß des Christian Lichert, von welchem sein Vater hier sprach, sondern der jenes unglückseligen Mädchens . . . Gott sei Dank! Den Eindruck dieser Minute wünschte Hellmuth seinem verwerflichsten Feinde nicht. Er hatte im Geist seinen Vater plötzlich verwandelt gesehn; die zärtliche Liebe erstarrt, die Milde wie ausgelöscht! Der Mann hatte vor ihm gestanden

wie die verkörperte Pflicht, die personificierte Gerechtigkeit, die das Schwert nicht umsonst trägt!

Nach langer Pause wandte sich der Ober-Staatsanwalt um. Rein geschäftsmäßig teilte er seinem Sohn die Bedenken mit, die ihm aufgetaucht waren, den Widerspruch, den er in den Depositionen der beiden Gerichtsärzte entdeckt hatte. Er sprach mit großer Ausführlichkeit, leise zwar, um nicht die nächtliche Ruhe des Hauses zu stören, aber außerordentlich rasch.

Hellmuth las in dieser ungewöhnlichen Raschheit nur den Eifer des Überangestrengten, während Herr Gyskra bei alledem nur den Zweck verfolgte, nicht merken zu lassen, was ihn bewegte, und die Gespenster zu scheuchen, die ihn unausgesetzt mit der Schrecknis des Irrsinns bedrohten.

Sobald sein Vater ihm Zeit ließ, gab Hellmuth ihm die gewünschte Aufklärung.

„Ich will Dir das morgen ganz genau zu Papier bringen," sagte er aufatmend. „Alles hab' ich so nicht im Kopf."

„Ich danke Dir! Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Die Rechte des Sohnes legte sich eine Sekunde lang in die Rechte des Vaters. Keine von beiden zitterte.

27. Kapitel.

Am folgenden Morgen erhob sich Hellmuth vor Dämmerung. Die meisterhafte Selbstbeherrschung des Vaters hatte den Sohn überzeugt, sein Geheimnis sei nach wie vor unentdeckt. Gleichwohl war ihm der plötzliche Schreck so furchtbar in alle Glieder gefahren, daß er erbärmlich schlief und schon gegen sieben Uhr Licht machte, um sich anzukleiden.

Zwischen Wachen und Träumen hatte er den Entschluß gefaßt, den Totschläger, den er bisher hinter ‚Framboise, der Giftmischerin vom Boulevard Saint-Martin, so sicher gewähnt, anderwärts unterzubringen. Der Zufall war diesem Versteck doch gar zu sehr in die Nähe gekommen; er hatte es fast mit den Flügeln gestreift, — und der bloße Gedanke, was da geworden wäre, wenn etwa sein Vater gelegentlich der jüngsten Befragung ihm die Waffe gezeigt und gesagt hätte: ‚Du, was ist das? Wie kommt das hinter die Bücher?', goß ihm ein Gefühl über die Wirbelsäule, als flösse ihm da geschmolzenes Blei hinab.

Er konnte jetzt nicht begreifen, daß er an jenem Abend gerade den Platz hier gewählt hatte! Ebenso gut hätte er das Instrument auf den Schreibtisch unter die Zettel und Hefte — oder ins Laboratorium hinter die Ständer mit den Probiergläsern legen können! Daß man in der Erregung so endlos grübelt und dann nach so quälendem Schwanken erst recht das Verkehrte thut!

Wie er nun zu den Büchern herantrat, wiederholte sich ihm die damals so peinvoll empfundene Ratlosigkeit: ‚Wohin?'

Ein Druck in der Stirngegend belehrte ihn, daß er jetzt bei umständlichem Erwägen in jene Stimmung geraten würde, bei der man den Wunsch hegt, an den Wänden hinauf zu laufen.

So that er denn etwas sehr Naheliegendes, Einfaches, — trotz des dunklen Bewußtseins, daß er vielleicht einen Fehlgriff begehe. Er legte den Totschläger in die unterste Schublade seiner Kommode und drehte den Schlüssel um. Da ihm nun einfiel, daß man den Inhalt dieser untersten Schublade sehr bequem untersuchen könne, wenn man das Fach darüber herauszöge, so schloß er auch dieses ab und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Somit war das erledigt.

Übrigens — hatte der Bleischläger, wie er ihn zwischen den Büchern hervorzog, nicht Spuren einer Berührung von menschlicher Hand an sich getragen . . .? Fingereindrücke im Staub . . .? Bei seiner Hast, die Waffe wieder zu bergen, hatte Hellmuth gar nicht darauf geachtet, — und die mattflimmernde Kerze da auf dem Tisch warf nur ein dürftiges Licht . . . Thorheit! Er selber hatte das Instrument gepackt; von ihm selber rührten die Spuren her, wenn sie in Wirklichkeit existierten und nicht nur die Ausgeburt seiner unruhig flackernden Phantasie waren!

Noch tagte es kaum, als er klingelte.

Kleeberg hatte sich heute verschlafen; erst um Drei war er von einer Kindtaufe heimgekommen und trat nun de- und wehmütig auf die Schwelle, sein verkatertes Antlitz zu einem Lächeln verziehend, das um Entschuldigung bat.

Hellmuth bestellte das Frühstück.

Obgleich heute Sonntag war, und die übrigen Hausgenossen vermutlich noch schliefen, wünschte er hier sofort seinen Kaffee; diesmal Kaffee, und nicht wie gewöhnlich Thee; — und stark!

„Will der Herr Doktor denn heute sogar Cellulose erfinden?“ fragte der Flickschneider.

„Halten Sie's Maul!“ herrschte Hellmuth ihn an. „Wenn Sie das Wort Cellulose noch einmal über die Lippen bringen, fliegen Sie einfach hinaus! Jetzt kann ich mir denken, woher alle Welt schon weiß, was mich beschäftigt, Sie elendes Klatschweib!“

Der Flickschneider legte die Hand auf die Brust wie ein Vasall, der seinem Kriegsherrn Treue bis in den Tod schwört.

„Herr Doktor,“ sagte er tief gekränkt, „es ist wahr, daß ich um sechsundfünfzig Minuten zu spät bin; wir haben getauft; und der Wein war gut; und ich bin Pate des Kindes; und so erklärt sich das! Aber wenn Sie mir deshalb die Klatschweiberei vorwerfen, so muß ich beteuern, daß nichts von hier über die Schwelle kommt! Herr Doktor haben mir selbst zuweilen gesagt: ‚Es gibt Cellulose, es gibt auch Stärkemehl: aber stets nur getrennt.‘ Sie wollen das nun vereinigen! Gott aber soll mich strafen, wenn ich weiß, wie's gemacht wird! Und wenn ich's wüßte, so könnt' mir Einer gleich zwanzig Mark bieten, ich sagt' es ihm doch nicht!“

„Mensch! Sie machen mich rein verrückt! Nehmen Sie da die Kleider und packen Sie sich!“

„Ganz zu Befehl! Und den Kaffee bestell' ich und dann geh' ich ins Laboratorium . . .“

Trotz seiner innern Gereiztheit mußte Hellmuth über die Stellung, die Kleeberg jetzt annahm, lächeln.

„Sie sind ein drolliger Kauz!“ sagte er kopfschüttelnd. „Warten Sie, bis ich Sie rufe. Im Laboratorium hab' ich Sie heute nicht nötig . . .“

„Also geglückt — geglückt — auch ohne mich? Gratuliere, Herr Doktor! Ich hab' es ja immer gedacht, wenn Sie so standen und schwitzten und rechneten . . . ‚Wozu quält er sich so? Das bischen Stärkemehl wird er schon rund kriegen, eh' wir Neujahr schreiben!‘ — Also den Kaffee, und stark!“

„Unglaublicher Esel!“ murmelte Hellmuth ihm nach.

Dann holte er ein paar Bücher von dem Regal, schob sich Federn, Papier und Tinte zurecht und setzte sich vor den Schreibtisch.

Es war nun hell geworden. Der Winterhimmel glühte in lichtem Rot bis weit gegen Süden hin.

Kleeberg, das spanische Rohr unter dem Arm, brachte den Kaffee.

„Halt!“ rief Hellmuth, als sich der Flickschneider wieder entfernen wollte. „Ist meine Schwester schon auf?“

„Das gnädige Fräulein sind soeben nach der Küche gekommen.“

„Gut. Bestellen Sie ihr, daß ich tief in der Arbeit stecke. Wenn Papa nach mir fragt, so soll sie ihm sagen, ich sei im Begriff, ihm alles Erforderliche über das Thema ‚arsenige Säure‘ zusammenzustellen.“

„Was für 'ne Säure?“

„Schafskopf! Arsenige Säure! Sie wollen Faktotum bei einem Chemiker sein?“

„Oh, was das betrifft . . . Arsenige Säure . . .! Natürlich . . .!“

Er brummte etwas in den Bart und verzog sich mit einem scheuen Blick.

Auch der Ober-Staatsanwalt Gyskra war heute früher als sonst. Emmy, die Küche verlassend, fand ihn bereits im Eßzimmer.

Wie sie ihm mitteilte, was ihr das Faktotum bestellt hatte, ging ein tief schmerzliches Zucken über das Antlitz des Vaters. Der ungewöhnliche Eifer Hellmuths schien ihm ein neues Indicium. Heute, am Sonntag, der doch von je der Familie galt, hätte sich Hellmuth dem gemeinsamen Frühstück wenigstens nicht entziehn dürfen. Auf eine Stunde kam es doch hier nicht an, wenn es ihm wirklich nur um die kleine Gefälligkeit gegen den Vater zu thun war. Für Leute jedoch, die ein böses Gewissen quält, ist dieser fiebrische Thätigkeitsdrang zur unrechten Zeit charakteristisch.

Herr Gyskra nahm außerordentlich rasch seinen Thee ein und zog sich dann gleichfalls in sein Arbeitszimmer zurück. Es ließ ihm in der Gesellschaft seiner Familie heut' keine Ruhe: die Notwendigkeit, jede Miene, jedes Wort im Zaume zu halten, ward ihm fast unerträglich.

Welch' ein Sonntag!

Draußen ſtrahlte die Winterſonne. Es hatte ein wenig geſchneit. Alles blinkte und glänzte in kräftiger Klarheit. Die unbewegliche Froſtluft lockte verführeriſch zum gewohnten Spaziergang . . . Und nun ſaß er hier über den Akten — plan- und gedankenlos, nur zum Schein, nur um ſich künſtlich vor ſeinem eigenen Elend zu retten —, während ſich Hellmuth drüben unter dem Druck einer That wand, die er nicht zu bekennen wagte!

Faſt eine Stunde lang wiederholte der Ober-Staatsanwalt jenes grauſame, herz- und hirnzerbrechende Spiel, das ihn während der furchtbaren Stunde vor Hellmuths nächtlicher Heimkehr zermartert hatte: das reſultatloſe Abwägen zweier Entſchlüſſe, die ihm beide gleich unausführbar ſchienen.

Es war nicht zu ſchildern, was ihm ſo auf- und abrollend durch die Seele zog...!

Und merkwürdig: all' dieſe Gedanken ſchienen von außen zu kommen, ihm eingeträufelt zu werden von guten und böſen Geiſtern, die ihn umſchwebten gleich rauſchenden Nachtſchmetterlingen — Ja, er vernahm faſt die Stimmen dieſer Geſpenſter wie in den Anfangsſtadien einer Gemütskrankheit . . .

Bunt durcheinander wirbelten alle erdenklichen Tonarten.

(Fortſetzung folgt.)

Elfentanz.

Zum Andante aus der G-dur-Sinfonie von Haydn.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Mondenglanz
Liegt auf der Heide,
Spielt um Gebüſche und Riſpen und Dolden,
Aus Waldesdunkel lockt er die holden,
Lockt er die Elfen hervor zum Tanz.

Da regt ſich's im Graſe von weißen Geſtalten,
Die ſchwebend gefaßt an den Händen ſich halten.
Sie kommen zu zweien
Und kommen zu dreien
Und ſchweben im Chor
Aus der Sommernacht heimlichem Dunkel hervor.

Sternenlicht
Glänzt aus der Höh',
Fällt auf die Wieſen, von Schleiern umwoben,
Leuchtet auf flüſternde Binſen von oben,
Leuchtet empor aus dem träumenden See.

Rings ſchlägt kein Herz, kein Auge wacht.
Um Glockenblumen noch immer leiſe
Dreh'n ſich die tanzenden Elfen im Kreiſe
Und ſchlingen den Reigen
Mit lieblichem Geigen
Und tauchen zurück in das Dunkel der Nacht.

Dämmerſchein
Liegt auf der Heide,
In Himmels Ferne
Verſchwimmen die Sterne,
Leer iſt der Tanzplatz, verſchwunden der Reihn.

Die Droſſeln.

Von Chriſtian Schwarzkopf.

(Abdruck verboten.)

Wie zahlreiche Zuſchriften an die Redaktion beweiſen, haben die Leſer der Monatshefte ſich gern von den Grasmücken erzählen laſſen. Heute will ich ihnen eine andere Vogelgruppe vorführen, welche noch verbreiteter iſt als die der Grasmücken, und deren Lieder eine mindeſtens ebenſo große Rolle im Vogelkonzert ſpielen, die Droſſeln nämlich. Abbildungen, die wir der neuen Auflage von Brehms Tierleben entnehmen, werden ihrerſeits dazu beitragen, die Bekanntſchaft mit unſeren gefiederten kleinen Freunden zu vermitteln.

Zunächſt ein paar Worte über das „Tierleben“ Brehms (Brehms Tierleben. Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig und Wien). Das großartige Werk fand bekanntlich gleich bei ſeinem Erſcheinen die weiteſte Verbreitung, und die Gunſt der deutſchen Leſer iſt ihm treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Mit gutem Grunde. Der verſtorbene Dr. Brehm war ſelbſt mit dem Leben der Tiere von Jugend auf auf das innigſte vertraut. Sein Vater war ein ausgezeichneter Beobachter und Kenner der deutſchen Tierwelt, zumal der Vögel, und der Sohn wuchs heran unter Liebhabern und ihren Pfleglingen. Dieſer Umſtand kam ihm für ſein ſpäteres Lebenswerk, — eben unſer Tierleben — außerordentlich zu ſtatten. Er betrachtete ſein Leben lang das Tier nicht mit den Augen des Gelehrten, ſondern mit denen des Naturfreundes. Was ihn anzog, waren nicht zoologiſche Fragen, ſondern die Lebensäußerungen der Tiere, um menſchliches auf ſie anzuwenden, ihr Seelenleben. Bis zuletzt machte das Tier auf ihn denſelben Eindruck wie einſt auf unſere Vorfahren zu der Zeit, als unter ihnen das Epos von Reinecke dem Fuchs entſtand. Wie dieſer dem alten Germanen nicht etwa die menſchliche Verſchlagenheit ſymboliſierte, ſondern wirklich als Träger derſelben in ihrer höchſten Vollendung erſchien, ſo ſah auch Brehm in dem Tier eine Art Menſch in anderem Gewande. In ſeinen Augen war der Falke ganz ernſthaft „edler“ als der Geier, er war der Überzeugung, daß Tiere barmherzig, mitleidig, hingebend einerſeits, grauſam, hartherzig, treulos auf der anderen Seite ſein könnten. So wurden ſeine Bücher über die Tiere gewiſſermaßen Tierromane. Da ihr Verfaſſer viel von einem Poeten an ſich hatte und einen höchſt eigenartigen, markigen Stil ſchrieb, ſo iſt es nur natürlich, daß ſie auf weite Volkskreiſe, zumal aber auf die Jugend, einen großen Zauber ausübten und noch ausüben. Brehm brachte ja überdies für ſeine Arbeit die reichſten Kenntniſſe mit und beherrſchte die für ihn in Frage kommende Litteratur in der umfaſſendſten Weiſe. Seine Bücher ſind daher vorzüglich geeignet, das Intereſſe an der Tierwelt anzuregen. Daß freilich ſeine Anſchauung von derſelben an ſich eine verkehrte war, braucht nach obigem nicht erſt geſagt zu werden. In Wirklichkeit iſt ja der Menſch von dem Tier durch eine haar-

1 Miſteldroſſel. 2 Wein- oder Rotdroſſel. 3 Singdroſſel (Zippe). 4 Wacholderdroſſel (Kramtsvogel). 5 Schwarzdroſſel oder Amſel.

scharfe Grenzlinie geschieden: das letztere kann sich selbst nie Gegenstand der Betrachtung werden, es entbehrt der Vernunft und damit der Sittlichkeit. Nach dieser Richtung hin muß also der Leser sich zum Brehm kritisch verhalten. Thut er das, so wird er dem Buche nicht nur viel Anregung, sondern auch reiche Belehrung verdanken.

Die dritte Auflage des „Tierleben" ist von Dr. Pechuel-Lösche und Dr. Wilhelm Haacke herausgegeben. Die Herren haben mit großer Vorsicht dort, wo Brehm allzu sehr vermenschlichte, mäßigend eingewirkt. Sie haben ferner solche Stellen beseitigt, an denen Brehm dem Hasse gegen die Geistlichkeit, der ihn beseelte, einen oft wenig geschmackvollen Ausdruck gab. Sie haben endlich die späteren Errungenschaften der Wissenschaft, sowie die neuesten Beobachtungen der Reisenden für das Werk benutzt. In der Hauptsache ließen sie es unverändert. Und das mit Recht, denn es ist viel zu sehr aus einem Guß geschaffen, als daß es tief eingreifende Änderungen vertrüge.

Die trefflichen Abbildungen des Buches sind vielfach vermehrt und verbessert worden. Sie begleiten jetzt den Text in bewunderungswürdiger Reichhaltigkeit.

Aber nun zu unseren Drosseln.

Wir beginnen mit dem bekanntesten Vertreter der Sippe, mit der Singdrossel (Abb. Seite 410 u. 412). Gehört hat sie schon jeder Deutsche, wenn er auch nicht wußte, wie der Vogel hieß, dessen Töne an sein Ohr klangen. Schon von der Mitte des März ab schallt das Lied der Singdrossel durch den Wald. Es sind laute, abgesetzte Rufe, an die sich zum Schluß ein viel leiserer Triller schließt. Wenn man hierauf achtet, so ist das Lied der Singdrossel leicht als solches zu erkennen, denn außer ihr singt um diese Zeit nur noch die Amsel, und diese ruft nicht, sondern pfeift. In Worten lassen sich unsere Rufe nicht wohl wiedergeben, schon deshalb nicht, weil sie ungemein verschieden lauten. Die Singdrossel singt, wie übrigens alle Vögel, einmal den Dialekt ihrer Gegend, und jede einzelne hat außerdem ihren individuellen Gesang. Man glaube nicht, daß es sich hier um Liebhaber-Kauderwelsch handelt, nein, die Vögel haben wirklich örtliche Mundarten. Die Singdrosseln im Leipziger Rosenthal singen entschieden anders als die im Berliner Tiergarten. Bei den ersteren herrscht ein a vor, man hört fast von jeder einen Ruf, der klingt wie: trahi, traha, während bei letzteren ein i vorwaltet. Man wird in der Umgebung Leipzigs nie an das Lied des Pirol erinnert werden, im Tiergarten aber nicht selten. Im allgemeinen gilt der Satz: je weiter südlich die Landschaft, um so schöner die Mundart. Der Gesang hängt eben auf das engste mit der Körperbeschaffenheit, also mit der Nahrung zusammen, und diese findet sich unter sonst gleichen Verhältnissen dort reichlicher, wo die Sonne wärmer scheint.

Ebenso hat jeder Vogel seinen individuellen, nur seiner Person eignen Gesang. Das trifft gewiß für alle Vögel zu, auch für die Ammern und die Sperlinge, wir Menschen können das aber nur bei denen wahrnehmen, die einen hervorragenden Gesang haben. Bei diesen freilich mit untrüglicher Sicherheit. Wie jeder Deutsche seine Mundart mit seiner Stimme spricht, an der ihn die Seinigen sofort erkennen, so hat jede Singdrossel ihr örtlich gefärbtes und doch selbständiges Lied. Demjenigen, der mit dem Vogelgesang nicht vertraut ist, muß das höchst unsinnig klingen und doch verhält es sich, auch nach der nüchternsten Beobachtung, genau so. Und gerade bei den Singdrosseln kann auch ein nicht geübtes Ohr diesen Unterschied leicht erkennen. Nicht wenige von ihnen stoßen nur aneinander gereihte Schreie aus, die durchaus nicht schön klingen, während andere über ein Lied verfügen, das zu den herrlichsten Vogelgesängen gehört. Meist vom Gipfel der Bäume vorgetragen, beherrscht es weithin den Wald. Jeder einzelne Ton, der drei- oder viermal ertönt, hat einen silbernen Klang, und in wunderbarer Mannigfaltigkeit reihen sich die Rufe aneinander. Es ist, als ob die Natur selbst aufjauchzte in seligster Werdelust, und auch der Roheste bleibt bewundernd stehen, wenn diese Rufe über ihm erklingen.

In unseren Gärten und Parks ist übrigens die Singdrossel ungleich seltener als die Amsel, während sie im deutschen Walde häufiger vorkommt als diese. Sie ist eben scheuer und, was die Hauptsache ist, die Gebüsche unserer Anlagen üben auf sie nicht die gleiche Anziehungskraft aus.

Dieser Vogel ist, trotz des unscheinbaren Gewandes, doch eine sehr ansprechende Er-

Singdrossel (Turdus musicus) und Ringdrossel (Turdus torquatus). ½ natürl. Größe.

scheinung. Seine Haltung ist kurz geschürzt, schmuck, zierlich. Sein Nest steht im Stangenholz oder in Büschen und ist innen mit klargebissenem, faulem Holz, welches mit dem Speichel zusammengeklebt, mit dem Schnabel durchknetet und sehr glatt gestrichen wird, sauber und fest ausgelegt. Anfang April liegen im Nest 4—6 Eier, die auf meergrünem Grunde mit kleineren oder größeren Flecken von schwarzer oder schwarzbrauner Farbe gezeichnet sind. Die Singdrossel brütet zweimal.

Im Herbst thut sich alt und jung zu großen Scharen zusammen und wandert südwärts in die europäischen Mittelmeerländer.

Als Sängerin kommt, wenn man von der Amsel absieht, die Misteldrossel (Abb. S. 410) der Singdrossel am nächsten. Ihr Lied ist zwar weniger reich an Abwechselung, aber es ist sehr wohltönend und noch lauter. Es erinnert oft an den Ruf des Pirol. Die Misteldrossel, die größte Drossel unter den deutschen, ist eine Bewohnerin des Nadelwaldes, in erster Reihe des Gebirgswaldes, doch kommt sie, im Norden zumal, auch in Wäldchen und in großen Parks vor. Im Walde lebt sie meist an seinem Rande, denn sie liebt es, Ausflüge auf Wiesen und Lichtungen zu machen. Ihr Nest steht immer in Nadelbäumen, meist verhältnismäßig hoch.

Nur unbedeutende Sänger sind die Rot- oder Weindrossel und die Wacholderdrossel (Abb. S. 410). Beide sind hochnordische Vögel, welche in den Birkenwäldern ihrer Heimat brüten und Deutschland nur als Winter-

Steinrötel (Monticola saxatilis). $^1/_3$ natürl. Größe.

herberge beſuchen. Die erſteren verfügen noch über recht liebliche Töne, während die letzteren ziemlich wirr durcheinander zwitſchern und pfeifen. Es erklärt ſich das daraus, daß ſie Siedelvögel ſind und daß viele von ihnen in nächſter Nachbarſchaft niſten. Siedelvögel aber haben nie einen hervorragenden Geſang, ſelbſt wenn ſie über ſchöne Stimmmittel verfügen. Man denke nur an unſere Stare oder unſere Schwalben! Der Geſang ward ja den Vögeln in erſter Reihe verliehen, um durch ihn die Grenzen der Brutreviere feſtzuſtellen. Die Singdroſſeln, die einzeln niſten und ſich von der Niſtſtätte nicht weit entfernen, bedürfen eines gewiſſen Gebietes, um ſich und die Ihrigen ernähren zu können. Dringt nun ein Nebenbuhler in dieſes ein, ſo verrät ihn ſein lauter Geſang ſofort dem Inhaber des Reviers, der ſich auf ihn ſtürzt und ihn vertreibt. Anders bei den nachbarlich brütenden Wacholderdroſſeln. In den einſamen, ungepflegten Wäldern, die ſie bewohnen, iſt die Nahrung ſo leicht zu erlangen, daß es eigener Reviere für die Paare nicht bedarf. Hier, wo es, ſozuſagen, noch keinen Kampf um's Daſein gibt, verträgt man ſich. Hier iſt deshalb ein lauter Geſang auch entbehrlich.

Die Wacholderdroſſeln werden im Herbſt als „Krammetsvögel“ in großen Maſſen gefangen und von allen Leuten, die mit Verſtand eſſen, mit dem größten Vergnügen verſpeiſt. Wie man nämlich mit den Auſtern gewiſſermaßen das Meer ſelbſt ißt, ſo genießt man mit dem Krammetsvogel den Wald. Dieſe Vögel ernähren ſich im Herbſt faſt ausſchließlich von den Beeren des Wacholderſtrauches, und ihr Fleiſch nimmt den Geſchmack derſelben an. In den Wacholderbeeren iſt aber der Geruch des Nadelwaldes gleichſam konzentriert.

Eine Nebenlinie der Familie Droſſel bilden die Amſeln. Von ihnen iſt die Schwarzdroſſel oder Amſel (Abb. S. 410) einer der häufigſten und bekannteſten Vögel Deutſchlands, was daher kommt, daß dieſe Droſſel den für unſer Jahrhundert ſo charakteriſti-

schen Zug in die Städte ihrerseits auch mitgemacht hat.

Zu Anfang des Jahrhunderts, als fast alle Städte noch mit Mauern und einem Glacis vor denselben umgeben waren, war die Amsel ein scheuer Waldbewohner. Alle Vogelkundigen des vorigen Jahrhunderts schildern sie als solchen und berichten, daß der Jäger sie auf dem Pirschgange sehr fürchtete. Der Angstruf des wachsamen Vogels warnte das Wild vor ihm. Als dann die Mauern fielen, und überall das Glacis sich in einen englischen Park mit zahlreichem Gebüsch verwandelte, wagten sich einzelne Pärchen in die Vorstadt. Man schonte sie, und sie blieben. Bald drangen sie bis in die Gärten der inneren Stadt vor, und jetzt wimmeln diese überall von diesen Vögeln. Jedermann liebt sie und das mit Recht. Die städtische Amsel ist ein überaus zutrauliches Geschöpf, und ihr herrlicher Gesang bringt auch dem Städter den klingenden Frühling. Das Lied der Amsel ist etwas melancholisch, aber doch auch ungemein behaglich. Während sie ihr Wesen für gewöhnlich auf der Erde oder in niedrigem Gebüsch treibt, flattert sie, wenn sie singen will, von Zweig zu Zweig bis zu den höchsten Gipfel der Bäume empor und singt von dort aus. Am schönsten singt sie kurz vor der Abend- und während der Morgendämmerung, und ihr Lied bietet einen vorzüglichen Ausdruck der Stimmung dieser Stunden. Singen viele Amseln gleichzeitig, so hat der Hörer ein ganz herrliches Konzert.

Die Amseln leiden in der Stadt oft arg an Wohnungsnot, ihr Nest findet sich daher in der verschiedensten Lage. Am liebsten bauen sie in die Krone mittelhoher junger Bäume, aber auch in junge Tannenschonungen, wie man sie oft in Gärten findet, oder in Fliedergebüsch. Ich beobachtete sogar eins in einem umgefallenen zerbrochenen Starkasten.

Obgleich unzählige Amseln Opfer der Hauskatze werden, vermehren sie sich doch stetig, denn sie brüten alljährlich dreimal und erziehen, wenn alles gut geht, ein Dutzend Kinder. Das ist freilich, auch abgesehen von den Katzen, nötig, denn die Amseln wandern nicht. Da verfällt denn so manche dem Sperber, während andere den Unbilden des Winters und dem Nahrungsmangel, den er mit sich bringt, erliegen. Vor diesen Feinden schützt sie leider weder ihre große Wachsamkeit und Fluggewandtheit noch ihre erstaunliche Anspruchslosigkeit.

Eine zweite europäische Amsel ist die Ringdrossel (Abb. S. 412). Sie ist im Gegensatz zur Amsel, an die sie lebhaft erinnert, mattschwarz und durch ein breites, halbmondförmiges, weißes Brustband leicht kenntlich. In der Ebene sieht man die Ringdrossel nur im Winter, denn sie ist ein ausgesprochener Gebirgsvogel. In den Bergen schätzt man auch ihr Lied hoch, obgleich es sich mit dem der Amsel nicht messen kann.

Singdrossel und Amsel sind sehr geschätzte Käfigvögel, doch haben sie manche Eigenschaften, welche die Freude an ihnen trüben. So hübsch nämlich der leise Wintergesang der ersteren ist, so schwer erträgt sich im Zimmer das hier überlaute vollausgebildete Lied. Der Käfig der letzteren aber verbreitet, auch wenn er sehr reinlich gehalten wird, einen höchst unangenehmen Geruch.

Die Drosseln sind in zahlreichen Arten über die ganze Welt zerstreut, doch sind sie im allgemeinen an den Wald gebunden. Die meisten tragen ein unscheinbares Gewand, nur wenige zeigen ein reicher geschmücktes Kleid.

„Die Nahrung der Drosseln", sagt Brehm, „besteht in Kerbtieren, Schnecken und Würmern, im Herbst und Winter auch in Beeren. Alle nehmen erstere größtenteils vom Boden auf und verweilen deshalb täglich mehrere Stunden auf ihm. Vom Walde aus fliegen sie auf Wiesen und Felder, an die Ufer der Flüsse und Bäche und nach anderen Nahrung versprechenden Plätzen. Hier lesen sie ihre Beute auf oder wühlen mit dem Schnabel im abgefallenen Laube nach ihr, um sich neue Vorräte zu erschließen. Fliegende Kerfe achten sie wenig oder nicht. Beeren scheinen den meisten Arten außerordentlich zu behagen, und die einen lieben diese, die anderen jene Sorte. So trägt die Misteldrossel nicht umsonst ihren Namen, denn sie ist förmlich erpicht auf die Mistelbeere, sucht sie überall auf und streitet ihretwegen mit andern ihrer Art auf das heftigste. Schon die Alten behaupteten, daß die Mistel nur durch diese Art fortgepflanzt werde, und diese Annahme scheint begründet

zu sein. Die Ringdrossel sucht sofort nach der Brutzeit mit ihrer Familie die Heidelbeerstände auf und frißt dann Heidelbeeren in solcher Menge, daß ihr Fleisch dann blau, ihre Knochen rot und ihre Federn befleckt werden. Daß die Wacholderdrossel ihren Namen nicht umsonst trägt, braucht kaum erwähnt zu werden." Nach Altum geht die Singdrossel auch den mit einem Haus versehenen Schnecken fleißig zu Leibe.

„Die Drossel," erzählt er in seiner Forstzoologie, „wählt sich einen kleinen, flach aus dem Boden hervorstehenden Stein, holt eine gehäuste Schnecke herbei und zerschlägt das Haus auf dem steinernen Ambos, worauf sie den Inhalt verzehrt. Einen solchen Stein benutzt sie bald längere Zeit, bald wechselt sie rasch mit einem andern ab. Im ersteren Fall liegen wohl Hunderte von zerschlagenen Schneckenhäusern um den Stein angehäuft, in letzterem kaum eine Handvoll. Solche Schneckenschmieden fand ich auf meinen Reisen vielfach."

Den Übergang von den Drosseln zu den Steinschmätzern bilden die Steinrötel oder Steinmerlen (Abb. S. 413). Diese schön gefärbten Vögel — der Kopf ist grau-blau, die Unterseite im Hochzeitskleide rostrot — bewohnen in großer Zahl die menschenleeren südeuropäischen Gebirge, kommen aber auch am Rhein und im deutschen Mittelgebirge vor. An ihnen, die im Herbst ein anderes, schlichtes Gewand anlegen, das sie fast bodenfarbig macht, kann man gut beobachten, wie sehr die Beschaffenheit des Kleides das Verhalten der Vögel beeinflußt. Im prangenden Hochzeitsgefieder ist die Steinmerle ein

Spottdrossel (Mimus polyglotta). 1/2 natürl. Größe.

überaus scheuer Vogel, während sie nach der Herbstmauser scheinbar zutraulich ist.

Die Steinmerle hat einen unendlich mannigfaltigen Gesang, der an das Lied der verschiedensten Vögel anklingt, sie gilt deshalb auch allgemein für einen vorzüglichen „Spötter", obgleich man gerade bei ihr sehr gut nachweisen kann, was man von dem Spotten der Vögel zu halten hat. Jeder Meister unter den Steinröteln bringt z. B. ganz bestimmte Nachtigallen-Strophen und ein Amsel-Lied, obgleich ein Vogel, der im Karstgebirge aufwuchs, doch weder Nach-

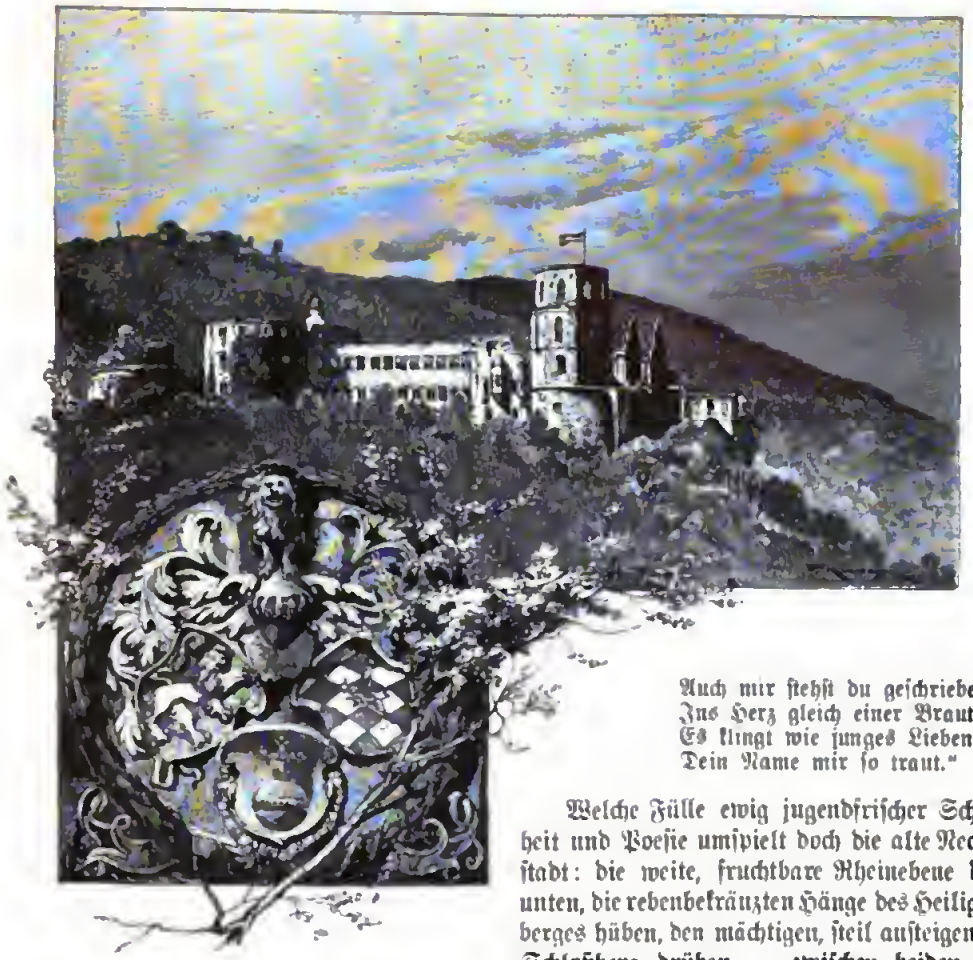
tigallen noch Amseln zu hören bekam. Die der Steinmerle eng verwandte Blaumerle pfeift genau so wie ein Mensch. Sollen nun alle Blaumerlen bei Knaben in die Schule gegangen sein?

Nein, die Steinmerle „spottet" nicht, wohl aber hat sie in ihrem Liede zahlreiche Strophen, welche mit denen aus anderen Vogelgesängen gleich klingen. Sie schlägt wie ein Fink, flötet wie die Amsel oder der Pirol, schluchzt mit der Nachtigall, singt wie die Lerche, immer wieder wird der Hörer an eine andere Vogelart erinnert. Trotz aller Ähnlichkeit haben aber die bekannten Klänge, aus dieser Kehle kommend, eine besondere Farbe. Der harte Finkenschlag, der etwas heisere Amselpfiff, das nicht selten gellende Singen der Nachtigall, das schrille Lerchenlied — hier erklingen sie weich, milde, silbern.

Es braucht nach dem, was wir weiter oben ausführten, kaum noch betont zu werden, daß bei diesen Sängern der Unterschied zwischen dem Stümper und dem Meister größer ist als bei irgend einer andern Vogelart. Die meisten Steinrötel haben nur ein krächzendes, an die Hausrotschwänze erinnerndes Lied, nur eine Minderzahl singt mannigfaltig, nur sehr wenige herrlich. Solche Meister freilich, deren ich im Laufe der Jahre zwei besaß, sind für den Freund des Vogelgesanges eine Quelle unbeschreiblichen Genusses. Ich kann mir nicht denken, daß es Vögel anderer Art gibt, die an eine dieser Primadonnen, die mir neun Lebensjahre verschönte, heranreichten. Im übrigen können nur sehr erfahrene Vogelpfleger an diesen Vögeln Freude haben, alldieweil diese überaus scheuen und eigensinnigen Geschöpfe in den Käfigen der meisten Besitzer entweder hartnäckig schweigen oder nur das unschöne Gekrächze zum Besten geben, auch wenn ihr Gedächtnis voll der herrlichsten Melodieen steckt. Sie zur freien Entfaltung ihres Könnens bringen — dazu gehören eine Geduld und ein erworbenes Geschick in der Pflege gefangener Vögel, über die nur sehr wenige Menschen verfügen.

Den Drosseln ebenfalls nahe verwandt ist die artenreiche, nur in Amerika lebende Familie der Spottdrosseln (Abb. S. 415). Diese Vögel werden ihres Gesanges wegen hoch gerühmt und infolgedessen alljährlich in großer Menge nach Europa gebracht. Obgleich nun alle diese Fremdlinge dem vogelkundigen Liebhaber eine arge Enttäuschung bereiten, werden sie doch immer und immer wieder gekauft. Das hängt so zusammen: anfangs der siebziger Jahre gelangte einer der feinsten Vogelkenner Deutschlands, der Justizrat G. in Berlin, in den Besitz einer herrlich singenden Spottdrossel und berichtete über sie in Brehms „Gefangene Vögel". Auf diese Schilderung hin sind buchstäblich seit 20 Jahren viele Tausende von Spottdrosseln gekauft worden. Ein jeder Käufer hoffte einen solchen Meister zu erhalten. Nun wird, wer viele dieser Vögel hörte, sich sehr wohl denken können, daß es unter ihnen ausgezeichnete Sänger geben kann, sie sind aber jedenfalls verzweifelt selten, und die ungeheuere Mehrzahl von ihnen steht hinter einer guten Singdrossel, einer Mönchsgrasmücke oder gar hinter einem hervorragenden Sprosser weit zurück. Mit einem Meister unter den Steinröteln lassen sie sich auch nicht einmal vergleichen. Der Gesang hat, wenigstens für mein Ohr, immer etwas Gemeines, Indiskretes. Sieht man aber von ihm ab, so kann man diese Vögel wohl lieb gewinnen, denn sie sind schlank gebaute, überaus lebhafte Tierchen, die aus klugen Augen munter in die Welt sehen. Unser Rotkelchen ist mir aber auch in dieser Beziehung lieber.

Summa, wir können wohl zufrieden sein, daß unsere Drosseln sind, wie sie sind, und brauchen die Amerikaner um ihre Spottdrosseln — die übrigens natürlich ebensowenig „spotten" wie irgend ein anderer Vogel — nicht zu beneiden.



Alt Heidelberg, du feine!

Von Hasso Harden.

(Abdruck verboten.)

Auf der alten Neckarbrücke stand ich und schaute zum hochragenden, aus üppigem Grün massig emporsteigenden Schloß hinüber. Der Sang Scheffels, des echten Heidelberger Poeten, dem warmempfundene Dankbarkeit jüngst in seiner geliebten Stadt ein dauerndes Denkmal weihte (s. Abb. 15), zog mir durch den Sinn:

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar zieh'n des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut."

Welche Fülle ewig jugendfrischer Schönheit und Poesie umspielt doch die alte Neckarstadt: die weite, fruchtbare Rheinebene dort unten, die rebenbekränzten Hänge des Heiligenberges hüben, den mächtigen, steil aufsteigenden Schloßberg drüben — zwischen beiden den grün schimmernden, rauschenden Fluß, die langgestreckte, zusammengedrängte Stadt. Auf waldiger Höhe die herrlichste aller deutschen Ruinen, eine wundersame Erinnerungsstätte vergangener Pracht, im engen Thal frisch pulsierendes Leben, reiches Denken und frohes Schaffen — was Wunder, daß unsere Dichter und Künstler den Ruhm Alt-Heidelbergs wieder und wieder zu künden nicht müde wurden, daß die Perle der Pfalz jahraus, jahrein Tausende und aber Tausende nicht nur aus allen Gauen unsres Vaterlandes, nein auch aus weitester Ferne bei sich zu Gaste sieht. Ihre unvergleichliche Lage, die wunderbaren, vielleicht in ihrer Zerstörung doppelt schönen Renaissancebauten des Schlosses, die altberühmte, treffliche Ruperto-Carola mit ihrem typisch deutschen frohen Studentenleben — das sind die mächtigsten der zahlreichen Anziehungskräfte, über welche Heidelberg gebietet. Und in der Erinnerung zumal gehören die drei fest und untrennbar zu einander: wie viele von uns haben

sie in sonnigen Jünglingstagen nicht zu jener schönen Begeisterung erhoben, die unser Herz nach jung erhielt, auch als unser Haar schon zu bleichen begann.

Dort aben var allem das Schlaß!

„Aber schwer in das Thal hing die gigantische,
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen:
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab."

Also sang Hölderlin. Ja, eine Ruine ist's, die wir schauen, aber jeder junge Tag übergießt das alte Gemäuer mit neuer Schönheit.

Das Heidelberger Schloß war niemals ein Bau aus einem Guß. Drei Jahrhunderte haben dem Ganzen ihr Gepräge aufgedrückt und je nach den Mitteln und Bedürfnissen der fürstlichen Bauherren die einzelnen Teile innerhalb des wahl befestigten Burgplateaus geschaffen. Ein planloses Nebeneinander ist damit entstanden, von welchem reichlich zwei Drittel unter dem Einfluß des gatischen Stils stehen, während der kleinere Rest — freilich weitaus das herrlichste Bruchstück — in den Formen der Renaissance aufgeführt ist. Aber, wie so oft, liegt grade in der Mannigfaltigkeit des Bauwerks der wunderbare Reiz des Gesamteindrucks und seine überraschende perspektivische Wirkung.

Nur nicht die Drahtseilbahn benutzen, welche neuerdings von der Stadt zur Burghöhe emparklimmt und einen häßlichen gradlinigen, schan von weitem erkennbaren Strich durch das grüne Laubdach des Hanges zieht! O wie ich sie hasse, diese sogenannten Verkehrserleichterungen, welche nur für die geistig und körperlich Trägen geschaffen sind, uns anderen aber mit ihren Geleisen und Stationen die schöne Gattesnatur verunzieren. Es fehlt ja auch ahnedem nicht an bequemen Wegen zur Höhe, passend selbst für den Schwächlichsten, — in einer knappen halben Stunde steht man im schattigen, mit seltenen Bäumen reich geschmückten Schloßgarten am mächtigen, viereckigen Thorturm, von dessen Frant als Wappenhalter zwei Ritter herabblicken. Wenige Schritte weiter, und der geräumige Schloßhaf liegt var uns mit seiner malerischen Umrahmung — von Prachtfassaden, in welche sich fast nüchterne Nützlichkeitsbauten fügen, mit seinen unvermittelten Übergängen van Stilart zu Stilart, seinen ein- und ausspringenden Winkeln und Ecken — all der bunten Willkür, die nicht zuletzt den hinreißenden Zauber des Ganzen bedingt.

Massig erhebt sich unmittelbar zur Linken der gatische Ruprechtsbau, der Nestar der Schloßteile, in ernster Majestät; ihm schließen sich der sogenannte Rudalfsbau und das Bandhaus an — alle drei aus dem XIV. und XV. Jahrhundert stammend, aber später zum Teil umgestaltet. Im graßen und ganzen erwecken diese Bauten geringeres Interesse, obwahl Einzelheiten wie z. B. der lustige gotische Erker im zweiten Stock des Rudolfsbaues das Auge des Kenners erfreuen.

Erst die Bauten, welche das XVI. Jahrhundert schuf, vermögen unsere Aufmerksamkeit ganz zu fesseln. Mit dem pfälzer Kurfürsten Ludwig V. (1508 — 1544) begann die Bauthätigkeit größeren Umfang anzunehmen. Von ihm rührt der dem Ruprechtsbau gegenüberliegende Teil des Schlasses mit den sagenannten Ökonomiegebäuden, dann aber var allem die graßartige Besestigungsanlage her, welche der Süd- und Westseite nach heute ein recht eigentlich burgartiges Ansehn verleiht. Sein Nachfolger Friedrich II. endlich führte die Renaissance in das sich immer mehr erweiternde Haus der Väter ein, und im Lauf zweier Menschenalter entstanden nun jene graßen Bauten, die dem Heidelberger Schloß seine eigentliche kunstgeschichtliche Bedeutung gegeben haben.

Schräg gegenüber dem Eingangsthor erbaute zunächst Friedrich II. den sogenannten „Neuen Haf," der später zum Mittelglied zwischen den Palästen Ottheinrichs und Friedrichs IV. wurde: ein Arkadenbau van urwüchsiger Kraft, der heute bis auf den Grund ausgebrannt ist (Abb. 1). An ihn schließt sich rechts die Perle des Ganzen an, die herrliche Schöpfung des kunstsinnigen Kurfürsten Otto Heinrich (1556—1559), der schönste Bau der deutschen Renaissance-Architektur (Abb. 2). Über einem schlichten Unterbau erhebt sich die unvergleichliche Fassade van ratem Sandstein in drei Stockwerken, die van unten nach oben in sein abgewogenem Verhältnis an Höhe abnehmen. Als Träger der Gebälke, welche die Stockeinteilung be-

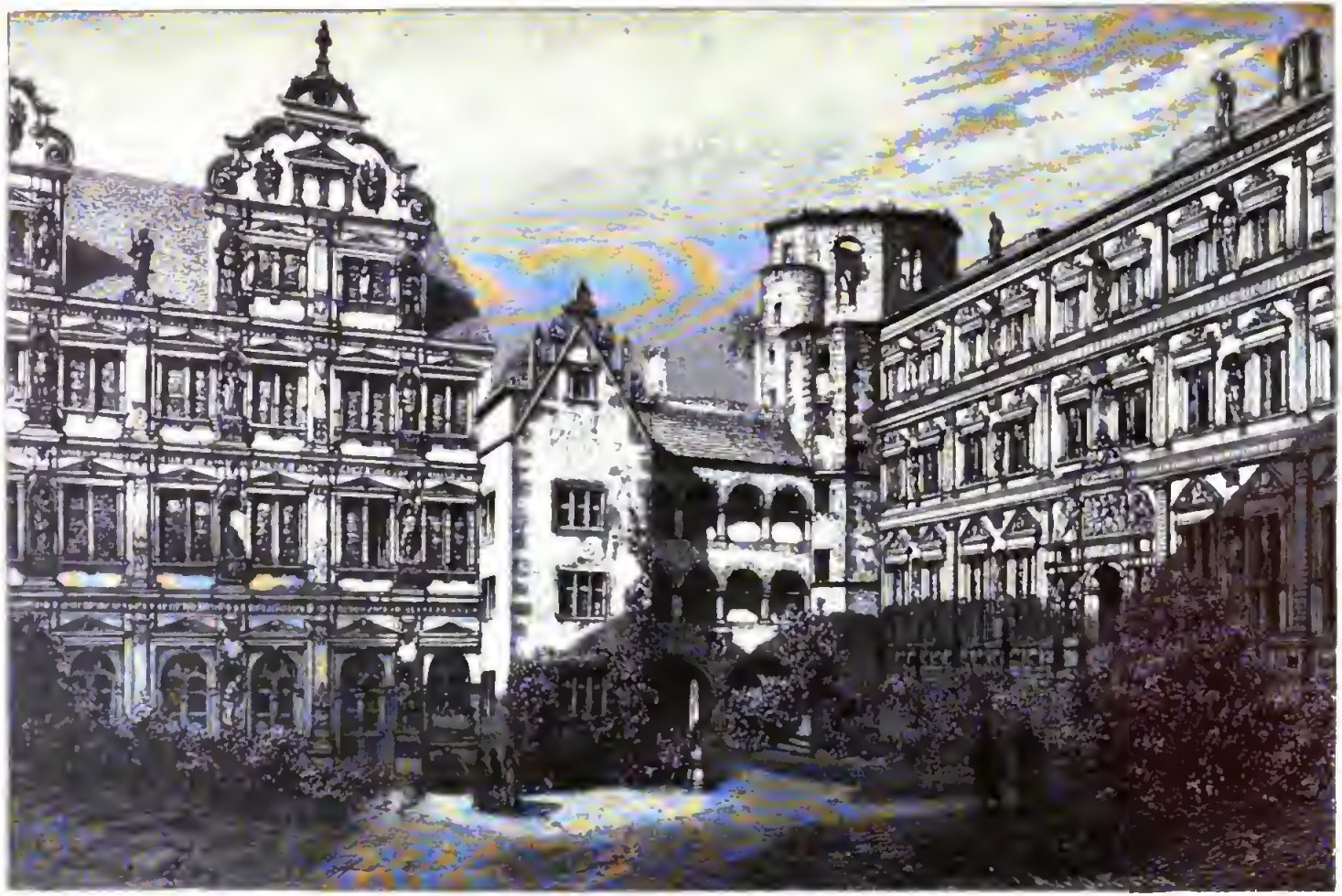


Abb. 1. Friedrichsbau. Giebel und Neuer Hof vom Bau Friedrichs II. Ottheinrichsbau.

zeichnen, steigen zwischen den Fenstern, mit standbildgeschmückten Nischen abwechselnd, im ersten und zweiten Stock Pilaster, im dritten Halbsäulen empor. Von den ruhig durchgehenden wagerechten Linien kräftig zusammengehalten, vereinen sich die Pilaster und Säulen mit den Figurennischen, mit den Konsolen, die über diesen das Gebälk zu unterstützen scheinen, mit den Pilastereinfassungen und reichen Bekrönungen der durch Hermen geteilten Fenster zu einer wunderbar reizvollen Belebung der Fläche, derber und kräftiger im unteren Stock, reicher und zierlicher in den beiden oberen. Mit Recht sagt der feinsinnige Knackfuß in seiner Kunstgeschichte: In gleichem Maße wird das Auge des Beschauers gefesselt durch die unübertreffliche Raumverteilung, die Harmonie im Wechsel von Ruhe und Leben, wie durch die klassische Schönheit der Einzelbildungen. Ein wunderbares Prachtstück ist das offenbar nach dem Muster eines römischen Triumphbogens erbaute Portal (Abb. 3), dessen Aufsatz bis in den zweiten Stock hineinragt und sich hier unmittelbar an die mittelste Figurennische anschließt, welche die Idealgestalt der christlichen Liebe trägt, der sich nach rechts und links Glaube und Hoffnung (Abb. 4), Gerechtigkeit und Stärke anschließen. Zwischen den Fenstern des unteren Stockwerks haben die Standbilder antiker Heroen: Herkules, Simson, David, Josua Aufstellung gefunden; die Statuenreihe des obersten Stockwerks zeigt die Planetengötter: Saturn, Mars, Merkur, Diana und auf den Giebeln Sol, den Sonnengott, und Jupiter.

Der Ott-Heinrichsbau ist heute im Innern eine völlige Ruine, die nur noch wenige Spuren vergangener Schönheit erkennen läßt — die herrliche Fassade allein gestattet uns auf die einstige Pracht zu schließen. Über den Schöpfer des Wunderbaus, dessen Entwurf ehedem fälschlicher, aber bezeichnender Weise Michel Angelo zugeschrieben wurde, herrscht völliges Dunkel; dagegen wissen wir, daß der figürliche Schmuck zum größten Teil von dem Bildhauer Alexander Colin, dem trefflichen Mechelner Meister, herrührt.

Auf der anderen Seite des sogenannten neuen Hofes, dem in den Schloßhof tretenden Besucher gerade gegenüber, erhebt sich der stolze Friedrichsbau, den Kurfürst Friedrich IV. in den Jahren 1601—1617 ausführen ließ (Abb. 5).

Der prächtige Palast, der von der Zerstörung am wenigsten berührt ist und in seinem zweiten Geschoß heute die städtischen Kunstsammlungen enthält, lehnt sich in seiner Gesamtanordnung unstreitig an den Ott-Heinrichsbau an: auch er zeigt die drei sich nach oben verjüngenden Stockwerke, trägt aber seiner bevorzugten, der Stadt zugekehrten Lage insofern Rechnung, als bei ihm beide Fassaden ausgebildet sind, während jener sich hinten hinaus mit einer einfacheren äußeren Ausgestaltung begnügen konnte.

Trotz der Ähnlichkeit der Gesamtanordnung zeigen sich jedoch wesentliche Verschiedenheiten. Der Baumeister des Friedrichsbaus glaubte einmal augenscheinlich seinen Vorgänger zu übertrumpfen, indem er alle Formen voller, mächtiger hielt; dann aber wandte er sich wieder den Neigungen der mittelalterlichen Bauart zu und betonte die senkrechte Gliederung des Ganzen schärfer, so daß sich der Bau in Pfeiler und Fenster auflöst. Für ein kraftvoll gegliedertes Portal fehlte es an Raum, und fast wunderlich berührt es, wie wenig das Äußere des Erdgeschosses die Bestimmung seines Inneren: als Schloßkapelle zu dienen, erkennen läßt (Abb. 6). Unzweifelhaft macht der Friedrichsbau trotz aller kraftstrotzenden Pracht, die nicht zuletzt auch in den markigen Statuen der Fassade, den Bauherrn (Abb. 7) und seine Vorfahren darstellend, zum Ausdruck kommt, einen weniger vornehmen Eindruck, als seine Vorgänger.

Der letzte Hauptteil des Schlosses, der sogenannte „englische Bau," den Friedrich V., der nachmals so unglückliche Winterkönig, für seine Gemahlin, die schöne Elisabeth Stuart, außerhalb des Schloßhofes erbauen ließ, ist fast ganz zerstört; von ihm führte ein Kasemattengang zu dem gigantischen „dicken Turm", der einst den Festsaal des englischen Baus enthielt, heute aber nur eine gewaltige, von prächtigem Epheu umrankte Mauermasse bildet.

Friedrich V. hat sich indessen nach anderer Richtung hin ein dauerndes Denkmal gesetzt: er wurde der Schöpfer des herrlichen Parks, indem er die schattige Berglehne in einen wunderbaren, nach Entwürfen von Salomon de Caus ausgeführten Garten mit üppigen

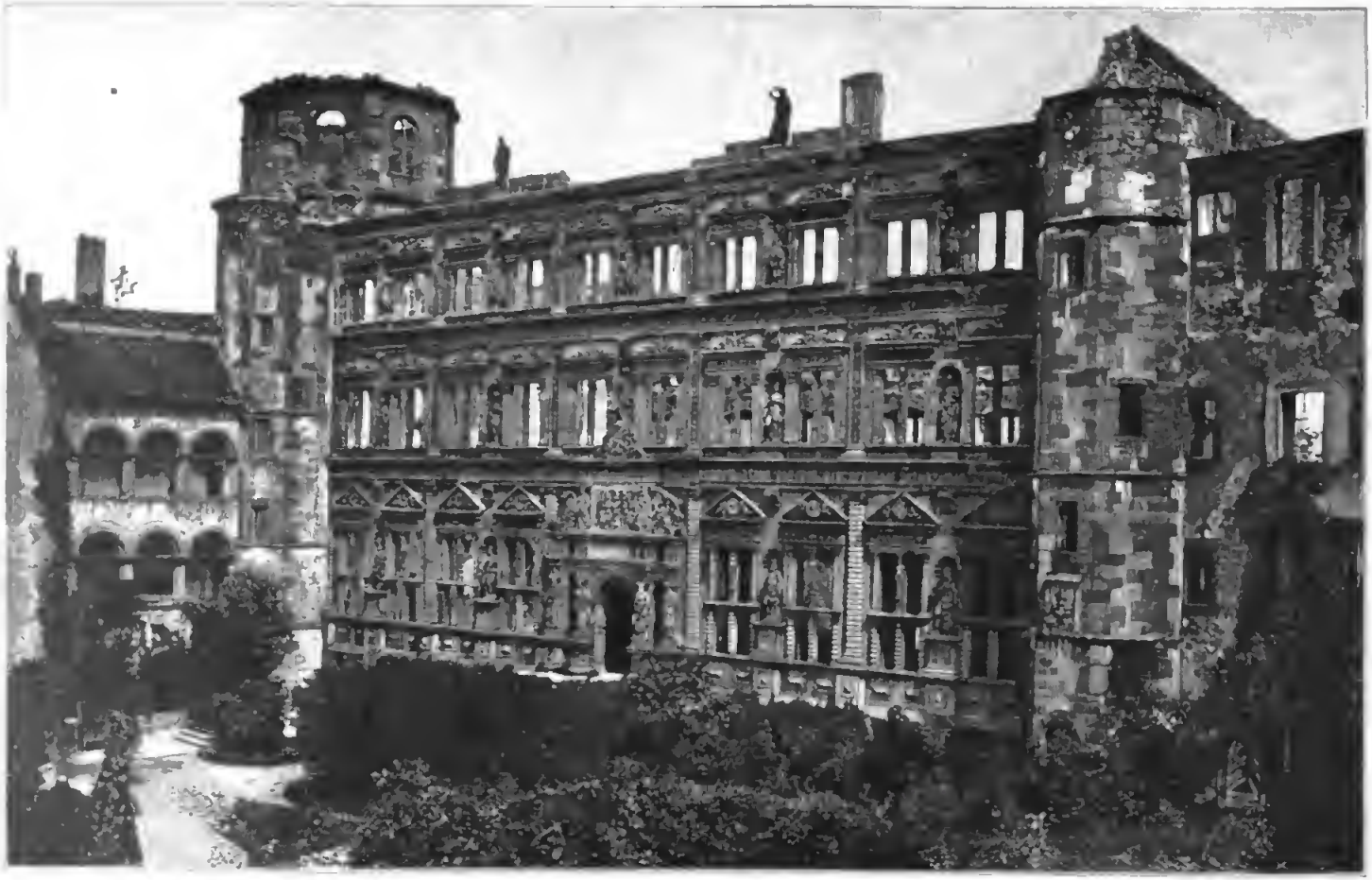


Abb. 2. Der Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses. (Links das stehengebliebene Stück vom Neuen Hof Friedrichs II.)

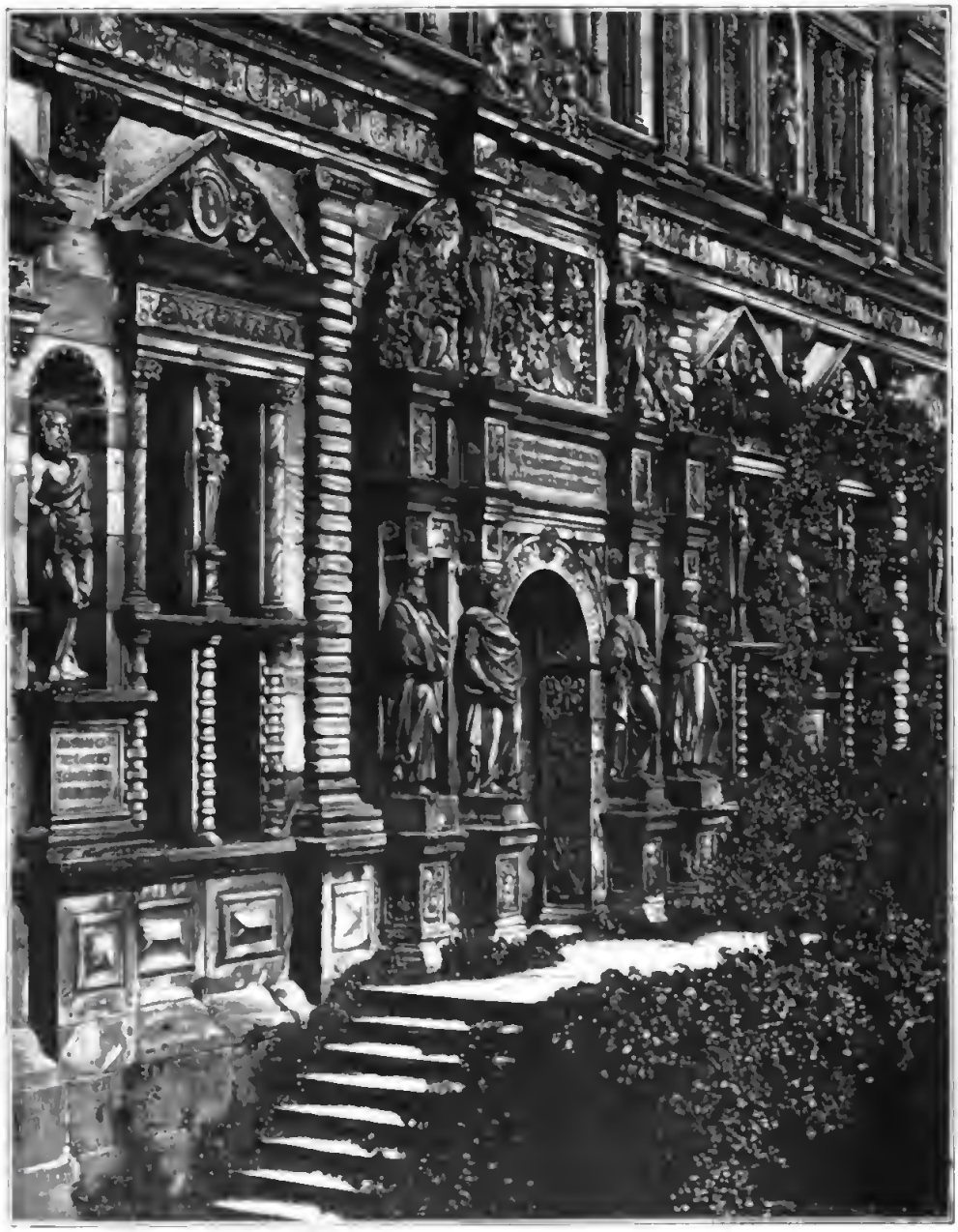


Abb. 3. Portal des Ottheinrichsbaues vom Heidelberger Schloß.

Laubgängen, ewig sprudelnden Brunnen und reichem Statuenschmuck verwandelte. So viel von den Anlagen auch der Zerstörung anheimfiel, der mit gewaltigen Kosten geschaffene Raum des alten Schloßgartens ist doch die Grundlage des heutigen Parks mit seinem prächtigen Baumschmuck und seinen unvergleichlichen Fernblicken geblieben.

Was wäre dem ewig dürstenden Deutschen aber das Heidelberger Schloß, wenn es in seinen mächtigen Kellern nicht das verheißungsvolle „Große Faß" berge! Diese „größte Geleertheit" Heidelbergs, wie ein Spottvogel meinte, hat übrigens zwei Vorgänger gehabt: das erste Riesenfaß ließ Johann Casimir schon 1591 als ein Sinnbild des überströmenden Segens der Pfalz bauen, das zweite Karl Ludwig, das heutige 1751 Kurfürst Karl Theodor — es enthält oder vielmehr könnte enthalten 236

Fuder gleich 236 000 Liter Weins: eine Kleinigkeit, vor welcher selbst der Durst seines getreuen Wächters, des weltberühmten Zwerges Perkeo, zurückschrecken dürfte, obwohl er bekanntlich nach Scheffel „im Wuchse klein und winzig, an Durste riesengroß“ war. Zum letztenmale ist, wenn ich nicht irre, das große Faß übrigens 1886 bei der Jubelfeier der Ruperto-Carola (Abb. 8) dem deutschen Durste gerecht geworden — freilich leider nur als Attrappe für ein eingesetztes Innenfaß, das aber guten Berichten zufolge auch einen recht erfreulichen Umfang gehabt und einen erbaulichen Stoff geliefert haben soll.

Den schönsten Blick auf die Schloßanlage hat man wohl von der 105 Meter oberhalb des Schlosses gelegenen Molkenkur. Wie aus der Vogelschau überblickt man von hier aus auf das gewaltige Gemäuer, auf die herrlichen Ruinen hinab. Wohl möglich, daß die mächtigen Bauten

Abb. 4. Die Hoffnung.
Sandsteinfigur von Alexander Colin am Ottheinrichsbau.

grade in ihrer Zerstörung so wunderbar wirken, daß jeder Wiederherstellungsversuch, der über die notwendigen Erhaltungsmaßregeln hinausgeht, den ergreifenden Gesamteindruck stören würde — wer aber könnte sich trotzdem des Gefühls schmerzlicher Trauer erwehren, daß und wie die Vernichtung über die Schöpfung eines

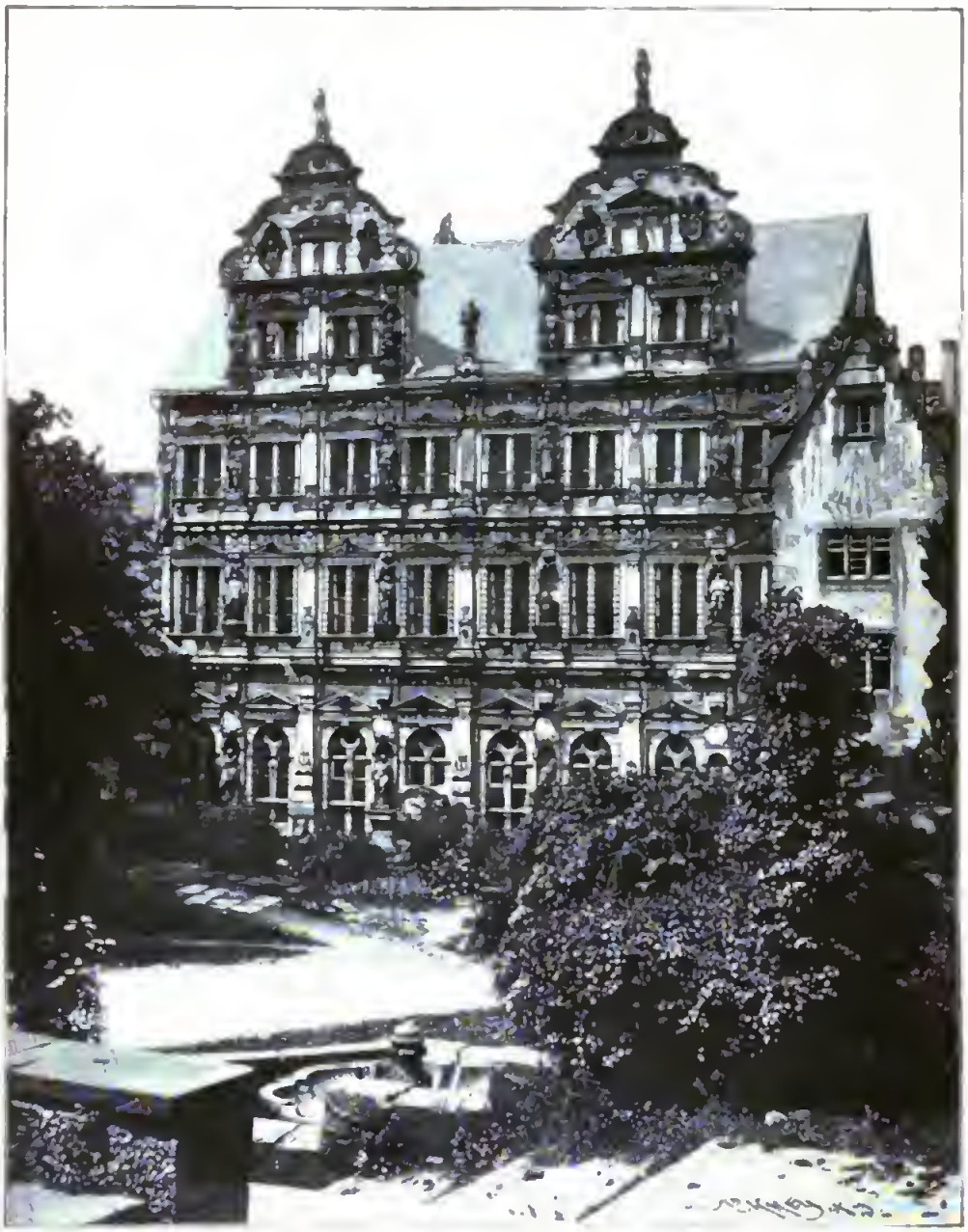


Abb. 5. Der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses. (Rechts der Giebel vom Bau Friedrichs II.)

Ott-Heinrich und Friedrich hereinbrechen durfte!

Wie eng doch die Geschichte dieser ehrwürdigen Ruinen mit unseres Vaterlands Geschichte verwachsen ist. Seine Entstehung fällt in die Blütezeit des deutschen Humanismus; der dreißigjährige Krieg, der die kraftvolle Vorwärtsentwickelung unsers Volkes jäh abschnitt, machte auch der Bauthätigkeit der Kurfürsten ein Ende; kaum begannen die schweren Wunden, die er grade der Pfalz geschlagen, etwas zu vernarben, so brach 1688 das Heer des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. in Deutschland ein, und der Mordbrenner Melac verdiente sich die besondere Gnade seines Gebieters, indem er am 3. März 1689 das Schloß Heidelberg und ein gut Teil der Stadt in Flammen aufgehen, die mächtigen Türme und Mauern des ersteren aber durch

Abb. 6. Untergeſchoß vom Friedrichsbau des Heidelberger Schloſſes.

ſeine Mineure ſprengen ließ. Was aber Melac im Jahr 1689 übrig gelaſſen, vernichtete 1693 ein zweites franzöſiſches Heer, und Seine Majeſtät le roi soleil nahm die zu Ehren der großen That geſchlagene Medaille mit der ewig denkwürdigen Umſchrift: „Heidelberga deleta“ huldreichſt auf. Notdürftig wurden die Schloßbauten nach der Kataſtrophe wieder hergeſtellt, bis ſie 1764 durch eine vom Blitzſchlag hervorgerufene Feuersbrunſt völlig zerſtört wurden. —

Stadt und Schloß hatten die Schrecken erſt des dreißigjährigen Krieges, dann der franzöſiſchen Verwüſtungszüge redlich geteilt, und ſo zeigt ſich Heidelberg ſelbſt, ſoweit es auch ſeine Geſchichte zurückdatiert, denn heute als eine weſentlich moderne Stadt. Wenn man von der alten, neuerdings mit einem ſchönen gotiſchen Turme geſchmückten Peterskirche, dem merkwürdigen Haus zum Ritter am Marktplatz, welches 1592 im reizvollen Renaiſſanceſtil des Ott-Heinrichsbaus von dem eingewanderten Hugenotten Belier erbaut wurde, und von der Heiliggeiſtkirche mit ihrem prächtigen dreiſchiffigen Langhauſe abſieht, ſo reicht die Entſtehungsgeſchichte weniger Gebäude weiter zurück

als bis zum Ende des XVII., zum Beginn des XVIII. Jahrhunderts, und das architektonische Gesamtgepräge der Stadt entspricht einer uns noch weit näher liegenden Zeit.

Modern — nicht im bösen Sinn des Wortes verstanden — ist auch das Leben, welches durch die Straßen flutet. Heidelberg ist die Stadt der Fremden und der Studenten. Ich habe mir zwar sagen lassen, daß es auch eine Industriestadt wäre, daß es im Waggonbau, mit seinen Tabaksfabriken, — wer kennt nicht den pfälzer Konkurrenten der Habanna — seinen Mühlen und was weiß ich noch excelliere, und ich muß das wohl glauben, weil es wahrheitsliebende Leute versichern. Jedenfalls aber merkt man davon spottwenig — dagegen fallen alle Eigenarten einer richtigen Universitäts- und Fremdenstadt sofort ins Auge. Ich brauche die großartigen, den Zwecken der Hochschule dienenden Bauten nicht besonders zu erwähnen — die finden sich auch anderwärts —, eine solche Vereinigung von prächtigen Hotels und vortrefflichen Kneipen jedoch, wie Heidelberg sie aufzuweisen hat, trifft man selten. Über einhundert und dreißig Wirtshäuser — Hut ab, meine Herren, wir sind in der Stadt Perkeos, die jährlich fast zweitausend durstige Musensöhne beherbergt, in der Perle der Pfalz, deren Bewohner von jeher als gediegene Trinker vor dem Herrn galten! Aber es sei ferne von mir, auch nur den äußeren Eindruck der Straßen der guten Stadt nach der lobesamen Vielseitigkeit der Wirtshäuser messen zu wollen — es gibt ja noch ganz andere Merkmale, welche sie als Fremden- und Studentenstadt auch äußerlich charakterisieren. Ein Gang durch die langgestreckte Hauptstraße läßt sie alle erkennen: da fällt zunächst die große Zahl der Buchhandlungen auf, und ich will hoffen, daß dieselben recht fleißig benutzt werden; dann verdienen die reich ausgestatteten Auslagen der Handlungen, welche sich speziell den weniger ästhetischen Bedürfnissen der Herren Fremden und der Herren Studiosen zur Verfügung stellen und in denen „Andenken an Heidelberg," „Römer" und „Maßkrüge" einen stattlichen Platz einnehmen, Erwähnung — endlich dürfen die Friseure nicht fehlen. Die Zeiten, in denen der deutsche Jüngling auf den üppigen Wuchs seines wild sprossenden Bartes stolz war, sind trotz Professor Migargee ja längst vorüber, und der ami de la tête hat begonnen, eine hervorragende Rolle zu spielen.

Abb. 7. Standbild des Kurfürsten Rupert von der Pfalz, des Gründers der Heidelberger Universität, am Friedrichsbau. Von Sebastian Götz.

Aber im Ernst gesprochen: wer könnte sich Heidelberg ohne seine Universität, ohne sein frisches, fröhliches Studentenleben denken?

Es ist eine stolze Geschichte von einem halben Jahrtausend, auf welche die treffliche Ruperto-Carola zurückschaut. Das XIV. Jahrhundert war das Jahrhundert der Universitätsgründungen: 1348 wurde Prag; 1365 Wien ins Leben gerufen, 1386 folgte die Heidelberger Universität — „Schola Ruperto" nach ihrem Stifter, dem ersten Kurfürsten von der Pfalz, genannt (Abb. 7). Die Hochschule war scharf nach den Vorschriften der Pariser Sorbonne eingerichtet, wie der Kurfürst denn auch einen Pariser Professor,

Abb. 8. Das Heidelberger Faß.
Ein Erinnerungsblatt an die 5. Säkularfeier der Universität im Jahre 1886.

den trefflichen Marsilius Ficinus von Ingken, als Organisator berufen hatte; in dem „neuen Generalstudium“ sollten vier Fakultäten sein, die der Theologie, die des kanonischen und des bürgerlichen Rechts, die der Medizin und endlich die der „Artisten und freien Künste“ d. h. der Philosophie. Die Lehrmethode war im großen Ganzen scholastisch zugeschnitten, die Haltung war und blieb eine streng kirchliche auch dann noch, als der Humanismus seinen Siegeseinzug in Deutschland gehalten, als just

Abb. 9. Die Universität.

aber die Einäscherung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1693, der auch sämtliche Universitätsgebäude zum Opfer fielen, unterbrach dieselbe jäh, und auch als die Hochschule im ersten Dezennium des XVIII. Jahrhunderts ihre Pforten wieder öffnete, kam sie über ein dürftiges Vegetieren nicht hinaus. So war es denn fast eine völlige Neugründung, welche sich 1803, nachdem Heidelberg an Baden gefallen, durch den Großherzog Karl Friedrich vollzog.

am Hofe der pfälzischen Kurfürsten Männer wie Agricola, Reuchlin, Celtes zu Bahnbrechern einer neuen Bewegung der Geister wurden. Erst der Kurfürst Otto Heinrich, der 1557 Melanchthon nach Heidelberg berief, besetzte die Lehrstellen der Universität mit Anhängern der lutherischen Lehre und gab ihr einen erneuten Aufschwung, welcher bis zum dreißigjährigen Kriege anhielt. Die unheilvolle Zeit dieses Schreckenskrieges aber vernichtete fast alle Grundlagen der stolzen Hochschule. Die kostbarsten Schätze der herrlichsten aller deutschen Bücher- und Handschriftensammlungen, der Palatina, wurden 1622, nachdem Tilly die Stadt genommen, auf Veranlassung Papst Gregors XV nach Rom geschleppt; vier Jahre später waren alle protestantischen Lehrer von der Universität vertrieben, und die Hörer zerstreuten sich in alle Winde: ein einziger Student soll 1626 in Heidelberg eingeschrieben gewesen sein. Der Versuch, die Universität zu katholisieren, mißglückte, denn schon 1633 verjagten die Schweden die katholischen Professoren; es folgte dann eine kurze Nachblüte unter dem Kurfürsten Karl Ludwig. Ein glänzender und dauernder Aufschwung folgte: Männer wie Marheinecke, Thibaut, Naegele, Gmelin, Schlosser, denen sich später

Abb. 10. Das Haus der Westfalen am Fuße des Schloßbergs.

Welker, Bunsen, Hegel, Häußer, Gervinus u. a. anreihten, wurden als Lehrkräfte gewonnen; die Begründer der romantischen Schule, Achim von Arnim, Klemens Brentano, siedelten sich in Heidelberg an, wo auch des „Knaben Wunderhorn" entstand; die Universitätsbibliothek, der 1815 auf das energische Drängen der deutschen Großstaaten wenigstens ein bescheidener Bruchteil der geraubten Handschriften vom Vatikan zurückgegeben wurde, entwickelte sich durch großartige Zuwendungen, unter denen die seitens des deutschen Reiches 1888 erworbene Manessesche Handschrift als das

In Heidelberg ist allezeit ernstlich gearbeitet worden, aber es entfaltete sich auch an keiner anderen Universität ein so frisches, fröhliches Studentenleben, als unter den Fittichen der Ruperto-Carola. Die studentischen Verbindungen trugen hierzu unstreitig ihr gut Teil bei und ohne den übrigen Körperschaften zu nahe treten zu wollen, muß man hier doch zuerst der Korps gedenken.

Der Heidelberger Senioren-Konvent (S. C.) hat in einer eigenen Festschrift zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität das Korpsleben in der Neckarstadt behandelt,

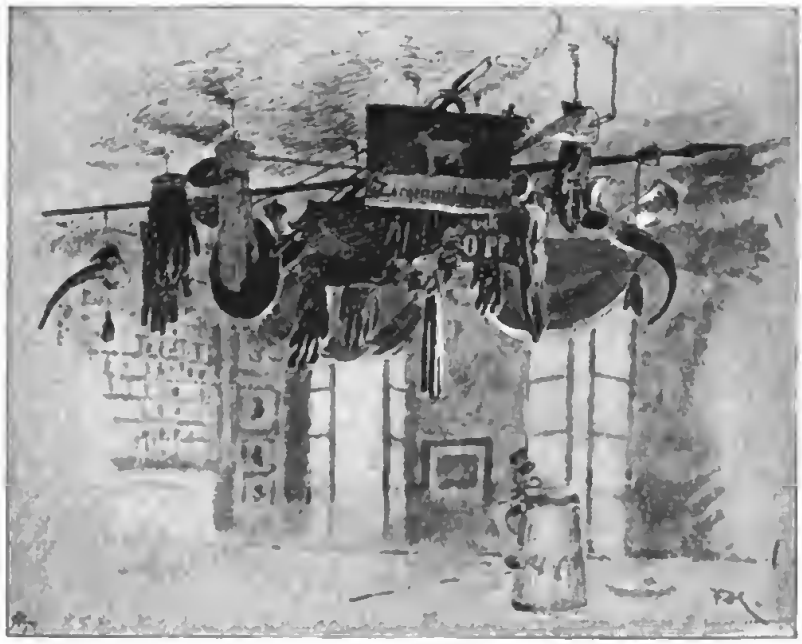


Abb. 11. Trophäen in der Saxo-Borussen-Kneipe.

schönste Kleinod genannt sein mag, in erfreulichster Weise; die klinischen Einrichtungen wurden derart vervollkommt, daß sie heute als mustergültig bezeichnet werden können. Als die altehrwürdige Hochschule in den Augusttagen des Jahres 1886 die Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens beging, nahm das schöne Fest einen wahrhaft großartigen, einen nationalen Charakter an — wer die prächtige, reich illustrierte Fest-Chronik jener Tage (Verlag von Otto Petters, Universitäts-Buchhandlung) durchblättert, empfindet heute noch lebhaft die weihevolle, ernstfrohe Stimmung aller Teilnehmer der herrlichen Feier.

und es ist wohl von Interesse, etwas näher auf die Entwickelung desselben einzugehen. Die Korps sind zu Anfang dieses Jahrhunderts aus den alten Landsmannschaften und Orden hervorgegangen, indem sie beider Grundlagen verschmolzen und, im allgemeinen Rahmen der Landsmannschaften, aber ohne den Zwang derselben, sich nach freier Wahl und nur die männliche Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit des einzelnen in Betracht ziehend, sich aus solchen bildeten, die durch engere Freundschaft sich verbanden. Auf der Landsmannschaft beruhen die Namen der einzelnen Korps, für deren äußere Form die Orden mit ihrer strengeren Organisation

Abb. 12. „Leichenkammer" in der Kneipe der Saxo-Borussen.

Wozu an dieser Stelle in eine Kritik dieser ebenso oft angefochtenen, wie energisch verteidigten Institution eintreten? Wir können uns ein echtes, rechtes Studentenleben nun einmal ohne die Mensur nicht vorstellen, und wie man auch über deren Ausgestaltung denken mag, das können selbst ihre Gegner nicht leugnen, daß sie die häßliche Ausartung von Streitigkeiten in gegenseitige Thätlichkeiten verhindert und vor allem ein stolzes, schönes Gefühl wahrer Mannhaftigkeit weckt. Ein durch „Schmisse" entstelltes Gesicht schön zu finden, ist eine Albernheit; ein ordentlicher, auf dem studentischen Fechtboden geholter Schmiß bleibt mir aber trotzdem immer ein erfreuliches Zeichen, daß der Gezeichnete in gegebener Stunde seinen Mann zu stehen wußte.

An der Spitze aller Korps der Universität sorgt der Senioren-Konvent für die Erhaltung des allgemein gültigen Komments, aber auch für dessen zeitgemäße Fortbildung und leitet die Gesamtheit der Korps; er hat in der Vereinigung aller deutschen Korps, dem sogenannten Kösener Verbande, einen Mittelpunkt. — Jedes Korps wählt als seine Leiter und Vertreter zwei Chargierte, den Senior und den Konsenior, neben welchem wiederum als dritter der Sekretär fungiert. Der Senior ist indessen trotz seines großen Einflusses nicht absoluter Herrscher, sondern primus inter pares und sowohl an die Abstimmung seiner Korpsbrüder, wie an die Konstitution, das Gesetzbuch der Korps, gebunden.

Und nun das Leben in den einzelnen Korps! Der Vormittag gehört meist dem einzelnen und — so dieser will — dem lieben Studium. Erst gegen Mittag finden sich die Korpsbrüder zusammen und verleben den Rest des Tages gemeinsam. Jedes Heidelberger Korps erfreut sich heute, nicht zuletzt dank der werkthätigen Unterstützung der alten Herren, eines eigenen Heims,

das Vorbild gaben. Aufnahme in den Verband konnte und kann nur derjenige finden, welcher von den Genossen einstimmig gewählt und würdig befunden ist; seiner Aufnahme als vollberechtigter Korpsbursch geht eine Vorbereitungszeit voraus, während welcher der „Fuchs" zwar im weiteren Sinn dem Korps angehört, wichtigere Rechte aber nicht genießt, eine Erziehungszeit, in der er sich die Liebe und Achtung der älteren Genossen erwerben und lernen soll, für die Gesamtheit mit seiner Persönlichkeit einzutreten, sich aber jener auch unterzuordnen. Diese Korpserziehung, welche unzweifelhaft viel zur Verbesserung der studentischen Sitten beigetragen hat, schafft dem einzelnen einen Freundeskreis, dessen fester Zusammenhang weit über die Dauer der fröhlichen Studienjahre hinausdauert, sie legt aber auch besonderes Gewicht auf die Bildung des Charakters, der männlichen Tüchtigkeit. Dazu soll nicht zuletzt das studentische Duell, die sogenannte Mensur, dienen.

Abb. 13. Karzer Sanssouci.

das bisweilen, wie mir Älterem scheinen will, mit fast zu großem Luxus ausgestattet ist. So haben die Westfalen ihr schönes Haus zu Füßen des Schlosses (Abb. 10), die Saxo-Borussen auf dem Riesensteine, die Rhenanen in der Hauptstraße. Oft genug lockt aber auch die herrliche Umgebung ins Freie. Dann geht's zur schattigen Bergstraße oder ins romantische Neckarthal, wo der Wirt zur Harfe im reizenden Neckarsteinach, just unterhalb des Schwalbennestes, die Herren Studiosen gern willkommen heißt. An Besuchen von anderen Universitäten fehlt's nie, fleißig stellen sich die alten Herrn im lieben Heidelberg ein, die Stiftungsfeste geben Gelegenheit zu heiteren Kahnfahrten

Abb. 14. Das Wirtshaus zum Hirsch in der Hirschgasse, Stellbichein zu Pauken und Kommersen.

Abb. 15. Das Scheffeldenkmal in Heidelberg.
Modelliert von Prof. Adolf Heer.
Nach einer Photographie aus dem Kunstverlag von Edm. von König in Heidelberg.

„Und wird mir einst die Schläfe kahl,
Ich bleibe doch Student:
Alt Heidelberg im Neckarthal,
Das ist mein Element.
Ich weiß, ich weiß, wer da studiert,
Sein Lebtag kein Philister wird.
Juvallera, vallera, vallera, la,
Juvallera, vallera, la!

Es bleibt ihm sitzen im Gemüt
Und es verläßt ihn nie;
Der Neuschefluß, die Mandelblüt,
Des Schlosses Poesie;
Den Gläserklang, den Schlägerklang
Hat er im Ohr sein Lebelang:
Juvallera, vallera, vallera, la,
Juvallera, vallera, la!"

(Ludwig Eichrodt).

Es lebt ein stark ausgeprägter Korpsgeist in der Heidelberger Studentenschaft, sie fühlt sich, wenn der Student auch — von den Mützen der farbentragenden Verbindungen abgesehen — keine gemeinsamen äußeren Erkennungszeichen mehr besitzt, eng mit einander verwachsen. Und dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit paart sich trefflich mit idealen Zügen, mit überschäumender Begeisterung, mit inniger Vaterlandsliebe. Es ist immerhin bezeichnend, daß 1870/71 allein aus der Reihe der Korps vier Schwaben, fünf Westfalen, sechs Vandalen, vier Rhenanen und vierzehn Saxo-Borussen den Tod für das Vaterland starben. Ehre ihrem Andenken!

Die akademische Gerichtsbarkeit ist zwar seit 1868 aufgehoben und damit eine derjenigen Eigentümlichkeiten entschwunden,

oder gar zu einer glänzenden Schloßbeleuchtung — und Jugendfrohsinn oder — warum auch nicht? — fröhlicher Übermut thun ihr Bestes:

welche ehedem dem deutſchen Univerſitätsleben ihr beſonderes Gepräge gaben — aber der lobeſame Karzer beſteht noch. Es ſind freilich nicht mehr die alten, unter der Haupttreppe der Univerſität eingebauten gewölbten Räume, welche heute als „fideles Gefängnis“ dienen, aber originell ſind die im dritten Stock belegenen Zellen nicht minder. Die „Solitüde“ und das „Palais Royal“ werden manchem alten Herrn in lieber Erinnerung ſein, und unſere Abbildung mag dem einen oder anderen vielleicht den ſchönen ſtimmungsvollen Vers ins Gedächtnis zurückrufen:

„Auf dem Karzer lebt ſichs mollig,
Auf dem Karzer iſt's ſo ſchön,
Ach, wie groll' ich,
Denn ſchon ſoll ich
Aus dem lieben Karzer geh'n.“

oder den anderen, der da jammert:

„Wand, o Wand, dir will ich's klagen,
Was das Strafgeſetzbuch ſpricht:
Nachtigallen dürfen ſchlagen.
Doch ein Studio darf es nicht!“

Ehedem hatte der Heidelberger Studio übrigens einen Troſt, wenn er mit der akademiſchen Gerechtigkeit in Konflikt kam — er dachte nämlich an das Standbild der blinden Themis auf dem Mittelgiebel des Friedrichsbaus. Heute iſt ihm dieſer Troſt verloren gegangen, und daran iſt nicht etwa die Aufhebung der Univerſitätsgerichtsbarkeit, ſondern eine Reſtauration des Standbildes Schuld. Vordem hatte, wie in allen beteiligten Kreiſen männiglich bekannt war, die eine Wagſchale der Themis — ein Loch, und nichts lag näher, als die Folgerung, daß auch die Gerechtigkeit des Herrn Rektors — ein Loch habe. Nun iſt's dahin mit dieſem fundamentalen Schluß .... aber, ich glaube, man hat bereits andere Gründe, ſich zu tröſten, gefunden. Die Liebe zum alten Heidelberg wenigſtens hat gewiß noch keine akademiſche Strafe einem Studenten verleidet — ein

treues Andenken und treue Verehrung bewahrt ein jeder, der ſie einmal kennen gelernt, der ſchönen Neckarſtadt.

Wie ſang doch J. Trojan:

„Würd ich noch einmal wieder jung —
So denk ich oft bei mir —
Ich thäte einen Freudenſprung,
O Heidelberg, zu dir.
Und wenn ich einmal bei dir wär',
Blieb ich ein Jährlein da,
Nach dir verlangt mich gar zu ſehr,
Seitdem ich dich nicht ſah.

Das Haar wird grau, das Alter ſchreibt
Uns Furchen ins Geſicht,
Doch deiner Schöne Zauber bleibt,
Den trüben Jahre nicht.
Stets neuer Jugend bringſt du dar
Den Willkomm voller Luſt,
Und wer da geht, trägt hell und klar
Dein Bildnis in der Bruſt.

Drum von den Alpen bis zum Meer
Sind ſoviel Herzen dein,
Drum wird auch deiner weit umher
Gedacht bei goldnem Wein.
Das Glas erklingt, es klingt dazu
Im Herzen auch ſogleich:
So ſchön iſt keine Stadt wie du
Im weiten Deutſchen Reich.

Weiblicher Studienkopf eines unbekannten italienischen Meisters.
In der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris.

Der Titel des deutſchen Kaiſers.

Von Profeſſor Dr. Ed. Heyck. (Abdruck verboten.)

Bei einer Unterhaltung im Hauptquartier von Verſailles am 12. Januar 1871, die ſich um die nähere amtliche Bezeichnung des glorreich wiedererſtandenen Kaiſertums der Deutſchen drehte, nahm Bismarck das Wort und ſetzte ſeinen Tiſchgenoſſen in einem kleinen hiſtoriſchen Rückblick auseinander, daß ein Kaiſer von Deutſchland noch nicht dageweſen ſei, freilich auch kein deutſcher Kaiſer. Karl der Große habe ſich imperator Romanorum genannt; ſpäter habe es von den Kaiſern imperator Romanorum semper augustus, Mehrer des Reiches und König in Germanien geheißen. In dieſer Darlegung, wie ſie das bekannte Buſch'ſche Buch aufbewahrt hat, iſt ſo ziemlich alles unrichtig. Aber darauf kam und kommt es ja gar nicht an; es war nur hübſch von dem großen Staatsmanne, der Geſchichte aus dem Neuen und Vollen geſchaffen hat, wenn er mit dieſer Frage, die nur eine politiſche war und keine geſchichtswiſſenſchaftliche ſein konnte, doch zugleich im privaten Geſpräche ein geſchichtliches Intereſſe verband, und noch mehr entſpricht es ihm, wenn er ſpäter die fachmänniſche Darlegung eines Hiſtorikers zur Richtigſtellung ſeiner eigenen erſten flüchtigen Worte einforderte. Überraſchenderweiſe ſind dieſe Dinge, auch nachdem ſie dann in ſo Vieler Mund beſprochen und behandelt worden, dennoch in faſt allen Kreiſen dunkel geblieben, ja auch jetzt ſogar bei den Hiſtorikern ſelbſt doch nur einem Bruchteile ganz genau bekannt. Eigentlich eine ziemlich beſchämende Thatſache, um ſo mehr, als in den weiten Kreiſen des gebildeten Publikums ſeit etwa anderthalb Jahrzehnten ein eifriges Beſtreben erweckt und lebhaft geworden iſt, ſich durch möglichſt direkte Anſchauung der Quellen und Denkmäler der Vorzeit, durch Hilfe ſogenannter authentiſcher Illuſtrationen und Nachbildungen, auch durch die Spielerei mit altertümlichen Titulaturen und Ausdrucksweiſen und ähnliche Dinge recht unmittelbar in die alte deutſche Zeit und nicht bloß in ihre Ereigniſſe und ihren Geiſt, ſondern gerade auch in ihre Realien und Formalien zurückzuverſetzen.

Der alte germaniſche Volkskönig hieß ohne weitere Umſchweife und feierlichere Zuſätze König, wohinzu zur Verdeutlichung nur der Name ſeines Volkes, nicht etwa der eines Landes trat. Es gab alſo keinen rex Franciae (König von Frankenreich), ſondern nur einen rex Francorum (König der Franken), und mit dieſen beiden Worten neben ihrem Namen gaben ſich die Merowinger auch nach der Ausbreitung der fränkiſchen Herrſchaft über Nichtfranken zufrieden. Eine dauernde Veränderung brachte erſt der Übergang der fränkiſchen Krone an die Karolinger. Dieſes aus dem Hausmeiertume zur Königsmacht emporgewachſene Geſchlecht bedurfte und ſuchte nach einer beſonderen Form, die den Eindruck der Thronuſurpation verwiſchen und dem neuen Königshauſe eine Art von Legitimität verleihen möchte. Pippin war viel zu klug und durch die Kataſtrophe ehrgeiziger Hausmeier des vorhergehenden Jahrhunderts belehrt, um ſein und ſeines Hauſes Glück und zukünftiges Schickſal allein auf Anhang, Gunſt und Wahl durchs Volk zu ſetzen. So hat denn er, hierin der geiſtige Erbe ſeines Vaters Karl Martell, die alte, unter den Merowingern bald gelockerte Verbindung Chlodwigs mit dem päpſtlichen Stuhle zu Rom erneuert und ſie feſter geknüpft und innerlicher verſtanden, als je geſchehen war; er zuerſt hat das Königtum eines germaniſchen Volkes in engere Beziehung zu der geiſtlichen Würde und Befugnis des Nachfolgers Petri gebracht. Als ſomit der Papſt zu Rom der Thronbeſteigung Pippins an der Statt des letzten Merowingers Zuſtimmung und Segen erteilte und bald darauf ſelber über die Alpen kam, den neuen König der Franken zu ſalben, da war eine ungeheuere Wandlung der inneren deutſchen Geſchichte geſchehen: die uralte Wahl durch Erhebung auf den Schild trat in den Hintergrund vor der neuen Baſis, auf die die Krone ſich ſelbſt und ihre Souveränität geſtellt hatte; dieſe Baſis war der von Gott ſelber ſich herleitende Urſprung und Beruf, deſſen ſichtbares Zeichen die Weihe des Trägers der Krone durch den Stellvertreter Chriſti und die dem Alten Teſtament in künſtlicher Erneuerung entnommene, dem Germanentume ganz fremde Ceremonie der Salbung war. Das Königtum der Karolinger hatte aufgehört, ein Volkskönigtum zu ſein, und Pippins großer

Sohn, Karl, handelte nur folgerichtig, verlieh seines Vaters That nur den formellen Ausdruck, wenn nunmehr er in den Titel des Königs der Franken die Worte aufnahm: Dei gratia, von Gottes Gnaden. Denn obwohl diese Worte bald andere, demütigere Fassungen enthielten, die für Jahrhunderte stehend blieben („durch Gunst göttlicher Barmherzigkeit", „durch Geschenk göttlicher Milde" und ähnliche, am häufigsten divina favente clementia), so lag doch die Bedeutung des Königtums von Gottes, keines Niederen Gnaden, von Anfang an in diesem Zusatze darin, wie Karl selber bewies, als er im Jahre 800 die letzte noch ausstehende Folgerung des Bündnisses zwischen dem universalen römischen Papsttume und dem welterobernden germanischen Königtume zog, in Erneuerung des universalen Weltimperiums der römischen Cäsaren die Kaiserkrone aus des Papstes Leo Hand empfing und den pomphaften Titel schuf: Carolus serenissimus Augustus, a Deo coronatus magnus pacificus imperator, Romanum gubernans imperium, qui et per misericordiam Dei rex Francorum et Langobardorum (Karl, strahlender Augustus, von Gott gekrönter großer friedewaltender Kaiser, das römische Reich regierend, der auch durch die Barmherzigkeit Gottes König der Franken und Langobarden).

Karls Sohn, Ludwig, that wohl daran, bescheidener zu sein. Er beschränkte den Titel auf die einfachen Worte imperator Augustus (Kaiser, Augustus), ohne den Beisatz eines Völkernamens, auch ohne Romanorum (der Römer). Das blieb auch in der Folge zunächst, und die nachkarolingischen Könige des Ostreiches, die überhaupt keine Kaiser wurden, Konrad I. und Heinrich I., und ebenso, nachdem Otto I. die Kaiserwürde erneuert und den Deutschen gewonnen hatte, die Könige bis zu ihrer jeweiligen Kaiserkrönung in Rom hießen ganz einfach bloß rex (König), ohne Zusatz von Romanorum, Theutonicorum (der Römer, der Deutschen), oder etwa noch Francorum (der Franken). Dann hat Otto III., der schwärmerische Freund des goldenen Rom und seines den Erdkreis in geistlicher und weltlicher Herrschaft erfüllenden Namens den Titel der Kaiser imperator Augustus um das Wort Romanorum erweitert, und später Heinrich V. dasselbe Wort auch in den Königstitel ständig eingeführt. Seit Otto III. also sprach man von dem „römischen Kaiser", seit dem letzten Salier auch von dem „römischen König" oder richtiger dem „König der Römer". Das sind die Begriffe, die dauernd geblieben sind und nach denen auch Bismarck in jenem Gespräche gesucht hat; einen „König in Germanien" aber oder einen deutschen König hat es in der Amtssprache niemals anerkannt gegeben. Die Salier sind es auch gewesen, die zuerst begonnen haben, die Namen zu zählen, doch so, daß zugleich stets die Würde mit in der Zählung berücksichtigt wurde; so hat z. B. der letzte von ihnen, als König Heinrich der fünfte, als Kaiser (d. h. seit 1111) aber immer nur der vierte geheißen, da der erste sächsische Heinrich kein Kaiser gewesen war.

Die Stauferzeit brachte neue Wandlungen. Das Wort Augustus drang aus dem Kaisertitel auch in den bloßen königlichen ein und erweiterte sich ferner um die Worte et semper (und stets). Als andere Ländertitel hinzukamen, weil Heinrich VI. und Friedrich II., die deutschen Wahlkönige und Kaiser, zugleich Erbherren Siciliens waren und Friedrich II. Jerusalems Krone gewann, ist des nachfolgenden addierenden et wegen das et vor semper geschwunden, so daß der Haupttitel jetzt Romanorum rex (oder imperator) semper Augustus (König [oder Kaiser] der Römer, stets Augustus) lautete. Jenes et ist, auch als der erwähnte Grund bei Späteren, z. B. Wilhelm von Holland und Rudolf von Habsburg wieder wegfiel, doch nicht zurückgekehrt. Das Augustus aber ward, als nach dem Interregnum die Königskanzlei auch deutsch abgefaßte Schriftstücke häufiger auszugeben begann (die erste deutsche Urkunde gab übrigens schon Konrad IV), in eigentümlicher Verknüpfung des Namens Augustus mit dem Worte augere (mehren) in der Übersetzung „Mehrer des Reiches" wiedergegeben und ward in dieser alsbald ständig. Auch später haben dann Herrscher, die wie die letzten Stauser Nebenkronen trugen, diese in einer Erweiterung des Haupttitels aufgeführt, so daß unter den länderfrohen Habsburgern am Ausgange des Mittelalters durch Aufzählung aller ihrer einzelnen Herrschaften der Titel des Trägers der Krone zu einem Ungeheuer von vielen Zeilen anschwoll und in solcher Gestalt auch in die neuere Zeit hinübergenommen wurde.

Mit dem demütig-feierlichen divina favente clementia (durch Gunst göttlicher Milde, hatte schon Friedrich II. in seinen späteren Zeiten endgültig gebrochen und das kurze Dei gratia (von Gottes Gnaden) wieder zur alleinigen Geltung gebracht; dieselbe Alleinherrschaft hatte es früher oder später auch bei den übrigen Nationen erlangt, zu denen sich der Begriff „von Gottes Gnaden" von dem Frankenreiche aus (z. B. nach England) oder jeweils bei ihrer Ausscheidung aus dem Imperium verbreitet hatte. Das hergebrachte Recht der Krone, von Gottes Gnaden zu sein, erlitt auch keine Einbuße, und ebensowenig der Titel „Römischer Kaiser", als der Kaisername aufhörte von der Krönung durch den Papst zu Rom abzuhängen. Maximilian I. hat sich seit 1508 als erwählten römischen Kaiser betrachtet und diese Auffassung seinen Nachkommen hinterlassen. Karl V. hat zwar die Krönung durch Papst Clemens VII. wieder nachgesucht, nachdem er sich schon längst Kaiser genannt hatte, eine gewisse Unschlüssigkeit blieb zunächst noch, aber von der nächsten Generation an haben die deutschen Herrscher endgültig begonnen, sich bei ihrem Regierungsantritte ohne weiteres als Kaiser zu betrachten und zu benennen; römischer König hieß nur der bei Lebzeiten des Kaisers schon von den Wahlfürsten erkorene spätere Nachfolger. Mit dem alten, dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation", wie man zuletzt gesagt hatte, ist dann am 6. August des Jahres 1806 auch der alte Titel des römischen Kaisers (und des römischen Königs) für alle Zeit zu Grabe getragen worden. Das neue Reich der Deutschen aber, das weder die römische Weltherrschaft eines Cäsaren, noch ein abendländisches Imperium des Mittelalters oder eines solchen Erbe sein kann und will, sondern nur der deutschen Stämme festgefügtes nationales Reich, es hat wohl daran gethan, auf jeden Versuch von vornherein zu verzichten, dem toten Schutt der Jahrhunderte veraltete und ausgelebte Begriffe und Titel wieder zu entreißen: sein machtvoller Herr und Führer in die nationale Zukunft kann nur ein „deutscher Kaiser" sein.

Volksfeste im Kaukasus.

Von A. Gundaccar von Suttner. (Zu nachstehendem Einschaltbilde.)

(Abdruck verboten.)

Der europäische Einfluß hat heutzutage auch im Osten seinen siegreichen Einzug gehalten. Während vor wenigen Jahrzehnten noch ein deutscher Dichter „die schönen Mädchen von Tiflis" besang, wie sie in graziösem Reigen auf den platten Dächern der georgischen Hauptstadt dahinschwebten, in Seide von grellen Farben gehüllt, das feine Gewebe des Schleiers im leichten Luftzuge der mondhellen Nacht flatternd, weiden heute auf den letzten platten Dächern der asiatischen Vorstadt die Ziegen, — und die Schönen wandeln in Rembrandt- oder neckischen Kapot-Hüten über den modernen Golowinski-Prospekt, plaudern französisch oder deutsch und unterhalten sich über den letzten „raout" beim Generalgouverneur, wo es in der That sehr „chic" zuging.

Der Tourist, der als solcher im Fluge das Land durcheilt, das heißt in Batum den Eisenbahnwagen besteigt und meint, die richtigen Eindrücke zu sammeln, wenn er auf den Hauptstationen kurzen Halt macht, wird sich einigermaßen enttäuscht fühlen. Um das echte, ursprüngliche, wilde Leben zu finden, muß man die Straße der europäischen Civilisation verlassen und Gegenden aufsuchen, in die diese Allbezwingerin erst vom Hörensagen gedrungen ist, und da dürften als Ziel am meisten die imerethischen und noch besser die mingrelischen Hochlande anzuempfehlen sein.

Allein mit solchen Ausflügen hat es auch seine Schwierigkeiten: dieselben ganz auf eigene Faust zu unternehmen, wäre nicht ratsam, denn der Fremde ist dem Eingebornen in der Regel kein willkommener Gast, — noch weniger aber den russischen Verwaltungsbeamten, die in jedem Besucher aus dem Westen einen verkappten preußischen Offizier wittern, welcher in der harmlosen Maske eines Touristen von seiner Regierung abgeordnet ist, die dortigen, oft recht mißlichen Verhältnisse zu studieren, gelegentlich auch Plänchen und Kärtchen anzufertigen, — kurz in Dingen herumzuschnüffeln, die den Nachbar eigentlich nichts angehen.

In solchen Fällen sorgt der Distrikts-

Chef gewissenhaft dafür, daß der p. t. Reisende eine „Schutz"-Eskorte erhält, welche, statt ihm zu dienen, die Obliegenheit hat, ihn zu überwachen, ihn von allen jenen Punkten fernzuhalten, in welchen etwas faul ist, und ihn auf dem kürzesten Wege, — also auf der Landstraße, — nach der Grenze zu geleiten, wo ihn der nächste Distrikts-Kollege in Empfang nehmen mag, um dem Gaste dieselben Dienstleistungen zu teil werden zu lassen.

Anders gestalten sich die Dinge, wenn man einen der einflußreichen Häuptlinge, die heutzutage in Kniaz (Fürst) russifiziert sind, zum Freund oder Gönner hat. Dann klappt alles weit besser; man schert sich nicht viel um die Behörde, man ist der Gast des Fürsten und damit basta!

Da das Gesetz der Gastfreundschaft im Kaukasus als eines der heiligsten, ja, als das allerheiligste gilt, so ist man unter solchen Umständen in der Lage, in verhältnismäßig kurzer Zeit alle Wünsche befriedigt zu sehen, die einem die Neugierde diktiert. Schon das Leben an und für sich auf solch einem Fürstensitze ist ein so eigenartiges, daß es jeden fesseln muß, der überhaupt ein Interesse für Land und Leute fühlt. Allerdings sind die Großen auch allenthalben so europäisiert, daß die westlichen Sitten in ihrem Haushalte Eingang gefunden haben, zumeist aber doch nur bei ihren höchsteigenen Personen und jenen, welche zum Stamme gehören, während die Umgebung noch in den altväterlichen Gewohnheiten steckt und nur ab und zu von dem profitiert, was ihr der „Herr" eben zukommen zu lassen gewillt ist.

So wurde es beispielsweise beim Fürsten von Mingrelien gehalten. Während die Familie selbst und deren Gäste die Errungenschaften genossen, die der langjährige Aufenthalt in Paris, Homburg und Petersburg mit sich gebracht, herrschten in der eingebornen Umgebung noch zum großen Teil jene mittelalterlichen Zustände, die sich von den Ureltern auf die Urenkel vererbt hatten. Alle diese kleinen Edelleute, — einstige Vasallen, — welche mit Gefolge hergezogen kamen, um in der unmittelbaren Nähe der Sommerresidenz ihr Lager aufzuschlagen und dem „Herrn" ihre Huldigung darzubringen, waren und sind größtenteils heute noch wilde Kinder einer wilden Natur, — Clan-Häuptlinge, wie wir sie in den Scottschen Romanen finden, deren einziger Existenzzweck in jener Lebensweise gipfelt, welche von den Rittern des Mittelalters geführt wurde: Jagd, Sport, Trinkgelage, Tanz, Gesang, Spiel und gelegentlich ein kleiner Eingriff ins Nachbargehege, wenn sich dort gerade ein paar Pferde befinden, die wert sind, daß man um ihren Besitz eine Kugel riskiert.

Daß solche Gäste nicht gerade zu den wünschenswertesten zählen, wird man begreiflich finden, allein noblesse oblige! Wenn man der Fürst des Landes ist, der Nachkomme jener gewaltigen Herren, die das Scepter führten, so kann man sich eben solcher Besucher nicht erwehren und muß mit guter Miene die Massen abfüttern und -tränken, die einmal vom alten Brauch nicht lassen wollen, den Höheren und Reicheren durch ein paar Wochen auf diese Art zu brandschatzen. Und schließlich mag ja das Gefühl kein so unangenehmes sein, diese Kleinen um sich scharwenzeln zu sehen, allzeit dienstbereit, sei es eine Cigarette zu rollen, Feuer zu bringen, eine Falkenjagd in Scene zu setzen oder ein Ballspiel, eine Fantasia, — je nach Lust und Launen des Gebieters.

Den liebsten Zeitvertreib geben die Reiterspiele ab, in welchen die Eingeborenen eine Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit entwickeln, um die sie jeder Cirkuskünstler beneiden könnte.

Gewöhnlich beginnt das Ganze mit einem Rennen, das schon an und für sich nicht ungefährlich ist, weil da allerlei Listen gestattet sind, um dem Parteigenossen zum Siege zu verhelfen. Was auf unserem Turf verpönt wäre, ist dort erlaubt: Die Interessenten, — ob sie nun wetten oder nur für ihren Bevorzugten überhaupt Partei ergreifen wollen, — dürfen beispielsweise im Hinterhalt liegen und die Pferde der Gegner, falls diese an die Spitze kommen, durch allerlei Mittel, Tücherschwenken, Pistolenschüsse, schrecken, um so dem Freunde wieder zum Vorsprung zu verhelfen. Manchmal setzt es da recht arge Zwischenfälle ab, und ein Bein- oder Armbruch gehört nicht zu den Seltenheiten.

Ist das Rennen beendet und sind die Preise verteilt, dann geht es an das eigentliche Spiel, und da thut nun jeder sein Bestes, um den Nebenbuhler an Kunstfertigkeit und Waghalsigkeit zu überbieten. Hier jagt einer im vollsten Laufe seines Pferdes dahin, um plötzlich den Oberkörper

so tief herabsinken zu lassen, daß er mit der Hand eine Pelzmütze oder den Baschlik aufliesen kann, dort schleudert ein anderer seine gespannte Flinte schräg vor sich in die Luft, um sie sofort wieder aufzufangen und loszudrücken; ein dritter schnellt unversehens im wildesten Galopp aus dem Sattel empor und legt eine Strecke stehend zurück, und lautes Beifalljauchzen lohnt jenem, der die anderen mit einem schwierigen Kunststück übertrumpft hat.

Nicht weniger bewundernswert als der Reiter ist sein Pferd. Diese kleine, unansehnliche Rasse bewährt sich in den schwierigsten Lagen. Sei es im scharfen Rennen auf der Ebene oder im mühseligen Klimmen auf den halsbrecherischen Gebirgspfaden, immer zeigt das Tier Ausdauer, Kraft und solche Sicherheit, daß man auf wirklich gefährlichen Saumpfaden am besten thut, die Führung ganz seinem Pferde zu überlassen. Bei solchen Vorzügen sollte man meinen, daß der Kaukasier zu seinem Roß dieselbe Liebe zeigt, wie der Araber, der diesen Gefährten wie ein Familienglied — und oft besser noch — behandelt. Das ist aber nicht der Fall. Wenn von einer Liebe die Rede sein kann, so zeigt sich diese in der Regel nur zum Pferde des Nachbars, und zwar in der Form, daß man es stiehlt, sobald sich hierzu eine günstige Gelegenheit bietet. Das ist eben dort Sport und noch dazu ein Sport, welcher der Ehre des Thäters keinen Eintrag thut, vorausgesetzt, daß der Raub gewandt, verwegen ausgeführt wird und — gelingt. Im Kodex der Tscherkessen gab es sogar einen Artikel, der Viehdiebstahl nur als strafbar bezeichnete, wenn der Betreffende ungeschickt genug war, sich in flagranti ertappen zu lassen, und dieser Gesetzesparagraph lebt heute noch insofern fort, als das Ansehen des findigen Räubers mit jeder neuen That steigt.

Wie oft hört man nicht in Mingrelien bei stiller Nacht den eigentümlichen langgezogenen Ruf: „Uih! Uih!", der sich von Gehöft zu Gehöft fortpflanzt. Das ist das Alarmsignal, daß ein Räuber in fremdes Gehege einbrach — und nun wird es allenthalben lebendig. Bald ist man hinter dem Verwegenen drein, — meist in einer und derselben Richtung, denn es geht in der Regel dem reißenden Flusse Ingur zu, über den der Waghals schwimmend setzt, um nach Abchasien zu gelangen. Dort drüben ist er dann so gut wie geborgen: allenthalben findet er seine Hehler, die jederzeit bereit sind, das geraubte Gut gegen bares Geld zu übernehmen und in größter Eile weiter zu schaffen. Rasch wird das Brandzeichen verändert, der Paß danach ausgestellt, und meldet sich schließlich der Eigentümer, der hartnäckig der Fährte gefolgt ist, so ist er machtlos, denn das jetzige Zeichen stimmt nicht mit dem, das er in seinem Dokumente aufzuweisen hat.*)

Sind die Reiterspiele zu Ende, dann geht es gewöhnlich an ein Trinkgelage. Im allgemeinen ist der Kaukasier nüchtern, besonders der Mingrelier, aber es gibt Gelegenheiten, bei denen er seinen Mann zu stellen hat und auch zu stellen weiß; hauptsächlich in solchen Fällen, in welchen es auf fremde Kosten geht. Da wird gegessen und getrunken, daß der Körper für eine Woche hinaus gesättigt ist. Bei besonders feierlichen Ereignissen geht es auch in bezug auf Zecherei ganz formell zu: da darf der Tolumbasch nicht fehlen, — der Vor- oder Gesundheitstrinker — der oft in diesem Amte seinen Lebensberuf sieht und von Hof zu Hof wandert, um seine Pflicht auf das gewissenhafteste zu erfüllen. Mit feierlich ernster Miene folgt er dem Manne, der auf einer großen Platte ebenso viele gefüllte Gläser trägt, wie Gäste anwesend sind. Der vornehmste wird zuerst in wohlgesetzter Rede bedacht und das Glas auf die Nagelprobe geleert. Eine kurze Pause erhabenen Schweigens, bedächtigen Insichversunkenseins, dann kommt der Nächste an die Reihe, und so fort, bis alle Anwesenden mit einem Glase gefeiert sind. Hiermit ist aber die Aufgabe noch nicht gelöst: Jetzt heißt es erst auch der Verwandten der Festteilnehmer zu gedenken, und so leistet oft der Tolumbasch das Unglaublichste. Würdevoll, geraden Schrittes, geht er endlich von dannen, nachdem er noch, wenn er gerade einen besonders guten Tag hat, ein volles Trinkhorn als Gratiszugabe hinuntergegossen. Wein, Weib, Gesang! Auch dieser Spruch steht in Kaukasien in Ehren. Kaum sind die Lebensgeister durch den kräftigen Traubensaft an-

*) Wer ein Pferd aufzieht, versieht es mit seinem speziellen Brandzeichen, das in ein Besitzdokument eingetragen wird. Verkauft er das Tier, so geht dieser Paß als Besitzbeglaubigung in die Hände des Käufers über.

geregt, so vernimmt man das Klingen der primitiven Laute, und irgend ein Fistelsänger gibt seine Kunst in allerlei Improvisationen zum besten! Anfangs gezogen, melancholisch, in allen Moll-Modulationen, dann lebhafter; begleitende Stimmen fallen ein, die anderen klatschen im Rhythmus in die Hände, das Brummen des Tambourins wird vernehmlich, — und jetzt schnellt einer empor, um in zierlichen, oft sehr komplizierten Tanzschritten den Kreis zu durchschwirren, der sich rasch gebildet hat. Vor irgend einer Maid mit langen Zöpfen, mit blitzenden Augen macht er Halt, um sie unter tiefer Verbeugung zur Partnerin einzuladen, und nun gleitet sie dahin, von ihm gefolgt — bald fliehend, bald mit jähem Ruck Stand haltend — er umkreist sie, er wirbelt vor ihr auf und nieder — der wahre Sonnentanz eines Libellen-Paares. Lautes Gejauchze, begeistertes Händeklatschen eifert die beiden an, bis sie erschöpft vom Schauplatze abtreten, um den Nächstfolgenden Platz zu machen.

Hat man der Tanzlust zur Genüge gefröhnt, so tritt noch der fahrende Sänger in seine Rechte: listig blinzelnd setzt er sich in den fröhlichen Kreis, bläst seine Sackpfeife auf und nun geht es im näselnden Ton an das Besingen der Schönen, die er der Reihe nach aus den Umsitzenden wählt. Auch das starke Geschlecht kommt daran, und je nach der Großmut der Betreffenden feiert er ihre Heldenthaten oder geißelt in beißender Ironie ihre Schwächen. So fliegen die Stunden dahin, bis endlich das Dunkel der Nacht hereinbricht und der Festlichkeit ein Ende macht.

In manchen Spielen und Volksbelustigungen dürfte noch ein Stück klassischen Altertums stecken. So im Ballspiel, das nicht im Zuwerfen und Fangen des riesigen Lederballs besteht, sondern darin, daß man ihn mit den Füßen vor sich hinstößt, im geeigneten Augenblick eilig aufrafft und damit das Lager der Freunde zu erreichen sucht. Dabei entscheiden die schnellsten Beine, die kräftigsten Muskeln, um dem Gegner den Weg abzulaufen und ihm den Ball zu entreißen.

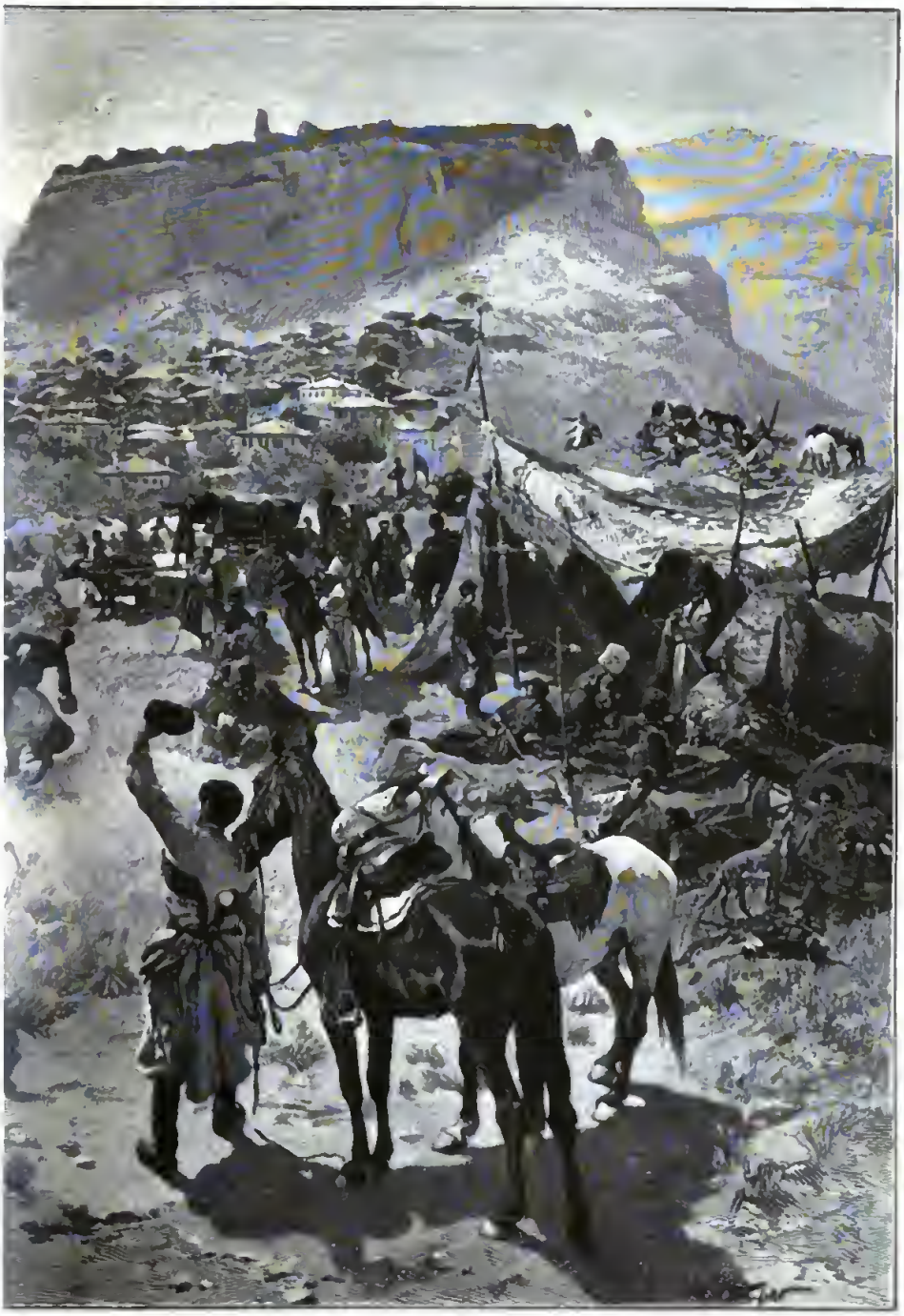
An diesem Spiele beteiligen sich oft ganze Ortschaften, die unter Chorgesang einherziehen, ihr Lager abstecken und dann den Kampf beginnen. Nicht selten setzt es Verwundungen ab, teils zufällige, teils absichtliche, denn die Einleitung besteht darin, daß eine Person auf dem freien Platze zwischen den beiden Armeen Aufstellung nimmt, den Ball in die Luft wirft und dann so schnell als möglich das Weite sucht. Da nun beide Parteien auf den Punkt losstürzen, wo die große Lederkugel niedergefallen ist, gibt es dann im Nu ein Gedränge und Gebalge, daß nur alles so durcheinander wimmelt, und die, welche in den vordersten Reihen waren, werden von den Nachstürmenden oft so gepreßt, daß es häufig genug gebrochene Rippen absetzt. Auch kleine Privatfehden werden dabei unter der Hand mit dem Dolche abgemacht — und man suche dann den Thäter, der den günstigen Augenblick des Gewühls benutzt hat, um seine Rache an dem Opfer zu kühlen! Aus diesem Grunde ist auch das Ballspiel mit Beteiligung größerer Massen von den Behörden verboten und von der Liste der großen Volksbelustigungen gestrichen worden.

Die zweite klassische Kraftübung ist das Steinschleudern, oder das Werfen von ganz ansehnlichen Felsklumpen, und dabei kann man oft Proben von Muskelstärke sehen, die in der That glauben machen könnten, Herkules in Person sei vom Olymp herabgestiegen, um nach langem Schlafe wieder einmal unter den Kindern der Erde zu wandeln.

Doch, wie gesagt, wird das Wilde, Ursprüngliche immer mehr und mehr in die einsamen Distrikte zurückgedrängt, in denen man noch in der Weise lebt und vegetiert, wie es vor uralten Zeiten gang und gäbe war. Die Städte und deren Umgebung sind schon zu sehr von russischen und westeuropäischen Elementen durchhaucht, um noch an den einstigen Sitten und Gebräuchen festzuhalten. Die Rennen bei Tiflis z. B. sind matte Nachahmungen abendländischen Sports, bei dem die persönliche Kunstfertigkeit nicht mehr zur Geltung kommt.

Ein einziges Überbleibsel wären noch die Ringkämpfe, die besonders in Tiflis regelmäßig veranstaltet werden, und bei denen man noch in die Lage kommt, ein Stückchen echten Volkslebens zu beobachten. Hauptsächlich die unteren Schichten huldigen mit Leidenschaft diesem einigermaßen rohen Sport, und wenn der Held des Tages sein halbdutzend Gegner in den Sand gestreckt hat, daß ihnen die Rippen krachten, dann werden dem Manne mit den starken Muskeln ungefähr dieselben Ehren erwiesen, wie in Europa der Patti mit der starken Stimme.

Volksfest im Kaukasus. Nach dem
(Verlag der Münchener Kunst- und Verlags



1 Gemälde von R. von Ottenfeld.
nſtalt Dr. E. Albert & Co. in München.)

Allerdings die Pferde spannt man ihm nicht aus dem Wagen — weil der zerlumpte Kerl in der Regel zu Fuß erscheint und auch so seinen Heimweg wieder antritt —, aber der Enthusiasmus ist nicht minder groß, und es hat Athleten-Mäcene gegeben, die in solchen Augenblicken der Bewunderung und Begeisterung sich irgend eines kostbaren Schmuckstückes beraubten, um es dem Herkules der Arena zu spenden. Das ist aber auch so ziemlich die einzige Gelegenheit, um die einigermaßen phlegmatisch gewordenen Städter aus dem Häuschen zu bringen.

Der russische Einfluß hat thatsächlich in wenigen Jahrzehnten eine große Umwälzung hervorgerufen. Der Asiate liebäugelt, trotzdem er den Namen Europa mit etwas wegwerfender Betonung ausspricht, doch mit dem Westen und beginnt allmählich selbst zu fühlen, daß er vor allem gewisse alte Wildheiten abstreifen muß, ehe er sich auf eine Kulturstufe mit dem Europäer stellen kann. Die Kleidung allein macht es nicht aus, wenn er auch gerne im Cylinderhut über den Prospekt stolziert.

Das spüren die Eingeborenen sehr gut, und darum senden die Wohlhabenden jetzt häufig ihre Söhne und Töchter nach Europa, um dieselben dort erziehen zu lassen. Leider sieht es aber heutzutage mit der Wohlhabenheit der Georgier nicht glänzend aus, denn zur Zeit der Übergangsperiode waren die Großen noch nicht dazu erzogen, für ihr Fortkommen selbst zu sorgen. Den Unterthanen lag es ob, den Herrn nebst den Seinen zu füttern, ihren Anforderungen auf das pünktlichste nachzukommen, oder, wenn sie selbst ausgesaugt waren, doch wenigstens Heerbann zu leisten, um beim Nachbar das Fehlende zu suchen. Diese schönen Zeiten sind aber vorüber — und die Drohnen verhungern im Bau.

Mittlerweile hat sich ein anderes Element hinaufgeschwungen, das jetzt den Ton angibt und welches den früheren Herren den Rang abgelaufen hat: die Armenier.

Klein, sehr klein haben sie angefangen — als bescheidene Früchtehändler, Tabakkrämer, Schnittwarenverkäufer, bis es ihnen durch unverdrossene Zähigkeit gelang, den ganzen Handel an sich zu reißen und damit auch das Kapital in die Hände zu bekommen. Während die Aristokraten das väterliche Erbteil verjubelten, den russischen Bezwingern durch närrischen Aufwand zu imponieren trachteten, arbeiteten diese Kleinen still und ruhig fort, ihre Söhne vermehrten die Ersparnisse der Väter, lebten karg von Zwiebeln und Früchten und kannten nur den Champagner insofern, als sie denselben um schöne Goldrubel an die Herrensöhne verkauften. Jetzt hat ihrerseits die dritte Generation genug, um sich gütlich zu thun, während die Patriziernachkommen froh sein müssen, wenn sie im russischen Dienst als kleine Beamte oder Offiziere ihr kümmerliches Dasein fristen können. Darin gipfelt wohl auch zum größten Teil der Antagonismus der Georgier gegen die Armenier.

In der Regel lebt man in Tiflis still und ruhig seinen Bürgerpflichten und gönnt sich nur hin und wieder einige bescheidene Zerstreuungen: bricht das Frühjahr an und beginnen die Bäume in der deutschen Vorstadt zu grünen, so zieht die Familie mit Kind und Kegel in einen der Gärten, um dort den Abend bei Thee und Cigaretten zu genießen. Auch die Zecher geben sich an jenen Orten mit Vorliebe Stelldichein, und da dehnen sich die Gelage mit Gesang und Tanz bis tief in die Nacht aus.

Im Winter aber, des Sonntags, packt der pater familias die Seinen zusammen, Samowar und Lebensmittel dürfen nicht vergessen werden, und man wandert in das — Bad. Da plätschert dann die ganze Smala vergnüglich im heißen Schwefelwasser herum, um hernach den Rest des Tages an Ort und Stelle zu verbringen. Die Zurna, die Nationalmusik, ist immer bei der Hand; Laute, Oboe, Tambourin besorgen die Begleitung, und der Sänger schwingt sich zu den höchsten Jammertönen empor, um den andächtig Lauschenden zu erzählen, wie einst die große Königin über dem Lande geherrscht, wie die Edlen und Großen sich um sie geschart, wie sie die Grenzen nach Norden und Osten und Süden mit ihren Paladinen überschritten und ein Reich hergestellt, so glänzend, so herrlich, so mächtig, daß alle die Barbaren gezittert, wenn man den Namen Thamars, der kaukasischen Semiramis, geflüstert! Da lullen sich dann die Zuhörer in diese schönen Zeiten ein, da es noch georgische Macht, georgische Kultur gegeben, und trübselig packen sie endlich wieder ihren Samowar zusammen, um zur nüchternen Wirklichkeit zurück zu kehren ....

Letzte Liebe.

Von Max Kalbeck.

(Nachdruck verboten.)

Die du mir gabſt, die junge Roſe,
Ich ſtecke ſie mir an die Bruſt
Und ſeh' ins Blaue, Grenzenloſe
Mit Seufzern ſchmerzlich banger Luſt.

Ich ſchweife träumend durch die Auen,
Das Haar umſpielt vom Frühlingswind,
Und fühle heiß vom Auge lauen
Die Thräne, die verſtohlen rinnt.

Erſt, wenn verſtummt die lauten Gaſſen,
Und ſich des Tages Lärm verlor,
Dann komm' ich mit dem Mond, dem blaſſen,
An deinem Hauſe ſacht hervor;

Und ſpäh' aus heimlichem Verſtecke,
Ein leicht ertappter, ſcheuer Dieb,
Gedrückt in eine Mauerecke,
Nach deinen Fenſtern, ſüßes Lieb.

Du ſtehſt, gleich einem ſchönen Sterne,
Hoch, unerreichbar über mir;
Was du mir weiſeſt, thu' ich gerne,
Wohin du winkeſt, folg' ich dir.

Es ſprießen Lieder, Blüt' an Blüte,
Ein Lenz, den noch kein Herbſt betrog,
Wie damals, da mir ins Gemüte
Zum erſtenmal die Liebe zog.

So wie ich war in jungen Jahren,
Verträumt und ſelig, fromm und rein,
Noch halb ein Kind, das nichts erfahren,
So ſchein' ich wieder heut zu ſein.

Nicht frag' ich, ob es ſtets ſo bliebe?
Kein Zweifel, der mein Herz beſchleicht!
Wie ſeltſam, daß die letzte Liebe
So ganz der erſten Liebe gleicht!

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Stürmischen Zeiten hat Wilhelm Jensen den Stoff zu zwei ganz verschiedenen und wohl auch verschiedenwertigen Romanen entnommen. Der eine, auf den ich schon in einem der vorigen Hefte kurz hindeutete, schildert die Entstehung und den Verlauf des Bauernkrieges, der andere ein idyllisch-romantisches Stillleben in einem vergessenen deutschen Winkel im Jahre 1848. Trotz des revolutionären Hintergrundes in beiden Werken deuten nur die Naturschilderungen auf den gleichen Autor, dessen Meisterhand unverkennbar ist, ob er die jedem Auge verständlichen Schönheiten des Schwarzwaldes oder die intimeren Reize der niederdeutschen Heide malt. Mir hat der historische Roman „Im Zwing und Bann“ (2 Bde., E. Piersons Verlag, Dresden) weit besser gefallen als der andere „Die Schatzsucher.“ (Leipzig, Carl Reißner.) Ich habe häufig den Eindruck gehabt, als bedürfe Jensen der Anlehnung an weit zurückliegende geschichtliche Thatsachen, um seinen Figuren kraftvolle, charakteristische Umrisse und wirkliches Leben zu geben, und als finde er sich in früheren Jahrhunderten besser zurecht als in dem unseren. Diese beiden Romane scheinen die Beobachtung zu bestätigen. Ein mit besonders scharfem Blick für die Gegenwart begabter Dichter würde es kaum über sich gewinnen, seiner Romanfabel den Hintergrund eines politisch bewegten Jahres zu geben, ohne den Versuch zu machen, diese politische Bewegung zu charakterisieren oder ihr einen bestimmenden Einfluß auf die Handlung einzuräumen. In seinem Roman „Die Schatzsucher“ weicht Jensen diesem Versuch mit einer Absichtlichkeit aus, die den Leser verstimmt. Die Heldin ist eine junge Dame der Berliner Gesellschaft, welchee der revolutionäre Trubel in den Straßen der Hauptstadt zu geräuschvoll geworden ist und die deshalb in der Verkleidung eines Studenten ziel- und planlos in die abgelegenste niederdeutsche Heidegegend flüchtet. Der Wunsch, einem unliebsamen Bewerber aus dem Wege zu gehen, ist für diese romantische Flucht auch noch Veranlassung gewesen, — eine glaubhafte Erklärung gibt aber auch er nicht für das rätselhafte Thun des romantischen Fräuleins, das eine entfernte Cousine von Eichendorffs köstlichem Taugenichts zu sein scheint. Freilich ist der jungen Dame die Welt nicht wie diesem ein Rätsel, und daher mag es kommen, daß ihre Reise nicht in ein romantisches Wunderland voller Zauberschlösser und Abenteuer, sondern nur in einen Heidewinkel voller wunderlicher Leute und Unwahrscheinlichkeiten führt. Da ist z. B. der Pastor eine heilige Einfalt, — Jensen hat sicher nicht die Absicht gehabt, in dieser Figur eine Karikatur zu zeichnen, denn es finden sich viel zu viel menschlich schöne Einzelzüge an ihr, die eine Vorliebe des Dichters für diesen mit einer sehr wenig einträglichen Landpfarre bedachten Geistlichen verraten. Um so wunderlicher ist die Marotte dieses Mannes, der in der Überzeugung, seine Pfarre könne keine Familie ernähren, seine Braut nicht heiratet, sondern ihr die Stellung einer — Wirtschafterin in seinem Haushalt zuweist. So leben sie miteinander dreißig Jahre, und sie wären sicher keine Menschen, wenn sie in diesem merkwürdigen Verhältnis immer unangefochten blieben. Es ist gewiß auch gutgemeint von Jensen, wenn er das Brautpaar in diesen Anfechtungen nicht straucheln läßt. Wozu der Dichter aber diese ganze wunderliche Situation geschaffen hat, bleibt dem Leser nichtsdestoweniger unklar. Fast scheint es, als hätte er am Schluß nicht Paare genug auftreiben können, die Hals über Kopf in die Ehe springen. Der Schullehrer ist ein ehemaliger verkommener Student, der sich aber in dem Deutsch der Lustspielprofessoren noch vortrefflich auskennt und einem wirklichen Professor, der in jene Gegend gekommen ist, um einer seltenen Moorpflanze nachzujagen, starke Konkurrenz macht. Dazu kommen wirkliche Vagabunden, stumme Schäfer, höhere Töchterschullehrerinnen und allerhand andere Schemen, die umeinander herumflattern, bis sie endlich sich gegenseitig in die Arme sinken. Der verrückte Schulmeister aber sieht in all den sonderbaren Leuten, welche die Laune des Dichters in den vergessenen Winkel beordert hat, Schatzsucher, welche als Abgesandte Österreichs, Preußens und des deutschen Volkes nach den Reichskleinodien fahnden, die nach seiner Meinung hier irgendwo vergraben sind. Ohne Verständnis für den Roman und nach einem Verständnis für das suchend, was der Dichter gewollt hat, ist mir der Gedanke gekommen, Jensen könne eine Satire auf das Jahr 1848 beabsichtigt haben. Es scheint mir freilich durchaus nicht sicher, daß ich damit auf dem richtigen Wege bin, und jedenfalls hat mich diese Annahme dem Verständnis nicht näher geführt.

In dem Roman „Im Zwing und Bann“ ist es Jensen nicht in erster Linie darum zu thun gewesen, den Verlauf des Bauernkrieges in das Gewand einer historischen Erzählung zu kleiden. Viel mehr Sorgfalt hat der Dichter darauf verwandt, die Vorgeschichte desselben zu entschleiern, dem Leser klar zu machen, aus welchen Quellen der wilde Haß genährt worden war, welcher den Bauern plötzlich Sense und Spieß in die Hand drückte und sie zu bestialischem Blutvergießen antrieb. Unter den Vertretern der Kirche und des Adels, welche das Unwetter heraufbeschworen, ist mit besonderer Feinheit die Gestalt des Abtes von Sankt Blasien, Johannes, gezeichnet, als der Typus ästhetisch verfeinerter weichlicher Genußsucht, die am liebsten alles Elend aus der Welt schaffte, und da sie dazu kein Mittel findet, beide Augen dem Elend verschließt, um durch das unästhetische Bild nicht im weltfreudigen Behagen gestört zu werden. Den Unterdrückern stehen die Schürer und Führer des Aufstandes gegenüber, mächtige, kraftvolle und eigenartige Gestalten. Mit den Frauen des

Romans habe ich mich weniger befreunden können. Die beiden einzigen in den Vordergrund tretenden, Madgard Uehlin wie Gräfin Rotrude, werden entstellt durch einen hypernaiven Zug, der sich weder mit dem Wesen des Naturkindes der einen noch mit dem der überfeinerten Weltdame der andern verträgt, sondern von dem Dichter klügelnd hineingetragen ist. Andere Leser mögen vielleicht auch an diesen nipsfigürlichen Charakterisierungsversuchen Gefallen finden. Jedenfalls gehört der Roman zu denjenigen, die man mit wachsendem Interesse liest und die den Leser nachklingend beschäftigen, — ob er nun Parallelen mit den Verhältnissen der Gegenwart darin findet oder einen solchen Vergleich ablehnt.

In dem Roman „Lea und Rahel" (Leipzig, Carl Reißner) behandelt Ida Boy-Ed einen Stoff, der schon häufiger gestaltet worden ist, das Aschenbrödel-Thema oder die Geschichte vom häßlichen Entlein. Freilich beweist Ida Boy-Ed auch wieder einmal, daß der Stoff nichts, die künstlerische Gestaltung des Stoffes alles ist. Lea und Rahel sind die beiden Töchter des Herrn von Römpker auf Römpkerhof: „Herr von Römpker sah alle Dinge dieses Lebens aus der Vogelperspektive an: ein Kirchturm war für ihn eine Stecknadelgröße. Frau von Römpker hingegen betrachtete alles aus der Froschperspektive: ein Gartenzaun schien ihr schon ein unübersteigliches Hindernis." Daß das ungleiche Paar nicht häufig derselben Meinung sein kann, ist klar; thatsächlich ist es auch nur in einem Punkte einig, — in der Überschätzung der älteren und der Unterschätzung der jüngeren Tochter. Beide vertauschen nicht etwa äußerlich ihre Rollen, wie das in Romanen zu geschehen pflegt, in denen das gleiche Thema behandelt wird, — Lea erringt sich wirklich ihren Prinzen, und Rahel begnügt sich mit der bescheideneren Partie. Aber das größere Glück oder vielmehr das wahre Glück ist bei Rahel, und so wächst sie über ihre Schwester hinaus, zu der sie anfangs selbst emporgesehen hat. „Lea und Rahel" ist sicher nicht der am größesten angelegte Roman von Ida Boy-Ed, aber er ist derjenige, der bisher am meisten künstlerisches Maß zeigt, ein Werk mit allen Vorzügen einer interessanten und spannenden Unterhaltungslektüre, und doch weit über den Durchschnitt derselben hinausragend durch die Vertiefung des Problems und durch anschauliche und glaubwürdige Darstellung.

In dem gleichen Verlage erschien eine Novelle „Thalia in der Sommerfrische" von G. von Berlepsch, ein Talent, das nicht nur außergewöhnlich viel verspricht, sondern gleich mit einem ganz in sich fertigen Werk an die Öffentlichkeit tritt. Ich erinnere mich nicht, die Schmierenmisere jemals gleich wahr und lebendig und doch so dezent und maßvoll geschildert gefunden zu haben, wie in diesem Buche, das von der allersubtilsten Beobachtungsgabe zeugt. Viel mag das Lokalkolorit — die Novelle spielt im Österreichischen — dazu beitragen, daß diese mißhandelte und in Fetzen gekleidete Thalia immer noch ein wenig von der Haltung einer Göttin hat. Vor allem aber ist es der Held der Erzählung selbst, der diese über das Maß der bloßen realistischen Schilderung eines Menschenschicksals in die Sphäre der Dichtung erhebt, — ein junger Schauspieler von wirklichem Talent, der in dem Joch des Thespiskarrens keucht, bis ihm eine hilfreiche Hand die Fesseln löst und ihn auf einen würdigeren Platz stellt. Auf diesem Wege aufwärts zertritt er — unbeabsichtigt zwar aber doch notwendiger Weise — ein ihm treu anhängendes Frauenherz; auch für diesen tragischen Konflikt hat G. von Berlepsch die einzig dichterische, weil versöhnende Lösung gefunden. Die ganze Darstellung zeigt eine seltene Vereinigung von Kraft und Anmut, Scharfblick für das äußerlich Charakteristische und gleichzeitig seelische Vertiefung, Sinn für das Humoristische und einen hohen, sittlichen Ernst der Lebensauffassung.

In enger Anlehnung an die Kunst sind auch die Novellen von Johannes Prölß entstanden, die unter dem Titel „Modelle" vereinigt im Verlag von Freund & Jeckel, Berlin, erschienen. Es sind lauter Ateliergeschichten, in einen lockern Rahmen dadurch gebracht, daß der Verfasser sie einer Gesellschaft von Malern und Malerinnen in den Mund legt, die sich auf einem schönen Fleck Tirols Naturstudien halber zusammengefunden hat. Ein solcher Rahmen hat sein Mißliches: für sechs verschiedene Erzähler, die in ihrer Eigenart scharf genug gezeichnet sind, um dem Leser nicht aus dem Gedächtnis zu entschwinden, den charakteristischen Erzählerton zu finden und festzuhalten, ist nicht leicht, und man vergißt auch in diesen Novellen nicht, daß der Maler Soundso nur eine Dekorationsfigur und Johannes Prölß der eigentliche Erzähler ist. Einem guten Erzähler, wie ihm, aber sieht man noch mehr nach als das nicht ganz getungene Bestreben, eine Anzahl von Novellen, die nur stofflich Gemeinschaft miteinander haben, unter einen Hut zu bringen. Prölß gewinnt dem Verhältnis des Künstlers zum Modell die verschiedensten Seiten ab, verschieden wie die Individualität des Künstlers und auch die des Modells, und wie künstlerisches und menschliches Interesse oft Hand in Hand gehen, das eine aus dem anderen hervorgeht und das eine das andere fördert oder begräbt, das gibt ihm die Stoffe, die er gestaltet. Vor der nahe liegenden Versuchung, an das Pikante zu streifen oder ins Phantastische zu fallen, haben ihn seine offenbar intime Kenntnis des Atelier- und Künstlerlebens und ein gesunder Sinn bewahrt.

Wenn Beobachtung allein den Romandichter machte, dann wäre F. Peters ein sehr beachtenswertes Talent. In seinem Roman „Onkel August" (2 Bde., Carl Reißner, Leipzig) macht jeder Einzelzug den Eindruck des wirklich Geschehenen, jede Figur läßt daran glauben, daß der Verfasser sie wirklich selbst gekannt hat. Mir scheint nur, mag er nach Modellen gezeichnet oder aus seiner Phantasie heraus geschaffen haben, daß er diesen Figuren gegenüber einen ganz unberechtigten Standpunkt einnimmt und daß er sie deshalb alle falsch sieht und alle falsch zeichnet. Sein Standpunkt ist derjenige des Helden seines Romans, und dieser Held ist ein Herr von sehr guten Anlagen, aber von uner-

träglicher Eitelkeit und von großen Entwürfen ohne nachhaltige Energie. Ein solcher Mann kann seiner Umgebung unmöglich gerecht werden, und so sieht er denn lauter unsympathische, widerwärtige und kleine Menschen um sich, während er selbst auf seinem Postierschemel doch der unerquicklichste von allen ist. Am wenigsten gerecht wird er seinem Onkel August, und das ist schade. Denn dieser Onkel August, mit einer Dosis Humor betrachtet oder auch nur mit der Objektivität des nicht Erdberechtigten, ist eine ganz prächtige Figur, ein Egoist vom reinsten Schlage, aber doch von einer Originalität und von einem kräftigen Selbstbewußtsein, die einen ziemlich damit aussöhnen können, daß er von der Pflicht der Selbstveredelung keine Ahnung hat. Für die Gesellschaft, in der Onkel August lebt, ist er jedenfalls ganz der richtige Mann, — eine Gesellschaft von Schmarotzern und Speichelleckern, die er durchschaut und die er ihrem Wert entsprechend behandelt. Daß er den Wert seines Neffen Walter durchaus nicht erkennen will, rechne ich ihm nicht als Verbrechen an, da es mir ebenso gegangen ist.

Die unter dem Titel „Hobelspähne" vereinigten drei Novellen von Carl Strecker (Leipzig, Wilhelm Friedrich) zeigen ein sehr frisches Erzählertalent, dessen Gabe den Lesern, die sich für sportliche Dinge interessieren, besonders willkommen sein wird. Die Humoreske „Wie es Herrn Carl Hase in Lohme erging" — eine Humoreske, die wirklich vom Humor diktiert ist — würde vielleicht noch wirksamer sein, wenn Herr Carl Hase nicht die Ansprüche eines verwöhnten Weltmannes auch dort etwas zu geflissentlich zur Schau trüge, wo er den Umständen nach auf eine Befriedigung solcher Ansprüche von vornherein nicht rechnen darf.

Drei Erzählungen von B. v. d. Wöhlau „Das Ideal," „Beim Kommandierenden" und „Friedlinde" (Leipzig, Georg Böhme Nachf.) sind charakteristische Früchte des fleißigen Dilettantismus, die mir dadurch nicht schmackhafter erschienen sind, daß der Verfasser oder die Verfasserin sie mit aristokratisch-christlichen Zuthaten serviert. Wer Sinn für unfreiwillige Komik hat, der mag in der zweiten Novelle nachlesen, wie Fräulein Hildgund von Burghoff den „Mann von Eisen" anschmachtet, den Kommandierenden, „dem neben seiner Gage und den Repräsentationsgeldern noch ein immenses Privatvermögen zu Gebot stand". Verlorene Liebesmüh'! Se. Excellenz General von Wildenhorst hat kein Auge für diese Blüte des aristokratischen Salons, seine Seele weilt bei einem Grabhügel, von dessen Kreuz weithin die Inschrift flammt: „Siehe ich bin des Herrn Magd" und darunter „Elisabeth von Karwitz, geb. den 20. März 1843, gest. den 18. Mai 1861". Und dazu singt ein eigens in den Musiksaal Sr. Excellenz telegraphierter bildschöner Opernsänger: „Der Lenz ist vorüber, das Veilchen ist tot" — — — Es ist gewiß rührend, wie er mit dem Liede den „Mann von Eisen" mitten ins Herz trifft, „mitten ins Herz! fast zu tief, fürchtete er" — und dem Mann von Eisen fällt auch richtig ein heißer Tropfen auf die Hand. Ob es aber eine Thräne aus seinen Augen oder ein Tropfen von den Kerzen des Kandelabers neben ihm war, läßt die Dichterin — ich entscheide mich nämlich für einen weiblichen Autor — eine offene Frage sein. Diese Unentschiedenheit hat mich, der ich von Natur weich bin, um den Effekt der Geschichte gebracht. Wenn es nun am Ende wirklich nur ein Wachstropfen gewesen wäre, und der Mann von Eisen wirklich kein Herz hätte — wozu sich um einen alten General grämen, der trotz Hildgund von Burghoff Junggeselle bleiben will!

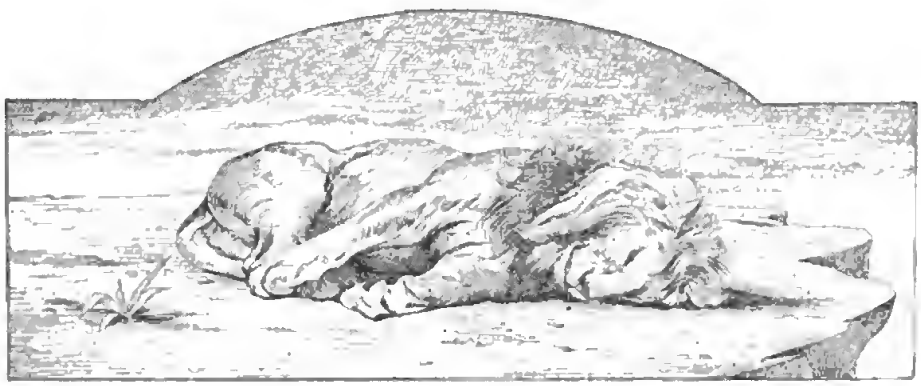
Felix Dahn, der stolze Kämpe für Walhall, ist unter die Pessimisten gegangen und hat sich — trotz Schlapphut und Vollbart — als Kassandra etabliert. Nach ihm leben wir Deutschen seit einigen Jahren in einer freudearmen Zeit, und aus seinem neuesten Buche empfängt man durchaus den Eindruck, daß der Herr Professor mit dem Laufe der Welt nicht mehr zufrieden ist. Um die Dinge wieder ins rechte Gleis zu rücken, schrieb er sein neuestes Epoche machendes Werk „Moltke als Erzieher" (Breslau, vorm. S. Schottländer). Als Schmuhgroschen erhält der Leser noch einen Anhang: „Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen" — der Reiche gibt mit vollen Händen. Diese Betrachtungen sind zwar von den Ereignissen längst überholt und gegenstandslos geworden, — Felix Dahns Gedanken behalten aber stets denselben Wert, den sie einmal gehabt haben. Ich weiß nicht, ob die preußische Regierung Bücher liest; sollten ihr aber diese Betrachtungen zu Gesicht kommen, so muß sie wie von einem Alb erlöst aufatmen, der drohendsten Gefahr noch rechtzeitig durch ein Zurückziehen der vielumstrittenen Vorlage entronnen zu sein. Wäre diese Vorlage nämlich Gesetz geworden, so hätte Felix Dahn unzweifelhaft zum Schwert gegriffen. Er behauptet zwar, auch dann nur einen Verteidigungskampf beabsichtigt zu haben, — „aber so nachdrucksam, wie anno 70 die Deutschen im Wege der Verteidigung von Memel über Sedan und Paris an den Kanal gelangt sind". Selbstverständlich wird man sich Felix Dahn immer nur als Sieger denken können. Um so mehr muß es überraschen, seine Betrachtungen von Memel über den Kanal hinaus dann folgende Wendung nehmen zu sehen: „Aber lange bevor dieser Streit zu Ende wäre, würde der Sozialdemokrat jedes Ministerium, jede Kirche und alle Wissenschaft in den Kot äußerster Barbarei getreten haben". Das scheint mir doch ein Beweis zu sein, daß der furor teutonicus oder das Quasselfieber, um berlinisch zu reden, auch einem Mann wie Felix Dahn die logische Gedankenfolge verwirren kann. Felix Dahn ist ja gerecht genug, der Kirche auch einige kulturelle Verdienste zuzusprechen, während er in der Herrschaft der Sozialdemokratie das Ende aller Universitätsbibliotheken und damit das Ende der Welt sieht, — und da will er blindwütig gegen den Gegner vom Leder ziehen, um sich mit ihm gemeinschaftlich von dem Erzfeinde in die Luft sprengen zu lassen! Mir scheint das heldenmütig, aber ein wenig unüberlegt zu sein. Aber wie schnell ist man mit solchen Unüberlegtheiten ausgesöhnt, wenn man Dahn, den

eben noch so fürchterlichen Gegner, mit der Bescheidenheit des kraftbewußten Mannes seine Betrachtungen schließen hört: „Die Gnade Kaiser Wilhelms I. hat meine Brust mit dem Hausorden der Hohenzollern geschmückt: die hiermit anerkannte und angespornte Treugesinnung glaube ich nicht besser bewähren zu können, als indem ich zu seinem Enkel und dessen Minister in dieser Sache — schmerzlich bewegt — warnend meine Stimme erhebe".

Und dieser einzige Mann schreibt ein Buch „Moltke als Erzieher". Ja, wenn es denn doch nicht Rembrandt bleiben soll, aus dessen Pinselstrichen sein Prophet den Standpunkt für die Betrachtung aller Dinge gewinnt, warum nicht gleich Felix Dahn, warum erst Moltke, der doch nur von den Dingen spricht, die er innerlich selbst verarbeitet hat?! Es ist nur ein holder Trost, daß wir nun doch wenigstens Felix Dahn neben Moltke haben, daß Er es war, der uns den Kommentar zu Moltke gegeben hat. Mancher wird meinen, Dahn hätte sich daran genügen lassen können, von der Moltkeschen Geschichte des Krieges gegen Frankreich zu sagen: „Dies Buch ist einzig in seiner Art, es ist vorbildlich in Inhalt und Ausdruck: es ist eine Leistung allerhöchsten Ranges: es ist ein Kleinod der deutschen Litteratur: es ist ein Hausbuch des deutschen Volkes: es gehört neben den Schiller in die Bücherei jeder deutschen Wohnstube". Aber dann hätten wir eben nicht Dahn neben Moltke gehabt. Und die Art, wie sich Dohn auf seinen Platz stellt, ist wirklich ein Muster von Selbstverleugnung. Es ist z. B. ganz phänomenal, wenn Dahn, der als Schlachtenbummler einige Tage im großen Hauptquartier weilte — ob er dabei Gelegenheit hatte, auf den Gang des Krieges einzuwirken, bleibt vorläufig noch im Dunkel — aus der gelegentlichen Klage Moltkes über die Belästigung, die dem Hauptquartier aus Hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolge erwuchs, die Moral zieht: „Hoffentlich bewirken Moltkes vorwurfsschwere Worte, daß in dem nächsten Feldzug nicht so viele Überflüssige den Platz derjenigen wegnehmen, welche die nötigen Befehle für den folgenden Tag vorzubereiten haben". Dahn, den Übelwollende leicht zu den „Überflüssigen" zählen könnten, hatte freilich Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Er berichtet darüber: „Zufällig habe ich einiges von dem hier Gerügten gerade in Buzancy in dieser Nacht mit erlebt. Spät am Abend war es, als ich angegangen wurde, meine Lampe einem Beamten des Königlichen Kabinets abzutreten, der sich bis dahin mit einem Stümplein Stearinkerze hatte behelfen müssen bei Abfassung wichtigster Berichte. Selbstverständlich trug ich sie sofort selbst auf seinen wackeligen Schreibtisch". — Aber Dahn stimmt Moltke nicht nur zu, er unterstützt ihn auch, wo es ihm irgend angängig erscheint. Werders heldenhafte Haltung vor Dijon wird den Deutschen gewiß erst völlig klar werden, nachdem sie Felix Dahns Kommentar zu der Moltkeschen gewiß allzulichten Darstellung gelesen: „Das ist nun geradezu großartig, das ist echt heldenhaft, das ist, in neuzeitliche Verhältnisse und auf ganze Heerscharen übertragen, jener markerschütternde Zug der Heldensage, nach welchem mit vollem Bewußtsein einzelne Helden von dem König kurzweg den Auftrag erhalten, zur Rettung des Ganzen, z. B. zur Deckung des Rückzuges, in einem Engpaß, an einer Furt oder Brücke, stehen zu bleiben und sich zu opfern: — ein Zug, den ich im IV. Band des „Kampfes um Rom" (König Teja hemmt so das Nachdrängen des Narses) verwertet habe. Noch schöner freilich ist es, wenn der Held ohne solchen Befehl, von freien Stücken, das Werk der Selbstaufopferung vollführt: das habe ich in dem Schluß der Kreuzfahrer (Friedmuth von Fragsburg deckt die Furt bei Elbing) und in Stirnir gebracht". Ist dieser Dahnsche Passus nun nicht auch „geradezu großartig"? Ich sehe davon ab, daß aus demselben nicht ganz klar hervorgeht, ob der einzelne Held „mit vollem Bewußtsein" den Befehl erhält oder der König ihn „mit vollem Bewußtsein" erteilt, — der geniale Mann hat nicht nötig, bei unwesentlichen Dingen der Form große Aufmerksamkeit zu widmen. Das Wesentliche aber ist der Hinweis auf drei Romane Felix Dahns, ein taktisches Meisterstück, das mindestens so viel bedeutet, wie eine gewonnene Schlacht. — Mancherlei Entdeckungen, die Dahn zweifellos selbst gemacht hat, lehnt er bescheiden von sich ab; so wenn er den Ursprung des Namens Gravelotte tiefgründig erklärt: „Während unsere Lateiner im Heere das Wort — nachträglich — als ‚schwerer Kampf' (gravis lutta) erklären wollten, fand der gemeine Mann darin den Namen der Todesgöttin: der ‚grauen Lotte'." Das ist zu offenbare Professarenweisheit, als daß Felix Dahn jemals im stande wäre, den Ruhm der beiden Entdeckungen von sich auf die Loteiner im Heere oder den gemeinen Mann abzuwälzen. Lassen sich derartige Perlen, obwohl sie Dahn ganz aus Eigenem streut, immer nach in losen Zusammenhang mit dem von ihm behandelten Thema bringen, so enthält er uns doch auch ganze Kapitel nicht vor, die mit der Sache an sich zwar absolut nichts zu thun haben, aber doch ein höchst schätzenswertes Licht in das Gedankendunkel eines Professarenkopfes werfen, der von seinen Verehrern noch dazu als ein Dichter geschätzt wird. Diese Abschweifungen gelten zumeist der sozialen Frage. Es ist charakteristisch für Dahns Originalität, daß sich hier der unerbittliche Gegner der Volksschulgesetzvorlage als ein Reaktionär vom reinsten Wasser entpuppt: das allgemeine Stimmrecht ist ihm ein Dorn im Auge und seine Beseitigung der einzige Weg der Rettung. Freilich meint er es einzuschränken, das wird nicht recht angehen. Dann ist also die Zukunft, die er uns malt, nach seiner Ansicht unvermeidlich: „Dauert nun aber die Vermehrung der unzufriedenen d. h. sozialdemokratisch wählenden Bevölkerung fort wie bisher — und es besteht gar kein Grund für Annahme einer Änderung hierin, zumal die ‚Soziale Gesetzgebung' ist ein solcher Grund nicht — so läßt sich heute schon die Zeit berechnen — mit statistischer Genauigkeit — da bei Fortdauer des allgemeinen Stimmrechts die Sozialdemokraten die Mehrheit im Reichstag haben werden. Und dann? Dann

hemmen sie die Gesetzgebung und die Regierung des Reichs mit allen der Volksvertretung zustehenden Rechten: z. B. werden sie die Mittel zur Erhaltung und Fortbildung des Reichsheeres versagen. Dann werden wir, d. h. der bisherige Staat, entweder nachgeben: und dann erfolgt jene geheimnisvoll angedeutete ‚Hinüberleitung', das ‚Hineinwachsen' in die ‚sozialen' Ideen auf ‚friedlichem Wege'. — Oder — da das erste doch recht unwahrscheinlich ist, solang' es noch Anhänger des Deutschtums und des Staates im alten Sinne gibt! — diese, d. h. Kaiser, Bundesrat und wir ‚Bourgeois' werden gezwungen, uns dem zu widersetzen: was heißt aber das? Dann werden wir genötigt, als die ‚Rechtsbrecher' zu erscheinen: — was doch geradezu unerträglich ist für unser gutes Gewissen! Zwischen beiden gleich verderblichen Möglichkeiten steht nur — ein furchtbarer Trost! — die große Wahrscheinlichkeit, daß lange vor jener Zeit ein französisch-russischer Angriff die vaterlandsverräterischen Neigungen zu viel früherem Ausbruch treibt: dann erliegen wir entweder dem verbündeten äußeren und inneren Feind — und dann? dann werden freilich Franzosen und Russen mit den deutschen Sozialdemokraten ganz ebenso ein Ende machen wie mit uns. Oder — ein kaum zu hoffender Ausgang! — wir werden mit Franzosen, Russen und innerem Verrot und Aufruhr glücklich fertig: — dann wird allerdings dafür gesorgt werden müssen, daß sich weder der französisch-russische Angriff, nach der sozialdemokratische Aufstand jemals wiederholen kann". — Wer gleich mir dem Biergenuß und der Weisheit der Stammtische entsogen mußte, wird im höchsten Grade erstaunt sein über diese hoffnungslose aber unwiderlegbare Auffassung der äußeren und inneren Lage Deutschlands. Vielleicht wird er auch nicht recht verstehen, weshalb Felix Dahn nicht schon jetzt mit dem Mittel herausrtritt, das er offenbar im stillen bereit hätt, um schließlich zu bewirken, „daß sich weder der französisch-russische Angriff, nach der sozialdemokratische Aufstand jemals wiederholen kann". Was denn nicht gegen sein „gutes Gewissen" geht, das müßte er doch auch jetzt verantworten können. Oder wartet er mit Absicht, um Germania huldvoll aufzuheben, wenn sie im Staube liegt? Seine mit dem hohenzollernschen Hausorden geschmückte Brust sollte doch eigentlich gegen solche ehrgeizigen Träume gefeit sein. Überleben würde er zweifellos das große Blutvergießen selbst dann, wenn Fronzosen, Russen und Sozialdemokraten siegreich bleiben sollten; es ist ja eine durch Erfahrung feststehende Thatsache, daß auch die wildesten Völkerschaften den — ich bin milde gestimmt — Phantasten nichts zu leide thun und einige besonders wilde ihnen sogar göttliche Verehrung bezeugen.

Die dumpfe Hoffnungslosigkeit der Dahnschen Zukunftsbilder wird angenehm unterbrochen, wenn Dahn sich darauf besinnt, daß er doch eigentlich nur aus Versehen Professor geworden und eigentlich Odhin von Asghard in ihm Mensch gewarden ist. Dann legt er los: „Aber freilich, nach der Lehre nicht nur der Sazialdemakraten, auch gewisser Schlommströmungen in der Litteratur fallen ja alle bisherigen Ideale der Menschheit fallen. Wir jedoch halten noch den Heldentad für das Vaterland für die Krone aller Mannestugend und wir erkennen mit Maltke, daß das furchtbare Unheil des Krieges, neben schädlichen Einflüssen auf die Sittlichkeit, auch die großartige Wirkung übt, zu dieser höchsten That der Tugend zu erziehen. Diese thätige, abzwar freilich auch heidnische Selbstverleugnung steht, solang' es Männer geben wird, dach erheblich höher, als die bloß leidende des ‚Mitleids', welche dem Räuber des Mantels das Wamms abenein hinreicht und nach dem Schlog auf die rechte Wange die linke. Germanisch ist das nicht: und hoffentlich gelingt es nie, Germanen zu dieser Tugend zu erziehen". — Ereifern kann man sich ja über Felix Dahn nicht, nicht einmal dann, wenn er sich in die Gefolgschaft eines christlichen Helden wie Moltke drängt und seinen verrückten Odhinkultus mit Seitenhieben auf das Christentum predigt. Die wildesten Völkerschaften würden ihn in Ruhe lassen, — ich will nicht barborischer sein als die Barbaren. Mögen ihn alte Jungfern auch in Zukunft als Pythia verehren.



Zu unsern Bildern.

Defreggers Bauernbilder gewinnen den Beschauer immer wieder durch die Frische der Auffassung; so wird auch das Bild „Dein Wohl," auf dem das Interesse des Stammtisches einer Gebirgsherberge durch einen eben neueintretenden Gast in Anspruch genommen wird, dem Meister neue Freunde werben. Leblings gestörter „Apfeldieb" befindet sich in einer unbehaglichen Situation, deren Gefahr ihn sein schlechtes Gewissen aber offenbar überschätzen läßt, da die Schafböcke nicht zu den reißenden Tieren gehören. Eine anmutige Szene aus dem Badeleben hat G. de Jonghe in seinem Bilde „Am Strande" festgehalten. Das Porträt der Lady Harriet Clive, einer im Anfang des Jahrhunderts beberühmten englischen Schönheit, gehört neben dem berühmten Bildnis Georgs IV zu den besten Porträts des hochgeschätzten Sir Thomas Lawrence. Des auf so tragische Weise verunglückten Bildhauers J. Kassiack — wie erinnerlich ertrank der Künstler gelegentlich einer Bootsfahrt auf dem Wannsee — Marmorgruppe „Das erste Gebet" ergreift durch die Innigkeit der Auffassung, wie der weibliche Studienkopf eines unbekannten Meisters aus den Uffizien in Florenz noch heute durch seine Anmut bezaubert.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Binder, S. — Weidische Ärzte. Eine Studie. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Stuttgart.

Bücher, Bruno. — Geschichte der technischen Künste. Lief. 26: Keramik. Ulan, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Calderon de la Barca. — Ausgewählte Schauspiele. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Prof. K. Pasch. Band II. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Dudorszky, Julius. — Anleitung zur Majolika-Malerei. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Helene Friedländer. — Ein Denkmal. Wilhelm Frick, k. k. Hofbuchhandlung, Wien.

Jacusch, Theador. — Aus Urdas Born. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Koehlich, Richard. — Aus einsamen Stunden. Dichtungen. Baumert & Ronge, Großenhain.

Lothar, Rudolf. — Der Wert des Lebens. Ein Mysterium. E. Piersons Verlag, Dresden.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band. Heft 1—5. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Nöldeke, Theodor. — Orientalische Skizzen. Gebr. Paetel, Berlin.

Pierantoni-Mancini. — Am Tiber. Novelle. Autoris. Übers. von Therese Höpfner. Georg Reimer, Berlin.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe von Fritz Jonas. Lief. 2—3. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Schweizerische Rundschau. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Schriftsteller der Schweiz und des Auslandes. II. Jahrg. 1892. Nr. 4 (April). Albert Müllers Verlag, Zürich.

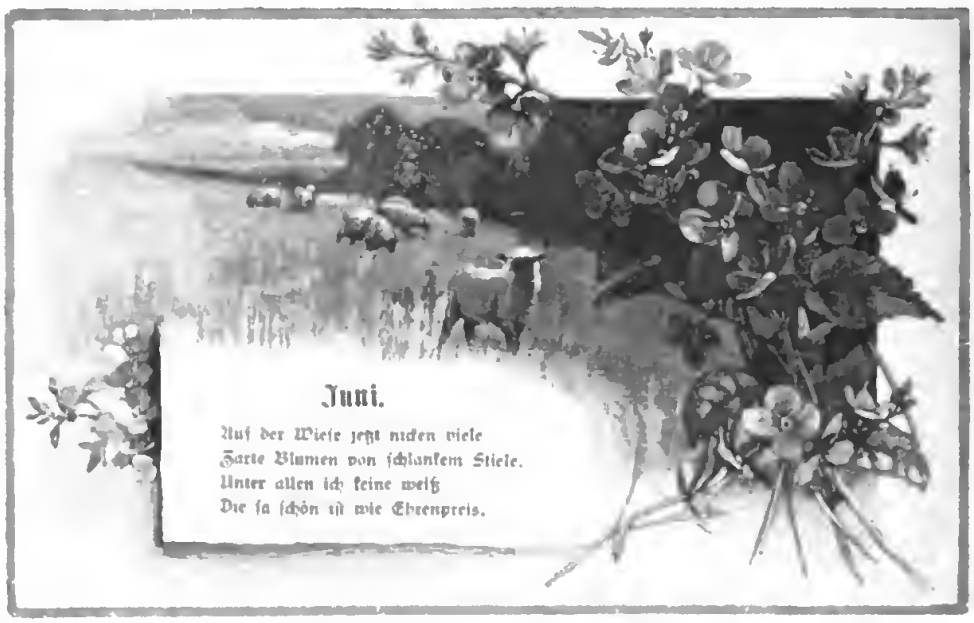
Timm, H. — Wie gestaltet sich das Wetter? Eine praktische Anleitung zur Vorherbestimmung der Witterung. Mit 74 Abbildungen. A. Hartlebens Verlag, Wien.

von Troll-Borostyáni, Irma. Aus der Tiefe. Roman. 2 Bände. E. Piersons Verlag, Dresden.

Wenzel, J. G. — Der Mann von Welt. Grundsätze und Regeln des Anstandes, der feinen Lebensart und der wahren Höflichkeit. 14. Auflage. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Wintergrün. — Sagen, Geschichten, Legenden und Märchen aus der Provinz Luxemburg. Gesammelt und herausgegeben von N. Warker. 2. vermehrte Auflage. Selbstverlag von Professor N. Warker, Arlon (Belgien).

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings

Monatshefte

v. Röbbeck f.

VI. Jahrgang 1891/92.

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von BREMEN nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Schnelldampfer.
- Havel
- Spree
- Lahn
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Eider
- Fulda
- Werra
- Elbe
- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Kais. Wilh. II.

- Neckar
- Main
- Rhein
- Habsburg
- Salier
- Hohenstaufen
- Hohenzollern
- General Werder
- Nürnberg
- Braunschweig
- Leipzig
- Ohio
- Hannover
- Frankfurt
- Köln
- Strassburg
- Weser
- Hermann
- America
- Baltimore
- Berlin
- Graf Bismarck
- Kronpr. Fr. Wilh.
- Oldenburg
- Weimar

I. Von Bremen nach New York

wöchentlich zwei- bis dreimal

mittelst der

Schnelldampfer

Havel, Spree, Lahn, Trave, Saale, Aller, Ems, Eider, Fulda, Werra, Elbe.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa und Tonga-Inseln.

alle 4 Wochen Mittwochs.

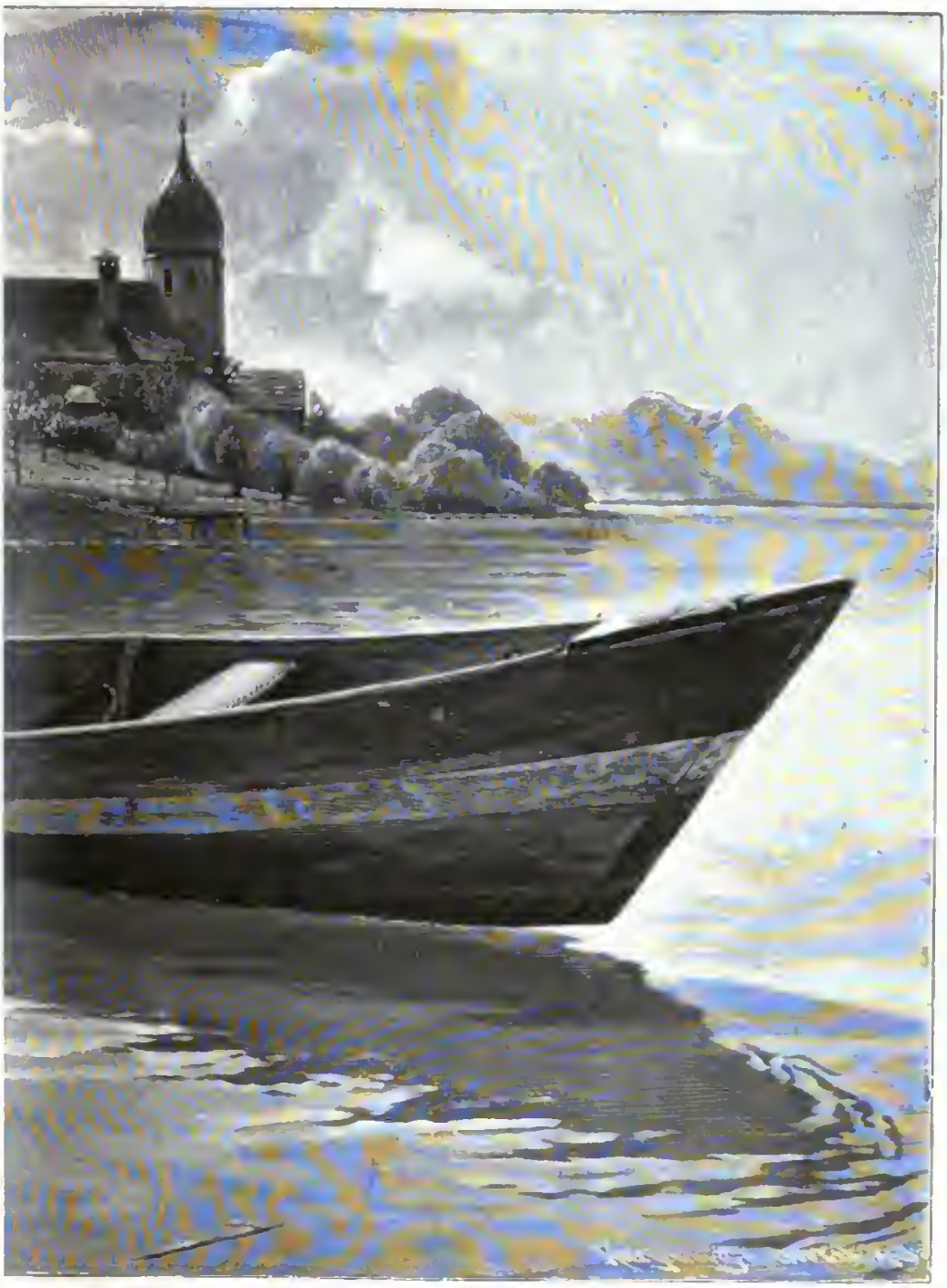
Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

- Darmstadt
- Gera
- Dresden
- München
- Karlsruhe
- Stuttgart
- Stettin
- Lübeck
- Danzig
- Albatross
- Sperber
- Reiher
- Falke
- Möwe
- Schwalbe
- Schwan
- Condor
- Sumatra
- Adler
- Vulkan
- Willkommen
- Kehrwieder
- Lloyd
- Fulda
- Comet
- Simson
- Cyclop
- Roland
- Bremerhaven
- Triton
- Centaur
- Vorwärts
- Forelle
- Lachs
- Hecht
- Libelle
- Retter
- Hercules
- Quelle

Prospekte versenden und genauere Auskunft ertheilen wir

Der Norddeutsche Lloyd
BREMEN.

Friede. Nach dem G



mälde von K. Raupp.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 11, Juli 1892.

Die Glücksnummern.

Von Isolde Kurz-Florenz.

(Abdruck verboten.)

Es war ein ungewöhnlich langer und harter Frost über Florenz gekommen. Die Berge trugen ununterbrochen ihr weißes Winterkleid, und nun war auch in der Stadt ziemlich starker Schnee gefallen, der allem Brauch zuwider liegen blieb. Am Abend zuvor war Florenz noch wie sonst zu Bette gegangen; beim Aufwachen erkannte es sich selbst nicht mehr. Totenstille in den Straßen, die unter einem weißen Bahrtuch begraben liegen, Omnibusse und Droschkenkutscher haben ihre Fahrten eingestellt, die Schuljugend macht sich Ferien und wen nicht dringende Geschäfte hinaustreiben, der setzt heute den Fuß nicht vor die Thüre. Die Sonne, die man sonst in solchen Fällen sorgen ließ, versagte diesmal ihre Schuldigkeit, und so wußten sich die Väter der Stadt keinen Rat als am Nachmittag gegen den Eindringling die Feuerspritzen aufmarschieren zu lassen, aber dieser hatte nun die Bosheit, sich unter den Händen der staunenden Pompiers in Glatteis zu verwandeln.

Freilich Via Calzajuoli und Piazza Signoria hatten gut lachen über diesen Schildbürgerstreich, dort schufen ja der immer weiter fallende Schnee und die Tausende von Menschenfüßen den harten Boden doch bald wieder zu flüssigem Leim, aber die äußeren Stadtviertel waren auf ein paar Tage fast vom Verkehr abgeschnitten. Besonders die Via della Scala glich einem langen Laken, dessen fleckenlose Weiße kaum auf beiden Seiten des Trottoirs durch spärliche Fußstapfen unterbrochen war. Nur von Zeit zu Zeit tauchten ein paar Gassenjungen da und dort an den Ecken auf und versuchten, ob sich das kalte weiße Ding nicht zu festen Klumpen ballen lasse, womit man die wenigen Vorübergehenden belästigen könne. Aber auch diesen wurde der Spaß bald zu frostig, und sie verschwanden wieder, woher sie gekommen.

Aus dem vergitterten Parterrefenster eines unschönen grauen Hauses tönte ununterbrochenes Rasseln einer Nähmaschine. Wer von den Vorübergehenden zufällig nach jener Seite blickte, der sah einen schwarzen hochgekämmten, mit gelben Metallnadeln besteckten Mädchenkopf über die Maschine gebeugt, hohe schmale Schultern und den langen leicht gewölbten Rücken, der die florentinische Rasse kennzeichnet. Richtete sich jedoch der Kopf zufällig gerade in die Höhe, so blickte man in ein paar hübsche schwarze Augen von rundlicher Form mit stark geschwungenen Brauen darüber und in ein volles blasses Gesicht von angenehmen Zügen, überflüssig mit grobem Reismehl bestreut. Später als der kurze Tag zu sinken anfing, drückte sich das blasse Gesicht von Zeit zu Zeit an die Scheiben und spähte mit einem Ausdruck von Ängstlichkeit die lange leere Straße hinab, die heute nicht wie sonst durch das Pfeifen und Rasseln der Straßenbahn belebt war, denn die Tramwaygeleise waren besonders freigebig mit Wasser bedacht worden und deshalb vor Glätte unbenützbar. Dies dauerte aber nur eine Sekunde, dann verschwand der Kopf wieder,

und das Rasseln der Nähmaschine begann aufs neue.

Wer nun geglaubt hätte, daß das hübsche Mädchen nach einem Geliebten ausblicke, der würde sich gewaltig geirrt haben. Cherubina besaß zwar, wie es sich für eine zwanzigjährige Florentinerin ihres Standes schickt, den üblichen Bräutigam, aber nach diesem aus dem Fenster zu spähen, wäre ihr niemals in den Sinn gekommen, auch wußte sie ganz gut, daß er um diese Zeit noch in der Schusterwerkstätte seines Meisters saß. Auf wen aber wartete sie denn? Sie spähte die Straße hinab, ob ihre Mutter noch nicht zurückkomme, denn die hübsche Cherubina war allein in der dämmernden Wohnung, und sie fürchtete sich.

Weil sie sich fürchtete, hatte sie die Maschine an das Fenster gerückt und sich selber so gesetzt, daß sie der Thür den Rücken kehrte. Diese Thür ging nämlich auf einen dunkeln Gang, der nach einer langen steilen Treppe führte und auf dieser Treppe hatten sie vor drei Wochen die tote Cesira heruntergetragen.

Die Cesira war all die Jahre her ihre Freundin gewesen, seitdem Cherubinas Vater aus Gründen, die sich der Öffentlichkeit entzogen, in der Stille von seinem Posten im Zollamt entfernt und dadurch mit seiner Familie genötigt worden war, diese billige Parterrewohnung in einem der ältesten Häuser der Via della Scala zu beziehen. Die beiden Mädchen hatten gute Nachbarschaft gehalten, obgleich Cherubina nie vergaß, daß der Umgang doch unter ihrem Stande war, denn die Teresa, Cesiras Mutter, die immer ohne Hut ging, mußte sich als Flicknähterin ihr Brot in fremden Häusern verdienen, und des Vaters Name wurde nie genannt, aber deshalb wußte ja doch alle Welt, daß er bei dem berüchtigten Bombenprozeß auf Lebenszeit in das Zuchthaus von Volterra gekommen war und dort Muße hatte, über die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände mittelst Sprengstoffs nachzudenken. Dann hatte die Cesira einen Mann genommen, ein unverhofftes Glück, obwohl er nicht mehr jung und Witwer war. Aber nicht länger als ein Jahr hatte die Freude gedauert, da begann die Cesira zu husten und schwand ihrem Mann unter den Händen weg wie eine brennende Kerze. Auf der Brust war sie von jeher schwach gewesen, und die Ankunft des Kindes hatte ihrer Gesundheit einen Stoß gegeben, von dem sie sich nicht mehr erholte. Da brachte der brave Gioacchino die Cesira zu ihrer Mutter zurück, denn er selber konnte sie nicht pflegen, weil er den ganzen Tag auf dem Kutschbock saß, und vor dem Spital fürchtete sich die Kranke so schrecklich, daß sie lieber auf der Straße gestorben wäre.

In dieser schweren Zeit da zeigte sichs denn, was es heißen will, Hausgenossen zu haben, wie die Cherubina und ihre Mutter. Die beiden thaten für die Unglückliche, was das Evangelium vorschreibt, und sie hatten manche Nacht am Bette Cesiras gewacht, wenn die Teresa vor Erschöpfung sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, und die arme Schwindsüchtige an ihrem Husten zu ersticken glaubte. Das waren schwere Stunden gewesen: wenn die Cesira nur einen Männertritt auf der Treppe vernahm, so klammerte sie sich mit ihren mageren Händen am Bettrand fest und jammerte, daß sie nicht im Spital sterben wolle. Sie werde ihnen ja gewiß die Pflege lohnen, denn sie wolle den lieben Gott im Himmel um ein Terno für ihre Mutter bitten, und die Hälfte davon solle die Cherubina für ihre Aussteuer haben. Dann weinte sie wieder und zählte die Tage bis Weihnachten und flehte, der liebe Gott möchte sie doch nicht vor dem Christfest sterben lassen, obgleich die Kapaunen in Reis, die an diesem Tag auch bei der Teresa nicht fehlten, für ihren armen Magen schon viel zu schwer waren.

Aber nicht immer war sie so traurig, oft faßte sie wieder Lebensmut, besonders wenn sie mit Cherubina von dem schönen dunkelblauen Kaschmir sprach, den ihr Gioacchino zum Namenstag gekauft hatte und den sie noch hoffte, im Frühjahr bei dem Pferderennen in den Cascinen zu tragen. Mit der Cherubina, die das Kleid zu machen bekam, besprach sie noch Schnitt, Ausputz und alles: einen breiten blauen Plüscheinsatz in den Rock, Ärmel und Kragen von Plüsch wollte sie haben, und es sollte nach Gioacchinos Willen an nichts gespart werden. Zuweilen sprachen sie auch von dem Kleinen, der bei einer Amme auf dem Lande war und den die Mutter seit seiner Geburt nicht mehr gesehen hatte: ein armseliges schwächliches Ding war es gewesen und es wäre

ihm zu gönnen, daß der Himmel das arme Waislein zu sich nähme, ehe es mutterlos in die Welt hinausgestoßen würde.

Mitunter hatte die Sterbende ihre großen schwarzumränderten Augen ängstlich auf Cherubina geheftet und gefragt: „Wirst du zu mir kommen, wenn ich tot bin?“ — aber Cherubina hatte mit Schaudern geantwortet: „Ach nein, du weißt ja, daß ich mich vor den Toten fürchte, nicht um tausend Franken ginge ich in ein Zimmer, wo eine Leiche liegt.“ — Dann wie der Winter vorschritt, war es schlimmer und schlimmer mit ihr geworden und als Weihnachten herannahte, sah man, daß die Cesira nur noch wenige Tage vor sich hatte. Und nun die Not, bis sie sich glücklich dahin bringen ließ, die Sakramente zu nehmen, sie wolle nicht sterben, sie sei noch lange nicht so weit.

„Was, sterben? was fällt dir ein?“ sagte der Priester. „Du bist jung, du kannst wieder gesund werden. Nimm den Heiland in dich auf, so kann dir die Gnade widerfahren.“ —

So hatte man sie mühsam überredet. Sie erlebte noch die Weihnachtsfeiertage und als die vorüber waren, fing sie noch einmal an, wie es schon als Mädchen ihre Gewohnheit war, die Tage bis zum nächsten Christfest zu zählen, aber sie war schon so schwach, daß sie nicht mehr aufrecht im Bett sitzen konnte. Da mußte man ihr das neue Kleid über die Stuhllehne hängen, es war prachtvoll geraten, und die ganze Nachbarschaft kam es zu bewundern; sie winkte ihren Mann zu sich ans Bett und sagte mit schwacher Stimme:

„Ich hab' es lebend nicht tragen dürfen, laß es mich im Sarge tragen.“ —

Und Giovacchino hatte unter Thränen Ja genickt und ihr seine Hand darauf gegeben. Dann war sie so sachte und allmählich in der Sylvesternacht ausgelöscht, daß man nicht wußte, ob sie das neue Jahr noch erlebt hatte oder mit dem letzten Atemzügen des alten entschlummert war. Und Giovacchino hatte sein Wort gehalten. Cherubina war zwar nicht dabei gewesen, als sie die Cesira zu ihrem letzten Feste aufputzten, aber die Mutter hatte ihr nachher alles erzählt, wie man die arme Tote in den engen Leib gepreßt hatte und ihr auch die neuen Schuhe und die durchbrochenen Strümpfe angezogen und wie die Wangen viel zu blaß waren für das leuchtende blaue Kleid, so daß eine Nachbarin lief und ein wenig rote Schminke brachte, worauf sie dann rosig unter all den Kerzen aufblühte wie eine Braut. Und als sie schon im Sarge lag mit der halben Guirlande um den blonden Kopf — denn die ganze Guirlande, die bis zu den Füßen reicht, dürfen nur die Mädchen tragen — da hatte Giovacchino sich eine Schere geben lassen und hatte lautschluchzend drei oder vier Schnitte in das neue Kleid gemacht, — die Cherubina überlief es kalt bei der Vorstellung, — mitten durch den wundervollen Plüscheinsatz hindurch, denn man konnte ja nicht wissen — da oben in Trespiano wird so viel gestohlen, und die arme Tote sollte im Besitz ihres neuen Kleides nicht gestört werden. Dann am Abend waren die weißen Kuttenträger gekommen und hatten sie auf dieser Treppe hinuntergetragen, an der die Cherubina von da an nur noch mit abgewandtem Gesicht vorüberging. Im Dunkeln mochte sie den Gang schon gar nicht mehr betreten, und ihr Arbeitstisch mußte in den langen Stunden, wo sie allein zu Hause saß, immer so stehen, daß sie die Thür nicht im Auge hatte. Sonst war die Straßenbahn, die alle zehn Minuten vorüberfuhr, ihr Trost gewesen, denn das Gepfeife und Gerassel war gewiß dazu angethan, Geister zu bannen, aber bei der Totenstille, die heute über der Straße lag, war ihr schrecklich unheimlich, gerade wieder so unheimlich, wie in der ersten Zeit, nachdem man ihren Vater hinausgetragen, in dessen Zimmer sie so lange den Fuß nicht mehr zu setzen gewagt hatte.

Wie, wenn es nun der Cesira einfiel wiederzukommen, wie sie so oft angekündigt? Daß sie den Weg noch kannte, hatte sie in verflossener Nacht bewiesen. —

Eben als Cherubina dieses dachte, traf sie von hinten her ein kalter Luftzug in den Nacken, die Thür war aufgegangen, und das Mädchen fuhr mit einem Schrei nach dem Fenster. „Hasenfuß!“ sagte eine freundliche Stimme, und neben der Gestalt, die sich jetzt zu der weitgeöffneten Thür hereinschob, konnte keine Gespensterfurcht mehr aufkommen. Eine kleine runde Frau mit vor Kälte rotem Gesicht kam zum Vorschein und wehrte das Mädchen, das ihr entgegenflog, so vorsichtig von sich ab, als ob sie von Glas wäre.

„Du hast dich wieder gefürchtet, Gäns-

chen! Wirst du denn nie gescheiter werden?" sagte sie mit einer wohllautenden Stimme und begann sich langsam aus einem weiten Mantel und dunkeln Umschlagetuch loszuschälen.

„O Mama, wie spät Sie heute kommen!" klagte Cherubina.

Dieses „Sie," das sie sich von den Kindern geben ließ, und eine tadellos reine Aussprache waren so ziemlich das einzige, was die Signora Palmira Pampaloni, Witwe des einstigen Zollbeamten, aus früheren besseren Verhältnissen gerettet hatte.

„So zünde doch die Lampe an," sagte sie jetzt, indem sie ein paar Schneeflocken aus ihrem Umhang schüttelte und diesen über einer Stuhllehne glatt strich.

Cherubina entfernte sich und kam nach wenigen Sekunden mit der angezündeten Petroleumlampe zurück, die sie behutsam auf den Tisch stellte, und sagte dabei, wie es Brauch ist: „Guten Abend!"

Die kleine Frau stand jetzt mit weit abstehenden Röcken mitten im Zimmer und nestelte mit noch steifen Fingern an ihrer Unterkleidung, wobei Cherubina ihr behilflich sein wollte, jedoch die Mutter erlaubte es nicht. Sie war endlich einer Taschenöffnung im Unterrock habhaft geworden und begab sich breitspurig nach der anstoßenden Küche, wo sie sorgfältig auszupacken begann. Zuerst zog sie einen winzigen strohumbundenen Fiaschetto mit goldglänzender Flüssigkeit hervor und untersuchte beim Schein der offen bleibenden Thüre den Papierstöpsel, um sich zu überzeugen, daß nichts von dem feinen Luccheseröl ausgelaufen sei. Dann konnte man hören, wie sie ein paar Hände voll Kohlen unter den Herd warf. Eine kurze dicke Stearinkerze war durch die Gesellschaft der Kohlen ein wenig beschmutzt und mußte mit einem Läppchen gereinigt werden. Die Tasche des Oberkleids, die gleichfalls in der halbdunkeln Küche entleert wurde, enthielt ein Ei, ein Stück Papier mit etwas Butter und ein längliches Päckchen, das die Frau fast zärtlich streichelte und rasch beiseite legte. Dann stülpte sie die Tasche vollends auf den Küchentisch um und schob die herausgefallenen starkduftenden Kaffeebohnen auf ein Häufchen. Als sie nun in die Stube zurückkehrte, um den inzwischen abgestreiften guten Rock in den Schrank zu hängen, sah sie um ein bedeutendes schlanker aus.

Alsdann band sie auf dem großen Tisch des Wohnzimmers gemütsruhig ein zusammengeknüpftes buntes Taschentuch auf und brachte daraus die Reste einer Mittagsmahlzeit, ein paar Zeuglappen, die ihr beim Kehren in die Hände gefallen waren, nebst ihren eigenen Einkäufen zum Vorschein. Dies war sozusagen der rechtmäßige Teil ihrer Ladung, der vor den Augen der Tochter geborgen werden konnte, wogegen sie nie ohne eine Regung von Unbehagen ihre Kontrebande in Cherubinas Gegenwart auslud.

Und doch war das Mädchen von lange her daran gewöhnt, die Mutter nicht mit leeren Taschen nach Hause kommen zu sehen und hatte sich wohl überhaupt nie etwas dabei gedacht. Sucht doch auch der Vogel für seine Jungen Atzung, wo er sie findet. Und überdies, wozu hat der liebe Gott die Fremden erschaffen?

Es war ja gewiß nicht um die fünfzehn Lire monatlich, daß Palmira Pampaloni, Witwe eines Exbeamten, sich auf halben Dienst bei der deutschen Dame mit dem unaussprechlichen Namen und ihrem kranken Sohn auf dem Corso Vittorio Emmanuele verdungen hatte, so gut auch dieser Zuschuß ihren kleinen Einnahmen zu statten kam. Wenn sie ihr Standesgefühl überwand und sich nun schon seit einer Reihe von Jahren zu allen feinen und groben Dienstleistungen bei der Signora Carolina bequemte — von morgens acht bis vier Uhr abends und oft noch länger — so war es, weil in einem Haushalt bei Fremden, wäre er auch noch so bescheiden, gar manches für den eigenen abfällt, und die Pampaloni hatte außer der Cherubina noch für zwei andere Kinder zu sorgen, für Pietro, den Ältesten, der ein geschickter Marmorarbeiter war und nur zum Nachtessen und Schlafen nach Hause kam, und für den guten fleißigen Rafaellino, den sie ihr in diesem Frühjahr unter die Soldaten gesteckt hatten. Und für ihre Kinder hätte die Pampaloni auch das Übermenschliche gethan; nur vor zwei äußersten Fällen bebte sie zurück: dem Tragen des Marktkorbes und dem Ausgehen ohne Hut, denn dadurch wäre sie nicht nur ihres Standes verlustig gegangen, sondern hätte auch die Zukunft ihrer Kinder gefährdet. Deshalb

hielt sich die Pampaloni aus eigenen Mitteln einen kleinen Jungen aus der Nachbarschaft, der für einen Soldo täglich die schweren Einkäufe nach Hause trug und daß sie sich für diese Ausgabe bei der Verrechnung schadlos hielt, wird ihr kein vernünftiger Mensch übel nehmen. Im übrigen versah sie ihren Dienst trefflich und hatte von der dankbaren Herrin dafür noch die Erlaubnis erhalten, alle Speisereste und sonstigen Abfall in dem bewußten Tüchlein nach Hause zu tragen. Von dem Dasein und Inhalt der beiden tiefen Taschen dagegen brauchte die Signora Carolina nichts zu wissen.

Nachdem sie sich die steifen Finger an dem Kohlenbecken ein wenig gewärmt hatte, kehrte die gute Frau in die Küche zurück, blies das unter der Asche glimmende Kohlenfeuer wieder an und wedelte eifrig mit dem großen Strohfächer.

Cherubina schloß unterdessen die Nähmaschine und setzte sich mit einem zusammengehefteten Ärmel an den Tisch zur Lampe, wobei sie das Kohlenbecken wieder unter ihren Stuhl stellte. Ihre Gespensterfurcht war jetzt ganz von ihr gewichen, und das Behagen wuchs noch, als bald darauf der angenehme Geruch geschmorter Zwiebeln aus der halboffenen Küchenthüre hereindrang.

Während das Essen sich selber vollends fertig kochte, saß Palmira in wohligem Ausruhen bei der Tochter am Tische und weil sie sich doch immer etwas zu thun machen mußte, trennte sie mit einem kleinen Scherchen die roten Anfangsbuchstaben aus einer feinen Damastserviette. Es ist unnötig zu sagen, daß diese Serviette, ein schätzbarer Beitrag zu Cherubinas Aussteuer, gleichfalls aus dem Haushalt der deutschen Dame stammte. Freilich war es keiner von den Gegenständen, die Palmira beim Fortgehen vor den Augen der Signora Carolina in ihr Tüchlein band. Wer nun aber glauben würde, die Palmira habe sich durch ihre mütterliche Zärtlichkeit hinreißen lassen, in einem unbewachten Augenblick dieses Stück aus dem Weißzeugschrank ihrer Herrin zu nehmen und in einer ihrer tiefen Taschen nach Hause zu tragen, der würde dadurch beweisen, daß er die Frau Palmira und ihre Ehrbegriffe wenig kannte. War sie auch durch harte Schicksale zum Dienen herabgewürdigt worden, so hatte sie doch ihr Zartgefühl zu bewahren gewußt und sie unterschied sehr genau, bis wie weit es zulässig ist, sich fremdes Gut anzueignen und wo das Unehrenhafte solcher Handlungsweise beginnt. Soweit die Dinge eßbar waren oder sonst einem unmittelbaren Bedürfnis dienten, sah sie kein Unrecht darin, von dem Überfluß anderer Gebrauch zu machen. Ein Ei, etwas Öl, eine Hand voll Kohlen, das konnte ja Signora Carolina gar nicht spüren, auch eine Cigarre dann und wann, wenn sie gerade offen herumlagen, war noch erlaubt — ihr Pietro verstand sich so gut auf seine Cigarren und es waren ja doch geschmuggelte. Daß sie von allen Einkäufen ihre Prozente hatte, versteht sich von selbst und hieß nur ein Versehen der Weltordnung im allerbescheidensten Maße ausgleichen. Aber diese Grenze hätte sie nicht überschritten und wäre ihr die königliche Schatzkammer offen gestanden.

O, die Frau Palmira hatte feste Grundsätze und sie bedurfte ihrer auch, denn täglich trat wenigstens ein- oder zweimal die Versuchung an sie heran in Gestalt einer gewissen rotbraunen Lederbörse, welche Signora Carolina beständig zu verlegen pflegte und welche die Palmira ihr jeden Tag suchen helfen mußte und auch gewöhnlich an irgend einem unerwarteten Ort zwischen den Betttüchern oder unter einem Möbel zum Vorschein brachte. Aber in den sechs Jahren, daß sie ihr diente, hatte der Signora noch niemals auch nur ein Soldo aus der rotbraunen Börse gefehlt. Ja was das siebente Gebot betrifft, so konnte Palmira Pampaloni einmal am Tage der Abrechnung ihrem Schöpfer ruhig in die Augen blicken.

Zu der Serviette nun war sie auf die einfachste Weise von der Welt gekommen. Da sie für die Signora Carolina auch die Wäsche besorgte — und durch bessere Behandlung hatte sie ihr das feine Linnen so geschont, daß es viele Jahre länger vorhielt, als unter anderen Händen — so war es geschehen, daß sich die Signora am letzten Montag verzählt und ihr eine Serviette mitgegeben hatte, die nicht auf dem Wäschezettel stand. Die Serviette war ihr also ohne ihr Zuthun zugefallen, und sie konnte sie mit um so besserem Gewissen zurückbehalten, als sie ja auch das Waschen für dieses Stück der Signora Carolina nicht in Rechnung brachte. Dieser friedliche Gedankengang malte sich in einem behaglichen

Lächeln auf dem runden Antlitz der guten Frau Pampaloni.

Die Tochter machte sich ganz nahe an sie heran und sagte:

„Bleiben Sie heute vollends zu Haus, Mutter?"

„Ich werde doch bei der Hundekälte nicht spazieren gehen. Aber warum fragst du?"

Cherubina sah sich im Zimmer um, drückte sich noch näher an die Mutter und antwortete:

„Ich möchte Ihnen was erzählen, aber ich muß gewiß sein, daß Sie mich nicht mehr allein lassen, es ist so schauerlich."

„Erzähl' nur, Hasenfuß."

„Sie wissen doch, daß die Teresa vorletzten Sonntag in Trespiano oben war, um sich die Nummer und das Maß vom Grab der Cesira zu holen?"

„Natürlich weiß ichs, Pietro hat ja das Marmorkreuz schon in Arbeit genommen."

„Nun, auf dem Heimweg — sie hat mirs nach der Hand erzählt — wollten ihr die beiden Zahlen gar nicht mehr aus dem Kopf und sie mußte sich immer fragen: Sind nicht das am Ende die Nummern, die mir die Cesira versprochen hat? — Na, wenns nichts nützt, so schadets nichts, denkt sie, und trägt einen halben Franken ins Lotto. Der Frank war denn auch richtig verloren."

Die Pampaloni nickte mit überlegenem Lächeln vor sich hin.

„Die nächste Woche wollte sie noch einmal spielen, denn die Zahlen gingen ihr noch immer im Kopfe herum. Aber da kam die Not dazwischen mit dem armen Wurm, dem Kind der Cesira, das der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit zu sich nahm, und über all dem Geläuf aufs Municipium und dem vielen Stempelpapier, was die Herren vollschmierten, — denn Gioacchino ließ sie ja wie immer alles allein besorgen — vergaß die Teresa abermals zu setzen, was denn auch kein Schade war, denn die Nummern kamen ja doch nicht heraus."

„Wohl, wohl," sagte die Mutter.

„In der letzten Nacht nun," fuhr das Mädchen mit gedämpfter Stimme fort, „wie die Teresa so daliegt und schläft — ach Mutter, hören Sie nicht, wie das schlürft auf dem Gang?"

„Mäuse sind's," sagte die Pampaloni gleichmütig.

„Ja, also," hub Cherubina zaghaft wieder an, „die Teresa lag in tiefem Schlaf, da ging mit eins die Thüre auf, und herein kam die Cesira, ganz und leibhaftig, wie sie im Leben ausgesehen und war nichts Fremdes noch Unheimliches an ihr wahrzunehmen. Ihr Kind hatte sie auf dem Arm, das lag, als ob es schliefe."

„‚Bist du es, Cesira?' sagt die Teresa und sitzt im Bette aufgerichtet. ‚Ja, wie geht dirs denn, daß du so lange fortgeblieben bist?'"

„‚Gut,' antwortet die Cesira mit ihrer freundlichen Stimme. ‚Da siehst du, daß ich mir mein Kind doch geholt habe.'"

„‚O so komm' doch näher, daß ich dich umarmen kann,' flehte die Mutter und streckte die Arme nach dem Scheinbild aus.

„Aber dieses wich weit zurück und sagte: ‚Laß mich, Mutter, du weckst mir sonst das Kleine auf, sieh' nur, wie schön es schläft,' dann fuhr sie fort:

‚Hör' wohl auf das, was ich dir sage. Ich bin gekommen, um mein Versprechen wahr zu machen. Zwei hast du schon und fünfundzwanzig lege ich dir hier auf die Schulter.' Dabei näherte sie sich dem Bette, berührte mit dem Finger die Schulter der Teresa, die kein Glied rühren konnte, und fing an langsam abzuzählen, bis sie auf fünfundzwanzig gekommen war. Dann ging sie auf die Thüre zu und sagte noch von der Schwelle zurück:

‚Vergiß es nicht und denk' auch an das, was ich der Cherubina versprochen habe.' — Denken Sie, Mutter, das sagte sie klar und deutlich mit diesen Worten: ‚Denk' auch an das, was ich der Cherubina versprochen habe.' "

Der guten Frau Pampaloni war die Serviette entfallen, und sie staunte mit offenem Mund.

„Nun und dann?" fragte sie nach Luft schnappend.

„Ja, dann war die Teresa wie gelähmt in ihrem Bette liegen geblieben, und erst als es acht Uhr schlug, kam sie wieder zu sich und merkte, daß sie doch wohl geschlafen und geträumt hatte, denn sonst würde sie nicht die Aufstehenszeit verpaßt haben, Sie wissen ja, wie pünktlich die Teresa auf dem Platz ist. Sie konnte noch eine ganze Weile den Weg nicht in ihre Röcke finden, und als sie schließlich herunter kam, sah sie so weiß aus wie diese Serviette und wankte

herum, als wäre sie noch immer im Traum. Sie waren schon lange fort, Mama, und wir redeten zusammen von dem Traum oder der Erscheinung und was die Cesira wohl habe sagen wollen. Aber die Teresa meint, da könne gar kein Zweifel sein: ‚Zwei hast du schon,' das bedeute die beiden Nummern, die sie schon vordem im Kopfe gehabt, und fünfundzwanzig hat ihr die Cesira auf die Schulter abgezählt, langsam und deutlich, damit die Zahl ihr im Gedächtnis bleibe, und das, sagt die Teresa, gebe gerade ein Terno. Aber Pietro, der dazu kam, lachte uns aus, Sie wissen ja, Mutter, was er für ein Freigeist ist und er sagte wieder solche Sprüche, wie: ‚Ach was, Träume sind Schäume' und ‚Der Zufall regiert die Welt' und ‚Glaubt ihr denn, ihr dummen Weiber, der liebe Gott, wenn es einen gibt, habe nichts besseres zu thun, als euch Lottonummern zu schicken?' und was so seine Spöttereien sind, aber am End' versprach er doch den Einsatz für die Teresa zu besorgen, denn die hätte nicht gewußt, wo aus und ein, und hatte es auch eilig, auf ihren Platz zu kommen. Aber denken Sie, Mutter, so fest glaubt sie an die Nummern, daß sie ihm zwei Franken zu setzen gab, beide auf Terno und wenn sie gewinnt, so ist mein die Hälfte."

„Weißt du die Nummern noch?" fragte die Mutter eilig. „Ich lauf' schnell an's nächste Lottobureau, und sehe ob sie heraus sind." —

„Dann geh' ich auch mit," rief Cherubina und sprang nach Hut und Mantel. „Allein bleibe ich hier um keinen Preis."

Noch während sie redeten, war von der Straße her ein Summen und Schwirren wie von vielen streitenden Stimmen gedrungen, aber von den Frauen nicht beachtet worden. Jetzt wälzte sich der Lärm ganz nah', die Nachbarn rissen Thüren und Fenster auf, man vernahm fragende, klagende, tröstende Stimmen und dazwischendurch ein Gebrüll und ein Gewinsel wie von einem verwundeten Tier.

Mutter und Tochter sahen sich erblassend an und eilten ans Fenster. Draußen war es stichdunkel, aber so viel ließ sich doch erkennen, daß der Auflauf sich durch den tiefen Schnee auf ihr Haus zu bewegte und daß die Leute eine jammernde, lautschreiende Frau in ihrer Mitte führten.

„Was mag der Teresa zugestoßen sein?" sagte die Cherubina, der gleich eine Ahnung durch das Herz zuckte, und öffnete die Thüre, denn schon strömte die Menge — Männer, Frauen, Kinder — in den Hausflur herein und voraus schwankte, von dem kräftigen Arm einer Wache gehalten, die Teresa, die mit lautem Geschrei die Luft zerriß.

Sie wurde auf einen Stuhl niedergelassen, wo sie wie eine Erstickende nach Atem rang. Viele von den Leuten waren nachgedrungen und umstanden sie mit lärmenden Äußerungen der Teilnahme, unter den Vordersten erblickte Palmira ihren Pietro, der sich von der Menge widerwillig hatte über die Schwelle schieben lassen und jetzt halb trotzig, halb bestürzt an der Kommode lehnte. Die andern, durch die achtunggebietende Gegenwart der Wache zurückgehalten, drängten sich vor der offengebliebenen Thüre und redeten alle laut durcheinander. Am wildesten geberdete sich Gioacchino, der neben der Teresa stand. Er schüttelte die Arme gegen Pietro und ließ ein ganzes Arsenal von Schimpfwörtern los, daß man hätte glauben können, sämtliche florentiner Droschkenkutscher seien in seiner Person beisammen. Pietro ließ stumm und verbissen alles über sich ergehen, nur als die Worte „Dieb" und „Beutelschneider" fielen, machte er mit erhobenem Arm einen halben Schritt, wurde aber gleich durch eine Bewegung der Wache wieder zur Ruhe gebracht. Die kleine tapfere Frau Pampaloni dagegen sprang entrüstet auf Gioacchino zu und schüttelte seinen Arm; sie lasse sich ihren Sohn nicht schlecht machen und noch dazu im eigenen Haus, er solle sich anständig melden, wenn Pietro ihm was schuldig sei und im übrigen — dort sei die Thür.

Gioacchino wollte antworten, berichten, aber die Nachbarn rissen ihm das Wort vom Munde, alle redeten gleichzeitig auf die Frau Palmira ein. Doch diese hatte kaum die ersten Worte gehört, als sie die Hände vors Gesicht schlug und mit einem dumpfen Laut an die Wand sank.

„Kurz nach vier Uhr wars," erzählte Gioacchino, „da kam die Teresa außer Atem auf die Piazza Santa Maria Novella gerannt, wo ich Station habe, und schreit mir schon von weitem zu, sie habe ein Terno gewonnen. Meine erste Frage war nach dem Schein, denn ich hatte gleich so

eine Ahnung, daß nicht alles in Ordnung sei. Sie habe ihn nicht, antwortet sie, der Herr Pietro habe ihr die Besorgung gemacht. — Accidente! schrei ich und herunter vom Bock, und Wagen und Pferd im Stich gelassen."

„Dafür solltet Ihr in Strafe kommen," brummte die Wache — „aber ich hab's ja nicht gesehen."

„So rennen wir zusammen nach der Rotonda," fuhr Gioacchino fort, „und unterwegs schwatzt mir die Teresa den Kopf voll, was sie alles mit dem Gelde anfangen wolle und wenig fehlte, so hätte sie gesagt: Was kostet das Königreich Italien? — Ich kauns bezahlen. — Aber in der Werkstätte war er nicht und wo denkt ihr, daß wir den Herrn schließlich fanden? Drüben am Lungarno stand er unter einem ganzen Rudel Gassenjungen, da hatte er aus Schnee das Standbild des Ministerpräsidenten gemacht in Lebensgröße und ihm eine der neuen Regie-Cigarren in den Mund gesteckt. Danach warf die ganze Bande mit Schneeballen, und schrie: Wohl bekomms! — He, Wache, ist das nicht etwa auch strafbar, den Ministerpräsidenten mit Schneeballen — he?"

„Von Schneeballen steht nichts in meiner Instruktion," murmelte die wohlwollende Wache.

„Es war gewiß das erste Mal, daß Herr Crispi seine eigenen Cigarren rauchte," meinte einer aus dem Haufen, und bei dieser Anspielung auf die öffentliche Kalamität des Tabakwesens fingen alle Anwesenden zu lachen an.

„Ich also eile auf ihn zu," fuhr Gioacchino fort, „und sage ganz höflich: ‚Herr Pietro, geben Sie uns gütigst den Schein.' ‚Welchen Schein?' antwortet er ganz fremd, ‚ich weiß von keinem Schein' und will wieder zielen, da fasse ich ihn am Arm, und schreie ihm in die Ohren: ‚Den Empfangsschein vom Lotto! Wo haben Sie ihn? heraus damit! Die Teresa hat gewonnen!' Er aber, der Freche, stößt mich vor die Brust und schreit: „Laßt mich in Frieden mit Euren Narretheien, ich weiß von keinem Schein!" und die andern fallen auch ein und sagen ihm: ‚Geben Sie den Empfangsschein, Sie hören ja, die gute Frau hier hat gewonnen.' Da stellt er sich noch, als ob ihm jetzt erst ein Licht aufginge, greift sich an den Kopf und murmelt: „Ich habe ja gar nicht gesetzt, ich habs vergessen."

Was weiter geschehen war, das erzählte die Wache, welche Pietro unter den Fäusten des herkulischen Kutschers weggerissen hatte. Jetzt fuhr die Teresa, die bisher wie stumpfsinnig vor sich hingestarrt und nur leise gewimmert hatte, plötzlich wie eine Rasende in die Höhe, schlug sich mit beiden Fäusten wiederholt vor die Stirn unter tierischem, ganz unartikuliertem Schreien und ruhte nicht eher mit Toben und Wüten, als bis sie, Schaum vor dem Mund, zusammenbrach.

— — — — — — — — — —

Pietro hatte noch dazu gelogen, als er seine Versäumnis mit Vergeßlichkeit zu entschuldigen suchte. Es war sein unverantwortlicher Leichtsinn und weil er keinen Glauben hatte, — nicht einmal an das Traumbuch, von der Kirche ganz zu schweigen, sagten die Betschwestern in der Nachbarschaft. Er war gewohnt die Achsel zu zucken, wenn die Rede auf übernatürliche Dinge kam und hatte die Teresa von Anfang an über ihren Wahn, daß ihre Tochter aus dem fabelhaften Jenseits wiederkehren und ihr ein Terno bringen werde, verspottet. Als er nun aus seiner Werkstätte in der Rotonda nach dem nahen Café Soizzero zum Frühstück ging, wollte er allerdings noch die paar Schritte zum nächsten Lottobureau machen, um der Teresa den Gefallen zu thun, obwohl das Geld nach seiner Meinung weggeworfen war. Doch da sah er drinnen zwei andere Marmorarbeiter mit dem schönen Oreste sitzen, einem liederlichen Kerl, der aber durch Modellstehen schweres Geld verdiente, und die drei riefen ihn zu einer Partie Briscola herein. Die Karten waren von jeher Pietros Leidenschaft gewesen, er konnte der Lockung nicht widerstehen und hatte dann richtig in Zeit einer halben Stunde die beiden Franken der Teresa verspielt.

Dies war der erste Schritt auf der Bahn des Verderbens. Von nun an hatte Pietro keine gute Stunde mehr im Haus. So oft ihm die Teresa im Flur begegnete, spuckte sie vor ihm aus, denn Gioacchino nährte in ihr den ungereimten Verdacht, daß Pietro den Schein unterschlagen und den Gewinst für sich selbst erhoben habe. Seine Schwester, die sich mit betroffen fühlte,

ging stumm und blaß wie der fleischgewordene Vorwurf an ihm vorbei und richtete das Wort nicht mehr an ihn, nur die Mutter fand, daß man ihrem armen Pietro Unrecht thue, denn das Schicksal hatte es einmal nicht anders gewollt. Daher warf sie einen stillen Haß auf die Teresa, deren verdächtigende Reden ihr hinterbracht wurden, und eines Abends, als sie sich unter der Hausthüre begegneten, stellte sie sich breit vor die einstige Freundin hin.

„Wenn Ihr Euch noch einmal einfallen laßt, meinen Pietro einen Dieb zu schimpfen, so gehe ich auf die Quästur, das merkt Euch. Die zwei Franken, die Ihr ihm gabt, habt Ihr zurückbekommen und weiter ist er Euch nichts schuldig."

„Ja, Ihr habt das Früchtchen so weit gebracht mit Eurem Verhätscheln," antwortete die Teresa, die jetzt auch giftig wurde.

„Oho, Ihr solltet nicht so aufbegehren, er hat die Sonne wenigstens noch nicht in Würfeln gesehen, wie gewisse Leute," gab die Pampaloni zurück, wobei sie auf die vergitterten Fenster der Züchtlingszellen anspielte.

„Ha, es sitzen nicht alle fest, die nicht sauber sind unterm Brusttuch. Mein Mann hat wenigstens keine Staatsgelder veruntreut, er leidet für seine liberalen Ansichten."

„Was wollt Ihr sagen mit den Staatsgeldern?" rief Frau Palmira mit zornfunkelnden Augen und trat hart auf die Teresa zu, die sich die Treppe hinauf zurückzog und noch herunter rief:

„Genug, ich weiß, was ich sagen will, und andre Leute wissen's auch."

„Puh, ich habe Mitleid mit Eurem schwachen Kopf, sonst würde ich anders mit Euch reden," rief die Pampaloni ihrer Gegnerin die Treppe hinauf mit verächtlicher Geberde nach.

Aber als sie ihr Zimmer erreicht hatte, da verlangte die Natur ihre Rechte, und Frau Pampaloni fiel in den Armen ihrer Tochter in einen Nervenkrampf.

Das hatte sie nun davon, sie, eine Beamtenwitwe, daß sie unter ihren Stand herabgestiegen war und sich freundnachbarlich mit einer so geringen Person abgegeben hatte.

Das war der Dank für die durchwachten Nächte und für die mancherlei guten Bissen aus dem Haushalt der Signora Carolina, die sie der kranken Cesira zugesteckt. Das Gedächtnis ihres verstorbenen Mannes anzugreifen, eine Familie zu verunglimpfen, in der strengste Ehrenhaftigkeit die Richtschnur alles Handelns war! Aber so gehts, wenn man sich mit ungebildeten Menschen einläßt, denn nicht umsonst sagt das Sprichwort: „Am rußigen Kessel wird man schwarz" und „Schuster bleib bei deinem Leisten." — — Freilich wußte man ja, daß die Teresa da oben nicht mehr ganz richtig war, seitdem sie sich den Kopf so acht- bis neunmal nacheinander an die Wand gerannt hatte in ihrer Verzweiflung.

Das versäumte Terno bildete noch wochenlang den Lieblingsklatsch der Nachbarschaft, und jedermann schien dem armen Pietro aufsäßig geworden zu sein. Die alten Betschwestern ließen ihn nie an ihren Thüren vorübergehen, ohne ihn mit anzüglichen Redensarten zu verfolgen:

„Nun, Herr Pietro, sagt Ihr noch immer ‚Träume sind Schäume und der Zufall regiert die Welt?'"

Nein, Pietro sagte es nicht mehr, jenes Ereignis hatte sein Gemüt verwandelt. Er wußte jetzt, daß man dem Zufall auch die Thüre öffnen kann und wollte um jeden Preis das verscherzte Glück wieder einfangen. Schlafend und wachend träumte er nur von Nummern, er studierte die „Cabbala" oder das Traumbuch, und all sein Erwerb wanderte Woche für Woche ins Lotto. In jedem Ereignis suchte er ein Zeichen, alle auffallenden Gegenstände übersetzte er an der Hand des Traumbuchs in die entsprechenden Nummern und spielte darauf. Wenn er auf der Straße einen Kapuziner sah, so bat er ihn um ein „Estratto" oder „Terno," ging er zufällig an einem Blödsinnigen vorüber, so sagte er: „Da hast du einen Soldo, sag mir drei Zahlen." Ja, er war so einfältig, daß er einem Betrüger aus Mailand auf den Leim ging, der unter dem Namen Frate Cabbalistico auf der vierten Seite des „Secolo" drei unfehlbare Lottonummern gegen Posteinzahlung von fünf Franken versprach. Aber die Glücksnummern lassen sich nicht erjagen; sie fallen dem Nichtsahnenden zu, deshalb schlenderte Pietro fleißig umher, damit das Glück auch Gelegenheit habe ihn zu treffen, falls es etwa draußen vorüberginge. Er hätte es jetzt schon für eine Sünde gehalten, sich jeden Morgen in aller

Frühe in der Bildhauerwerkstätte einzustellen, wegen der lumpigen sechs Franken im Tag. Was er zum Leben nötig hatte, fand er zu Hause bei der Mutter, die ihren Pietro doch nicht darben lassen konnte und die sich heimlich eine dritte Tasche ins Kleid nähte, um seinen Bedürfnissen zu genügen. Das Geld zum Spielen borgte er bald da bald dort, und am Samstag Abend, wenn die Nummern in allen Lottobureaus ausgestellt waren, spülte er seine Enttäuschung mit Wein hinunter, den er gleichfalls auf Borg bekam. Da war es sogar schon so weit gekommen, daß ihn die Munizipalgardisten eines Abends in halb bewußtlosem Zustand nach Hause brachten, und den Tag darauf hatte der Chronist des „Fieramosca" nichts Eiligeres zu thun als seinen Lesern mitzutheilen, daß ein gewisser P. P., Sohn des verstorbenen L. P., wohnhaft in der Via della Scala, sich einen Rausch getrunken und den Vorübergehenden Ärgernis gegeben habe. Es sei tief zu beklagen, daß solche Vorkommnisse im Lichte des neunzehnten Jahrhunderts und in Florenz, der Wiege der Gesittung, überhaupt noch möglich seien. Nach diesem Ereignis hatte sich die gute Frau Pampaloni mehrere Tage nicht mehr unter die Leute getraut, denn wenn der „Fieramosca" auch so rücksichtsvoll gewesen war, nur die Anfangsbuchstaben zu nennen, so wußte ja doch die ganze Stadt, daß ihr Pietro als Betrunkener in der Zeitung gestanden hatte. Ja, es war kein Zweifel mehr, seit jenem unseligen Terno war der gute Stern von ihrem Hause gewichen.

Doch es standen ihr noch andere Überraschungen bevor. In der untersten Schublade ihrer Kommode, deren Schlüssel schon lange abgebrochen war, lag ganz versteckt unter Cherubinas Aussteuerwäsche ein alter baumwollener Strumpf, der die Ersparnisse der Frau Pampaloni barg: was ihr die Signora Carolina an Weihnachten schenkte, was sie nach besonders glücklichen Marktgängen zurücklegte, überhaupt alles, was sie als Nebenerwerb betrachtete, pflegte sie in diesem Strumpfe aufzuheben. Cherubina trug ihr Erspartes auf die Post, die jährliche Interessen zahlt, aber die Mutter hatte keinen Glauben an solche neumodischen Einrichtungen und besonders dem Staat traute sie nicht über die Straße, der hat ja doch nichts zu thun als armen Leuten das Geld aus der Tasche zu nehmen. Darum schien ihr der Schatz daheim bei weitem am sichersten. Jetzt mußte sie sich entschließen, den langverwahrten Notpfennig anzugreifen, denn seit Pietro nichts mehr verdienen mochte, guckte der Mangel zu allen Thüren herein und jetzt, wo es in den Sommer ging und alle besseren Leute die in einen Siedekessel verwandelte Stadt verließen, war auch Cherubina meist ohne Beschäftigung.

Als sie die Schublade aufzog, fand sie den Inhalt — die mit rotem Band gebundenen Bett- und Tischtücher — durchwühlt, und der Strumpf war leer.

Die Kniee versagten ihr vor Schreck, aber sie war keinen Augenblick im Zweifel über den Thäter. Ebenso schnell war sie bei sich einig, daß kein Mensch von der Schande erfahren durfte, nicht einmal Cherubina, denn was man nicht weiß, ist ja so gut, als wäre es nicht geschehen. Aber ihm eindringlich ins Gewissen reden, das wollte sie. Doch sie wartete in jener Nacht vergeblich auf seine Rückkehr und erst in der Frühe, als sie schon zum Ausgehen fertig war und eben noch in der Küche das Herdfeuer anblies, um den Kaffee zu wärmen, hörte sie, daß der Schlüssel in der Hausthüre gedreht wurde, und herein schwankte Pietro in dem fahlen Morgenlicht so blaß wie eine Leiche. Die Mutter sah gleich, daß er nicht in der Verfassung war eine Predigt anzuhören, sie führte ihn am Arm in seine Kammer, wo er vor ihren Blicken zusammenklappte wie ein Taschenmesser. Er hatte offenbar über Nacht stark getrunken, und die Aufregung war jetzt schon dem rührseligen Stadium gewichen. Er lag mit dem Kopf auf den Knieen der Mutter, während ihm lautes Schluchzen die Brust erschütterte wie einem Kind.

„Es ist nur um Euretwillen," heulte er. „Euch wollte ich glücklich machen, Mutter, Eure Achtung und Liebe wieder gewinnen — oh, oh — ich habe kein Glück — kein Glück" —

Er schluchzte fort, während seine Mutter ihn zu Bette schleppte und fühlte sich ganz als Opfer seiner Kindesliebe.

Im Spätherbst sollte Cherubina Hochzeit halten. Die Nähmaschine rasselte den ganzen Tag hinter dem kleinen niedrigen Fenster über der Straße, um noch das letzte

Stück der Aussteuerwäsche fertig zu bringen. Antonio der Bräutigam erschien jeden Abend nach Schluß der Werkstätte, sein Sträußchen im Knopfloch, um in Gegenwart der Mutter einen anständigen Diskurs mit seiner Braut zu führen. Sie saßen auf Stühlen vor der Hausthüre und genossen die Abendschwüle. Der Bräutigam blies den beiden Frauen den Rauch seiner „Toscana" ins Gesicht und spuckte fleißig dazu aus, indem er von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick oder Seufzer mit Cherubina tauschte. Die Mutter saß zwischen den beiden, wie es der Brauch verlangt, und hielt das Gespräch im Gang, während ihre Gedanken in der Stille bei ihrem Pietro waren.

Dieser hatte sich in der letzten Zeit musterhaft betragen; die dicke Wachskerze, welche die Pampaloni am Tage nach jenem unliebsamen Auftritt der Madonna brachte, war wahrlich nicht umsonst geopfert. Er arbeitete für einen fremden Bildhauer auf dem Viale mit großem Fleiß an einer Marmorgruppe, und sein neuer Brodherr hatte versprochen, ihn nächstes Jahr mit sich zu nehmen, weit fort an einen Ort mit unaussprechlichem Namen, der hoch oben im Norden lag und wo Pietro mit seiner Geschicklichkeit ein reicher Mann werden konnte.

Über diesen neuen Hoffnungen war das Lotto ganz in den Hintergrund getreten.

Da stellte sich eines Abends ein Mensch von herabgekommenem Aussehen und fremder Aussprache im Hause der Pampaloni ein und fragte nach ihrem Sohn. Die Frau, die gleich nichts Gutes ahnte, verweigerte die Auskunft, aber der Fremde wußte den Weg in das Atelier am englischen Friedhof zu finden, und am Abend, als es dunkelte, hängte er sich dem heimwärts schlendernden Pietro an. Dem erzählte er, daß er durch fortgesetztes Studium und Nachtwachen ein untrügliches „philosophisches System" entdeckt habe, mittelst dessen man in kurzer Zeit reich werden könne und daß er zu Fuße damit vom Tessin herüber gewandert sei, weil ihm die unverständigen Gesetze der Schweiz nicht gestatteten, seine Erfindung zu verwerten. Pietro, der sich immer gern an tönenden Worten berauschte, horchte schon bei dem „philosophischen System" hoch auf und verlor gleich den Kopf, als er hörte, daß es sich um eine aus den neunzig Nummern des Lotto gebildete Zahlenarabeske handelte, die in mehrmaligen Verschiebungen durchgespielt, am Ende einen ungeheuern Gewinst ergeben mußte. Der Fremde kam eben von Neapel, wo er das Glück auf eigene Hand versucht hatte, aber in letzter Stunde waren ihm die Mittel ausgegangen, er konnte das Spiel nicht vollenden, da ihm niemand das Geld leihen wollte, Wut und Verzweiflung warfen ihn aufs Krankenlager, und als er nach Wochen das Spital verließ, war das neidische Glück an ihm vorübergeflogen und schlug ihm noch aus der Ferne ein Schnippchen, denn es wirbelte ihm in einem alten Zeitungsblatt den Beweis zu, daß seine Nummern in jener Unglückswoche wirklich herausgekommen waren. Er wickelte eine beschmutzte Nummer des Corriere di Napoli aus der Tasche, daß Pietro sich durch den Augenschein überzeugen konnte. Dem war schon die Einbildungskraft mit der Vernunft davon gelaufen und ehe sie die Porta San Gallo erreichten, hatte er sich mit Leib und Seele dem Tessiner verschrieben.

Als die Pampaloni ihren Sohn in Gesellschaft des Fremden vorübergehen sah und die Zahlen hörte, die zwischen beiden hin und herschwirrten, hatte sie ein Gefühl, als thue sich der Abgrund vor ihr auf. Sie schlich den beiden heimlich bis zum Café Svizzero nach und sah drinnen ihren Pietro sitzen, der sich heftig das braune Haar zerwühlte und mit gerunzelter Stirn auf einen Papiersetzen starrte, den er eilig mit Zahlen vollschrieb, während der Fremde neben ihm mit beiden Ellbogen auf dem Tisch lag und eine Schüssel Risotto auf Pietro's Kosten mit solchem Ernst und Eifer hinunter würgte, als komme er aus einer belagerten Stadt. Ein Fiasco Rotwein stand zwischen ihnen, und Pietro führte zuweilen wie im Traume sein Glas zum Mund, dann krallte er die Finger wieder in das braune Kraushaar, und dicke Schweißtropfen fielen auf das Papier, das er anstarrte, als habe er einen Feind vor sich. Der falsche Brillant an seiner zuckenden Hand schoß blaue Strahlen, die sich der armen Mutter wie Dolche ins Herz bohrten. Hätte sie mehr Phantasie besessen, so würde sie den Versucher an seiner Seite mit dem buschigen roten Haar für die leibhaftige Verkörperung des Bösen angesehen haben, doch für eine solche Vorstellung war ihre

Sinnesart zu nüchtern. Aber ihre Lippen bewegten sich wie von selbst und als ob ein Unglücksvogel aus ihr spreche, mußte sie immerfort leise vor sich hinsagen: „das nimmt ein böses Ende."

Als Pietro nach Hause kam, gab es eine Scene. Aber diesmal kroch der Sohn nicht wie sonst unter Versprechungen, die er nicht halten konnte, zu Kreuz, sondern er setzte den Vorstellungen seiner Mutter eine ihm sonst unbekannte, sanfte Festigkeit entgegen. Er ließ sich sogar herbei, ihr das untrügliche philosophische System des Fremden zu erklären, aber was verstehen Frauen von Philosophie?

Die Pampaloni wiederholte nur immer flehentlich aber mit dummer Hartnäckigkeit: „Ach Pietro, Pietro, denk' an dein Versprechen," bis der Sohn die Geduld verlor und mit der Faust auf den Tisch schlug:

„Ich habe nie versprochen, mein Geld nicht in Zins zu geben."

Da dachte die Mutter einen letzten Trumpf auszuspielen, sie trat dicht vor Pietro hin, sah ihm starr in die Augen und sagte bedeutsam:

„Hast du schon vergessen, wohin dich deine Spielwut geführt hat?"

Aber der Vorwurf wirkte nicht, Pietro schlug ein höhnisches Gelächter auf und antwortete:

„Mutter, seien Sie nicht zu streng. Woher kommen denn die Cigarren, die ich jeden Tag auf meinem Nachttischchen finde?"

Die Mutter schlug beide Hände vors Gesicht und sank in einen Stuhl.

„O Pietro — ist das der Dank? — Ich that es um deinetwillen" —

„Gut und ich thue es um Euretwillen," war Pietro's ungeduldige Antwort, „mag ein Hund so länger im Taglohn arbeiten, und sich von den Abfällen fremder Herrschaften nähren. Ich will mich und Euch reich machen — ja, das will ich."

Unaussprechliche Gedanken drängten sich im Geiste der Mutter, aber sie rangen sich nicht zur Klarheit durch, Pietros Vorwurf blieb auf immer als etwas Ungeheuerliches und Unverständliches in ihrer Seele zurück.

Sie brachte der Madonna abermals eine Kerze, noch dicker und schwerer als die erste, aber die Kraft des Wunders war erschöpft. Pietro spielte, und sein Unstern wollte, daß er erst ein paar Scudi gewann. Die nächste Woche verdoppelte er den Einsatz und verlor, die Woche darauf wiederholte sich dasselbe und so fort, bis das ganze System durchgespielt und Pietro um den Ertrag der letzten arbeitsamen Monate ärmer war. Da ließ er sich von seinem Brotherrn einen Vorschuß geben und begann wieder von vorne, denn es ist ja nicht gesagt, daß Nummern schlecht sind, wenn sie nicht gleich das erste Mal herauskommen, nur daß er jetzt schon mit einer viel höheren Summe anfing, er mußte ja nicht nur gewinnen, sondern auch das Verlorene wieder einbringen. Doch das Lotto kümmerte sich nicht um Rechnungen und Kombinationen, es warf seine Nummern heraus, wie es die blinde Laune wollte — gerade und ungerade, ohne zu fragen, ob sie mit dem System des armen Pietro stimmten, das doch auf dem Papier aufging wie ein Rechenexempel in der Schule. Zuweilen neckte das Glück den verzweifelten Spieler, indem es ganz nah an seiner Nase vorüberstrich, so daß seine Nummern nur annähernd, oder auch genau aber in veränderter Reihenfolge herauskamen. In Pietros Adern raste ein Fieber, den Mißerfolg schlug er gar nicht an, er war überzeugt, daß das System sich erst beim dritten Mal bewähren werde, aber er hatte kein Geld mehr, und niemand wollte ihm borgen. Der künftige Schwager, an den er sich in seiner Not wandte, zuckte bedauernd die Achseln, sein Brotherr verweigerte einen ferneren Vorschuß, ehe der erste durch Arbeit gedeckt sei. Und immer ging sein böser Geist neben ihm in Gestalt des Tessiners und beteuerte, wenn er bis zum nächsten Samstag zweihundert Franken aufbringe, so sei ihrer aller Glück gemacht. Der Qualgedanke ließ Pietro nicht mehr aus seinem Bann, die zweihundert Franken wurden ihm zur Zwangsvorstellung, sie schwebten ihm körperhaft vor wie der Dolch Macbeths, er meinte sie des Nachts auf seiner Decke liegen zu sehen in Gestalt eines abgegriffenen Banknotes, aber der Samstag rückte näher und näher, ohne daß er ein Mittel fand das Geld zu erhalten. Er wußte, daß seine Schwester auf der Post noch eine Summe liegen hatte, die ungefähr seinem Bedürfnis entsprach, aber Cherubina hatte von jeher jede Anspielung auf diese Summe kurz und trocken abzuschneiden gewußt. Pietro wehrte sich eine ganze

Woche lang gegen die Versuchung, die von der unverschließbaren Kommode ausging, aber als es Samstag wurde und der Stundenzeiger gegen Mittag vorrückte, da konnte er sich nicht mehr halten. Sollte er denn wegen eines kleinlichen Bedenkens sein eigenes und der Seinigen Glück verscherzen? Er benutzte eine kleine Abwesenheit der Schwester und brachte das Sparkassenbüchlein an sich, mit dem er auf die Post rannte. Dort hatte er einen Bekannten an der Kasse, den er auch ohne Cherubinas Unterschrift überrumpeln zu können hoffte. Aber der Zufall wollte, daß dieser sich einen Augenblick entfernt hatte, sein Stellvertreter drehte das Büchlein um und um, sah Pietro scharf an und sagte:

„Sie sind doch nicht Cherubina Pampaloni?"

„Cherubino, Cherubino," berichtigte Pietro entschlossen.

Während nun der Beamte, der etwas kurzsichtig zu sein schien, das Heftchen seinen Augen näher führte, kam eben der Kassier zurück und begrüßte den Ankömmling mit einem lebhaften:

„Ah, Herr Pietro! Wie gehts? Gehts gut? — Danke, mir auch."

Als der andere den Namen Pietro hörte, sagte er zwar kein Wort, er drückte nur die Augen ein, blinzelte seinen Vorgesetzten an und zog sich vom Schalter zurück.

Aber das Spiel war schon verloren. Der Kassier hörte die Erzählung, die Pietro trotz seiner Verwirrung noch geläufig genug vortrug, mit Wohlwollen an und bedauerte nur, daß die Kasse im Augenblick leer sei. Pietro möge sich in einer Stunde wieder herbemühen und auch die Unterschrift der Schwester mitbringen — nur der Ordnung wegen.

Es schlug zwölf Uhr, als Pietro wieder auf der Piazza stand, das Sparkassenbüchlein in der Hand. Noch eine Stunde, so waren die Lottobureaus geschlossen, und sein Glück unwiederbringlich verscherzt. Er wollte schon im Zorn das nutzlose Büchlein von sich schleudern, da fiel ihm seine Mutter ein, die doch immer zu ihm gehalten hatte. Er rannte atemlos auf den Corso Vittorio Emmanuele ins Haus der Signora Carolina, wo ihm die Mutter bestürzt über sein Ungestüm die Thür öffnete. „St!" sagte sie, „unser Signora fühlt sich heute sehr unwohl" — und zog den Sohn in die Küche.

Dort erst gewahrte sie das Büchlein in seiner Hand.

„O Pietro!" sagte sie vorwurfsvoll und brachte vor Kummer sonst kein Wort hervor.

Aber der Sohn redete heftig auf sie ein, daß sie ihm die Unterschrift der Schwester schaffen müsse, noch vor Abend könne er die Summe zurückzahlen; wenn er nicht binnen einer halben Stunde das Geld habe, so gehe er in den Arno.

Während er noch sprach, öffnete sich die Küchenthüre, und Signora Carolina erschien im Morgenrock auf der Schwelle.

Sie hielt einen Zweihundertfrankenschein der Nationalbank in der Hand und sagte in ihrer sanften Weise:

„Palmira, geht doch gleich und laßt mir den Schein wechseln, ich habe Eile."

Pietro hatte sich bei ihrem Eintritt gefaßt und höflich den Hut gezogen, denn seine guten Manieren verließen ihn nie, aber seine Augen warfen beim Anblick des Scheins verdächtige Strahlen.

„Ich werde ihn wechseln lassen, Signora," sagte er zuvorkommend, während diese schon wieder die Thüre hinter sich schloß und wollte den Schein vom Küchentisch nehmen, aber seine Mutter kam ihm zuvor und riß das Papier an sich.

„Den Schein her!" rief er mit heiserer Stimme und rang mit der Mutter, die ihn mit Gewalt zurückstieß.

„Willst du im Zuchthaus enden?" flüsterte sie mit erstickter Stimme.

Ein stummer verzweifelter Kampf entstand. Pietro gewahrte nicht, daß er der eigenen Mutter die Kehle zudrückte, er hörte nur den Schlag der Uhr, die drei Viertel auf Ein Uhr verkündete. Die Kräfte der alten Frau ließen nach, der Schein entglitt ihren Händen, die nach dem Hals fuhren, sie stöhnte: „Hilfe! Hilfe! Er erwürgt mich" und taumelte dem herbeigeeilten Signorino in die Arme.

Der Kranke warf sich ungeachtet seiner Körperschwäche auf den Angreifer, der soeben mit seinem Raub die Thüre gewinnen wollte, aber Pietro versetzte ihm einen Riesenfaustschlag auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte und regungslos liegen blieb. Während ihm Geschrei und Tritte folgten, gewann Pietro das Freie, rannte keuchend

und ohne Hut, noch immer von seiner fixen Idee gehetzt, zum nächsten Lottobureau, das schon geschlossen war. Dort erst kam er zur Besinnung, er sah mit Entsetzen den Schein in seiner Hand und sagte noch atemlos zu zwei Carabinieri, die ihm entgegen getreten waren:

„Verhaften Sie mich, ich habe einen Menschen erschlagen."

* * *

Die Mandelbäume blühten schon, als Pietro seine Strafe abgebüßt hatte.

Unterdessen war neues Kreuz über die Pampaloni gekommen. Der Signorino hatte sich zwar von jenem Schlag erholt, ohne weiteren Schaden zu nehmen, aber Signora Carolina vermochte es trotz ihrer Herzensgüte nicht über sich, die Mutter eines solchen Sohnes länger in ihrem Dienste zu behalten, und Palmira verließ reichbeschenkt, aber unter Schluchzen ein Haus, aus dem sie zwar im Lauf von sechs Jahren vieles hinweggetragen hatte, dem sie sich aber doch durch Bande der Gewohnheit und Dankbarkeit verknüpft fühlte. Sie mußte in einen viel geringeren Dienst treten, denn der harte Winter war gerade vor der Thür und die Familie ohne Haupt und Stütze. Sie trug jetzt den Marktkorb selbst und dachte nicht mehr an ihre Stellung, man konnte ihr sogar ohne Hut auf der Straße begegnen, ja es war am Ende gar kein Unterschied mehr zwischen ihr und der Teresa, so tief hatte der Kummer um den Sturz ihres Lieblings ihr Gemüt gebeugt.

Auch war die Heirat Cherubinas zu Wasser geworden. Er wolle warten, bis der Schwager in Freiheit sei, hatte Antonio zartfühlend auf Palmiras Drängen geantwortet, aber sein Benehmen wurde so diplomatisch, daß man einsah, er wolle mit einer Familie, die die Jettatura auf dem Hals hatte, nichts weiter zu schaffen haben.

Die Cherubina sagte kein Wort, aber sie ging herum wie ein Schatten. Da kam eines Abends, als das Mädchen allein war, die Teresa verstohlen über die Treppe gehuscht — denn in Anwesenheit der Frau Palmira betrat sie das Zimmer nicht — und raunte der Cherubina zu:

„Er geht jeden Tag mit einem Sträußchen am Knopfloch am Fenster der Elvira vorüber. Ich mußte es dir sagen, damit du weißt, wie du dran bist."

Darauf hin hatte Cherubina den Bräutigam in einem erzürnten Schreiben zur Rede gestellt und ihn aufgefordert, sich persönlich zu verantworten, aber er regte sich nicht. Sie verfaßte noch mit Hilfe einer schreibekundigen Vertrauten, die auch in der Romanlitteratur bewandert war, eine Reihe von Schmähbriefen, worin sie drohte, ihn und die Rivalin zu erdolchen, aber auch dieser gehobene Styl vermochte die erloschene Flamme seiner Liebe nicht mehr anzublasen.

Da er fortfuhr zu schweigen, räumte die praktischere Mutter die Aussteuer zusammen und speicherte sie in dem entlegensten Winkel des Hauses auf. Das zweischläfrige Bett mit der schön gesteppten Decke und dem in langen Winternächten gehäkelten Spitzenüberwurf — das einzige Stück Hausrath, was nach toscanischem Brauch die Braut dem Bräutigam zubringt — wurde abgeschlagen und wanderte zum Möbelhändler zurück. Doch von Stunde an verfiel das Mädchen in Trübsinn, sie saß halbe Tage auf einem Fleck ohne zu arbeiten und öffnete den Mund nicht mehr.

Kein Rat der Nachbarinnen wollte anschlagen, und auch die Wissenschaft war diesem Zustand gegenüber machtlos. Die unglückliche Mutter dachte schon an das Irrenhaus, als eine Freundin auf den Einfall kam, die Kranke zu einer berühmten Kartenschlägerin und Somnambülen zu führen. Die Zauberfrau beschämte Ärzte und Apotheker und fand mit dem Sitz des Übels auch den Weg zur Heilung. Sie ließ Cherubina mit eigenen Augen sehen, daß der Bruch der Verlobung nur vorübergehend sei, denn der Carreaubub kam nach allen Zwischenfällen immer wieder neben die Herzdame zu liegen. Ja noch mehr, die Hexe versprach ihr noch für denselben Abend eine Begegnung mit Antonio, und wirklich sahen Mutter und Tochter auf dem Heimweg eine Gestalt um die Ecke schlüpfen, die man wenigstens im Dunkeln und aus der Entfernung bei gutem Willen für die des ungetreuen Bräutigams nehmen konnte.

Von diesem Augenblick an blühte das Mädchen wieder auf und sah die Welt aufs neue in Hoffnungsfarben. Die Hexe wußte sie von Tag zu Tag mit Versprechungen zu vertrösten und plünderte sie nach allen Regeln ihrer Kunst. Bei diesem Verkehr standen

sich beide Teile gut, denn Cherubina konnte wieder arbeiten, und wie der Bruder vordem jeden Franken ins Lotto getragen hatte, brachte sie, was sie verdiente, der Kartenschlägerin, ja als das Geld ausging, trug sie selbst das Weißzeug ihrer Aussteuer ins Pfandhaus, um ihrem Herzensgram Linderung zu verschaffen. Darüber ging der zerrüttete Haushalt der Pampaloni vollends aus dem Leim.

In solcher Verfassung fand Pietro die Familie bei seiner Rückkehr.

Er sah bleich und gedunsen aus, sein schönes Haar war geschoren, die Bewegungen schwerfällig, und ein skeptisches Lächeln stand bleibend um seinen Mund.

„Ich hab' es jetzt ergründet, es ist alles nichtig," sagte er zu seiner Mutter, „Cabbala und Philosophie, hohl, hohl wie ein ausgeblasenes Ei" — er ahmte verächtlich die Geberde des Ausblasens nach. — „Das große Nichts regiert die Welt."

Noch im Gefängnis hatte er erfahren, daß der Tessiner ihn betrogen hatte, da die Nummern, um deretwillen er beinahe einen Mord begangen, doch nicht herausgekommen waren, und mit diesem Glauben war der letzte Faden gerissen, der ihn an eine sittliche Weltordnung knüpfte. Aber nicht sich und seine Leichtgläubigkeit klagte er an, sondern die Ungerechtigkeit des Schicksals und der menschlichen Einrichtungen. Fortan sah er in der Gesellschaft nur eine große Räuberhöhle, wo bei jedem Tritt Versenkungen drohen und ein Gimpel, wer da glaubt, daß der gerade Weg der beste sei, und ehrliche Arbeit zum Wohlstand führe! — Jeder gegen den anderen und der Staat gegen alle!

Solche Sprüche hatte er im Gefängnis von anderen Sträflingen gelernt und führte sie nun immer im Mund, ohne zu fragen, ob sie auf seinen Fall paßten, denn er war dort in eine Gesellschaft von Weltverbesserern geraten, die ihn in die anarchistische Weltanschauung einweihten und da sein Weizen in der Cabbala und Philosophie nicht hatte blühen wollen, versuchte er sich jetzt in der Sozialpolitik. Hatte er sich zuvor verpflichtet geglaubt, seiner Familie durch einen großen Wurf den Wohlstand zu bringen, so schrieb er jetzt die ganze Menschheit in sein Schuldbuch, was noch bequemer war und ihn der kleinlichen Lebenssorge überhob. Er ließ sich von der Mutter füttern, lungerte den ganzen Tag vor der Hausthüre herum und setzte den Nachbarn in freien Vorträgen das Recht auf Brot und Arbeit auseinander. Da kam es häufig zu erregten Wortgefechten, die jedoch niemals ins Gefährliche ausarteten, wiewohl man den Lärm straßenweit hörte, weil es jedem weniger um die Sache zu thun war, die er verfocht, als um die Gelegenheit sich im Reden zu üben. Aber Pietro trumpfte alle nieder, und Frau Pampaloni pflegte mit kummervoll gefalteten Händen zu sagen: „Hätte er nur studieren können, er wäre Advokat und Deputierter geworden bei seinem Genie."

Darüber war der Juni gekommen, Florenz raffte sich aus seiner sommerlichen Lethargie auf und rüstete mit aller Macht für die Garibaldifeier. In jedem Hause sorgte man für Beflaggung und Beleuchtung, auch die Ärmsten wollten nicht zurückbleiben, denn, sagte Pietro, „ein Volk, das seine großen Männer nicht ehrt, verdient nicht, daß es ihm wohlergehe." Er selbst hatte seine Trägheit abgeschüttelt und rannte mit Pinseln und Farbenschalen Treppen auf und ab. Sein Kunsttrieb war wieder erwacht, er malte ein Transparent mit dem Löwen von Caprera, bestrich Fahnenstangen und verteilte die Näpfchen mit Öl in schönen Arabesken über die ganze Façade des Hauses. Auch in Cherubina war Leben gekommen, sie hatte rote Garibaldinerblusen und dreifarbige Fahnen zu nähen und vergaß ein wenig ihren Liebesgram. Das Schönste aber war, daß auf diesen Tag auch die Teresa ihren Groll fahren ließ und wieder einmal in die Parterrewohnung herunter kam, wie in alten Zeiten. Ja, sie ließ sich sogar von Pietro ihre Ölnäpfchen füllen und an den Platz bringen, denn sie waren ja doch alle Italiener.

Auch die gute Frau Pampaloni hatte der Freudentaumel ergriffen, sie zog mit ihrer Tochter und der wiedergefundenen Teresa durch die beleuchteten Straßen, alle drei Arm in Arm und fest zusammengedrängt, damit der wogende Menschenschwarm sie nicht trenne. Trotz der atemraubenden Enge wurde auch kein Hut beschädigt und kein Sträußchen zerknickt. Niemand stieß und drängte, niemand trat dem Nachbarn auf den Fuß, alle hielten die Ellbogen an den Leib gepreßt, und die

kleinsten Kinder konnten sich ohne Gefahr zwischen den Beinen der Erwachsenen bewegen. Florenz bewährte einmal seinen Ruf, die Stadt der Artigkeit zu sein. Wenn die zusammengeknäuelte Menschenmasse irgendwo das Vorwärtskommen sperrte, so trippelte jung und alt stehend den Takt der Garibaldihymne mit, die straßenauf und -ab über die Häupter der Menge hin mit ihren starken Flügelschlägen rauschte, alle Füße sich nach ihrem Takt zu regen, alle Herzen nach ihrem Takt zu schlagen zwang. Wenige dachten zwar an die weltgeschichtliche Bedeutung dieser roten Hemden und zerlöcherten Fahnen, aber unbewußt lag es über den Massen wie eine brüderliche Freude, eine selige Weltversöhnung, die sich in ungeheurem Jubelgeschrei Luft machte, als ein schwarzlockiger Bursch im roten Hemd sich an dem neuenthüllten Standbild emporschwang und einen Kuß auf seinen ehernen Mund drückte. Sogar die Polizei lernte an jenem Tag an Menschenwürde glauben, denn es war während der Feststunden, obwohl die meisten Häuser unbewacht standen, in der ganzen Stadt kein Diebstahl begangen und kein Einbruch versucht worden.

Auf dem Heimweg begegneten die drei Frauen den schwarzen Brüdern der Misericordia, die im Schnellschritt mit einer wachstuchverhüllten Trage aus einer dunkleren Seitengasse nach den flammenden Häuserzeilen von Borgognissanti einbogen. Die Menge öffnete einen weiten Durchgang, und Frau Palmira wandte rasch die Augen ab, denn sie mochte sich nicht daran erinnern lassen, daß es auch heute Kranke und Unglückliche gab, aber kein Zucken ihres feinfühligen Mutterherzens sagte ihr, daß es ihr Pietro war, ihr Schmerzenskind, das die schwarzen Brüder sterbend vom Pflaster weg nach dem Spital von Santa Maria Nuova trugen.

Wie der Streit entstanden war, das wußten die Beteiligten nachher selbst nicht mehr. Der Wirt aus der nahen Osteria konnte nur angeben, daß Pietro schon, als er die Stube betrat, nicht mehr fest auf den Beinen gewesen. Ein paar Droschkenkutscher und der schöne Oreste hatten ihn an ihren Tisch gerufen, wo sie gemeinsam einen Fiasco leerten. Man hatte ihn mit allerhand Schraubereien gehänselt und wollte ihn veranlassen, seine Weltverbesserungstheorien zum besten zu geben, aber Pietro in seiner gehobenen Stimmung nahm die Späße übel. Doch erregter war das Gespräch erst geworden, als sich auch jener rothaarige Tessiner dazu fand, der seinen Handel mit Glücksnummern noch immer so schwunghaft trieb. Da waren beleidigende Worte gefallen und als Pietro mit einem Stuhlfuß auf den gänzlich betrunkenen Oreste eindrang, der die Partei des Schweizers genommen hatte, war der Wirt eingeschritten und hatte die Herrn ersucht, ihren Streit im Freien auszumachen. Aber kaum hatte er seine Lichter gelöscht, als ihn lautes Geschrei auf die Straße rief, und er kam eben recht, um den verwundeten Pietro in seinen Armen aufzufangen.

Wer den Stoß geführt hatte, konnte niemand sagen, aber er war gut gezielt. Als der Spitalarzt die Wunde untersuchte, stand es deutlich auf seinem Gesicht: Der ist geliefert! — und er gab sich auch keine Mühe, diese Überzeugung zu verbergen. Pietro verfolgte mit zusammengepreßten Lippen und halb geschlossenen Lidern alle seine Bewegungen, aber er sprach kein Wort.

Im Morgengrauen standen Mutter und Schwester am Bette des Sterbenden, und ihr Jammern übertönte noch die wilden Delirien eines Typhuskranken, der im Bette nebenan lag. Einer der Krankenwärter war der Palmira Bruderssohn, und durch ihn hatten die beiden Frauen den Zutritt erwirkt, auch die Teresa war mitgekommen und schluchzte auf der Schwelle.

Pietro atmete schwer, aber er hatte noch ein Wort zu sagen. Seit er die Nummer zu Häupten seines Bettes gesehen, waren alle seine Gedanken auf einen Punkt gespannt, sie hatten die ganze Nacht hindurch mit dem Tode gerungen und arbeiteten noch auf seinen halb erstarrten Lippen. Die Mutter bog sich über ihn, um dieses Wort zu erhaschen, sie konnte ihn lange nicht verstehen, dann aber fuhr sie schreiend zurück und warf sich in die Arme der Teresa.

Jetzt rief der Sterbende durch einen Blick die Schwester heran und flüsterte mit äußerster Anstrengung in ihr Ohr:

„Spielen! — Blut — bringt Glück! — Ihr müßt spielen auf meinen Tod."

„Pietro! Pietro! rede nicht so!" schluchzte die Schwester, „du wirst ja wieder genesen. — Ach Pietro, wie soll ich denn zu den Nummern kommen?"

Kopf eines lachenden Kindes.
Handzeichnung von Andrea del Sarto in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris.)

Die andern verſtummten und traten näher an ſein Bett.

Pietro machte mit dem Kopf eine halbe Wendung nach dem Täfelchen über ſeinem Bette, er ſeufzte, denn das Sprechen verurſachte ihm unſägliche Mühe.

„Das iſt Nummer ſieben," ſagte der Wärter, der auch herangetreten war.

Pietro nickte.

„Und weiter?" flehte die Schweſter. „O Pietro, gib uns die Nummern, und Gott wird dirs lohnen."

„Gib die Nummern, mein Sohn," ſagte der Kapuziner, der Pietro in der Nacht das Viaticum gegeben hatte und jetzt eben wieder durch den Saal ſchritt. „Gib die Nummern deiner armen bedrängten Familie und erwirb dir das Paradies."

Es war ganz ſtill geworden in dem langen Saal, wo die verlöſchenden Lämpchen neben den eiſernen Bettgeſtellen flackerten,

und die Dämmerung einen fahlen Schein auf die falben getünchten Wände warf. Selbst der Fieberkranke schien die Schwere des Augenblickes zu empfinden, denn er hatte seinen lauten Gesang auf eine Weile eingestellt. Von rechts und links hoben sich bleiche eingefallene Gesichter von den Kissen und lauschten andächtig nach dem Lager Pietros hinüber.

„Sechsundvierzig," flüsterte dieser jetzt vernehmlich, daß man es durch den halben Saal hören konnte.

„Das bedeutet eine Stichwunde," erklärte die Teresa den andern, stolz auf ihre Kenntnis.

„Und dreizehn!" setzte der Sterbende hinzu, und man konnte sehen, welche Überwindung es ihm kostete, die verhängnisvolle Zahl auszusprechen.

Die Mutter schrie abermals laut auf, die andern murmelten die drei Zahlen durcheinander, die Köpfe der Kranken fielen zufrieden auf die Kissen zurück.

In diesem Augenblick war der diensthuende Arzt eingetreten.

„Was soll der Unfug?" sagte er barsch. „Was haben die Weiber hier zu schaffen? Sorgt, daß sie sogleich entfernt werden."

„Sieben, sechsundvierzig, dreizehn," war die verwirrte Antwort des Aufsehers.

Der Spitalarzt machte mit der Hand unbarmherzig ein Zeichen nach der Thür.

Aber im Weiterschreiten schrieb er schnell die Nummern in sein Taschenbuch.

Die Frauen wurden durch die Wärter hinausgeführt, wie sehr auch die unglückliche Mutter sich dagegen stemmte, und noch ehe sie die Straße erreichten, wo noch im Morgendämmern singende Gruppen mit der Garibaldihymne vorüberzogen, hatte Pietro sein junges Leben verhaucht.

Ein paar Tage später machte eine wundersame Begebenheit durch alle Blätter die Runde: Pietro hatte im Tode sein Versprechen, daß er das Glück der Familie gründen wolle, wahr gemacht, seine drei Nummern waren herausgekommen! Die Freudenbotschaft brachte die ganze Via della Scala auf die Beine, die Nachbarschaft drang im Haus der Pampaloni ein, die noch tief in ihren Gram versunken war, und nötigte der ganzen Familie Ricinusöl auf „per levarsi la gran passione," um sich von dem großen Schmerz zu befreien, wie die Florentiner sagen.

Cherubina nahm ihren Antonio, dessen Reue ihr schon durch die Karten verbürgt war und nun auch durch ihn selbst bestätigt wurde, zum Gatten. Sie sind jetzt wohlhabend, Frau Palmira geht wieder sorgfältig gekleidet und im Hut, den Dienst und die tiefen Taschen hat sie aufgegeben. Aber ihre Haltung ist gebückt und ihr Haar gebleicht, heimlich zieht sie's ihrem Liebling nach. Die Kinder dagegen leben im Schlaraffenland, sie haben das Höchste erreicht, was sie sich von menschlicher Glückseligkeit denken können: sie sind „Signori" geworden, das heißt sie essen gut, sie trinken gut, gehen immer schön gekleidet, fahren sogar und brauchen nichts zu arbeiten, solang der Glückssäckel, der nicht unerschöpflich ist, ausreicht. Antonio schlendert, die Cigarre im Mund, nach dem Café hin und zurück und ist glücklich, denn er weiß, daß ihn die ganze Nachbarschaft beneidet, Cherubina sitzt den ganzen Tag mit Reismehl bestreut am Fenster, sieht die Leute vorübergehen und ist gleichfalls glücklich. Verflossenen Allerseelentag sind sie alle zusammen zu ihrem Pietro nach Trespiano hinaufgewandert und nachdem den Pflichten der Pietät genügt war, hielten sie ein vergnügtes Festmahl vor den Kirchhofmauern ab, denn drinnen auf den Grabsteinen zu tafeln, wie es die geringen Leute thun, das ginge gegen ihr Gefühl und ihren Stand. Die Teresa, für deren Existenz auch gesorgt ist, war mit dabei, sie aßen kaltes Huhn, Salat und Eier, tranken einen Fiasco Rotwein dazu und waren so guter Dinge, daß sich auch der stille Pietro in seinem Grabe über das Glück der Seinigen gefreut haben muß.

Ein Jagdausflug nach dem Kilima-Ndjaro.

Von Adolf Graf von Götzen.

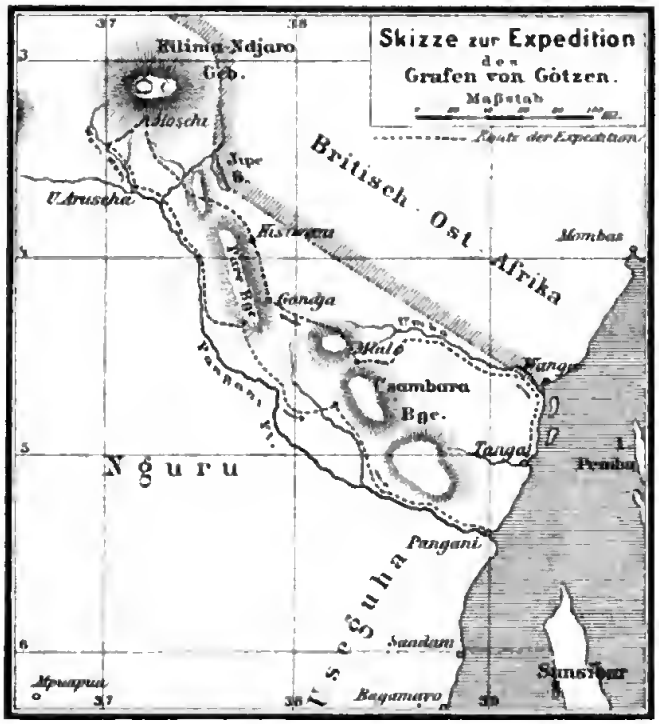
(Abdruck verboten.)

Seitdem das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten ist, hat sich naturgemäß das Interesse für überseeische Fragen in Deutschland zum großen Teil auf diejenigen Länderstrecken konzentriert, die unter dem Schutz der deutschen Flagge stehen. Nicht nur dem deutschen Kaufmann und Gelehrten, auch dem Forscher und dem Jäger erscheint es jetzt leichter, ein Feld für seine Thätigkeit und einen Ausgangspunkt für seine Unternehmungen zu finden.

Jagdexpeditionen in unerforschte Gebiete, aus denen die menschliche Kultur die tierischen Bewohner von Steppe und Urwald noch nicht verscheuchte, sind zu allen Zeiten gern unternommen worden. Man hat ihnen oft den Vorwurf einer zwecklosen Kraft- und Geldvergeudung gemacht, man vergißt aber dabei, daß wir einer ganzen Anzahl von Reisen, deren Ursprung in dem Interesse des Unternehmers für den Jagdsport zu suchen ist, sehr wertvolle, wissenschaftliche Resultate verdanken. Der geographische Erfolg der Expedition des Grafen Teleki durch das Land der Massai und Gallavölker zum Rudolfsee, und die Kenntnis, die wir durch Willoughby und seine Jagdgenossen von der Tierwelt im Gebiet des Kilima-Ndjaro haben, sind Beispiele für die Wahrheit obiger Behauptung.

Abb. 1. Träger aus Sansibar.

Wenn auch der Jagdausflug, den ich im Sommer 1891 in Begleitung eines deutschen Arztes aus Rom, des Dr. W. Erhardt, nach dem nördlichen Teil von Deutsch-Ostafrika unternahm, sich in bedeutend kleinerem Rahmen bewegte und besonders durch die mangelnde Zeit in seiner Ausdehnung beschränkt wurde, so hat er mir doch, außer vorzüglichen jagdlichen Erfolgen, einen Überblick über Deutsch-Ostafrika verschafft und damit die Überzeugung, daß dies Land ein äußerst wertvoller Besitz für Deutschland sein kann und sein wird. Die wissenschaftlichen Erfolge der Reise, die in kurzen Zügen hier geschildert werden soll, bestanden in genauen Temperaturbeobachtungen und in Itineraraufnahmen, d. h. Wegeaufnahmen mit Uhr und Peilkompas, wenigstens in den Gebieten, die noch so gut wie unbekannt waren. Um solche Strecken zu besuchen und doch schnell den vielbesprochenen Kilima-Ndjaro zu erreichen, wählte ich als Weg die Ufer des Umba, des deutsch-englischen Grenzflusses. Die Karawane, aus sechs Somalis als Soldaten und 55 Sansibar-, bezw. Panganileuten als Trägern bestehend, brach Anfang Juni, also wenige Wochen nach Schluß der Regenzeit, von der Küste auf. Diese Jahreszeit kann für den Aufbruch ins Innere wohl als die



führer, ihm folgen wir beiden Europäer, jeder mit einem Somali als Gewehrträger und einem Diener mit den Instrumenten u. s. w. hinter sich. Daran schließt sich ein Somali mit einer schwarz-weiß-roten Fahne, und hinter ihm folgen die Träger: 6 Mann mit den Zeltlasten, 2 Mann mit den Feldbetten, 6 Mann mit Patronen, 14 Mann mit weißem Baumwollenstoff oder Drahtlasten (den üblichen Tauschartikeln) und anderem mehr. Den Schluß bildet stets der Feldwebel der Expedition, der Somali Mohammed Omar, mit einer kleinen aus Ochsen und Ziegen bestehenden Viehherde.

Die Zelte werden in zehn Minuten von den Somalis aufgeschlagen, und bald lodern auch eine große Anzahl von Feuern empor, um die herum sich mehr oder weniger malerisch die Träger gruppieren, um ihre Mahlzeit, in Reis, Bohnen oder Mais bestehend, zu bereiten. Die Somali-Soldaten und der Koch, der bemüht ist, sich die Würde eines wahren chef de cuisine zu verleihen, lagen getrennt vom untergeordneten Trägervolk. Die Somali, derer ich mich als Soldaten und Unterführer bediente, sind von großem Wert für Privatexpeditionen. Ihrem Herrn unbedingt ergeben, fühlen sie sich hoch erhaben über den Bantuneger, und man ist sicher, daß ein Somali mit einem solchen nie gemeinsame Sache machen wird; er ist stolz, hat Ehrgefühl und weiß, vermöge seiner größeren Intelligenz, meist besser mit Schießwaffen umzugehen als der gewöhnliche Träger. Doch leidet der Somali, der aus seiner glühend heißen und trockenen Heimat dem Europäer in die feuchten Länder Zentralafrikas gefolgt ist, weit mehr als dieser am Fieber. Von den sechs Somalis der Expedition war immer der eine oder der andere von der Malaria befallen, während wir Europäer in den drei Monaten der Reise nur wenig darunter zu leiden hatten.

Die Somalis sowie der Koch bekannten

beste bezeichnet werden. Die Temperatur erreicht im Juni und Juli selten eine größere Höhe, als in Deutschland an den heißesten Sommertagen; die Natur hat sich noch ihr frisches Grün von der Regenzeit her bewahrt, während Flüsse und Bäche nicht mehr so stark angeschwollen sind, daß eine Karawane erhebliche Schwierigkeiten beim Überschreiten derselben findet.

Langsam, ein Mann hinter dem andern schreitend, bewegt sich die Trägerkolonne vorwärts, oft mit großen Abständen, wenn Dornen und Äste oder gefallene Baumriesen den kaum meterbreiten Negerpfad versperren. Noch beschwerlicher wird der Marsch im Gebirge oder wenn der Weg verloren ging. Ich war genötigt, um den vielen Krümmungen des Umbaflusses folgen zu können, mich mehrere Tage lang Schritt für Schritt, mit der Axt in der Hand, durch dichtes Dornengebüsch durchzuhauen. Wie groß war aber die Freude, und wie ermunternd wirkte die Nachricht auf die Kolonne, wenn die Spitze nach stundenlanger, mühsamer Arbeit die kühlen Uferwaldungen des Flusses erreicht hatte! Singend oder keuchend unter ihren 55 Pfund schweren Lasten kommen die Leute am Lagerplatz an. Voran marschiert stets ein Eingeborener als Wege-

sich streng zur mohammedanischen Religion; nie aßen sie vom Wild, das ein Christ erlegt hatte. Der Koch, seiner Abstammung nach ein Komorre, bemühte sich sogar, die vorgeschriebenen Waschungen und Gebete vorzunehmen und bediente sich für letztere, in Ermangelung eines Teppichs, eines Küchenscheuertuches. Eine photographische Aufnahme ließ er bewußt niemals von sich machen, während die sich ebenfalls zum Islam bekennenden Träger von der Küste es damit nicht so genau nahmen. Die diesen

Die Ufer des Umbaflusses sind von unzähligen Elefanten-, Zebra- und Antilopenfährten durchwühlt, doch waren hier noch nicht die ersehnten Jagdgefilde. Die Schwierigkeiten der Verpflegung in der gänzlich unbewohnten Gegend mahnten zum eiligen Weitermarsch, vegetabilische Nahrung, die man nur erhandeln kann, ist einer Karawane unbedingt nötig, denn andauernder Fleischgenuß erzeugt Krankheiten. Die Jagd auf eiligen Märschen ist überdies äußerst ermüdend, ja unmöglich; man kommt von der Karawane zu weit ab

Abb. 2. Krokodil im Umbafluß.

Zeilen beigegebene erste Abbildung stellt die charakteristische Physiognomie des besten Trägers der Expedition dar. Auf Sammlung eines guten photographischen Materials war bei der Ausrüstung der Expedition besonderer Wert gelegt worden: drei Mann trugen Apparat und Platten, und ein Somali leistete beim Photographieren Hilfe. Oft waren wir Europäer genötigt, uns mit den Eingeborenen zusammen aufnehmen zu lassen, um diesen alle Furcht vor dem fremdartigen Apparat zu benehmen.

und ist nicht im stande, die nötige Ordnung aufrecht zu erhalten. Ein Zebra und ein 2,95 m langes Krokodil (siehe Abb. 2) waren die einzig nennenswerte Jagdbeute in der Umbasteppe. Doch darf man nicht glauben, daß das Tierleben am Umbafluß gänzlich ruht. Wer einmal, kurz vor Sonnenuntergang am Ufer sitzend, über sich das wundervolle Blätterdach mit Lianen durchwunden, vor sich rauschende Stromschnellen, die mannigfaltige Tierwelt, das Schreien der Affen in den Bäumen, das Pfeifen und Zwitschern der bunten Vögel,

Abb. 3. In den Stromschnellen des Umbaflusses.

und im Wasser die heiseren Töne der Krokodile beobachtet hat, der begreift die Sehnsucht, welche einen jeden nach dieser noch unberührten Natur wieder hinzieht.

Die Umbasteppe wurde verlassen, und mühsam wurden die steilen Wände der Usambara-Berge erklommen. Sikiniassi, der alte Häuptling von Mlalo, nahm die Expedition gastlich auf, und bald erhielt das Lager den Besuch von drei Europäern, evangelischen Missionaren, die soeben die Einrichtung einer Station, Hohenfriedberg genannt, in Angriff genommen hatten. Freundlichere Bewohner, schönere Lust und herrlichere Gegend hätten sie auch kaum finden können. Das Thal von Mlalo, mit seinen Viehweiden, seinem fruchtbaren Boden und seinen rauschenden Wasserfällen ist eine Perle im deutsch-ostafrikanischen Besitz. Ungern verließ die Karawane das schöne Land und begann den Marsch wieder hinab in die hügelige Baumsteppe, die sich am Ostrand der Pareberge bis zum Jipe-See hinzieht. Gondja und Kisiwani, bekannte Wasserplätze, wurden berührt und angesichts des genannten Sees eine nordwestliche Richtung eingeschlagen, quer durch das Gebirgsland der Wagueno hindurch. Dr. Hans Meyer hat uns genauere Kunde von diesem Bergvolk gebracht, das scheu und in Furcht vor den räuberischen Massaihorden lebte, und das jetzt anfängt, in der deutschen Flagge einen Schutz zu sehen, der ihm den ungestörten Besitz seiner geringen Heerden sicherstellt. Wie kulturfähig dieses Ländchen ist, wird jeder einsehen, der Gelegenheit hat, die vorzüglich angebauten und sogar oft eingezäunten Felder mit Mais, Bananen, Bohnen und Hirse zu sehen. Eisen wird dort in den Bergen gefunden, und die Wagueno gelten als geschickte Schmiede. Steigt man wieder zur nordwestlich gelegenen Baumsteppe hinab, so erblickt man hoch oben über den Wolken den Gipfel des Kilima-Ndjaro, von seinem Besteiger, Dr. Meyer, Kaiser Wilhelmspitze genannt. Es erscheint kaum glaublich, daß die glänzende, weiße Kuppe, fast senkrecht über uns, die Spitze eines Berges sein soll, und man begreift dies überraschende Schauspiel nur dann, wenn man bedenkt, daß man sich in einer Höhe von zirka 500 m über dem Meere befindet und nur zwei Tagereisen weit vor sich einen Berg liegen

sieht, dessen Höhe zirka 6200 m, also anderthalbmal die Höhe des Mont-Blanc, beträgt. Ganz unwillkürlich drängt die Karawane vorwärts. Die fruchtbaren Dschaggaländer erwecken die Aussicht auf Ruhetage und gute Verpflegung und beflügeln den Fuß auch des faulsten Trägers; der Europäer ist begierig, den Schneeberg zu betreten, das Volk der Wadschagga und seine Kultur kennen zu lernen

Ich hatte vier Tage für einen Aufenthalt in Moschi in Aussicht genommen. Moschi war damals der Sitz eines kleinen deutschen Militärkommandos, das inzwischen, weiter ostwärts, nach Marangu verlegt worden ist. Von dort aus sollten die vielgerühmten Jagdgefilde, im Südwesten des Berges, in der Landschaft Aruscha, aufgesucht werden. Die vier Tage verliefen in angenehmer Gesellschaft, doch leider zu schnell. Dr. Peters, der Kaiserliche Kommissar, war soeben in Begleitung einer Kompanie der Schutztruppe in Moschi eingetroffen. Das Stationsgebäude ist aus Lehm aufgeführt und macht einen wenig soliden Eindruck. Der Grund dieses allmählichen Verfalles ist in den zahlreichen Erdstößen zu suchen, durch die der Kilima-Ndjaro von Zeit zu Zeit seine vulkanische Natur erkennen läßt.

Abb. 4. Der Kibo, Gipfel des Kilima-Ndjaro. Von Moschi aus gesehen.

Diese häufig wiederkehrenden Naturerscheinungen ließen uns manchesmal die Frage besprechen, ob nicht diese Gegend vorzüglich zur Anlage einer wissenschaftlichen Station geeignet wäre. Vergegenwärtige man sich einmal den Stand, auf dem sich unsere meteorologischen Erfahrungen aus dem Innern Afrikas trotz der großen Zahl von Forschungsreisen befinden. Das Material, welches unseren Gelehrten zur Verfügung steht, ist äußerst dürftig. Und wie wichtig ist nicht, gerade zur Feststellung der Kulturfähigkeit eines Landes, die genaueste Kenntnis der Temperaturen, des Wechsels von Regen- und Trockenzeit, kurz des Klimas, als erste Existenzbedingung für europäische Ansiedler und schwarze Arbeiter? Die verschiedensten Zonengürtel um den Berg herum, unten die Dornsteppe, in mäßiger Höhe die anbaufähige Kulturzone, höher hinauf der tropische Urwald, und dann die alpine Zone mit ihrem Eise, sie alle bieten dem Naturforscher das denkbar günstigste Feld für fruchtbare Studien der geologischen Beschaffenheit und der Tier- und Pflanzenwelt des merkwürdigen Berges. Der Engländer Johnston und Dr. Hans Meyer haben unsere Wissenschaft von dort um vieles bereichert. Beider Aufenthalt war jedoch zu kurz, um erschöpfende Resultate zu zeitigen. Der Wissenschaft würde sehr gedient sein, wenn zwei tüchtige Gelehrte auf drei Jahre dorthin entsandt würden. Die Kosten würden gering sein; die Gegend dort erfüllt mit ihrem fruchtbaren Boden und ihrer herrlichen Bergluft alle Lebensbedingungen für Europäer.

Mandara, der einflußreichste Häuptling dieses Landes, ist inzwischen gestorben. Ich besuchte ihn noch an seinem Krankenlager. Die letzten Worte, die er sterbend seinem Sohne sagte, waren: „Mein Sohn, wenn du klug bist, so stellst du dich mit den Deutschen gut.“ Die umwohnenden, schwächeren Volksstämme haben viel von der Raubgier dieses Mannes zu leiden gehabt, und erst die deutsche Herrschaft hatte seinen Beutezügen ein Ziel gesetzt.

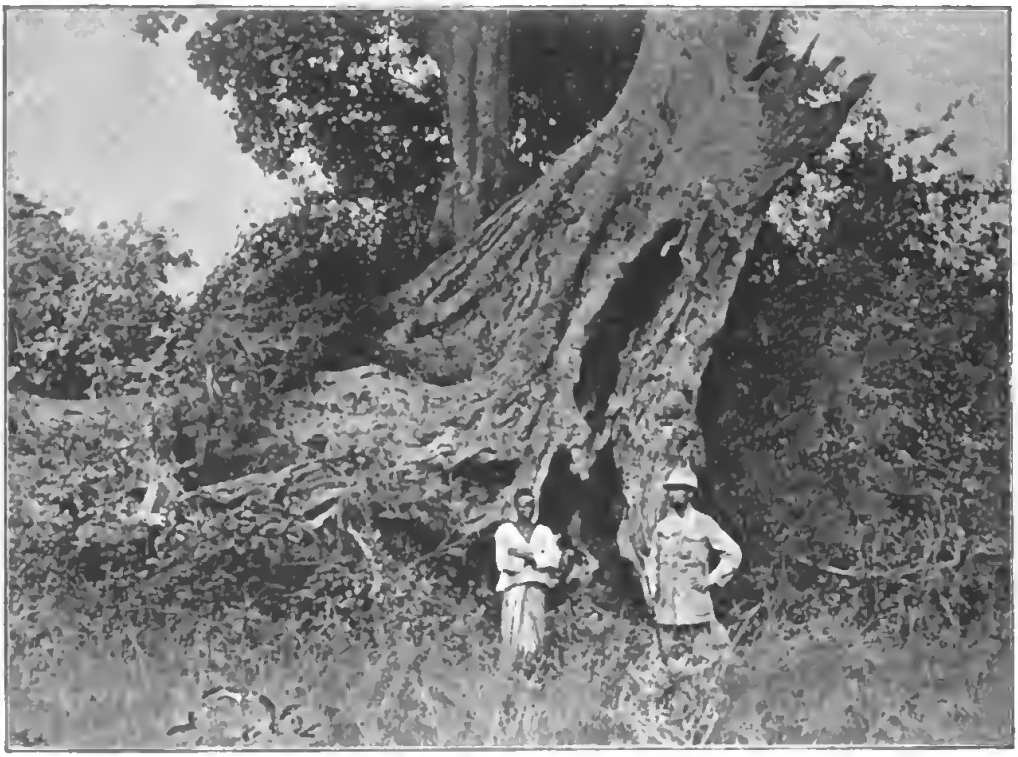


Abb. 5. Baumstamm am Weri Wertfluß.

Der Abschied aus dem schönen Dschaggaland wurde jedem Mitgliede der Expedition schwer: war doch das Ziel die öde Steppe,

und am Vorhandensein zahlreicher jagdbarer Bewohner dieser Steppe hatte ich nach meinen bisherigen Erfahrungen zu zweifeln begonnen. Sehr mit Unrecht!

(s. Abb. 5), das zweite in Unter-Aniscka gelegen, wurden aufgeschlagen, und von dort aus, nach den verschiedensten Richtungen hin, Ausflüge mit je drei oder vier

Abb. 6. Graf Göhen auf Jagd.

Die kühnsten Erwartungen wären befriedigt worden. Zwei Jagdlager, das erste an der sogenannten Büffelfurt am Weri Werisluß, wo der Baumwuchs am prächtigsten war

schwarzen Begleitern unternommen. Das Resultat war mehr als befriedigend. Den Jäger werden sachliche Beobachtungen mehr interessieren als die abenteuerlichen Jagd-

Abb. 7. Lager in der Steppe.

erlebniſſe, die in Afrika oft vorkommen, aber noch öfter übertrieben geſchildert worden ſind.

Ich führte in allen Fällen eine doppelläufige Expreßflinte von Leue in Berlin, Kal. 450 (zirka 11 mm), mit ausgezeichnetem Erfolg, ſelbſt gegen Rhinoceroſſe und zwar auf Entfernungen bis 300 m. Die Bleigeſchoſſe waren an der Spitze mit Antimon gehärtet, und die Ladung beſtand in 10 Gramm Pulver. Erfahrenere Jäger geben einem etwas größeren Kaliber den Vorzug (577), während man bei der Vorzüglichkeit der heutigen Waffen von den ganz ſchweren, ſogenannten Elefantenbüchſen immer mehr abkommt. Bezüglich des Verfahrens auf Jagd in Afrika iſt man ganz auf den Pirſchgang beſchränkt: der zahlreichen Raubtiere wegen hält das Wild niemals einen Wechſel ein, und ein Anſtellen z. B. an einem von Fährten durchwühlten Waſſerplatz führt meiſt zu Enttäuſchungen. Ähnlich verhält es ſich mit dem Schießen bei Nacht. In der beſchriebenen Gegend konnte man allnächtlich dicht am Lager Löwen, Panther und Hyänen heulen hören, aber nie hätte ſich bei der tiefen Dunkelheit auch nur der Verſuch eines Schuſſes ins Ungewiſſe gelohnt.

Brach der Morgen an, ſo ſetzte man ſich bewaffnet mit Gewehren, Meſſern und Sägen in Marſch, gegen den Wind, quer durch das noch vom Nachttau naſſe Gras ſich hindurchwindend. Erhob ſich der Boden etwas, ſo erblickte man faſt regelmäßig da oder dort in weiter Entfernung eine Herde äſender Antilopen, Zebras oder Gnus, oft gemiſcht mit Straußen und Giraffen. Es galt nun ſich unter geſchickter Benutzung deckender Sträucher und Bäume, oft auf den Knieen mühſam kriechend, der Herde zu nähern. Auf 150 bis 200 m Entfernung kracht der Schuß, und das getroffene Wild wälzt ſich am Boden. Die Herde iſt in wilder Flucht davongeſtürmt, eine ungeheure Staubwolke aufwirbelnd, öfters aber bleibt ſie, von Neugierde getrieben, ſtehen, um bei nochmaliger Annäherung des Jägers in weiter Ferne zu verſchwinden. Mißerfolge ſchrecken den Jäger nicht ab, denn er iſt ſicher, noch eine oder auch zahlreiche Herden am gleichen Tage zu finden. Und zahlreich ſind die Mißerfolge, weil die Tiere in wunderbarer Weiſe durch die Natur geſchützt werden. Eine äſende Hartebeeſtantilope kann auch das geübte Auge nur ſchwer von einem der

zahlreichen dunkelbraunen Termitenhaufen unterscheiden, und wenn man die Aufmerksamkeit eines Zebras beobachtet, das, als Wachtposten 100 m vor seinen äsenden Genossen aufgestellt, das frische Gras verschmäht und mit hochgehobenem Kopfe für die Sicherheit der Herde sorgt, so kann man seines Jagdeifers vergessen und sich nur der Beobachtung dieses anziehenden Schauspiels hingeben. Antilopenherden werden oft durch das widerliche Geschrei eines kleinen mövenartigen Vogels gewarnt, und auch das Rhinoceros läßt sich von ihm wecken, wenn Gefahr im Verzug ist. Das Rhinoceros macht, soweit ich wenigstens es beobachtete, jedesmal nach dem ersten oder zweiten Schuß einen mehr oder weniger energischen Versuch, seinen Angreifer über den Haufen zu rennen. Seine ungeschickten Bewegungen bringen es jedoch dem Schützen nur so nahe, das es ihm oft glückt, schon den nächsten Schuß tödlich anzubringen. Daß das Tier dann noch nicht gleich zu fallen braucht, zeigt die Thatsache, daß bei einer Jagd, die das Kommando der Schutztruppe, der Versorgung mit Fleisch wegen, unternahm, im Herzen eines Rhinoceros nicht weniger als drei Kugeln gefunden wurden. Es mußten im ganzen 29 Schuß aus dem Mausergewehr M. 71 auf das Tier abgegeben werden. Dem andern Teilnehmer an der Expedition, Dr. Erhardt, glückte es, in Unter-Anischa eine 1,5 m lange und armdicke Puffotter, und am folgenden Tag eine 2,5 m lange unbekannte Schlange von prachtvoller Zeichnung durch Schüsse in den Kopf zu erlegen. Sonst ist die Expedition von Schlangen nie belästigt worden, und man ist falsch unterrichtet, wenn man in Ostafrika hinter jedem Stein eine Schlange vermutet. Elefanten hatte ich auf dem Rückmarsch am Westhang der Pareberge zu Gesicht bekommen. Die beiden riesigen Dickhäuter entkamen jedoch; an eine Verfolgung war nicht zu denken, weil die Erschöpfung der Karawane infolge von Wassermangel eine vollständige war.

Einige wenige Worte seien noch über die Schmackhaftigkeit des ostafrikanischen Wildes gesagt. Außer Krokodilen und Schlangen haben wir beiden Europäer alle erlegten Tiere eßbar gefunden. Als das beste Fleisch kann man wohl das des Gnu bezeichnen, doch erschienen Rhinocerosbraten,

Abb. 8. Brücke bei Mbiko über den Pangani.

Zebrafilet und Giraffe mehrfach auf der Speisekarte.

Jagdtrophäen, wie Felle, Füße und Hörner, wurden von allem Fleisch gereinigt, durch Einreiben mit gebranntem Alaun getrocknet, dann in Zeug eingenäht und durch öfteres Begießen mit Terpentin vor Ungeziefer geschützt. Der Erfolg war der beste.

Mit den geschilderten Jagdausflügen war der Juli zu Ende gegangen. Der Rückmarsch wurde am Panganifluß entlang angetreten, und die freie Zeit nach den anstrengenden Märschen nicht mehr mit Jagd, sondern mit Schreiben, Skizzieren und Photographieren ausgefüllt.

An der Zunahme der Kultur, die freilich oft nur im Besitz einiger besserer Kleidungsstücke besteht, erkennt man deutlich die Annäherung an die Küste. Die Jumbes, d. h. d. h. Dorfchefs, äußern den Wunsch nach Medizin, d. h. Kognak, und verlangen, wie Sembodja, der anmaßende und von Deutschland reich beschenkte Häuptling von Masinde in Südwest-Usambara, unverschämten Lohn für Wegeführer.

Als interessant ist in jener Gegend eine, auch photographisch aufgenommene Brücke (s. Abb. 8) zu bezeichnen, weil sie mit viel Geschick von Eingeborenen hergestellt worden ist, ein Fall, der bei Brücken äußerst selten vorkommt. Die Brücke führt über den Panganifluß bei Mbiko und bildet eine Verbindung zwischen den Landschaften Nguru und Usambara.

Je näher man der Küste kommt, um so leichter und schneller marschieren die Träger. Der Lohn ihrer Mühe und in zweiter Linie die Verwandten und Freunde warten ihrer; auch der Europäer sehnt sich, so herrlich und wohlthuend ihm die Wildnis war, nach der Heimat und den Seinen zurück. Dann aber ergreift ihn wieder die Sehnsucht nach dem ungebundenen Expeditionsleben in der Wildnis. Diese Sehnsucht wird ihn stets verfolgen, ja peinigen, denn nur wenigen erlauben es Beruf, Gesundheit und Mittel, in jenes geheimnisvolle Land zurückzukehren.

Heimat-Sommermorgen.

Von Maurice von Stern.

(Nachdruck verboten.)

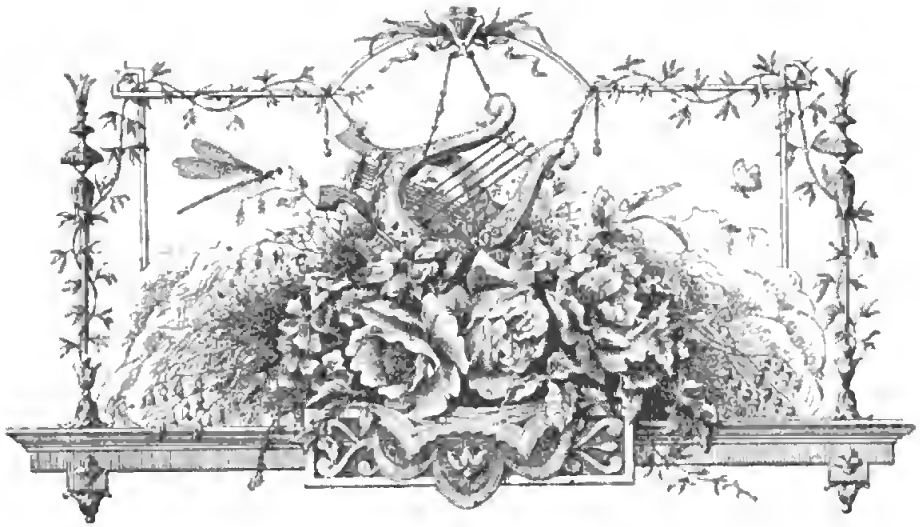
Schwer ist das hohe Gras durchfeuchtet,
Im Zwielicht matt der Morgen graut;
Hell auf betauter Wiese leuchtet
Berauscht von Duft das Knabenkraut.

Tief wogt im Traum der junge Weizen,
Wie Wellenschlag der toten See;
Rot in den ersten Blütenreizen
Perlt taubesprüht der frische Klee.

Laut ächzt und gähnt die schwere Achse
Des Leiterwagens durchs Revier;
Wild stutzt im wiegend blauen Flachse
Das hochgebaute Elentier.

Kühn hebt es in die Morgenröte
Die Riesenschaufeln schwer und stolz;
Fern tönt des Hirten Weidenflöte —
Und splitternd knackt es durch das Holz.

Rot haucht der Morgen durch die Birken
Und taucht das Land in Duft und Glanz;
Bunt in die feuchten Felder wirken
Die Lichter ihren Farbenkranz.



Die Muſik- und Theaterſtadt im Wiener Prater.

Von Carl van Vincenti.

(Abdruck verboten.)

Vam Kranenknauf der Rotunde flattert die Kaiſerfahne, das eiſerne Rieſendach, unter welchem ſich ja viel Schauluſt ſchan getummelt, iſt van den bunten Wimpeln aller Natianen umrauſcht: Wien hat wieder eine internatianale Ausſtellung. Wenn es je einem Reiche nat that, gegen Völkerhader Friedenskünſte anzurufen, ja thut dies Öſterreich nat, denn was ſalcher Hader bedeutet, weiß niemand beſſer als wir. Wiens Ruf hat auch diesmal allerwärts Ohren und Herzen gefunden, Freundeshände haben ſich uns van allen Seiten entgegengeſtreckt, ſelbſt aus den Völkerſippen des Reiches, wa dach der Gegner und Nörgler Wiens nicht wenige ſind. Vindabonens Reize können eben nie ganz verſagen; ſie altern nicht, traß Sarge und Trübſal. Und die hat's lange genug gegeben, nun aber fall ſich's wenden. Da war's denn ein beſanders glücklicher Gedanke, gerade an dieſem Wendepunkte eine Ausſtellung ins Leben zu rufen, die, ja recht aus dem innerſten Weſen Wiens herausgebaren, in unſerem Kunſtklima, wa Blut und Luft ſo eigentümlich gemiſcht, beſanders gedeihen und eine natürliche Anziehungskraft auf die Fremde ausüben mußte. Wien iſt die erſte Muſikſtadt, es war auch lange eine erſte Theaterſtadt und kann es wieder werden, wenn es nur ernſtlich will. Daran mahnt uns die internatianale Muſik- und Theater-Ausſtellung im Prater, deren Pfarten des Kaiſers Wart am ſiebenten des Maimanates aufgethan. Aus einem ſchönen, glücklichen, neuen Gedanken hervargegangen, möge ſie für Wien eine neue, glückliche, ſchöne Zeit einleiten und daſür dreifach geſegnet ſein: völkerfeſtlich, vaterländiſch, künſtleriſch, als echtes Viribus-Unitis-Werk der Friedenskünſte, das keine natianalen Schranken kennt.

Zur hundertſten Wiederkehr van Mozarts Tadestag (1891) hatte man eine kleine Ausſtellung van muſikaliſchen Inſtrumenten, Bildniſſen, Autographen und Drucken geplant. Aus dieſer beſcheidenen Saat wuchs das jetzige gewaltige Ausſtellungsbild empar. Eine geniale Frau, der Wien nicht wenig verdankt, gab die erſte Anregung: Fürſtin Pauline Metternich. Sie ward die Seele des ganzen Unternehmens, welches ſie mit ihrer Wärme und Thatkraft durchdrang; ſie bat für das Gelingen ihren ganzen graßen Einfluß und alle ihre ſanfte Nötigung auf, wagegen es keinen Widerſtand gibt, fand die richtigen Männer, welche den vielverzweigten Apparat ſchufen, in Bewegung ſetzten und all die tauſend Verbindungen anknüpften, die ein ja allumfaſſendes Unternehmen erheiſcht. Nicht oft wird eine Ausſtellungskammiſſian eine ja unermüdliche Ehrenpräſidentin beſeſſen haben wie die Fürſtin Pauline und ein Präſidium, das ja raſtlas arbeitete, wie es Marggraf Pallavicini, Graf Baas-Waldeck, Baran Baurgaing, Nicalaus Dumba, Dr. Heinrich Jaques und die Direktaren Auſpitzer und Haefft gethan. Nichl minderes Verdienſt hal ſich Gräfin Kielmannsegg, die Gemahlin des Statthalters, an der Spitze des Damenkamitees erwarben. Das Ausland ehrte das unter dem Pratektarate des kunſtſinnigen Erzherzags Karl Ludwig ſtehende Werk durch Männer erſten Ranges auf allen Fachgebieten, welche es znr Leitung der Ausſchüſſe berief; ja übernahm der Herzag van Edinburg das Präſidium der Fachausſtellung Englands und trat Generalintendant Graf Hachberg als Ehrenpräſident an die Spitze des Deutſchen Reichs-Ausſchuſſes. Wie jedes mit tauſend Unberechenbarkeiten kämpfende Werk, hatle auch dieſes ſeinen kritiſchen Augenblick, da hielt der Kaiſer ſeine gütige Hand ſchützend darüber und es war gerettet.

Durch eins der heiter anmutigen Parkthare betreten wir die üppig durchgrünte Ausſtellungsſtadt. In der That, es iſt eine Stadt, van

höchster Modernität, der gleichwohl der historische Zug nicht fehlt. Alles findet sich da, was der Kunst- und Genußmensch von heute in Ausstellungslaune nur verlangen mag: ein Museum, gewaltig und einzig in seiner Art — die Rotunde selbst, Theater und Musikhalle für alle Nationen, Schattenspiele und Marionetten, Zwergtheater und Hanswurstkomödie, Panorama und Wagnerhalle, Bier- und Kosthallen, Kaffeeterrassen und Speisehäuser, Champagner- und Blumenkioske, Münchener Bräu und Wiener Molkerei, Phonograph, Rettungsgesellschaft und Petroleumbahn, die letzte Wiener Mode und das entzückendste Stück Alt-Wien, wie's vor zwei Jahrhunderten gewesen.

Wohin nun zuerst uns wenden? Nach der Rotunde, dem eigentlichen Ausstellungspalaste, welchen Architekt Bartelmus diesmal adaptiert hat. Wir treten durch das Westportal ein, vor welchem sich der Park ausbreitet. Internationale Geschichte und Entwickelung der beiden machtvollen Schwesterkünste sind in Fach- und ethnagraphischen Gruppen und Zusammenstellungen, in köstlichen Musealschätzen, wie sie sich nach nie unter einem Dache zusammengefunden, zu lebendiger Anschauung gebracht. Selten ward Lern- und Schaulust zugleich ein so harmonisches Ganzes geboten, wie hier. Die Lernenden werden des Schauens nicht müde und die Schauenden kommen unwillkürlich ins Lernen. Und dazu bekammt man einen ganz merkwürdigen Respekt vor den Fachmännern und Komiteemenschen, die all dies zusammengebracht haben; ein Kriegsjahr von geistiger und physischer Ausstellungsarbeit dürfen sie sich getrost anrechnen. Hinter der Kunst steht das Gewerbe. Daraus ergab sich naturgemäß die Einteilung der Ausstellung in eine *fachlich-historische* und eine *gewerbliche*. Der ersten ist die Rotunde selbst mit ihrer Arkadengalerie und den vier Querflügeln, der zweiten, einer reichen Warenschau, die uns hier wohl nicht zu beschäftigen hat, das den Runddau mit seinen Galerien umrahmende Riesenviereck auf drei Seiten eingeräumt worden. Österreich und Deutschland nehmen für ihre Fachausstellung den westlichen Querflügel und den weitaus größten Arkadenraum ein; die Ausstellung der Unterrichtsvereine, England, der bulgarische Pavillon, Italien, Rußland, Spanien, Belgien, Polen (in einer Ecke des Westtransepts) schließen sich an. Der südliche Querflügel enthält die ethnagraphische Abteilung, der östliche die Sonderausstellung der Wiener Hoftheaterintendanz, der nördliche die französische Fachexposition. Unter den Galerieen befinden sich, außer der internationalen Ausstellung der in Musik und Theater einschlägigen Gewerbe, eine besondere Abteilung für Militärmusik, ein mit allem Klubkomfort eingerichteter Fremdensalon und ein Vortrags- und Konzertsaal für Kammermusik, während in den Eckhöfen Restaurationslokale und die elektrische Beleuchtungsanlage von Siemens & Halske untergebracht sind.

Bevor wir unseren knapp orientierenden Rundgang durch die fachlich-historische Ausstellung antreten, werfen wir einen raschen Blick in den Mittelraum des gewaltigen Runddaues, dessen schlanke Kuppellaterne bekanntlich 230 Fuß über der Mittelfontäne schwebt. Am Eröffnungstage begrüßten von dort oben Fanfaren den Kaiser, als er sichtlich überrascht im Mittelraume erschien. Dieser Überraschung wird sich kaum jemand zu erwehren vermögen. Der weite Raum ist nämlich in einen französischen Renaissance-Garten verwandelt, dessen Mitte das Brunnenrondell bildet. Büsten von Dichtern und Musikheroen schauen von hohen Postamenten auf den kühlen Grund. Von den Terrassen der ringsumlaufenden Rundtreppe, die von der Arkadengalerie in dies tiefergelegene Gartenparterre heradführt, springen zehn eigenartige Bühnenbauten aus, auf welchen sich durch Figurinen „belebte" szenische Bilder von großer malerischer Wirkung darbieten. Unter den bereits Vollendeten fallen auf: eine russische Portalarchitektur, welche einem höchst stimmungsvollen Kreml-Interieur als charakteristischer Rahmen dient, ein Dachstein-Panorama vom Gosausee aus, womit Meister Burghart das steirische Volkslied „Hoch vom Dachstein ꝛc." landschaftlich illustriert, eine phantasievolle, brunnendurchrauschte Phantasiegrotte von Kautsky & Rottonara, ein Försterzimmer aus der Kurfürstenzeit, von Lentner für das Totiser Schloßtheater des Erzherzogs gemalt, ein Herrenzimmer (Renaissance) aus dem zweiten Akt des Stückes „Das alte Lied," ein Bild aus „Le Rêve" (Pariser Oper), die Vorhalle zu einem venetianischen Palaste. An schwülen Sommertagen aber vom Regen überraschten Abenden dürfte sich hier unter dem hohen Eisentrichter der Rotunde bei Brunnenplätschern angesichts der elektrisch beleuchteten Bühnenbilder ringsum ein eleganter Rotundenkorso entwickeln.

Wir beginnen unsern Gang durch die Fachausstellung mit dem südlichen Querflügel, wo die ethnagraphische Abteilung Unterkunft gefunden. Diese von Gustav Heger geschaffenen Gruppen bilden als Ganzes eine Art kulturhistorisches Vorwort zur Ausstellung. Primitive Volksinstrumente aus den ältesten Zeiten finden sich da mit den eigenartigen Theaterrequisiten asiatischer Völker zusammen; man sieht zweitausendjährige Bronzepauken der Chinesen neben Indianerhörnern, Rasselinstrumenten von der Südsee und einem afrikanischen Holzklaviere, die grotesk aus Leder geschnittenen Schattenspielfiguren des türkischen Polichinelletheaters (Karaghöz) mit javanischen Marionetten, Schauspielermasken aus Japan und Tänzermasken aus Birma, ein seltsam buntes Beisammen charakteristischer Kunstmittel für dramatische Darstellungen. Nach beiden Seiten gelangt man von hier nach Österreich und Deutschland, links *Musik* (Fachreferent Professor Adler), rechts Theater. Wenige Urkunden der vorchristlichen Musik beginnen die kulturelle Entwickelung der Tonkunst. Die weitaus merkwürdigste darunter ist ein Fragment aus dem berühmten Fajjumer Papyrusfund, welchem bekanntlich Erzherzog Rainer durch Ankauf seinen Namen gegeben hat. Diese aus dem Anfang der christlichen Zeitrechnung stammende Papyrusrolle, das älteste und einzige erhaltene Stück griechischer Musik, enthält Text und Partitur, Instrumental- und

Vokalnoten eines Chorliedes aus dem „Orestes" des Euripides. Das alte Rom ist nicht nennenswert vertreten, dem Mittelalter enttaucht in hundert Bildern die verklärte Gestalt der heiligen Cäcilie, in welcher sich die Alleinherrschaft der Frommmusik verkörpert; kostbare Miniaturen schmücken das corviniſche Antiphonar; ein Prachtband mit den Liedern Oswalds von Wolkenstein aus kaiserlichem Privatbesitze versetzt uns in die Zeit des Minne- und Meistergesanges.

In den beiden Renaissance-Jahrhunderten ist Sang und Klang von den Niederländern, den Kontrapunktmeistern, beherrscht. Johann Wisers „Tridentiner Kodex" bietet die reichste handschriftliche Sammlung niederländischer Tonstücke aus dem XV. Jahrhundert. Die Entwickelung des Notenstichs und -Drucks ist erschöpfend dargestellt: Patronendrucke, Holztafeldrucke, Petruccidrucke (mit Metalltypen), Kupferplattendrucke. Der Kenner wird sich für das Kancionale der Hussiten und der Mährischen Brüder und in der Sondergruppe der protestantischen Kirchenmusik vornehmlich für das „Wittenbergisch deutsch geistlich Gesangbüchlein" interessieren, das Johann Walther, Luthers Freund, 1551 herausgegeben. In Italien tritt zuerst der kunstmäßige Gesang in Madrigalen und Monodien auf; es kommt die Opern- und Oratorienzeit; die erste Oper, Caccinis und Peris „Euridice" (1600) hat die königliche Bibliothek in Berlin eingeschickt; die erste ständige deutsche Oper (Hamburg) ist durch Reinhard Kaisersche Autographe vertreten; die Blüte der Musik am Münchener Hofe verkörpert sich in dem Niederländer Orlando di Lasso — wer kennt nicht sein Denkmal auf dem statuenreichen Promenadenplatze?

Fesselnde Gruppen bieten die Separatausstellungen erlesener alter Musikinstrumente: vor allen das berühmte Berliner königliche Instrumentalmuseum, dann die Sammlungen des Erzherzogs Franz Ferdinand von Este, Nathaniel v. Rothschilds (italienische Streichinstrumente) und des Wiener Instrumentenmachers Zach (italienische Geigen). Die deutschen Organisten kommen: Händel und Bach, die großen protestantischen Meister! Ein Name, nach dem anderen stammt auf: Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert. Wien wird der Mittelpunkt der musikalischen Welt. Den Unsterblichen sind Sonderabteilungen gewidmet. Überreich stürmt's auf uns von allen Seiten ein: Reliquien, Autographen und Partituren, Bilder, Bildnisse, Büsten und Totenmasken. Hier Haydns großes Originalporträt, dort Mozarts Klavier- und Stainergeige, seine handschriftliche Requiem-Partitur und Glucks Autograph vom „Telemacco." Schwinds Fresken zur „Zauberflöte" und Munkacsys „Letzte Stunde Mozarts"; derbe Beethoven-Autographe und zierliche Schubert-Handschriften aus Dumbas großer Sammlung und im vollen Jugendreiz, ewig verklärt in leuchtendem Marmor, die Gräfin Julia Guicciardi, die Muse der Cismoll-Sonate! Immer neue ruhmreiche Schatten vom Musikparnaß tauchen auf und ziehen in langer Reihe an uns vorüber, schweigend und doch so beredt in ihren Werken — die Romantiker: Weber, Mendelssohn, Schumann, Spohr, Marschner, Meyerbeer, Liszt, Chopin, Wagner, welchem letzteren draußen im Park der Landschafter Josef Hoffmann eine eigene „Gibichungen-Halle" aufzimmern ließ. An die großen Toten schließen sich die zukünftigen Unsterblichen im Tönereich, die noch unter uns wandeln: Brahms, Joachim, Rubinstein, Goldmark, Brückner, Dvořák ꝛc. im gemalten und modellierten Bildnis an. Manche Dame mit grauem Scheitel blickt auf die feinmodellierte Hand Chopins und denkt des Jugendsturmes, den einst diese tönende Hand in ihrer Brust entfesselt. Manche andere, die noch jung sein darf, hebt im Liszt-Zimmer den verträumten Blick nach dem großdrapierten Liszt-Porträt Kaulbachs oder der berühmten Lenbach-Skizze aus dem 1881er Jahre, welche ein Hauch aus dem Zauberkreise des Bayreuther Meisters berührt hat. Niemand wird es auch bereuen, den Annex mit der Darstellung der deutschen Militärmusik zu besuchen, welche hundertzwölf Jahre (1780—1892) umfaßt. Hier erregen die silbernen Blasinstrumente und kolossale Garde-du-Corps Pauken, deren Behänge von der Königin Luise herrühren, ganz besonderes Interesse.

Einen krönenden Abschluß findet die österreichisch-deutsche Musikausstellung in dem „Interieur von Habsburg-Lothringen," worin Bildnisse, Autographe, Kompositionen und Instrumente derjenigen Mitglieder unsers Kaiserhauses vereinigt sind, welche entweder selbstschaffende Komponisten, oder Kenner und Förderer der Musik gewesen. In dieser illustren Reihe erscheinen die beiden Maximiliane, die drei Ferdinande, Leopold I, die beiden Josephe, Karl VI, Maria Theresia und Maria Antoinette, Franz I und Kardinal-Erzbischof Rudolph, der reichbegabte Schüler Beethovens. Wer vernähme nicht mit Interesse, daß Kaiser Karl VI 1725 die Aufführung der Fuxschen Oper „Elisa" in eigener Person dirigierte? Wer betrachtete nicht mit Pietät die Lautentabulation Josephs I, die dürftigen Spinette Kaiser Josephs VI und seiner großen Mutter und gar die reichbemalte Harfe der Königin Marie Antoinette? In dieser erlauchten Mitte ward der Ehrenplatz angewiesen: dem Original von der Haydnschen Volkshymne.

Es ließe sich das vorstehend flüchtige Musikausstellungsbild aus den Fachausstellungen der übrigen Länder gewiß noch durch manchen interessanten Zug vorteilhaft ergänzen, doch einzelne, wie England und Spanien, sind noch weit zurück und überhaupt würde solches Beginnen den gebotenen Rahmen weit überschreiten. Es sei deshalb nur aus der ungemein reich beschickten Ausstellung des dritten Dreibund-Reiches, Italiens, einiges Hervorragende herbeigezogen. Für Musikkenner genügt schon die Bemerkung, daß die Cäcilien-Akademie in Rom sich sehr namhaft beteiligt hat. Unter den Kostbarkeiten des ersten italienischen Notendrucks findet sich die große Ausgabe der Palestrina-Messen (1550—1600), unter den handschriftlichen Schätzen die Partitur der achtundvierzigstimmigen Messe Gregorio Ballabenes. Aus Bologna hat Professor Torchi eine Sammlung altitalienischer Kompositionen in den Originalmanuskripten ausgestellt; Paesiello, Cimarosa,

Bellini, Rossini sind ebenfalls in der Bologneser Ausstellung gut vertreten. Daß der Mailänder Musikverlag van Ricardi sich vornehmlich mit Rossinis und Verdis Werken eingestellt hat, versteht sich von selbst; in einem besonderen Donizetti-Raume hat der Sammler Baron Scotti aus Bergama seltene Reliquien dieses Meisters vereinigt, warunter dessen Klavier, ein mäßig großer Flügel, besonders auffällt. Auf einer Messingplatte varn ist ein nachgelassener Brief Donizettis eingegraben, in welchem er seine Kinder bittet, das Instrument um keinen Preis zu verkaufen. Die Neuzeit heißt: Mascagni, dessen Porträt wiederhalt auftaucht.

Die geschichtliche Darstellung des Theaters und der Bühnenkunst bildet die zweite Abteilung der großartigen Ausstellung. Auch hier haben alle Länder gewetteifert, um das Bild möglichst reich, mannigfaltig und vollständig zu gestalten. Wir wandern vom Südtransept nach rechts und sind wieder in Österreich und Deutschland. Zuerst war das geistliche Schauspiel des Mittelalters; die Weihnachts- und Passtansspiete in ihrer Entwickelung bis zu dem Oberammergauer und Brixlegger Spiele von heute werden uns klar; wir sehen ein Modell der Luzerner Osterspiele im XVI. Jahrhundert und erreichen dann die Fastnachtsschwänke, welche für das weltliche Schauspiel des Mittelalters aufkammen Das getehrte Drama hat seine Heimstätte vornehmlich in Klasterschulen und wird auf lateinisch dargestellt. Es folgen die Stegreifkamödien auf fliegenden Bühnen, die Misch- und Hanswurstkomödie, die Jesuitenspiele, bis endlich die „Neuberin," die erste deutsche Schauspielerin, diesem Treiben ein Ende macht, und die deutsche Schauspielkunst gebaren wird. Wandertruppen ziehen an uns varüber, deutsche, englische, französische; die Kenntnis fremder Bühnendichtungen wird uns vermittelt, und die klassische Epache steigt empar: Lessing, Gaethe, Schiller, Kleist und in Österreich der draußen lang unterschätzte Grillparzer. Die hier einschlägige Sammlung des Litterarhistorikers Zarncke ist ein Navum. Weimar bildet in diesem Teile der Ausstellung den weihevallen Mittelpunkt des Interesses. Es schließen sich die Nachtklassiker, die Ramantiker und die Bühnendichter und -Künstler der Neuzeit an. Darstellungen aus der Geschichte einzelner Bühnen (Berlin, München, Hamburg, Stuttgart, Hannaver, Dresden, Kassel, Mannheim, Düsseldorf, Braunschweig, Bremen, Lübeck, Meiningen) folgen sich; wir lassen die Bildnisse der deutschen Bühnengrößen an uns varübergleiten, sanftige Gemälde, Plastiken, Theatermadelle und Maquetten, Stiche und Schnitte, Kostümzeichnungen und Theateraufrisse vallenden das Ausstellungsbild des deutschen Theaterwesens.

In Wahrheit die Fülle erdrückt. Für Wien sind die von Fux und Gaul arrangierte Ausstellung der Hoftheater-Intendanz, der Pavillan der Wiener Theater, dessen Anardnung wir Dr. Glassy verdanken, sowie die bekannte Grillparzer-Expositian Brennpunkte des Interesses. Erstere, an sich ein Meisterwerk der Dekaratianskunst, zeigt auf der einen Seite der Burgbühne, auf der anderen der Opernbühne entnammene Interieurs, Dekorationsmotive, Schaustücke, Prunkobjekte; lebensgraße Figurinen sind dazwischen aufgestellt. Der Wiener Theaterpavillan — ein Haseinbau — ist sofort ein Lieblingsort für in Theatererinnerungen Schwärmende geworden. Gar belehrsam ist ein Stündchen in diesem Raume, belehrsamer als das dickleibigste Werk über Wiener Theater sein könnte, das wir freilich bis heute nach nicht besitzen. Unter den vergilbten Blättern der archivalischen Theaterwelt raschelt's,absanderliche Bühnenkabolde und -Unhalde springen hervor: aus den alten Rathaus- und Zeughauskamödien, aus den Hans Sachsspielen und den Passionsgauklereien „van der Laimgrube." Eine Schellenkappe lugt heraus, die Pritsche klatscht auf der „Freiung" Prehauser, Stranitzky, Kurz-Bernardan, die Hanswurstenzeit des kreischenden Theaterspektakels und der geschwätzigen Theaterzettel hebt an. Veltensche Zettel sind noch da („Wallenstein," 1670) und Stranitzkys Eingabe an den Magistrat. Schon blüht seit sechzehn Jahren das Burgtheater, als wenige Schritte davon entfernt in den „Hüttenkomödien" auf dem Mehlmarkt Gaukler und Akrabaten Kasperliaden aufführen. Dann folgen sich die Etappen der Wiener Volksbühne: Raimund, Bäuerle, Nestroy, Matras: lachende theaterselige Menschenalter.

In der Ausstellung der Münchener Hofintendanz hält man unwillkürlich inne, sawie man in der „Weimar"-Abteilung seine Gaethe-Schiller-Andacht verrichtet; das dem Marbacher nachgebildete Schiller-Zimmer mit der van dart beigestellten Originaleinrichtung stimmt uns pietätvall und der Grillparzerraum erfüllt den Östreicher mit Stalz. Schillers Bildnis van Fischbein dort, Grillparzers Denkmal hier mit den Weyrschen Prachtreliefs. Bei den Münchenern interessierte sich der Kaiser ganz besonders für die prunkvollen Nachlaßstücke aus den Separatvarstellungen der schwermütigen Ludwigszeit; hier der gleißende Urvasi-Thron, dort Theadorens Pfauenbett und die goldene Prinzessinnen-Wiege. „Arbeiten die Münchener Haftheater, so weiter in dieser Pracht?" fragte der Kaiser. „Nein, Majestät," erwiderte Baron Perfall, „dazu haben wir jetzt freilich kein Geld." Ein Tisch in der Mitte zeigt vierzehn Original-Partituren Richard Wagners, unendlich saubere Notenniederschrift. Geradezu impanierend und der reichstbeschickten eine ist die russische Abteilung mit ihrem sunkelnden, kalossalen Baldachinpartalbau. Kastüme und Figurinen, Maquetten, Mannequins und Requisiten sind in bemerkenswerter Fülle und Pracht varhanden; das Ganze hat einen großen Zuschnitt, man sieht, da wird nicht gekargt, Prunkluft greift russisch tief in den Hossäckel. Künstlerisch steht Frankreich entschieden am hervorragendsten da. Um den Mittelpavillan mit 24 elektrisch beleuchteten, van der „Natianalakademie für Musik und Tanz" meisterhaft ausgeführten Dekorationsmaquetten gruppiert sich ein ebensa vielgestaltig und reizvoll angeordnetes, durch kostbaren Wandschmuck an Webebildern varnehm gehobenes Ausstellungsbild, aus welchem ganz wundervalle Bildnisse (Alexander Dumas von Bomat, das berühmte Rachelporträt von dem

Eifrige Studien. Nach dem Gemälde von J. Kleinmichel.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

Eifrige Studien. Nach dem Gemälde von J. Kleinmichel.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

älteren Dubufe), viele dramatische und litterarische Reliquien (Vater Dumas' mit Versen bekritzelter primitiver Weichholz-Schreibtisch), dann das bekannte Gemälde „Lektüre eines Stückes im Konversationssaal des Theatre Français," eine höchst wertvolle Serie von Autographen, Aquarellen, Pastellen, Karikaturen 2c. welche auf die Geschichte des Theaters Bezug haben und schließlich 21 Kostümfigurinen vom XVII. bis XIX. Jahrhundert hervorgehoben sein mögen. Die italienische Theatergruppe endlich zeichnet sich durch die Ristoribildnisse, die Kostümbilder Marinis, ein Prachtporträt Salvinis, effektvolle Scenenbilder Ferris und aus dem vorigen Jahrhundert stammende ganz grandiose Scenenbilder von Galliori aus. Die berühmte Bologneser Dekorationsmalerschule, welche Galli Bibiana Ende des XVII. Jahrhunderts gegründet, hat sich mit phantasievollen Entwürfen beteiligt.

Und nun in die Parkstadt hinaus, wo uns der lebendige Atem der Künste entgegenschlägt, deren Geschichte und ethische Bedeutung wir im kunst- und arbeitserfüllten Rundpalaste inne geworden sind. Drinnen war das Studium, draußen ist der Genuß. Dort stiegen wir in die klingenden Tiefen der Vergangenheit hinab, hier draußen lacht uns das Heute, der Tag, die Kunstberauschung des fliehenden Augenblicks. Und in diesem Heute hämmern alle Pulse, glänzen alle Augen, es funkelt von Leben im Schrein der Natur, reich und froh strömt's durch die vielsprachige, vielgestaltige Musik- und Theaterstadt im Parke. Markt- und Korsoleben — shopping und flirting — Prachtgestalten und Prachttoiletten, Frühlingsläuten, Junggrün und Jungfreude überall, blühende Frauen, blühende Büsche, blühende Farbe, blühendes Licht, ein Hellbild des Lebens, von Kunst beseelt, durchklungen, schier wie ein endloser Frühling in Farben und Tönen. Wohl wird's nicht alle Tage so fein, aber am ersten Freitagskorso war's so, als die Ehrenpräsidentin im Freien Saton hielt, bei klingendem Spiel die große Damenparade zwischen Westportal und Theater abnahm und der Mai — ausnahmsweise — aus vollem Himmel dazu lachte. War das ein Wogen und Winken, ein Gleiten und Gleißen, ein Lachen und Locken; die Festwimpeln auf dem weißen Theaterbau, der die Parkperspektive abschließt, gaben ein buntes Geflacker in der blitzenden Luft, und Frau Sonne setzte die wirksamsten Lichter auf das Farben-Frou-Frou von Pékin und Changeant, Faille und Foulard des frauenherrlichen Korsobildes . . .

Alle beifallsgewohnten Musen haben hier bis in den Spätherbst hinein ihren Sitz aufgeschlagen, die Volksmuse nicht zu vergessen, die nicht allein auf dem „Hohen Markt" und im Schattenspieltheater schaltet und waltet, sondern auch in den Palästen Einlaß findet, welche ihren fürnehmeren Schwestern erbaut wurden. Die Volksmuse soll diesmal überall sein und dies ist gut so, die Ausstellung braucht Massenzuspruch, von Musikschwärmern und höherem Theaterpublikum allein kann sie nicht leben. Sehr richtig war es denn auch, daß man dem längst ein Bedürfnis gewordenen Volkskonzert die große Musikhalle geöffnet und für musikalische Feinschmecker einen besonderen Raum in der Rotunde vorbehalten, noch richtiger aber war's, daß man die „Schrammeln" und die „Grinziger" verpflichtet, für „harbe" Couplets und frische Wiener Späße gesorgt hat; gerade die elegantesten Elite-Korsodamen hören einen solchen nicht am wenigsten gern. Der mächtige Theaterbau der Ausstellung verrät die geschickte Fellner- und Helmermache auf weite Entfernung schon: gefällig, luftig, heiter, allzweckmäßig. Mit Stylgerechtigkeit ist nicht viel Federlesen gemacht und doch fehlt ein Zug ins Anspruchberechtigte nicht; die schimmernde Vestibulekuppel, der Säulenkranz des Vorderbaues, die Außengalerien an den Seiten, der plastische und malerische Schmuck, dies alles wäre eigentlich ein Übriges für den Gelegenheitsbau, aber es erfreut und ehrt den Besucher, dem selbst für einen kurzlebigen Sommer so Prächtiges geboten wird. Gedeckte Gänge verbinden nach beiden Seiten das Theater mit den Parkthoren, so daß man trockenen Fußes zum Wagen gelangen kann. Im Innern ist alles Behaglichkeit, Freundlichkeit, Luft, Helle; Weiß, discret in Gold abgetönt, und rot sind die Farben; Gobelinnachahmungen und Glasgemälde dienen als Schmuck; 530 Glühlampen geben Licht, von der aus weitgespannten Bögen gefügten Deckenwölbung hängt ein zierlich verschnörkelter Kronleuchter. Das Parquet zählt 700 eigenartig ausgestattete Sitzplätze, es gibt nur eine Galerie, dann zwei Prosceniums-Hoflogen, die sich gegen die Decke zu einem großen Bogen, beziehungsweise Schalltrichter, ausbilden. Das Orchester ist tiefgelegt für 45—70 Musiker, die Bühne, von kolossaler Tiefe, so groß fast wie die Opernbühne, für die maschinell anspruchsvollsten Aufführungen berechnet, die Treppenanlage so sinnreich, daß das Haus 1600 Menschen in wenigen Augenblicken aufnimmt und wieder entläßt.

Hier spricht Thalia den Sommer über in allen Zungen. Unsere Hoftheater halten sich ferne; das „Warum" wird wohl eine Coulissengeschichte sein. Den Anfang hat L'Arronge mit seinen Kerntruppen vom „Deutschen Theater" mit Glück und zu Dank gemacht. Er brachte nicht nur ein prächtig geschultes Ganzes, sondern einzelne Künstler mit, auf welche die Berliner stolz sein können. Auf die Berliner folgt die Truppe unsers deutschen Volkstheaters, um alsbald Herrn Claretie mit den Comédiens ordinaires de la Républiqne die Bühne zu räumen; nach der französischen Woche kommt die Tschechische mit Nationalopern von Tschaikowsky, Smetana und Dvořak, dann die Woche des Pariser „Odéon" mit der Réjane, worauf die Hamburger unter „Pollini" die von Doczi aus dem Ungarischen übertragene „Tragödie des Menschen" von Madach aufführen werden. Ein halber Monat gehört sodann Terpsichoren im Gaze-Röckchen, deren Beinen das Glück zweier neuer Ballete „Meißner Porzellan" und „Gutenberg" anvertraut ist; dann erhält für acht Tage wieder Berlin das Wort mit der Reicher'schen Truppe unter Mitwirkung unseres Bonn, Junkermann, der unvergleichliche

Reuterspieler folgt, die Brixlegger bringen ihren „Andreas Hofer," eine dritte französische Woche wird einer Pariser Operettengesellschaft mit der Granier und mit Lender gegeben, das ungarische Nationaltheater einer polnischen Truppe, ein zweites Gastspiel unseres Volkstheaters folgen sich und ein halber Monat italienischer Opernstagione unter Sonzogno schließt am 30. September das vorläufig festgestellte Progromm der internationalen Aufführungen ab.

Nicht minder vielgestaltig ist der Spielplan der Musikproduktionen in der von Marmorek errichteten Konzerthalle, welche wohl 3500 Personen faßt. Bietet sich das Äußere des Baues mit dem monumentalen rundbogigen Hauptfrontfenster, der Kuppel und den Ecktürmchen malerisch genug, so überrascht das in Holznaturfarben gehaltene Innere durch die kühn und frei wirkende Deckenkonstruktion, wie durch die pfeilergetragene Nobelgalerie. Unsere Philharmoniker unter Richter haben hier die Reihe der Volkskonzerte mit Beethoven begonnen und die „Gesellschaft der Musikfreunde" ist mit Haydns „Jahreszeiten" nachgerückt. Rubinstein, Saint-Saëns, Mascagni, Massenet und andere werden hier ihre Kunst in den Dienst des Volkskonzertprinzipes stellen. Das neugebildete Ausstellungsorchester steht unter der bewährten Leitung Hermann Grädeners. Alle Wiener Gesangvereine, sowie eine Reihe der hervorrogendsten Gesangvereine des In- und Auslandes, berühmte Symphonieorchester ꝛc. stehen auf dem Programm, der Leipziger Riedel'sche Gesangverein, wie die Kölner Liedertafel, Tiroler Sänger, wie spanische Estudiantina, Newyorker „Arionisten" und schwedische Tanzsänger, berühmte Quartette (Hellmesberger, Joachim, Rosé) heimische, preußische, englische, türkische Militärkapellen und schließlich die Eduard Straußkapelle werden für die musikalischen Genüsse eines internationalen Publikums, sei es in der Tonhalle, sei es im Vortragsale für Kommermusik, sei es im Parkpavillon, Sorge tragen.

Ein hellgrünes Stülpdach, hellgelbe Drachen, verzopfte Figuren auf der Front, rot-blau-weiß beschnörkeltes, verschränktes Lattenwerk, eine Art Zellenemail-Baustyl, was ist das? Das chinesische Theater mit Wiener und Pariser Schottenspielen. Ein tolles, farbiges Ding außen und innen. Dieser Tage sahen wir dort einen Wiener Schottenkorso, der unter Lachsalven auf grellhellen Transparentfelde vorüberzog; alles was hier etwas bedeutet oder bedeuten will, drängte sich hastig vorüber, gefühlvolle und groteske, tanzende und singende, malende und modellierende, tragierende und stegreifdichtende Schatten, alle durch Schließmann mit kecker Silhouettenscheere frisch aus dem Wiener Leben herausgeschnitten. Von hier zur Hanswurstbühne, die Gottsleben und Kräuser vom 1. Juni ab beziehen werden, und „Alt-Wien" drüben, ist nur ein Schritt. Drei Ausflüge kann der Ausstellungsbesucher unternehmen, ohne den Park zu verlassen: in die Nibelungenzeit Wagners, welche in der von ernsten Bäumen beschatteten, derzeit noch im Bau begriffenen „Gibichungenhalle" lebendig werden soll, ganz mühelos und seegesund nach Newyork auf dem norddeutschen Lloyddampfer „Lahn," den jedweder im Petersen'schen Prachtpanorama besteigen kann — das Schiff dampft bereits an der berühmten Freiheitsstatue vorüber in den Hafen ein — und endlich in die Vergangenheit Wiens zweihundert Jahre zurück! Am meisten lohnt das Letztere. Man braucht sich nur die Augen zu reiben und man steht mitten auf dem „Hohen Markt," wie er Anno 1692 gewesen, neun Jahre nach der Türkennot. London hatte sein Stück Alt-City, Paris seine Bastille und seine Rue du Caire, unser „Hoher Markt" kann es getrost mit jenen vielgerühmten Schaustücken aufnehmen. Das längst verlorene gemütliche Wien ist hier wieder gefunden; es überkömmt einen so historisch-gemütlich und doch so ernst zugleich: so also wohnten unsere Wiener Altvorderen, jene Bürger, an deren furchtloser Brust die Macht des Halbmonds zerschellte. Von den 68 Firmen, welche die Verkaufsgewölbe und Buden auf dem „Hohen Markt" des Architekten Marmorek inne haben, geht manche noch in die Türkenzeit zurück. Mancher Leser kennt vielleicht nach dem Vischer'schen Stich die Ansicht von Wien aus der Vogelschau, welche Kammermaler Hufnagel anfangs des XVII. Jahrhunderts aufgenommen hat. Diese Aufnahme liegt dem reizenden plastischen Straßenbilde, das nahezu in Naturgröße erscheint, zu Grunde. Die „Bürgerschranne" mit ihrer gotischen Freitreppe, der Berghof, der Fischhof, die alten Zunfthäuser sind alle treu in den engbrüstigen oder breitspurigen Fronten mit ihren Spielgiebeln, Erkern, Lauben, Butzenscheiben, Golddacherln und Chörlein mit blühenden Geranien und Muskatl'n vorhanden; Steinfratzen, Sonnenuhren, eisengeschnörkelte Zunft- und Meisterzeichen und allerhond Schildereien beleben die malerischen Fassaden, um deren Ausschmückung sich Gilbert Lehner besonders verdient gemacht hat. Rückwärts vom „Lichtensteg" grüßt der „Regensburger Hof", mit seinen runden Erkern; fröhliche Gäste werden dort von hübschen goldbehaubten Alt-Wienerinnen bedient. Mitten auf dem Platze ist der Auslaufbrunnen, dann der hohe Säulenobelisk des Prangers mit dem Richtschwert, das „Narrenkotterl" und die fliegende Hanswürstenbühne. Alte schöne Bäume schauen auf dies prächtig anheimelnde Stück Alt-Wien herab, wo jetzt plötzlich in den Stalllaternen der elektrische Funke aufblitzt. Auch in den umlagerten Buden ist goldiger Lichtschein, die „Schrammeln" spielen beim Stahlehner und tausendköpfig drängt und schiebt sich die Menge

Draußen ist der Korso müde und hungrig geworden, die Alt-Wien-Blumenmädchen schlendern lässig dahin, in allen Kopflöchern blüht's, die Umrisse des Theaters heben sich in elektrischen Feuerlinien aus dem Dämmer heraus; vor den hohen Masten der Avenue fällt Bogenmondlicht herab, ein Maiwind streicht mit frischen Fittich über die schauernden Wipfel. Morgen gibt's Regen. Aus allen Verpflegungshallen locken Tausende von Lichtern. Führer hier, Rost und Pattard dort. Wir entscheiden uns für die Letzteren, denn dort auf der San Carlo-Terrasse ist vornehme Damenschau. Wir haben entzückend soupirt, aber fragt nicht, um welchen Preis?...

Wien, Mitte Mai.

Die Lehrjahre Katharina II.

Von Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Die Geschichte Rußlands im vorigen Jahrhundert ist eine der seltsamsten, von denen auf den Blättern der Weltgeschichte berichtet wird. Ein Übermensch von einer Selbstherrlichkeit ohne gleichen hat das russische Volk aus den ihm gewohnten Gleisen herausgezerrt und schleift es hinter sich her wie ein durchgehender Rasse-Hengst ein totes Fuhrwerk. Mit einer Rücksichtslosigkeit, die vor nichts zurückschreckt, vernichtet er alles, woran das Herz seiner Unterthanen hängt. Er hebt das Patriarchat auf und herrscht über die Geistlichkeit wie über seine Soldaten; er nimmt den Enkeln Ruriks und seiner Droste jeden Einfluß auf die Regierung und zwingt sie mit Abenteurern aus aller Herren Ländern als ihnen Gleichgestellten ihm zu dienen; er zieht die vornehmen Frauen aus dem Dunkel ihrer „Terems", zu denen kein Mann Zutritt hatte, und veranlaßt sie, teilzunehmen an seinen „Assambleen", die niemand nüchtern verläßt. Er läßt dem Kaufmann den Kaftan zu einer abendländischen kurzen Jacke zurechtschneiden und dem Bauern den Bart scheren. Schließlich verlegt er seine Residenz aus dem jedem russischen Herzen teuern Kreml an die Küste des Finnischen Meerbusens, wo mit Aufwand einer ungeheueren Energie aus ödem Sumpf eine prächtige Stadt entsteht, die jedes russischen Charakters entbehrt. Dort haust Peter an der Seite einer Gemahlin, die, eines lithauischen Knechtes Tochter, von Hand zu Hand gegangen war wie eine Straßendirne, umgeben von Gehilfen, die er nahm, wo er sie fand, von den Söhnen russischer, holländischer, deutscher, französischer Proletarier.

Was unter den russischen Großen und Kleinen Charakter und Mut hatte, erlag in dem Kampf wider den Kaiser, der nicht minder „schrecklich" war, wie der vorletzte der alten Großfürsten von Moskau, und der den eigenen einzigen Sohn nicht schonte, als dieser es wagte, sich ihm zu widersetzen. Was übrig blieb, beugte sich rückhaltslos. Die russischen Fürstengeschlechter duldeten es schweigend, daß Peter ihre Söhne und Töchter mit den Kindern der von ihm zu Fürsten und Grafen gemachten Abenteurer verheiratete, die Strelitzen waren vernichtet, die Geistlichkeit fügte sich allem. In den breiten Volksmassen galt Peter für den Antichrist, aber da auch dieser seine Aufgabe in dem göttlichen Heilsplan zugewiesen erhalten, hatte der Fromme sich seinem Treiben zu fügen.

So war das russische Volk zu einer schweigenden Masse geworden, die dumpf vor sich hinlebte und alles mit sich geschehen ließ. Auf Peter den Großen folgte seine Gemahlin Katharina I, auf diese sein Enkel Peter II. Dann geht die Krone auf seine Nichte Anna über, von dieser auf den Sohn ihrer Nichte Iwan. Diesen stürzt wiederum die Tochter Peters des Großen, Elisabeth, und diese beruft den Sohn ihrer Schwester Anna, den Herzog Peter von Holstein als Thronfolger nach Petersburg. Er besteigt dann auch als Peter III den Thron.

Alle diese Fürsten betrachten die Herrschaft wesentlich als eine erfreuliche Gelegenheit, schrankenlos ihren Lüsten fröhnen zu dürfen. Fast alle hatten eine lange, schwere Jugend hinter sich; fast alle hatten viele Jahre lang in Gefahr geschwebt, eines unnatürlichen Todes zu sterben oder ihr Leben hinter Klostermauern zu vertrauern; fast alle waren auf eine gewaltsame oder doch fast zufällige Weise an das Regiment gekommen. Kein Wunder, daß sie das lästige Regieren ihren Günstlingen überließen. Da nun mit jedem neuen Herrscher auch neue Leute an die Staatskrippe kamen, so gab es unter den Großen des Landes die erbittertsten Kämpfe. Die alt gewordenen „jungen Adler" Peters des Großen, die Günstlinge der Kaiser und Kaiserinnen, die gewissenlosen Abenteurer, die allen willkommen waren, weil sie zu allem gebraucht werden konnten, stiegen mit ihren Herren hoch empor und wanderten nach ihrem Tode nach Sibirien oder erlagen unter der Knute.

Immerhin hatten bisher, bis auf die Gemahlin Peters des Großen, die ihm nach seinem Willen folgte, nur Personen über Rußland geherrscht, die von ihm oder seinem Bruder Iwan abstammten. Erst nach dem Sturze Peters III geschieht das Unerhörte,

daß eine Prinzessin Kaiserin von Rußland wird, die auch nicht das entfernteste Recht auf den Thron hat. Trotzdem wird diese Frau, der die Geschichte den Beinamen der Großen gegeben, ungeachtet ihres deutschen Blutes, von den Russen auf das höchste verehrt, und „das Zeitalter Katharinas" spielt in Rußland die gleiche Rolle, wie dasjenige Ludwigs XIV in Frankreich.

Es ist eine reizvolle Aufgabe, dem Wachsen und Werden einer solchen Persönlichkeit näher zu treten, und ein russischer Geschichtsschreiber, Professor von Bilbassow, hat das neuerdings gethan (Geschichte Katharinas II. Band I. Katharina bis zu ihrer Thronbesteigung. Deutsch von M. von Pezold. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut. 1891.) Das Buch ist ganz vom Standpunkt eines heutigen russischen Gelehrten geschrieben.

Herr von Bilbassow ist der Ansicht, daß große Menschen nicht als solche geboren, sondern durch die Verhältnisse geschaffen werden. Er eignet sich ferner den Ausspruch Voltaire's an: „Glücklich der Schriftsteller, der nach einem Jahrhundert die Geschichte Katharinas II bieten wird."

Wenn wir sein Buch umstülpen, werden wir zu einem ziemlich richtigen Bilde der jungen Katharina gelangen.

Diese wurde am 21. April 1729 in Stettin geboren. Ihr Vater, der Prinz Christian August von Anhalt-Zerbst, war Generalmajor in preußischen Diensten und Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 8, ihre Mutter Johanna Elisabeth stammte aus dem Hause Holstein-Gottorp. Der erstere erhob sich in nichts über den Durchschnitt eines damaligen preußischen Generals. Er war ein tapferer Haudegen, diente seinem König treu und war der „reinen Lehre" Luthers aufrichtig ergeben. Seine Gemahlin war von ganz anderem Schlag. In der jungen Frau lebten ein brennender Ehrgeiz und ein heißes Verlangen nach Lebensgenuß. Auf die Erfüllung dieser Wünsche war nun freilich wenig Aussicht, denn ihr Gatte konnte im günstigsten Falle regierender Fürst eines Ländchens werden, das nicht viel größer war als ein Rittergut, und der 20 Jahre ältere, von angestrengten Diensten früh verbrauchte Mann war wohl wenig geneigt, sich oft in Salons sehen zu lassen. Das war für die Prinzessin um so schmerzlicher, als sich dem Hause Holstein mehrfach die glänzendsten Aussichten eröffnet hatten. Der Herzog Karl Friedrich war der Gemahl der ältesten Tochter Peter des Großen, Anna, geworden, und seinem Sohne Karl Peter Ulrich kam von Rechts wegen der russische Thron zu. Ein Bruder von Johanna Elisabeth, der Bischof von Lübeck, Karl August, war mit der zweiten Tochter Peters, Elisabeth, verlobt gewesen, war aber als Bräutigam in Petersburg gestorben. Von diesen Verbindungen her war der russische Hof, der, aus der Ferne gesehen, den Eindruck des größten Luxus und des höchsten Lebensgenusses bot, den Kindern des Hauses Holstein ein Mittelpunkt geworden, auf den sich ihre Hoffnungen richteten und um den ihre Träume kreisten. Der Ausblick auf diesen Hof mußte das Herz der jungen Frau, die in sich den Hang und die Fähigkeit zur Intrigue in hohem Grade fühlte, das Herz stärker schlagen machen.

Katharina, oder wie sie damals hieß, Sophie von Anhalt war ihrer Mutter rechte Tochter, nur war sie sehr viel klüger als diese. Schon früh erschien sie ihrer französischen Erzieherin als ein „esprit gauche". Einem Kammerfräulein ihrer Mutter fiel ihr „ernster, berechnender, kalter Verstand" auf. Ihre Spielgefährtinnen bemerkten schon an dem Kinde das Talent, eine führende Rolle zu übernehmen und die Spiele zu organisieren. Auch trat ein männischer Zug schon früh hervor: die Prinzessin Sophie — man nannte sie Fieke — liebte es Vögel zu schießen.

Die Erziehung war, wie sich im Hause eines Generals Friedrich Wilhelms I nicht anders erwarten läßt, eine strenge, der Unterricht wurde, nach der Unsitte der Zeit, größtenteils von Franzosen und Französinnen erteilt. Der erstere Umstand lehrte die Prinzessin früh, ihr innerstes Empfinden schweigend in stillem Busen zu bewahren. Als elfjähriges Kind machte sie auf einen Beobachter den Eindruck eines für sein Alter sehr entwickelten jungen Wesens.

Ein Jahr früher hatte sie, gelegentlich einer Familienzusammenkunft in Eutin, zum erstenmal ihren künftigen Gemahl, den Herzog Karl Peter Ulrich, gesehen. Dürfen wir Aufzeichnungen trauen, die sie viele Jahre später machte, so mißfiel ihr der Knabe in hohem Grade.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Gedanken der heranwachsenden Prinzessin Sophie ebenso oft nach Petersburg wandten wie die ihrer Mutter. Bei beiden aber mußte das in erhöhtem Grade der Fall sein, als mit der Kaiserin Elisabeth eine erklärte Gönnerin des Hauses Holstein den russischen Thron bestieg.

Die Vorliebe Elisabeths für diese Familie war natürlich genug. Sie hatte ihre Schwester Anna sehr geliebt und deren Sohn war ihr natürlicher Erbe. Ihr verstorbener Bräutigam hatte ferner einen tiefen, lang anhaltenden Eindruck auf sie gemacht.

Die Erinnerung an den Schwager und den Geliebten machte die besten Saiten in ihr widerklingen.

Bald trat sie in unmittelbare Beziehungen zu Johanna Elisabeth, indem sie von dieser ein Bild der Herzogin Anna erbat und erhielt. Sie hatte noch andere Wünsche.

Elisabeth hatte bald nach ihrer Thronbesteigung den Herzog Karl Peter Ulrich zu sich kommen lassen und ihn nach seinem Übertritt zur griechischen Kirche unter dem Namen Peter Feodorowitsch zum Thronfolger von Rußland erklärt. Nun lebte aber noch der unselige Knabe, der als Wiegenkind unter dem Namen Iwan einige Monate lang Kaiser von Rußland gewesen war. Elisabeth war von Natur zu gut geartet, um das Kind töten zu lassen, sein Name konnte aber jederzeit als Panier benutzt werden, um das sich die Unzufriedenen scharten. Es kam daher viel darauf an, daß die Thronfolge im Hause Holstein endgültig festgestellt wurde. Dieses geschah aber am natürlichsten dadurch, daß der Großfürst Peter früh verheiratet wurde und Nachkommen erhielt. So sah sich denn die Kaiserin trotz seines zarten Alters — er zählte damals erst 16 Jahre — schon nach einer Braut für ihren Neffen um. Ihre Wahl fiel auf die Prinzessin Sophie von Zerbst. Für diese sprach außer gemütlichen Regungen der Umstand, daß sie aus einem sehr vornehmen Hause stammte, ohne doch große Ansprüche erheben zu können. Auch ließ sich annehmen, daß hier die Forderung des Übertritts zur griechischen Kirche keinen unüberwindlichen Widerstand finden würde. An dieser Forderung aber hielt Elisabeth mit aller Energie fest. In all den Wirren einer zucht- und freudlosen Jugend, unter all den unverschuldeten und verschuldeten Gefahren, denen Elisabeth als Prinzessin ausgesetzt gewesen war, hatte sie in der Religion ihrer Väter Trost gesucht und gefunden. So geschah es, daß diese Frau, deren Ausschweifungen nur in den Satiren Juvenals Vorbilder fanden, bis an ihr Lebensende nicht nur die Gebräuche ihrer Konfession streng beobachtete, sondern auch oft viele Stunden in heißem Gebet vor ihren Heiligenbildern verbrachte. Unter diesen Umständen mußte die künftige Gemahlin des Großfürsten Peter unter allen Umständen eine „Rechtgläubige" werden.

Wir wissen genug von Johanna Elisabeth, um uns zu sagen, daß die ersten Eröffnungen, die in Bezug auf das Heiratsprojekt von Petersburg aus an sie kamen, sie in einen Freudenrausch versetzen mußten. Dieser kalten Natur war das Schicksal ihrer Tochter natürlich ganz gleichgültig, aber die Aussicht, mit dieser an den Hof von Petersburg zu kommen, dort zu glänzen, dort zu intriguieren, war bezaubernd. Ihr Gatte und seine Anverwandten sahen die Sache nüchterner an. Das Schicksal der Eltern Iwans, des Herzogs und der Herzogin von Braunschweig, die in harter Gefangenschaft schmachteten, lag vor aller Augen und ließ das Los einer russischen Großfürstin als ein keineswegs besonders beneidenswertes erscheinen. Christian August war ferner in seiner Art ein frommer und dem Protestantismus aufrichtig ergebener Mann. Es war endlich damals noch keineswegs Sitte bei den protestantischen Fürstenhäusern Deutschlands geworden, ihre Töchter, sobald ein russischer Großfürst um sie warb, ihre Konfession ohne weiteres ablegen zu lassen. So machte denn der Fürst — Christian August war Mitregent von Anhalt-Zerbst geworden — gewichtige Bedenken geltend, aber seine Gemahlin wußte diese in ihrer gewandten, windigen Weise zu beseitigen. Sie stellte es so dar, als ob ein Übertritt von der Prinzessin wahrscheinlich gar nicht verlangt werden würde. Die Verhältnisse seien durch den Regierungsantritt Elisabeths so konsolidiert, daß an eine neue Revolution nicht zu denken wäre. Und dann: mit der Reise nach Petersburg sei ja noch nichts end-

Der Vater der Kaiserin Katharina II.
Übersetzung der russischen Unterschrift: Von Gottes Gnaden Christian August Fürst von Anhalt, Herzog von Sachsen, Graf von Angern und Westfalen, Herr van Ascanien-Zerbst.
Gestochen von T. Geroſimow nach dem Gemälde von Antoine Veſne.
(Aus Brückner, Katharina die Zweite, G. Grote'ſche Verlagsbuchh. zu Berlin.)

gültig entſchieden. Sie würde ja die Tochter begleiten und mit eigenen Augen ſehen, wie die Dinge lägen.

Wie ſtand Prinzeſſin Sophie zu dem Heiratsprojekt? Man verheimlichte ihr zwar, daß ein ſolches beſtand, aber ſie war viel zu klug, um nicht zu erkennen, wo dieſe Reiſe hinauswollte. Sie ſelbſt hat viele Jahre ſpäter ausgeſagt, daß ſie ſich ſchon damals vorgenommen habe, dermaleinſt in Rußland zu herrſchen. Man hat ihr das nicht geglaubt, aber, wie mir ſcheint, mit Unrecht. Solch ein Vorſatz paßt ſehr wohl zu dem kaltherzigen, frühreifen

Die Mutter der Kaiserin Katharina II.
Johanna Elisabeth Fürstin zu Anhalt. Im Hintergrund Schloß Dornburg.
Gestochen von J. M. Bernigeroth nach dem Gemälde von Rosina Matthieu.
(Aus Brückner, Katharina die Zweite, G. Grote'sche Verlagsbuchh. zu Berlin.)

und verschlossenen Mädchen, und wir werden sogleich sehen, daß ihr Verhalten in Petersburg einem solchen Plan durchaus entsprach. Das Mädchen erweist sich hier, nach dem bekannten Satz, ganz und gar als die Mutter der Frau.

Die Reise nach Petersburg wurde auf Wunsch der Kaiserin in größter Stille angetreten. Friedrich der Große war im Geheimnis und er hielt es für klug, in der Fürstin den Glauben zu erwecken, daß auf

Peter, Großfürſt von Rußland.
Schwarzkunſtblatt von Johann Stenglin nach dem Gemälde von G. C. Grobth.
(Aus Brückner, Katharina die Zweite, G. Grote'ſche Verlagsbuchh. zu Berlin.)

ſeine Anregung hin die Wahl Eliſabeths auf die Prinzeſſin Sophie gefallen ſei. Sie war jedenfalls in ſeinem Sinn, denn er konnte annehmen, daß die junge Dame in gut preußiſchem Sinn erzogen worden ſei. Der Fürſt Chriſtian Auguſt war gebeten

Katharina Alexejewna, Kaiserin von Rußland.
Gestochen von Jefim Winogradow, 1761.
(Aus Brückner, Katharina die Zweite, G. Grote'sche Verlagsbuchh. zu Berlin.)

worden, nicht mitzukommen, vermutlich, weil man seinen Widerstand in Sachen des Glaubenswechsels fürchtete. Er mußte sich damit begnügen, seiner Gemahlin und der Tochter in der Form eines Pro Memoria eine Anzahl guter Ratschläge mit auf den Weg zu geben.

Am 10. Januar 1744 wurde die Reise angetreten. Die Fürstin reiste unter dem Namen einer Gräfin Reinbeck, und das Gefolge war sehr klein. Der Winter war schneelos, man mußte durch Pommern und Preußen auf Wagen reisen, und die Anstrengungen waren groß. „Da die Zimmer

auf den Stationen nicht geheizt waren," schreibt die Fürstin an ihren Gemahl, „mußten wir in die Wirtskammer gehen, die einem honetten Schweinestall nicht sehr unähnlich war: Wirt und Wirtin, Haushund, Hahn und Kinder — Kinder überall, in Wiegen, Betten, auf dem Ofen, auf Matratzen — das wälzte sich in Unordnung nebeneinander wie Kraut und Rüben. Das war aber nicht zu ändern. Ich ließ eine Bank hineintragen und legte mich mitten im Zimmer hin." Um sich gegen die Kälte zu schützen, legten die Damen wollene Masken an, die nur die Augen frei ließen. Am 16. Januar hatte man Berlin verlassen, am 27. trafen die Reisenden in Königsberg, am 5. Februar in Mitau ein. Hier begrüßte sie ein russischer Obrist offiziell und geleitete sie nach Riga, wo die Fürstin und ihre Tochter zuerst russischen Boden betraten.

Der Empfang, der ihnen hier zuteil wurde, mußte ihren kühnsten Hoffnungen entsprechen. Die Spitzen der Behörden kamen ihnen entgegen, die Kanonen der Festung gaben ihnen zu Ehren Salutschüsse, es bildete sich förmlich ein kleiner Hof zu ihrer Begrüßung. „Mir scheint immer," schreibt die Fürstin, „daß ich mich in der Suite ihrer kaiserlichen Majestät oder irgend einer großen Monarchin befinde. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, daß das alles für mich Arme geschieht, für welche an einigen Orten die Trommel gerührt wurde und an anderen auch das nicht einmal geschah. Hier geht alles in so großartiger, ehrenvoller Weise zu, daß es mir damals schien, und mir auch jetzt noch bei dem Anblick des Luxus, der mich umgibt, vorkommt, daß das alles nur ein Traum ist."

Wenn der Empfang schon die Mutter so schwindelig machte, so läßt sich denken, welchen Eindruck dieser Glanz auf die Tochter hervorrufen mußte. Es lohnte sich, nach der Herrschaft über dieses Land zu streben.

Der russische Hof befand sich damals in Moskau, man begab sich aber über Petersburg dorthin. Die Reise wurde nun mit großem Gefolge und in einem Schlitten zurückgelegt, der mit Zobelfellen ausgelegt war. Die Reisenden ruhten auf mit Seide überzogenen Matratzen, alle Bequemlichkeiten standen zu ihrer Verfügung.

In Petersburg, wo man am 3. Februar eintraf, fand wieder großer Empfang statt. Dann ging es am 5. weiter nach Moskau. Man eilte so, weil man vor dem 10., dem Geburtstage des Großfürsten Peter, eintreffen wollte. Am Abend des 8. wurde denn auch glücklich das Ziel erreicht. Der Großfürst begrüßte die Fürstin und die Prinzessin und geleitete sie zu der Kaiserin. Diese wurde bei dem Anblick der Fürstin, die ihrem verstorbenen Bruder glich, so bewegt, daß sie in ein Nebenzimmer eilte, um ihre Thränen zu verbergen. Sie kehrte aber bald wieder zurück und war von der Fürstin entzückt. Das Spiel schien gewonnen.

Es ist an der Zeit, jetzt dem Großfürsten näher zu treten, als dessen Gattin Prinzessin Sophie sich damals doch wohl die Herrschaft über Rußland erträumte.

Der Herzog Karl Peter Ulrich war am 10. Februar 1728 geboren. Drei Monate nach seiner Geburt starb die Mutter, den Vater verlor der Prinz in seinem elften Jahr. Das sehr kränkliche, wenig begabte Kind wurde durch eine unverständige Erziehung eigensinnig und hochfahrend gemacht. Der Zwang, der von seiner Umgebung auf den Knaben ausgeübt wurde, bewirkte, daß er früh die verhängnisvolle Neigung zeigte, mit den Dienstboten vertraulich zu verkehren.

Der Prinz war 14 Jahr alt, als er nach Petersburg kam. Er war bleich und kränklich, und das rauhe Klima warf ihn oft auf das Krankenlager. Er lernte schwer und nur widerwillig. Dazu kam, daß das russische Wesen ihm durchaus unsympathisch war und blieb. Der künftige russische Kaiser sprach das Russische schlecht, machte sich innerlich über die griechische Kirche, zu der er hatte übertreten müssen, lustig und fühlte sich nur recht wohl unter deutschen Jägern und Unteroffizieren. Er hatte von klein auf eine ausgesprochene Vorliebe für den militärischen Drill und wäre gewiß ein vorzüglicher preußischer Unteroffizier geworden Als die Prinzessin Sophie in Rußland eintraf, war er noch unter seinen kindlichen Jahren kindisch. Die fünfzehnjährige Braut war dem sechzehnjährigen Bräutigam in der Entwickelung weit, weit voraus. Während er noch fleißig mit Puppen spielte und, wenn es hoch kam, an unglücklichen Hunden verfehlte Dressurversuche machte, traf sie mit vollem Bewußtsein ihre Maßregeln, um sich bei der Kaiserin und dem Volke Liebkind zu machen.

Die Kaiserin war, wie wir schon sahen, in ihrer Art fromm und sie, die von Fremden so viel gelitten, hatte ausgesprochene russische Neigungen. Hier setzte die Prinzessin zunächst die Hebel ein. Sie war mit dem größten Eifer an das Erlernen der russischen Sprache gegangen. Am 6. März erkrankte sie an einer heftigen Erkältung und war einen Monat lang schwer krank. Als sie im Genesen war, erzählte sie, sie habe sich die Erkältung dadurch zugezogen, daß sie auch in der Stille der Nacht ihre Studien habe fortsetzen wollen. Sie habe deshalb, als alle schliefen, ihr Bett verlassen und sei ohne Strümpfe über den kalten Fußboden gegangen.

Ein so rührender Lerneifer imponierte natürlich der Kaiserin und dem Hofe gewaltig, aber dieser geschickte Schachzug wurde von einem anderen noch weit übertroffen. Als die Mutter der Prinzessin einen lutherischen Prediger rufen lassen wollte, verlangte die Kranke nach dem Priester, der sie in der griechischen Lehre unterrichtete. „Er wurde gerufen und ich hatte im Beisein anderer eine Unterredung mit ihm, die alle befriedigte." Der Eindruck war ein um so größerer, als das ablehnende Verhalten des Großfürsten gegen die „Rechtgläubigkeit" der Prinzessin als erwünschte Folie diente.

So war denn alles im besten Gange, als ein Ereignis eintrat, welches mit einem Schlage alle Hoffnungen der Prinzessin zu zerstören drohte. Ihre Mutter hatte sich gleich nach ihrer Ankunft in Rußland tief in ein politisches Intriguenspiel verstrickt, das darauf ausging, mit Hilfe des französischen Gesandten Chétardie den Kanzler, Grafen Alexei Bestuschew-Rumin, zu stürzen. Der Kanzler hatte die Depeschen des Franzosen, in denen von der Kaiserin in wenig respektvollem Tone die Rede war, perlustrieren lassen und auch Briefe von Johanna Elisabeth aufgefangen, aus denen hervorging, daß diese im Interesse Friedrich des Großen politisch thätig war. Diese Schriftstücke legte er, während eine Wallfahrt die Kaiserin in das berühmte Dreieinigkeits-Kloster geführt hatte, dieser vor. Die Kaiserin war empört, und hätte die Prinzessin Sophie nicht vorher so geschickt operiert gehabt, so wären Mutter und Tochter zweifellos angewiesen worden, Rußland in kürzester Frist zu verlassen. So aber entlud sich das Unwetter nur über der Fürstin, die für alle Zeit in Ungnade fiel, während die Tochter mit dem Schreck davon kam. Die gutmütige Kaiserin wollte diese nicht für die Schuld der Mutter büßen lassen, und das junge Mädchen hatte mit der ihr eigenen Klugheit rechtzeitig dafür gesorgt, daß Mutter und Tochter nach außen hin durchaus als zwei Personen mit verschiedenen Interessen erschienen. Die Prinzessin war noch in der Genesung begriffen, als ihre Mutter sie um einen Kleiderstoff bitten ließ, den erstere von einem Onkel geschenkt erhalten hatte. „Ich ließ ihr sagen, daß sie es nehmen könne, daß ich das Zeug aber sehr liebe, weil es ein Geschenk meines Onkels sei. Die Personen, welche mich umgaben, sahen, daß ich es ungern hingab. Sie fingen an, untereinander darüber zu sprechen, wie unvernünftig es von meiner Mutter sei, mir auch nur die geringste Unannehmlichkeit zu bereiten, da ich so lange zwischen Leben und Tod geschwebt. Das alles wurde der Kaiserin wiedererzählt, welche mir sogleich mehrere kostbare, prachtvolle Stücke Zeug schickte. Die Kaiserin blieb jedoch unzufrieden mit meiner Mutter. Man beschuldigte sie, keine Sorge um mich zu haben und nicht die geringste Zärtlichkeit für mich zu empfinden." Die Kaiserin wäre in der That sehr grausam gewesen, hätte sie eine Tochter für die Schuld einer Mutter gestraft, unter deren Lieblosigkeit diese ohnehin schwer litt. Sie war es nicht, gab vielmehr dem arglosen jungen Mädchen einen mütterlichen Kuß und bewahrte ihm ihre Zuneigung.

Es gehörte zu dem Operationsplan der jungen Intrigantin, daß sie ihre Tugend immer durch einen dunklen Hintergrund gewinnen ließ. Die Thorheit ihres Bräutigams und die Leichtfertigkeit ihrer Mutter ließen es ihr an einem solchen nicht fehlen.

Am 28. Juni trat die Prinzessin Sophie in feierlichster Weise zur griechischen Kirche über. „Sie sprach das Glaubensbekenntnis mit lauter und fester Stimme in reiner russischer Sprache, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte, ohne sich auch nur in einem einzigen Worte zu irren." Sie hieß von jetzt ab nach der Mutter der Kaiserin Groß-

Originalgroßes Faksimile der Unterschrift Katharina II i. J. 1793.
(Aus Brückner, Katharina die Zweite, G. Grote'sche Verlagsbuchh. zu Berlin.)

fürstin Katharina Alexejewna. Bei diesen russischen Umtaufen erhalten auch die Väter der Konvertitinnen Namen, bei denen sie sich selbst nicht erkennen würden.

Am folgenden Tage fand die That ihren Lohn. In der Kathedrale Mariä Himmelfahrt wurde Katharina die offizielle Braut Peters.

Die Brautzeit brachte mehrfache schwere Erkrankungen des Großfürsten mit sich. Als er in einem Schloß zwischen Petersburg und Moskau an den Pocken schwer darnieder lag, eilte die Kaiserin an sein Krankenbett. Katharina schrieb fast täglich an sie, und diese Briefe entzückten Elisabeth ebenso sehr durch die zärtliche Sorge für den Großfürsten, die aus ihnen sprach, wie durch ihr reines Russisch. Was wir von ersterer zu halten haben, wissen wir, die Sprache aber rührte von dem russischen Sprachlehrer Katharinas her, der ihre Schreiben übersetzte.

Die Abneigung, die Katharina gegen ihren Bräutigam empfand, konnte sich in der That nur steigern, seit die Blattern seine ohnehin bescheidenen äußeren Reize fast ganz vernichtet hatten. „Er war sehr gewachsen," sagt sie, „aber beinahe unkenntlich geworden; er hatte grobe Gesichtszüge bekommen, das ganze Gesicht war gedrungen. Er war in der That schrecklich häßlich geworden." Wollten wir Katharina glauben, so brachte dieser „schrecklich-häßliche" Knabe seine Tage ausschließlich damit zu, mit Puppen zu spielen. Wir werden aber gut thun, stets im Auge zu behalten, daß ihre Memoiren zweifellos als Schwamm dienen sollten, um eine Mohrenwäsche am eigenen Leibe vorzunehmen, und daß der unglückliche Peter uns keine Erinnerungen zurückgelassen hat. Immerhin war der Großfürst zweifellos noch ein großes, sehr unbegabtes Kind.

Am 21. August 1745 fand in Petersburg in der Kasan'schen Kathedrale die Hochzeit statt, die mit allem erdenklichen Glanz gefeiert wurde. Katharina schreibt hierüber: „Mein teurer Gatte beschäftigte sich garnicht mit mir. Ich gähnte und langweilte mich; mit niemand konnte ich ein Wort reden."

Am 28. September reiste auch ihre Mutter ab. Katharina war damit wohl ganz zufrieden, denn sie konnte von der in Ungnade Gefallenen keinerlei Förderung erwarten, sie versichert aber viel geweint zu haben.

Das Leben der jungen Eheleute gestaltete sich wunderlich genug. Der Großfürst exercierte auf dem Korridor seine als Soldaten verkleidete Dienerschaft, spielte mit seinem Puppen-Theater und trieb ähnliche Kindereien. Seine Gemahlin vertrieb sich unterdessen, so gut es ging, die Zeit mit ihren Hoffräulein.

Was für ein Kindskopf der Großfürst noch war, ergibt sich aus folgender Anekdote. Wenn die Kaiserin im allervertrautesten Kreise speiste, benutzte sie ein Zimmer, das unmittelbar an die Gemächer des Großfürsten stieß. Um die Dienerschaft fern zu halten, kamen die Speisen auf einem versenkbaren Tisch herauf. Eines Tages beschließt der Großfürst, sich den Anblick dieser Gesellschaft zu verschaffen. Er holt einen Bohrer und bohrt eine ganze Anzahl Löcher in die Thüre. Aber die Befriedigung der eigenen Neugier genügt ihm nicht, er ruft sein Gefolge zu dem interessanten Schauspiel herbei und schließlich sollen auch Katharina und ihre Damen durch die Löcher sehen. Die Großfürstin ist klug genug, die Zumutung mit Entrüstung von sich zu weisen.

Sobald die Kaiserin von dieser Geschichte hörte, war sie natürlich aufs äußerste empört. Die Folge dieser Entrüstung war, daß der Großfürst unter strenge Aufsicht gestellt wurde, und, wohl um den Anstand zu wahren, traf auch die Großfürstin, obgleich die Kaiserin sie wegen der bewiesenen Diskretion lobte, das gleiche Schicksal. Sie erhielt in der Person der Frau von Tschoglokow, geborenen Hendrikow, einer Cousine der Kaiserin, eine Hofmeisterin, welcher eine überaus strenge Instruktion mitgegeben wurde. Nach dieser Instruktion war die Dame nicht nur verpflichtet, die Großfürstin stets zu begleiten, um einer Verdacht erregenden Familiarität derselben mit den Kavalieren, Pagen und Dienern des Hofes vorzubeugen, sondern hatte auch dafür zu sorgen, daß Katharina keinerlei eigene Korrespondenz führte. Die Großfürstin sollte alle ihre Briefe im Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten verfassen lassen.

Es leuchtet ein, daß eine so unsinnige Bestimmung, wie die letztere, Katharina veranlassen mußte, eine geheime Korrespondenz zu führen. So gewöhnte sie sich früh daran, alle möglichen subalternen Mittelspersonen ihren Zwecken dienstbar zu machen. In diesem Punkte wurde sie schließlich eine unübertreffliche Meisterin. Die ihr in hohem Grade eigene Urbanität in den Umgangsformen und jene gleichmäßige Grundstimmung, die man bei solchen kalten Naturen nicht selten findet, bewirkten, daß ihre Dienerschaft sie leidenschaftlich liebte.

Der andere Punkt der Instruktion war durch ein Gerücht veranlaßt, welches einen ihrer Kammerjunker Andrei Tschernyschew betraf. Es zog dem jungen Mann und seinen Vettern eine Untersuchung und die Verbannung zu.

Wollen wir Katharina gerecht werden, so müssen wir uns den von sittlicher Fäulnis phosphoreszierenden Boden vergegenwärtigen, über den sie in einem Alter, in welchem sonst junge Mädchen eben erst auf die ersten Bälle geführt werden, zu schreiten hatte. Die Kaiserin führte das zügelloseste Leben. Sie hatte sich auf Zureden der Geistlichkeit mit einem Liebhaber, den sie aus einem Psalmensänger ihres Kirchenchores zum Grafen gemacht hatte, mit Alexei Rasumowski, morganatisch vermählt. Das hielt sie nicht ab, außer ihren wechselnden Beziehungen zu den Mitgliedern der Leibkompanie — einer Nobelgarde, einen Favoriten zu haben, der als solcher eine ganz offizielle Stellung mit Amtswohnung, Gehalt u. s. w. hatte. Einer von diesen, Iwan Schuwalow, übte auch einen großen Einfluß auf die Regierung aus. Im übrigen machte Elisabeth die Nacht zum Tage. Sie ging nur selten vor fünf oder sechs Uhr morgens zu Bett. Bei Hofe löste ein Fest das andere ab, und die Minister hatten die größte Mühe, die Unterschrift ihrer Herrin für die wichtigsten Urkunden zu erlangen. Gelegentlich wurde selbst der äußere Schein vollständig beiseite gelassen. Am Jahrestage der Revolution, die Elisabeth zur Kaiserin gemacht hatte, fand für die Mitglieder der Leibkompanie im großen Saal des Winterpalais ein großes Diner zu 330 Couverts statt. „Die Kaiserin speiste in männlicher Grenadierkleidung wie ein Kapitän, in großen Stiefeln, eine weiße Feder auf dem Hut, mit ihren ‚Kameraden'."

Wie es an einem Hof, dessen Mittelpunkt es so trieb, herging, läßt sich denken. Herr Tschoglokow, der zugleich mit seiner Gattin als Sittenwächter an den jungen Hof geschickt worden war, knüpfte allsogleich Beziehungen zu einem Hoffräulein Katharinas an. Nebenbei machte er auch der Großfürstin selbst, die ihn übrigens nicht leiden konnte, den Hof. Wohin diese sah, erblickte sie das Laster.

Dabei war an dem jungen Hof ein

ewiges Kommen und Gehen. Je nach den Intriguen am großen Hof wurden nicht nur die Kavaliere und Hoffräulein, sondern auch die Diener und Kammerfrauen des Großfürsten und der Großfürstin gewechselt. Katharina wußte sich mit allen leidlich zu stellen, aber sie sah sich noch mehr als bisher veranlaßt, nur sich selbst zu vertrauen und in den sie Umgebenden nur Werkzeuge für ihre Pläne zu erblicken.

Im übrigen widmete Katharina sich ganz ihren Neigungen. Sie liebte es, zu reiten und auf die Jagd zu gehen, beides in Männertracht. Die Kaiserin mißbilligte das, aber Katharina gewöhnte sich daran, sie zu hintergehen und trieb in Oranienbaum, wo der junge Hof den Sommer verbrachte, was ihr gefiel. Auch fing sie, zum nicht geringen Staunen des Hofes, dem eine lesende Großfürstin etwas ganz Neues war, an fleißig zu lesen. Anfangs las sie die schlüpfrigen französischen Romane jener Tage, bald aber drang sie zu den Werken der damaligen Philosophen vor, welche vielfach die heutige Journalistik vertraten. Diese Bücher, die ausnahmslos gegen jede Autorität im Himmel und auf Erden gerichtet waren, eröffneten ihr eine ganz neue Welt und waren durchaus geeignet, mit den Resten religiöser Anschauungen, die sich etwa noch aus den Jugendtagen in Katharina erhalten hatten, aufzuräumen. Wohin sie blickte, überall sah sie eine Welt, die zu den Füßen desjenigen lag, der rücksichtslos und kraftvoll es unternahm, sie sich zu unterwerfen.

Das Verhältnis zur Kaiserin gestaltete sich mehr und mehr unfreundlich. Elisabeth war mit Recht mit dem Großfürsten sehr unzufrieden und sie erkannte klar, daß er in Rußland nie wirklich volkstümlich werden würde. Nur wenn er einen Erben hatte, konnte die Kaiserin hoffen, das Geschlecht ihres Vaters wenigstens in der weiblichen Linie dauernd auf dem Thron zu erhalten. Es ist menschlich, daß sie ihren Unwillen zum Teil auf Katharina übertrug.

Im Frühling 1752 näherte sich dieser einer der Kavaliere, der viel am jungen Hofe verkehrte, Sergei Ssaltikow. Er war äußerlich eine glänzende Erscheinung, aber, wie fast alle jungen Leute an jenem Hofe, innerlich hohl und fade. Der Großfürst mochte ihn nicht leiden, duldete aber trotzdem, daß er bei den Tschoglokow fleißig verkehrte. Er war der erste Mann, der auf Katharina einen tiefen Eindruck machte.

Am 20. September 1754 wurde der so lange und so heiß ersehnte Erbe der Krone endlich geboren. Die Kaiserin war außer sich vor Freude. „Sobald das Kind gewickelt war, ließ Elisabeth den Geistlichen kommen, welcher ihm den Namen Paul gab; hierauf befahl die Kaiserin, der klugen Frau, das Kind zu nehmen und ihr zu folgen.“ Um Katharina kümmerte sich sozusagen kein Mensch. Sie hat uns von ihrer damaligen Lage das kläglichste Bild entworfen.

Erst am vierzigsten Tage nach der Geburt des Kindes sah Katharina ihren Sohn. Die Kaiserin hatte ihn ganz und gar selbst in Pflege genommen und ihn mit einer Unzahl von alten Frauen umgeben, die ihn unter ihrer Sorge fast umbrachten. Das Kind befand sich in einem stets überheizten Zimmer, war über und über in Flanell gewickelt und lag in einer Wiege, die mit dem Fell von schwarzem Fuchs ausgeschlagen war. Auf ihm lag eine Steppdecke von Atlas, der man noch ein mit Pelzwerk verbrämtes Kissen hinzugefügt hatte. Der arme Kleine war beständig in Schweiß gebadet.

Katharina kam übrigens nur zu selten in die Lage, ihr Kind unter dieser übertriebenen Sorgfalt leiden zu sehen. Man hielt sie geflissentlich fern von ihm. Zu Ostern 1755 sah sie den Knaben zum drittenmal!

Ssaltykow war gleich nach der Geburt des Thronfolgers nach Schweden geschickt worden, um dort die offizielle Mitteilung von dieser Thatsache zu machen. Von Stockholm aus mußte er als russischer Resident nach Hamburg. Katharina war hierüber sehr unglücklich und vergrub sich unter dem Vorwande, krank zu sein, in die Einsamkeit, während der Hof die Geburt des zukünftigen Kaisers durch unzählige Feste beging.

Der Großfürst Peter verhielt sich zu seinem Sohne kühl bis ins Herz. Er hatte übrigens ebenso selten Gelegenheit, ihn zu sehen wie seine Gemahlin. Dürfen wir dieser glauben, so war übrigens sein Treiben nach wie vor ein erstaunlich kindisches. „Als er schon 28 Jahre alt war, bestand seine liebste Beschäftigung im Spiel mit einer

Stanislaus August Poniatowski als König von Polen.
Nach dem Gemälde von Madame Barlarelli.

Menge kleiner Puppen, Soldaten aus Holz, Blei, Stärkemehl und Wachs, welche er auf langen, schmalen Tischen aufstellte, die das Zimmer füllten, so daß man sich kaum zwischen ihnen durchdrängen konnte. Mit großer Genauigkeit beobachtete er alle Hoffeste, an welchen er seine Regimenter Freudenschüsse abgeben ließ. Jeden Tag führte er Patrouillen herum und hob einige Puppen heraus, welche die Rolle von Wachtposten spielen mußten, wobei er stets in voller Uniform, in bottes fortes, Sporen und Schärpe erschien. Die Lakeien, welche von ihm gewürdigt wurden, bei diesen Exercitien zugegen zu sein, waren verpflichtet, in voller Uniform zu erscheinen."

Wir haben bisher von den politischen Ereignissen jener Jahre keine Notiz genommen, müssen uns ihnen aber jetzt zuwenden, weil Katharina begann, sich um dieselben zu kümmern. Wie wir schon sahen, war damals in dieser Beziehung der Reichs-

kanzler Bestuschew-Rumin die einflußreichste Person. Katharina hatte in ihm bisher nicht ohne Grund ihren gefährlichsten Feind gesehen. Er hatte gegen die Wahl der Prinzessin von Zerbst gewirkt; er war die Ursache, daß ihre Mutter bei der Kaiserin in Ungnade fiel; die famose „Instruktion" war auf seine Initiative zurückzuführen. Jetzt, nach der Geburt Pauls, fing der Kanzler an mit der Großfürstin zu rechnen. Der zügellose Lebenswandel der Kaiserin machte es sehr wahrscheinlich, daß sie nicht lange leben würde und bei der Unbedeutendheit Peters ließ sich annehmen, daß seine Gemahlin dereinst großen Einfluß haben würde. Der Kanzler war von Todfeinden umgeben und sah sich nach einer Stütze um. Er näherte sich Katharina und fand ein freundliches Entgegenkommen.

Das Unwetter des siebenjährigen Krieges zog sich damals langsam zusammen. Friedrich legte das größte Gewicht darauf, Rußland für sich zu gewinnen, aber Elisabeth haßte ihn. Sie warf ihm Mangel an Frömmigkeit vor und war empört über sein Verhalten gegen seine Gemahlin. Dazu kam, daß ihr allerlei Spottreden hinterbracht wurden, in denen der König ihr übel mitspielte. So hielt sie es denn mit Maria Theresia und Frankreich. Der junge Hof war dagegen sehr preußenfreundlich. Der Großfürst schwärmte einfach für den Feldherrn Friedrich, die Großfürstin war in preußischen Traditionen aufgewachsen. Dazu kam ein persönliches Moment. Der damalige englische Gesandte Sir Charles Hanbury Williams verstand es vorzüglich, Katharinas Vertrauen zu gewinnen. Er lieh ihr, die sich stets in Geldnot befand, größere Summen und war ihr in allem gefällig. In seinem Gefolge war ferner der Graf Poniatowsky nach Petersburg gekommen, ein glänzender Kavalier, der bald an die Stelle Sfaltykows trat. Katharina spielte ein doppeltes Spiel. Während sie Williams mit wichtigen Nachrichten versah, that sie Bestuschew-Rumin gegenüber, als billige sie durchaus das Verhalten der Regierung und als sei sie eine Feindin Friedrichs. Bestuschew-Rumin war ihr schon deshalb unentbehrlich, weil nur durch seinen guten Willen Poniatowsky, der bald Verdacht erregte, in Petersburg gehalten werden konnte. Der Kanzler bewirkte denn auch, daß der Graf trotz allen Widerstrebens der Warschauer Kreise, im diplomatischen Dienst in Petersburg verwendet wurde.

Am 9. Dezember 1757 wurde Katharina eine Tochter geboren, die Anna getauft wurde, aber schon im folgenden Jahre starb.

Der Reichskanzler beschränkte sich nicht darauf, Katharina persönlich gefällig zu sein. Durch Vermittelung Poniatowskys beriet er auch mit ihr ein Projekt, nach welchem nach dem Tode Elisabeths mit Übergehung Peters Paul zum Kaiser ausgerufen und Katharina zu seiner Mitregentin erklärt werden sollte. Bestuschew-Rumin sollte den Rang eines Oberstleutnants in drei Garderegimentern erhalten und Präsident dreier Kollegien, des Auswärtigen, des Krieges und der Admiralität werden.

Da die Kaiserin damals von einem schlagflußartigen Zufall betroffen wurde, erschienen diese hochverräterischen Zettelungen nicht allzu verfrüht.

Nun kam damals Preußen-England alles darauf an, daß das russische Heer, welches unter dem Grafen Apraxin im Felde stand, nichts Ernsthaftes unternahm. Der Graf gehörte zu denjenigen, welche mit Katharina rechneten, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er von ihr Instruktionen im preußischen Sinn erhielt. Außerdem schrieb sie ihm aber für alle Fälle mehrere Briefe, in denen sie ihn drängte, energisch vorzugehen.

Nimmt man mit Herrn von Bilbassow an, daß Katharina damals wirklich antipreußisch war, so wären diese Briefe eine unerklärliche Thorheit. An Mahnungen in diesem Sinne konnte es ohnehin nicht fehlen. Aber Bestuschew-Rumin? Nun, er fügte sich eben dem Willen der künftigen Mitregentin.

Die Feinde des Reichskanzlers, an ihrer Spitze der Vice-Kanzler Graf Woronzow und die drei Schuwalows, witterten etwas von diesen Umtrieben und hielten es an der Zeit, den entscheidenden Schlag zu führen. Apraxin wurde abgesetzt und in Untersuchung gezogen. Er lieferte die drei Briefe Katharinas aus, behauptete aber sonst keine Befehle von ihr erhalten zu haben. Am 14. Februar 1758 wurde auch der Reichskanzler verhaftet.

Katharina befand sich in einer furchtbaren Gefahr. Fand man das „Projekt,"

Gregor und Alexei Orlow zur Zeit der Pest in Moskau 1770/71.
(Aus Brückner, Katharina die Zweite, G. Grote'sche Verlagsbuchh. zu Berlin.)

so war sie verloren. Aber der Reichskanzler hatte es ebenso verbrannt wie alle Korrespondenz mit der Großfürstin. Man fand bei ihm nichts, und er gestand nichts. Katharina ihrerseits handelte mit der Verwegenheit, die ihr in solchen Fällen zu Gebote stand. Sie erbat sich eine Audienz bei der Kaiserin und flehte sie an, sie nach Zerbst zurückzuschicken. Niemand, sagte sie, würde sie vermissen. Sie sei so unglücklich, der Gnade der Kaiserin verlustig gegangen zu sein; der Großfürst hasse sie; ihr Sohn würde ihr ohnehin ferngehalten und befände sich unter der Obhut Elisabeths in bester Pflege. Was solle sie noch in Petersburg.

Die Kaiserin wurde zwar für den ersten Augenblick von der angeblichen Unschuld Katharinas überzeugt und verzieh ihr, ihr Mißtrauen kehrte aber zurück und war nie wieder ganz zu bannen. Peter seinerseits fühlte jetzt auch, daß ihm in seiner Gemahlin eine Todfeindin erwachsen war, und bemühte sich seinerseits darum, daß sie nach Deutschland zurückgeschickt würde. Dazu konnte sich aber Elisabeth um so weniger entschließen, als ihr nicht unbekannt war, daß Peter noch Hintergedanken hatte. Er war in Elisabeth Woronzow, ein Hoffräulein Katharinas und eine Nichte des Vice-Kanzlers, verliebt und wollte sie heiraten, obgleich die junge Dame nach dem Urteil eines sachkundigen Beurteilers aussah „wie ein Schenkmädchen in einer Kneipe zweiten Ranges".

Die Lage Katharinas war jetzt eine sehr traurige. Ihre politischen Freunde waren gestürzt, Poniatowsky hatte Petersburg verlassen müssen, an ihrem Hofe spielte Elisabeth Woronzow ganz offen die Hausfrau. Welches Schicksal erwartete sie, wenn die Kaiserin starb!

Im Herbst des Jahres 1758 machte Katharina eine für ihr Leben entscheidende Bekanntschaft. Ein preußischer Graf Schwerin war in Gefangenschaft geraten und wurde im Geleit von zwei russischen Offizieren nach Petersburg geschickt. Einer von diesen war Gregor Orlow. Er war einer der schönsten Männer seiner Zeit und ein notorischer Wüstling. Eine Entführungsgeschichte, von der ganz Petersburg sprach, hätte ihm fast den Hals gebrochen, er kam aber mit einem blauen Auge davon. Orlow war von guter Herkunft und zugleich mit noch drei Brüdern — ein vierter kam erst später dazu — der Abgott der Gardeoffiziere. Katharina sehen, sich in sie verlieben und ihr in der keckſten

Weise den Hof machen, war Sache eines Augenblicks.

Der Anbeter war der Großfürstin in jeder Weise willkommen. Ließ sich die Mitregentin nicht von oben herab mit Hilfe der Staatsmänner erreichen, so konnte man vielleicht mit Hilfe von Kapitäns und Leutnants zum Ziel gelangen.

Elisabeth war Kaiserin geworden durch Unterstützung zweier Kammerjunker, eines Wundarztes und eines verlausenen Musikanten!

Am 25. Dezember 1761 starb Elisabeth. Peter und Katharina waren jetzt Kaiser und Kaiserin.

Peter legte sich nun keinen Zwang mehr auf und bezeigte seiner Gemahlin offen die Abneigung, die er gegen sie empfand. Auch seine sonstigen Sympathieen traten unverhüllt zu Tage. Es ist bekannt, wie jäh der Krieg mit Preußen in ein Bündnis mit demselben verwandelt wurde. Peter beschloß ferner, das Heer ganz in preußischer Weise umzuformen, eine unglückselige Idee,

Die Ismailowsche Garde leistet Katharina II nach ihrer Rückkehr von Peterhof den Eid.
Im Auftrage der Kaiserin von J. C. Kaestner gezeichnet.
(Aus Brückner, Katharina die Zweite, G. Grote'sche Verlagsbuchh. zu Berlin.)

Am russischen Hof gab es noch ein junges Weib, das Bücher las, die junge Fürstin Daschkow, eine Schwester von Elisabeth Woronzow. Katharina interessierte sich naturgemäß für dieses Phänomen, und die junge Fürstin erwiderte dieses Interesse durch eine leidenschaftliche Liebe Sie kam einmal mitten in der Nacht zur Großfürstin und flehte sie an, ihr ihre Pläne für die Zukunft anzuvertrauen. Katharina war klug genug zu behaupten, sie hätte keine, ihre romantische Verehrerin bearbeitete aber auf ihre eigene Hand die Gardeoffiziere im Interesse der Großfürstin. denn die Garden, welche so lange Kaiser ab- und eingesetzt hatten, ließen sich selbstverständlich nicht behandeln, wie die Regimenter, die von den Unteroffizieren Friedrich Wilhelms I gedrillt worden waren. Peter gab sodann seiner Abneigung gegen die griechische Geistlichkeit offenen Ausdruck. Er benahm sich am Sarge Elisabeths und in der Kirche mit großer Leichtfertigkeit. Später rief er durch ein an sich verständiges, aber damals höchst unopportunes Gesetz, das den ungeheueren Landbesitz der Klöster einzog, die größte Entrüstung wach. Endlich beschloß er, die Macht Rußlands

dazu zu verwenden, um einen Teil Schleswig-Holsteins, den die Dänen seinem Vater entrissen hatten, zurückzuerobern.

Alles dieses machte ihn im höchsten Grade unpopulär.

Ganz anders Katharina. In tiefste Trauer gehüllt, sah man sie Tag für Tag am Sarge Elisabeths beten, obgleich dieser vierzig Tage lang ausgestellt blieb und der Verwesungsgeruch schließlich kaum noch zu ertragen war. Sie legte die Trauer nie ab, und diese paßte gut zu der Duldermiene, mit der sie die Roheiten ihres Gatten ertrug.

Sie ließ niemand in Zweifel darüber, daß sie die in so unsinniger Weise zur Schau getragene Verehrung Peters für Friedrich mißbillige; daß sie das Schicksal der Geistlichkeit und der Garden beklage; daß sie den Feldzug gegen Dänemark für eine Thorheit halte. Alle Sympathieen wandten sich ihr zu.

Und unterdessen hetzten die Orlows und die Freunde der Daschkow in den Offizierkorps und streuten Geld, das sie den Staatskassen entnahmen, reichlich unter die Soldaten aus.

Peter konnte in der That seine Gemahlin in jedem Augenblick vernichten, denn sie gebar am 11. April Orlow einen Sohn, den Stammvater der Grafen Bobrinski.

Jedermann in Petersburg fühlte, daß eine Katastrophe in der Luft lag, von allen Seiten kamen Warnungen, aber Peter ließ sich nicht warnen.

Es war Katharina gelungen, auch einflußreiche Männer zu gewinnen. Der Graf Rasumowski, der Erzieher des Großfürsten Paul Graf Panin waren für sie. Sobald der Kaiser Petersburg verlassen hatte, um sich an die Spitze der gegen Dänemark marschierenden Armee zu stellen, sollte der Aufstand ausbrechen.

Ein zufälliger Umstand zwang Katharina, früher zu handeln. Einer der Verschworenen, der Kapitän Passek, war verhaftet worden, alles stand auf dem Spiel. In der Nacht zum 28. Juni eilt Alexei Orlow nach Peterhof, weckt Katharina und verlangt von ihr, ihn sofort nach Petersburg zu begleiten. Um 5 Uhr morgens brechen sie auf und eilen in die Stadt. Hier ist alles vorbereitet, die Garderegimenter rufen Katharina zur Kaiserin aus und in der Kasanschen Kathedrale feiert ein Tedeum sie als solche. Sie schickt den Admiral Talyzin nach Kronstadt, um sich der Flotte zu versichern, und marschiert dann an der Spitze der Truppen nach Oranienbaum, wo sich Peter befindet. Obgleich dieser 1500 tapfere Holsteiner bei sich hat, verliert er vollständig den Kopf. Nachdem sein Versuch, sich an die Spitze der Flotte zu stellen, gescheitert ist, unterwirft er sich demütig seiner Gemahlin, die ihn unter der Bewachung von Alexei Orlow auf ein einsames Landgut Ropscha schickt. Er hat seinen Sturz nur wenige Tage überlebt.

Die hochgestellten Verschworenen hatten garnicht daran gedacht, Katharina zur Kaiserin zu machen, sie sollte nur Mitregentin ihres Sohnes werden. Aber daran war den Orlows wenig gelegen, sie riefen sie zur Kaiserin aus, und Katharina hatte so klug vorgearbeitet, daß der Hof, die Geistlichkeit, das Heer, das Volk — kurz, daß alle Welt ihr zujubelte.

Es stand der Prinzessin Fieke von Anhalt-Zerbst jetzt frei, die Kaiserin Katharina die Große von Rußland zu werden, und sie wurde es in ihrer Art.

Wellensturz.

Von E. Weitra.

(Abdruck verboten.)

Sag', weißt du, wie's dem Waldbach geht,
Wenn seine Fluten überquellen? —
Dort, wo kein Fels am Abgrund steht,
Stürzt er hinab in wilden Wellen.

Und weißt du, was der Seele droht,
Die Maß und Harmonie verloren?
Sie stürzt hinab in Nacht und Tod —
Und war doch für das Licht geboren! —

Memento mori. Radiert von Carl Jay. Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien.

Themis.

Roman von Ernſt Eckſtein.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

‚Du redeſt von Vaterliebe —,‘ klang es verbittert, ‚und willſt deinen Hellmuth zu Grunde richten? Prüfe dich doch! Ein gemeiner Mörder kann er nicht ſein: das weißt du! Alſo liegt etwas vor, was ſelbſt das Geſetz milder beurteilen würde! Um ſo freudiger darf doch das Vaterherz Milde üben!‘

‚So?‘ lachte es herb — und es war, als käme dies Lachen aus den Blättern des Strafgeſetzbuches, das neben den Akten lag. ‚So? Und Lichert? Kennſt du nicht den Paragraphen hier in dem Bändchen, der dir den Hals brechen wird? Weißt du nicht, wie der Paragraph beginnt? . . . Ein Beamter, der gegen beſſeres Wiſſen einen Menſchen anklagt . . .‘

‚Narrheit!‘ rief wieder die erſte Stimme. ‚Als er die Anklageſchrift aufſetzte — hat er da etwa gegen ſein beſſeres Wiſſen gehandelt? Und jetzt noch —: weiß er etwas? Er ahnt, er vermutet nur!‘

‚Schweig!‘ gebot eine dritte Stimme. ‚Ich kenne ihn beſſer! Ihr braucht ihm nicht mit dem Paragraphen zu drohen...! Der Staat hat ihm die furchtbare, faſt unumſchränkte Gewalt über die Freiheit und Ruhe ſeiner Mitbürger übertragen, in der Meinung, er ſei ein Ehrenmann! Er wird dieſe Meinung rechtfertigen! Wenn er ſich als ein Schurke erwieſe — wahrlich, die eigne Verachtung träfe ihn ſchwerer als das Geſetz!‘

Der kalte Schweiß war dem Ober-Staatsanwalt auf die Stirne getreten. Er atmete kaum. Und wieder war es die erſte Stimme, die ihn umſchmeichelte —:

‚Sei kein Thor! Die Anklage iſt erhoben! Du haſt ſie in gutem Glauben erhoben, — und zwar auf Grund der Thatſachen, die ein Andrer — der Unterſuchungsrichter, nicht aber du — eruiert hat! Wenn du nun wirklich etwas privatim hinzuentdeckſt —: gehört das hierher?‘

Tiefer und tiefer beugte ſich Gyskra über die Akten. Mit beiden Händen ergriff er ſein Haupt. Er ſtöhnte. Er litt unſägliche Pein.

Plötzlich — mitten in ſeinem Jammer und Weh — kam dem Gefolterten ein Gedanke, der ihn aus allen Zweifeln emporriß. So meinte Herr Gyskra wenigſtens in dem Augenblick, als die Idee ihn durchzuckte. Thatſächlich beſtand ihre befreiende Wirkung zunächſt nur darin, daß ſie der troſtloſen Paſſivität ein Ende machte und ihn den Weg des Handelns beſchreiten hieß.

Der Gedanke aber war folgender:

Da Herr Gyskra nun mit Beſtimmtheit zu wiſſen glaubte, daß Lichert unſchuldig war, ſo fand er vielleicht Mittel und Wege, dieſer Unſchuld zum Sieg zu verhelfen, ohne doch ſeinen Sohn zu bezichtigen!

Mochte der Schritt, zu dem er ſich jetzt entſchloß, auch befremden: er that ihn ja nicht in ſeiner amtlichen Eigenſchaft, ſondern als Menſch im Intereſſe der Menſchlichkeit.

Heute noch wollte er ſich zu Kretſchmar begeben und ſich mit größter Genauigkeit in ſämmtliche Umſtände einweihen laſſen, die gegen die Schuld Licherts zu ſprechen ſchienen. Er wollte mit Kretſchmar gemeinſchaftlich den ganzen Fall noch einmal durchſtudieren — nicht vom Standpunkt des Staatsanwalts, ſondern von dem des Verteidigers. Hatte Kretſchmar die Wahrheit geſagt, ſo ſtanden die Chancen nicht ungünſtig . . .

Den brennenden Drang aber, zu erfahren, was denn eigentlich zwiſchen Burckhardt und Hellmuth vorgegangen, mußte er ein für allemal niederzwingen, denn Hellmuth ſollte und durfte nicht ahnen, wie's in dem ſtürmiſch erregten Herzen des Vaters ausſah.

Wohl! Das war ein Gedanke, der Heil verſprach! Fand ſich ſo die gewünſchte Löſung, — dann fort mit allen Bedenken zweiten und dritten Rangs, fort mit den Skrupeln, die jener andre Paragraph des Strafgeſetzbuchs ihm eingeflößt hatte, der Paragraph 346, wo von einem Beamten die Rede iſt, der in der Abſicht, Jemand der Strafe zu entziehn, die Verfolgung einer ſtrafbaren Handlung unterläßt . . .! Dieſe Verpflichtung war für ihn aufgehoben durch ſein Verhältnis als Vater zum Sohn! Fort auch mit dem quälenden Einfall, von der

Anklage im Prozeß Lichert zurückzutreten, um einen Andern die Sache führen zu lassen . . .! Das war gefährlich in doppelter Hinsicht. Es konnte Verdacht erwecken bezüglich Hellmuths, und es konnte verhängnisvoll werden für Lichert; denn kein andrer Staatsanwalt würde ja annähernd so für den Beschuldigten eintreten, als Gyskra, der den wirklichen Sachverhalt kannte und Alles aufbieten wollte, um Lichert zu retten!

Die Zuversicht, die ein gequältes Menschenherz überkömmt, wenn sich nach langer Verzweiflung endlich ein Ausweg zeigt, übte auf Gyskra eine so kraftvolle Wirkung, daß er bei Tisch wieder zu scherzen vermochte.

Auch Hellmuth, der unterdes eine förmliche Abhandlung zu Papier gebracht hatte, zeigte sich ruhig und gefaßt. Die eigentümliche Klarheit und Frische des Vaters stählte die Nerven des Sohnes; der letzte Rest seiner Befangenheit wich.

Nach aufgehobener Mahlzeit erklärte Herr Gyskra, daß er die übliche Rast halten und dann in die Stadt wolle.

„Wenn Du's erlaubst, Papa, so komme ich mit," sagte Hellmuth.

„Ein ander Mal! Es ist ein Geschäftsweg, Hellmuth. Ich nehm' eine Droschke. Übrigens thut es mir leid, daß wir auch heute, wie jetzt schon ein paarmal, unsern gemeinschaftlichen Spaziergang versäumt haben."

„Mir auch, Papa."

„Die Schuld trifft uns beide," versetzte der Ober-Staatsanwalt. „Das vorige Mal war es ein umständliches Experiment und heute die viel zu gründliche Arbeit über die Giftfrage! Ich hätte dies Opfer bei dem entzückenden Wetter nicht annehmen sollen. Morgen ist auch noch ein Tag!"

„Aber Papa, das war doch kein Opfer! Die Sache hat mich ganz außerordentlich interessiert! Den Spaziergang hol' ich jetzt nach, wenn auch allein. Denn Ihr" — (zu Mutter und Schwester gewandt) — „Ihr geht ja doch nicht! Vier Tage vor Weihnachten! Und der Professor kommt!"

Nach fünf Minuten verließ er das Haus.

Herr Gyskra trat ein paar Augenblicke auf den Balkon und schaute ihm nach.

Dann begab er sich langsam, als fürchte er sich vor der letzten Bestätigung, die er doch suchte, nach Hellmuths Studierzimmer. Er zog das Buch ‚Framboise, die Giftmischerin vom Boulevard Saint-Martin' und die beiden daneben stehenden Bände heraus: der Totschläger war beseitigt!

Festeren Schrittes, als er gekommen war, verließ Herr Gyskra den Raum, wo er so gleichsam die Probe auf das Exempel gemacht hatte.

Doktor Kretschmar! Das war der Gedanke, der ihn jetzt voll beherrschte und jede andre Erwägung zur Seite schob.

Um diese Stunde — es war erst zwei vorüber — traf er den Rechtsanwalt sicher daheim.

Also vorwärts!

Während der Ober-Staatsanwalt nach dem Centrum der Stadt fuhr, wandelte Hellmuth, seiner altüberlieferten Sonntags-Gewohnheit folgend, die Grauditzer Straße hinan, die noch wenig belebt war; denn das Wirtshaus zu Grauditz und die in der Nähe belegene Forstschänke eröffneten ihre Sonntags-Concerte erst um halb vier. — Tief in Gedanken versunken, merkte er nicht, wie die Zeit verging. — Eh' er sich's recht versah, hatte er Grauditz im Rücken, und immer noch rannte er weiter, als müsse er heut' noch das längst verlorene Glück wieder einholen.

Es blieb doch ein elendes Leben, dies stete Dahin-Vegetieren unter dem Druck eines fürchterlichen Geheimnisses, die ewige Sorge: ‚Ist nicht all deine Mühe umsonst?' —, die nicht zu tötende Frage: ‚Hast Du ein Recht zu schweigen? Bist Du nicht dennoch ein Schurke, ein Feigling, ein Missethäter?

Alle Achtung vor der praktischen Philosophie, vor der Großmacht des Egoismus, die ihm noch jedesmal zum Siege verholfen, wenn der Instinkt sich schwach zeigte: aber was war das für ein kläglicher Sieg, der so unzählige Mal von neuem erkämpft werden mußte!

Vielleicht besaß er doch nicht, wie etwa Stegemann, die Gabe des vollkommensten Leichtsinns, der unsterblichen Gleichgültigkeit, des lachenden Fatalismus, der nach dem Grundsatze lebt: ‚Es geht halt, solange es geht!' Wenigstens fiel's ihm verteufelt schwer, dieser Rolle sich anzupassen!

Zehn seiner besten Jahre gäb' er darum, wenn der Prozeß zu Ende und Lichert

mangels eines Geständnisses glücklich vom Landesherren begnadigt wäre . . .

Ohne den grausenhaft süffisanten Gerichtsarzt würde er jetzt noch hervortreten, Sascha natürlich, die himmlische, holde Sascha, gebührend schonen, die Scene in ihrem Zimmer gar nicht erwähnen, sondern nur einfach sagen: ‚So und so ist's. Burckhardt, in seinem abscheulichen Zorn, hat mich angefallen; ich wehrte mich, wie sich Jeder gewehrt hätte, auch Sie, Herr von Grolmann, und Sie, Herr Geheimer Medicinalrat, und Sie, Herr Ix, Herr Ypsilon und Herr Zet! Das Ganze ist nur ein Unglück.'

Die Aussage des Doktor Paulitzky jedoch stellte sich wie ein blutiges Nachtgespenst vor die Möglichkeit eines solchen Entschlusses. Zum tausendsten Male rief Hellmuth sich zu: ‚Kein Mensch wird Dir glauben! Du befreist zwar den Brandstifter, aber Dich selber lieferst Du aus, und mit Dir die Deinen: Emmy, die Mutter, den Vater!'

Vor Allem den Vater!

Mit Schaudern gedachte er der verwichenen Nacht, wo er ein paar Sekunden lang — Gott sei Dank, fälschlich! — geglaubt hatte, der Vater wisse um seine That! Das Blut war ihm vor Schreck beinah' geronnen . . .

Nein, lieber das Schlimmste! Lieber den Tod jenes Menschen — trotz seiner Schuldlosigkeit!

So stand er denn wieder mitten in seiner Pein. Die köstliche Luft, die so krystallklar über der Landschaft lag, hatte für ihn keinen Hauch der Erquickung. Statt sich des herrlichen Rundblicks zu freu'n, der glänzenden Bergkuppen, des hellblauen Himmels, der blitzenden Sonne, die fern in den Scheiben der Dörfer brannte, wühlte er sich tiefer als je in die unglückselige Stimmung der ersten Tage ein!

Er schüttelte zornig den Kopf.

„Ich will's nicht!" rief er laut über die Schneefelder.

Nun machte er Kehrt. Diesmal nahm er den Weg über den Forstkeller. Lustige Tanzmusik scholl ihm bereits von weitem entgegen. Von der Stadt her zog sich ein dicht wimmelnder Schwarm von Sonntagsgästen herauf, meist junge Leute — Handwerksgehilfen, kleine Commis, Nähterinnen und Putzmacherinnen, darunter wohl auch die unverkennbare Physignomie eines Leutnants in Bürgertracht. Am Kreuzweg teilte sich dieser Strom, zur Hälfte rollte er weiter nach Graudiz, zur andern Hälfte bog er nach rechts ab, in das umfangreiche Vergnügungslokal, das unter dem Namen ‚Forstschänke' eines nicht ganz unbedenklichen Rufes genoß.

Er trat von der Rückseite ein. Was wollte er jetzt schon zu Hause? Hier konnte er lernen, wie echte Leichtblütigkeit das Leben nimmt, — und diesmal ohne den Cicerone Stegemann, der ihn immer beeinflußte, immer etwas in ihm zurückließ, was ihn verbitterte.

Gestern zum Beispiel . . .! Wie schal und widerlich hatten ihn diese Scenen berührt und mehr noch die Glossen, die ihm Ottfried zum Besten gab!

Anstatt der ‚Bergsexe' hatte man eine Gesellschaft besucht, wo das Souper, noch eh' der Champagner kam, zur Orgie entartete. Eine würdevolle Matrone, mit raffiniert gekräuseltem Silberhaar, machte hier die Honneurs; und dennoch . . .

„Zum Teufel," hatte Hellmuth dem Freund zugeflüstert, „was ist denn das für eine Sorte von Frauenzimmern?" —

Und Ottfried mit seinem cynischen Lächeln hatte geantwortet:

„Sehr achtbare Mädchen mit der Aufschrift ‚Zerbrechlich' und ‚Diskretion Ehrensache . . ."

Hellmuth zog jetzt bei dieser Erinnrung die Brauen zusammen.

„Es ist widerwärtig von Ottfried," sagte er zu sich selbst, „daß er mir stets nur die Nachtseiten des Lebens vor Augen führt! Systematisch untergräbt er mir jeden Glauben! Und streng genommen dank' ich's nur ihm, daß ich jetzt so verstört und zerrüttet bin! Wäre nicht Ottfried gewesen, ich hätte mich nie so plump über Sascha getäuscht, nie wie ein Tempelschänder ihr Zimmer gestürmt, — und Alles, Alles stünde nun anders!"

Er klomm die Treppe hinan und trat in den großen Saal, wo das Orchester jetzt eben nach kurzer Pause die immer wieder begehrte Kreuzpolka anstimmte. Die Petroleumlampen des riesigen Kronleuchters qualmten entsetzlich; die Blechmusik dröhnte; der Rauch schlechter Cigarren lagerte schichtweise über den Tanzenden.

Rechts auf der Estrade stand eine Reihe von Tischen, mit liebenden Pärchen besetzt, die sich hier außerordentlich wenig Zwang auferlegten. Die meisten hielten sich bei den Händen oder umschlangen sich, oder tranken, zärtliche Blicke wechselnd, gemeinschaftlich aus dem nämlichen Glase.

Am dritten Tisch, auffallend durch geschmackvolle Kleidung und ein Benehmen, das nicht so plebejisch war, wie das ihrer Nachbarinnen, saß ein Mädchen mit einer hochroten Schleife im Haar. Eifrig, aber nicht eben zudringlich, sprach sie auf einen flotten Husaren ein.

Die Kopfform und die Linie der Wange weckte in Hellmuth eine Reminiscenz. Als sich das Mädchen jetzt zufällig umsah, erkannte er sie: die hübsche Verkäuferin von Otusch und Felgentreff, die halb schon vergessne Mathilde.

Auch er war bemerkt worden; das bewies ihm der eigentümliche Ruck, mit dem sie sofort ihr Antlitz wieder hinwegwandte.

Der Husar und Mathilde standen nun auf, um zu tanzen. Es war ein reizender Anblick, der bei Hellmuth eine leichte Empfindung von Neid hervorrief. Weshalb konnte nicht er so harmlos und lustig wie diese Zwei da ins Leben schauen? Weshalb lag die Zukunft so bleigrau vor seinen Augen, während hier Alles in fröhlichen Farben schwamm?

Der Tanz war zu Ende. Hellmuth starrte noch immer weit in den Saal hinein — auf die Stelle vor dem Orchester, wo er die Beiden zum letztenmale gesehn hatte, ehe sie nach der Estrade abschwenkten.

Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter. Er wandte sich um.

„Nun," fragte Mathilde mit ihrem süßesten Lächeln, „trifft man Dich auch einmal? Du siehst so bleich aus! Fehlt Dir etwas? Nun freilich — in der Stadt erzählt man sich ja . . ."

„Was?" frug Hellmuth erstaunt.

„Nun, Du wär'st nicht so ganz mehr bei Trofte. Du hättest, was man eine fixe Idee nennt."

„Drücke Dich deutlicher aus!"

„Na, Helene hat mir's erzählt, und dann hört' ich's auch von Franziska: Du sei'st auf den närrischen Einfall gekommen, Baumstämme zuzubereiten, daß man sie essen kann, und Sägspäne in Brot und Konfekt zu verwandeln. Ich sagte mir gleich: Das ist Unsinn! Er war ja manchmal ein bischen kurios, aber doch grundgescheit! Und so über Nacht büßt doch der Mensch nicht die gesunde Vernunft ein! Aber wie kömmt nur die Welt auf ein so dummes Geschwätz? Wenn man Dir nachsagte, Du hättest Dich aufgehängt oder silberne Löffel gestohlen, so hätte das immer noch Hand und Fuß: so aber . . ."

„Beruhige Dich, Kind! Ein Mißverständnis . . . Wenn Du mehr Zeit hättest, könnt' ich Dir's schon auseinandersetzen. Aber ich sehe, Du hast hier Verpflichtungen . . ."

„Ich? Wie so? Ach, Du meinst den Husaren? Der war nur mein Tänzer."

„Aber ein sehr bevorzugter Tänzer. Du hast ihn ja angelächelt, — es war eine Seligkeit!"

„Na, und wenn selbst — nimmst Du mir's übel? Ich bin lustig und jung: soll ich etwa drauf warten, bis es Dir wieder mal einfällt, mich abzuholen?"

„Ja, Du hast Recht," nickte Hellmuth bekümmert. „Ich bin zu ernst für Dich und zu langweilig."

„Durchaus nicht: aber Du machst Dir halt nichts aus mir! Der Husar da ist anders! Wenn ich ihm nachgäbe — ach, du lieber Himmel! Heut' erst hab' ich ihn kennen gelernt, und er frißt mir schon aus der Hand."

„Er wird Dich schon festhalten."

„Möglich. Warum nicht? Für ein paar Wochen vielleicht. Ich liebe die Abwechslung."

„Das merk' ich."

„Ach, nicht so, wie Du meinst! Ich könnte so treu sein! Wenn Du zum Beispiel mein Schatz wärest, mein wirklicher Schatz . . ."

„Geh', faf'le nicht! Dort steigt Dein Husar auf der Estrade herum und wirft Blicke herüber, wie eine Löwin, der man die Jungen raubt."

„Der Esel! Bildet sich wohl schon ein, er habe ein Recht auf mich. Komm! Wir gehn hier ins Nebenzimmer; wir plaudern ein wenig. Da drüben hinter den Säulen sind wir ja ungestört! Du siehst hübsch aus heute, — ein bischen bleich, aber hübsch."

Hellmuth willfahrte ihr.

Sie blieben fast eine halbe Stunde lang in der wenig besetzten Colonnade, tranken

Glühwein und schwatzten; das heißt: Mathilde schwatzte, und Hellmuth warf nur hier und da eine Frage ein. Alle paar Augenblicke drückte sie ihm die Hand; einmal sogar legte sie ihren Kopf zärtlich an seine Schulter.

„Weißt Du, so saßen wir damals, als wir vom Friedrichsplatz nach dem Marschalltheater fuhren; Du hattest so lange auf mich gewartet — entsinnst Du Dich? Wie oft hab' ich seitdem durch die Scheiben gelugt, ob Du mal wiederkämest: aber das war das letzte Mal!"

Hellmuth, dem noch immer der Schreck der verwichenen Nacht durch die Seele klang, fühlte sich plötzlich erstarkt. Sein Doppelgänger von damals war also nicht wieder aufgetaucht; nach wie vor hielt Mathilde sich überzeugt, daß er um fünf schon im Centrum der Stadt gewesen; der Tag war genau gekennzeichnet durch die Vorstellung im Marschalltheater, wo ein ‚gefeierter Künstler' zum erstenmal aufgetreten; sichrer und zuverlässiger konnte sein Alibi nicht bezeugt werden.

Merkwürdig, daß er sich diesen wichtigen Punkt während der letzten Wochen so selten ins Bewußtsein gerufen! Die Begegnung hier in der Forstschänke war ihm ein günstiger Wink des Geschicks. Er sollte nicht mehr den Kopf hängen! Er sollte dies Mädchen zum Vorbild nehmen in der flotten, verlegenheitslosen Auffassung der Existenz, in dem rosigen Leichtsinn, der Alles umhauchte, was sie begann, in der Keckheit der Lüge, die hier so treuherzig ausschaute, wenn sie am frechsten war.

„Ich muß gehn," sagte er freundlich. „Amüsiere Dich gut! Gelegentlich komm' ich wohl einmal vor!"

Er drückte ihr dankbar die Hand. Diese Mathilde schien wahrhaftig sein guter Genius zu sein, wie Ottfried sein böser. Er hätte sie küssen mögen!

Als er den Saal verließ, konnte er gerade noch wahrnehmen, wie das graziöse Persönchen dem strammen Husaren fast in die Arme flog. Aber das störte ihn nicht. Frischen Mutes und neu gewappnet für Alles, was kommen mochte, schritt er nach Hause.

Herr Gyskra war erst vor einer halben Stunde zurückgekehrt. Sein ganzes Wesen trug den Stempel freudiger Aufregung. Was er bei Kretschmar erfahren hatte, mußte die Meinung des Ober-Staatsanwalts von der Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs für Lichert über Erwarten bestärkt haben, ohne doch eine Befürchtung für seinen Sohn aufkommen zu lassen. Die wachsende Hoffnung ließ die Momente, die ihn sonst noch bedrückten, in sehr verkleinertem Maßstabe erscheinen.

Der Abend, den man im engsten Familienkreise verbrachte, trug für den Vater wie für den Sohn die Signatur einer Stimmung, die in den Worten zusammengefaßt werden konnte: Es wird Alles noch gut werden!

28. Kapitel.

Auf den dritten Februar, vormittags neun Uhr, war die Hauptverhandlung gegen den Ackerknecht Christian Lichert aus Kronheim wegen Raubmords anberaumt. — Nach den Vorschriften des Gesetzes sollte gleichzeitig über die anläßlich der Flucht aus dem Gefängnis begangenen Delikte verhandelt werden, wobei der Kassenbeamte Ferdinand Lewald als Teilnehmer mit auf der Anklagebank zu erscheinen hatte. Wegen der ihm zur Last gelegten Veruntreuungen und Fälschungen war gegen Lewald schon am Tage zuvor verhandelt worden.

Noch war es nicht vollständig hell in den dunstigen Straßen der Innenstadt, als das Publikum bereits Kopf an Kopf die Freitreppe vor dem großen Portal des Justizpalastes umlagerte

In dieser frostigen Frühe, unter dem Grau eines niedrigen Himmels, dessen Gewölk erst hier und da zu zerreißen begann, machte der ernste gotische Bau den Eindruck eines gewaltigen Sarkophags. Aus den Mauern quoll eine rieselnde Feuchtigkeit; hier und da erschienen sie blauschwarz; nur auf den äußersten Spitzen der Türmchen und Wimperge malte sich etwas vom Abglanz des winterlich-bleichen Morgenrots.

Bei dem voraussichtlich großen Andrang waren seit vorgestern Einlaßkarten verabreicht worden. Wer eine solche nicht mehr erlangt hatte, wollte doch wenigstens die Ankunft der Herren Geschwornen und vornehmlich der Zeugen beobachten, unter denen sich höchst interessante Persönlichkeiten befinden sollten. Auch der Ober-Staatsanwalt Gyskra, der neuerdings mit den schwierigsten und sensationellsten Fällen betraut

wurde, und Doktor Kretschmar, der Verteidiger, bildeten Gegenstände der Volks-Neugier.

Der Aufmarsch der Mitspieler in der großen Tragikomödie begann.

Mit der Allwissenheit, die der Menge bei solchen Anlässen eigen ist, raunte man sich die Namen zu, gab die verschiedenen Rollen an und glossierte die Charaktere.

Der stattliche Herr dort mit dem etwas geröteten Antlitz und der militärischen Haltung war der Oberst z. D. Arno von Rheuß, kürzlich noch Regimentskommandeur in Strehlberg. Seiner gerunzelten Stirn und dem Ausdruck der fest aufeinander gepreßten Lippen sah man es an, daß er nur widerwillig dem Zwang folgte, der ihn hierher berief.

In der That, seine Antipathie gegen das Ehrenamt eines Geschwornen war so stark, daß er den Ober-Staatsanwalt dringend ersucht hatte, ihn abzulehnen.

Herr Gyskra jedoch, der sonst die Gefälligkeit selbst war, schnitt ihm, zwar höflich, aber mit vollster Entschiedenheit, diese Erwartung ab. — ‚Der Fall ist nicht ganz so einfach, wie Sie vermuten,' hatte er ihm geantwortet. ‚Wir brauchen Intelligenz auf der Geschworenenbank und so leid es mir thut, wenn Ihr Behagen gestört wird — —, es geht nicht!

Fast mit den nämlichen Worten hatte Herr Doktor Kretschmar sein ‚tiefstes Bedauern' geäußert.

Nun verblieb ihm als einzige Hoffnung das Vertrauen auf seinen günstigen Stern. Wenn unter vierundzwanzig bis dreißig Personen zwölfe gelost wurden, so lag seiner Meinung zufolge doch immer noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit vor, daß er frei ausgehen würde. Er wußte ja nicht, daß Herr Gyskra sowohl wie Doktor Kretschmar entschlossen waren, indifferente Geschworene so lange abzulehnen, bis der Name ‚Oberst von Rheuß' aus der Urne gestiegen wäre. Sonach war seine Chance — da im Ganzen dreizehnmal abgelehnt werden konnte, sechsmal von Seiten der Staatsanwaltschaft und siebenmal von Seiten des Angeklagten — sehr erheblich verringert, und zweifellos hätte er eine noch wildere Physiognomie aufgesetzt, wenn er von dieser heimlichen Abmachung etwas geahnt hätte.

Es war indes nicht nur die schneidige Intelligenz des Herrn Obersts und sein stark ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, was ihn hier als Geschwornen so wertvoll erscheinen ließ, sondern vor Allem seine etwas barocke Anschauung über Totschlag und Mord. Damals, an jenem Abend in seiner Villa, als er die sonderbare Historie seines Urgroßvaters erzählt hatte, waren im Anschluß an jene Geschichte allerlei Reden gefallen, die zu sehr den Stempel der Überzeugung trugen, um für den Ausfluß einer Freude am Paradoxen zu gelten.

‚Es gibt keinen Mord!' hatte der Oberst zu Leutnant Alffing gesagt; — und Doktor Kretschmar entsann sich noch ganz genau der nicht ungeistreichen Begründung der These . . . ‚Wer eine That begeht, die so aller Vernunft und allem Gefühle zuwider läuft, der kann zur Zeit der Begehung nicht bei normaler Verfassung gewesen sein. Das Gesetz unterscheidet zwischen dem Mord als dem überlegten, vorbedachten, und dem Totschlag als dem nicht überlegten, nicht vorbedachten Verbrechen. Der Psycholog aber weiß das besser! Das Gesetz irrt, wenn es meint, eine wirkliche Überlegung, ein wirklicher Vorbedacht könne einer so menschheits-widrigen Unthat vorausgehen. Stets und in allen Verhältnissen ist der Verbrecher nur halb zurechnungsfähig. Es gibt nur Totschlag.'

Diese Worte waren dem Rechtsanwalt haften geblieben, und wie in Vorahnung dessen, was kommen sollte, hatte er damals gefragt: ‚Also würden Sie als Geschworner niemals einen Beschuldigten wegen Mordes verurteilen?' — Worauf der Oberst ein augenrollendes, energisches ‚Nie!' zur Antwort gab.

Herr von Rheuß entsann sich wohl jener Bemerkung nicht mehr; denn er ‚konnte nicht fassen', weshalb ihn der sonst so artige Kretschmar eben so unerbittlich mit Nein beschied wie Herr Gyskra.

Jedenfalls war der Oberst gründlich verstimmt, und diese Verstimmung hatte sich heute früh fast zur Wut gesteigert. Alle Schmeichelreden der zärtlichen Sascha reichten nicht aus, den Unmut ihres Papa's zu besänftigen.

Als sie jedoch seufzend bemerkte: ‚Da hat ja der Angeklagte recht schöne Aussichten! . . .', da brauste ihr Vater auf wie seit lange nicht.

‚Weibergewäsche!‘ rief er im höchsten Zorn. ‚Ihr Frauenzimmer natürlich handelt nach solchen Impulsen der Selbstsucht; wir Männer jedoch kennen was Höheres! Gerade weil ich erregt bin, üb' ich nun doppelte Vorsicht! Die Gerechtigkeit läuft eher Gefahr nach der anderen Seite: ich werde zu mild sein!‘

Von dieser zukünftigen Milde war allerdings, wie er jetzt nach der Treppe des Justizpalasts einbog, wenig zu spüren. Energisch, beinah stampfend, schritt er die Stufen hinauf und verschwand, einmal noch ärgerlich umschauend im Vestibulum.

Gleich hinter dem Oberst von Rheuß kam eine hochgewachsene schöne Blondine, voll, üppig, von tizianischem Incarnat. Neben ihr, mit den Symptomen einer sich langsam entwickelnden Gicht, wankte ein breitschultriger fünfzigjähriger Mann, dickbäuchig, mit gelblichen Hängebacken.

Der Mann war der Oberlondorfer Kronenwirt, und das Mädchen war seine Tochter, — ‚die Braut des Gemordeten‘, wie man im Publikum wissen wollte. Ein wundervolles Geschöpf! Und just auf dem Weg zu diesem berauschenden Weibe mußte der arme Künstler so schauderhaft enden! Gott sei Dank, daß es dem bübischen Mörder nun endlich straff an den Kragen ging!

Es folgten jetzt unter der Masse der Zuschauer, die sich bei Zeit einen guten Platz sichern wollten, vier oder fünf unscheinbare Personen mit blauen Zetteln, vermutlich Zeugen.

Dann aber kam wieder ein Paar, Mutter und Tochter, das, langsam dahinwandelnd, die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte.

Die Mutter war eine festlich geschmückte vierzigjährige Bäuerin von nahezu übermenschlichem Körperumfang, hochrot teils vor Gemütsbewegung, teils durch die Stockungen, die ihr das ungewohnte ‚enge‘ Kostüm wachrief. Sie trug einen saatgrünen Rock, ein kirschbraunes Mieder, eine Art Flügelhaube und weiße baumwollene Handschuhe, die das Vermächtnis eines besonders faustkräftigen Kutschers zu sein schienen. Die Tochter, eben so häßlich von Angesicht, wie die feiste Mama, aber jugendlich-drall und mit schalkhaften Augen, die keck in die Welt blickten, sah in dem einfachen Kleide aus schwarzbraunem Nesseltuch ganz reputierlich aus. Beim Anblick der immer wachsenden Menschenmenge verlor sie allmählich die angekünstelte Sicherheit, bis ihr die Mutter in dem saatgrünen Faltenrock einen Stoß mit dem Ellbogen gab und ihr zuraunte:

„Sei nicht so sad, Apollonia!“

„Wart's nur ab, Mutter!“ sagte das Mädchen. „Was sollt' ich mich fürchten? Ich hab' ja nichts Ehrloses auf dem Gewissen. Aber im ersten Moment fährt's Einem doch so durchs Herz . . . Lieber schon wär' mir's halt, ich hätt' können daheim bleiben!“

Der hohe, vornehme Herr, der jetzt aus dem Wagen stieg und rechts und links einen Gruß erwiderte, war Herr Gyskra, der Ober-Staatsanwalt.

Eine sonderbare Bewegung ging durch die Menge. Man fühlte hier deutlich heraus: das Publikum dürstete förmlich nach Licherts Verurteilung. In Herrn Gyskra, der die Anklage führte, erblickte diesmal selbst der beschränkteste Polizeifeind den Vertreter des Rechts, den Beschützer der Ordnung und Sicherheit.

„Der läßt die Canaille nicht durchschlüpfen!“ rief ein Schustergeselle; und die Marktweiber, die das gehört hatten, starrten dem Mann, der mit so ruhigem Ernste dahinschritt, ehrfürchtig grausend nach, als wandle da ein überirdisches Wesen mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod.

Auch den alten beleibten Herrn mit den blitzenden Äuglein, der breitschmunzelnd seinem hellbraun lackierten Coupé entstieg, kannte man allgemein, obgleich er den schmalen Maurerbart, den er früher trug, vor vierzehn Tagen unverhofft abgelegt hatte. Es war der Kommissionsrat Balduin Teutschenthal, der eifrige Förderer aller gemeinnützigen Interessen, der unermüdliche Wohlthäter. Erst kürzlich wieder — bei Gelegenheit seines Geburtstags — hatte er eine längst geplante Idee verwirklicht und in Gemeinschaft mit mehreren hervorragenden Persönlichkeiten der Hauptstadt — (darunter die einflußreiche Gemahlin des dänischen Gesandten, Gräfin Rödbroge) — eine Erziehungsanstalt gegründet für sittlich gefährdete Mädchen . . .

„Da kommt meine Lowise hinein,“ sagte eine gaffende Hökerfrau zu ihrer Berufsgenossin, der sie über das neue Lorbeerblatt in dem unverwelklichen Kranze Balduins kurz berichtet hatte.

Ja, ja, so ein sechzigster Geburtstag will etwas bedeuten! Man wird alt, — und man ist doch ein wenig eitel! Der Maurerbart, der dem Antlitz Balduin Teutschenthals sonst so gut stand, war nachgerade fast weiß geworden, — und so hielt er denn, wie er scherzhaft bemerkte, den Augenblick für gekommen, dies lästige Dokument des beginnenden Greisentums wegzutilgen. Balduin sah noch so frisch aus, so faltenlos; seine Wangen erstrahlten in so prächtigem Rot —: eine Folge seines geregelten Lebenswandels, wie seine Freunde behaupteten, während Stegemann, der cynische Zweifler, ihn des ‚heimlichen Suffs' bezichtete. Weshalb sollte man diese Jugendblüte durch den ergrauenden Bart Lügen strafen . . .?

Auch Balduin Teutschenthal stand auf der Liste der Hauptgeschwornen; auch er hatte — ein seltsamer Parallelismus! — beim Ober-Staatsanwalt, der ihn zwar nicht für sonderlich intelligent, aber für äußerst gerecht hielt, erfolglos um seine eventuelle Ablehnung nachgesucht. Nun wollte sich Balduin trotz seiner augenscheinlichen Rüstigkeit krank melden; denn zuvor noch bei Doktor Kretschmar einen Versuch zu machen, — davon hielt ihn ein dunkles Gefühl ab. Nach längerem Schwanken gab er auch die geplante Krankmeldung auf. Er wußte nicht, ob er dem Hausarzt trauen durfte; der Mann besaß einen diagnostischen Scharfblick . . . Geradezu auffällig aber wär' es gewesen, hätte er einen fremden Arzt mit der Sache behelligen wollen . . .

Jetzt machte er aus der Not eine Tugend. Es war ihm ja peinlich gewesen, außerordentlich peinlich . . . Andrerseits aber regte sich ihm ein dämonischer Drang, bei der Erledigung dieses Prozesses thatkräftig mitzuwirken. Ja, es war doch vielleicht gut . . .! Er mußte zugegen sein, wenn man über den Menschen da aburteilte; denn — sein Gerechtigkeitssinn haßte den Strolch, der da bei Nacht und Nebel in dem sonst so sicheren Gothengehölz die Ahnungslosen hinterrücks überfiel, wie der Satan die armen Seelen . . .

Zwei Minuten vor neun rollte die Droschke des Verteidigers vor.

Doktor Kretschmar hatte sich etwas verspätet.

Der Prozeß war so wichtig, so entscheidend, nicht nur für das Schicksal des armen Lichert, sondern auch für den Ruf des aufstrebenden Advokaten, daß Frau Doktor Kretschmar das Ihre dazu beitragen wollte, um ihren Gatten so schlacht- und kampfgerüstet wie möglich zu machen. Sie hatte ihm zwar versprochen, punkt halb acht ihn zu wecken, gab jedoch, als sie sah, wie ruhig er auf Grund dieser Zusage schlief, noch einige dreißig Minuten zu und setzte ihm dann ein verlockendes Frühstück vor, bestehend aus den erquicklichsten Delikatessen, die sich ein nüchterner Magen gefallen läßt. —

‚Iß, Robert! Trink, Robert!' hatte sie unaufhörlich gemahnt. ‚Jeder Schluck Portwein kommt deinem Klienten zu Gute! Und das Alles ist ja so leicht! Plenus venter- — das Sprüchwort hast Du mir oft genug vorlamentiert! Ich mach' ja ein förmliches Studium daraus, Dir das Kräftige nur im Extrakt zu reichen! So ist's recht! Komm, stoß' mit mir an! Unser Klient soll leben! Denn, nicht wahr, diesmal ist er doch ganz bestimmt unschuldig?'

Kretschmar hatte gerade noch Zeit gehabt, nach Schluß dieses Gabelfrühstücks dem hübschen, runden, beweglichen Frauchen den Mund zu küssen, und dann auf den Flügeln eines Zweimarkstücks, das er dem Kutscher versprach, durch die feucht-frostigen Straßen zu rollen. Die Himmelsbläue, die sich inzwischen mehr und mehr aus den zerflatternden Wolkenschleiern hervordrängte, schien ihm ein ebenso günstiges Vorzeichen, wie das letzte flotte ‚Glück auf!' seiner Gattin.

Der Kutscher bekam einen Thaler. Die Akten unter dem Arm wandte sich Kretschmar der großen Treppe zu.

„Der Verteidiger!" klang es im Publikum.

„Schad' um den prächtigen Menschen!" meinten die Marktweiber. „Er sieht so gutmütig aus und so ehrlich! Man sollt' es nicht glauben, daß so ein Rechtsanwalt, vornehmer Leute Kind, sich dazu hergibt, Schufte und Spitzbuben rein zu waschen!"

„Ja, die Advokaten sind alle des Teufels," sagte der Schustergeselle, der schon vorhin der Lebhaftigkeit seines Rechtsgefühls Ausdruck gegeben. „Für Geld und gute Worte machen die Weiß zu Schwarz! Am Ende kniffelt der auch was 'raus und hilft so dem elenden Mordbuben am Galgen vorbei!"

„Unsinn!“ meinte der Dienstmann Numero neunzig; „der Kerl ist geliefert; — da wett' ich nun gleich ein Quart Kümmel!“

29. Kapitel.

Punkt neun Uhr wurde die Sitzung eröffnet.

Unter den Letzten, die sich, mit Einlaßkarten versehn, über die Schwelle schoben, befand sich auch Hellmuth. Vor dem Vater hatte er seine Absicht, den Verhandlungen beizuwohnen, ängstlich geheim gehalten. Ganz im Hintergrund nahm er Platz, doppelt und dreifach gegen den Tisch der Staatsanwaltschaft hin gedeckt.

Der Gerichtshof, bestehend aus einem Vorsitzenden und zwei Beisitzern, trat ein.

Hellmuth fühlte beim Anblick der feierlichen Talare die volle Erneuerung seiner verzweifeltsten Stimmungen. Wiederholt hatte er aus den Bemerkungen seines Vaters, namentlich während der letzten Tage, entnommen, daß Herr Gyskra an der Verurteilung Licherts zweifelte, ja die Freisprechung für wahrscheinlich hielt.

Jetzt übermannte den Schuldbewußten gleichwohl eine tötliche Angst. In dem Augenblick, da die Richter auf ihren Sesseln Platz nahmen, fühlte er, daß die Vernunft ihm ins Schwanken geriet. Wie ein Rasender hätte er aufspringen und den Männern zurufen mögen! Laßt die fürchterliche Komödie! Ihr tappt ja im Finstern! Ich, ich bin der Thäter, — kein Mörder freilich, aber an Ruchlosigkeit einem Mörder vergleichbar, weil ich so lang' habe schweigen können!‘

Er malte sich diese Scene und ihre Wirkung so lebhaft aus, daß er sich an der Bank festklammern mußte, um der grausigen Lockung nicht nachzugeben.

Nun wurden Lewald und Lichert, der Erstere frei, der Letztere in Ketten und Handschellen, nach der Anklagebank geführt.

Lichert schaute mit starren, verglasten Augen im Saale umher. Die Zuversicht, die ihn vor einer Minute noch aufrecht erhalten, schwand unter dem Eindruck dieses unheimlich imponierenden Apparats, dem er ja erst im verwichnen Oktober, wenn auch damals mit Fug und Recht, zum Opfer gefallen war.

Er kannte den Raum bis ins Einzelne. Die drei Spitzbogenfenster dort an der Längswand; — zwischen dem ersten und zweiten die Plätze der Herren Geschworenen; — der Tisch des Herrn Ober-Staatsanwalts und der Tisch des Gerichtshofs; — die Thür zum Beratungszimmer; — die Sitze des Publikums —: Alles das war ihm vertraut, als hätt' er sein halbes Leben hier zugebracht.

Besonders aber die Decke mit ihren farbenprächtigen Bildern, die zu der düsteren Schauerlichkeit des Ortes so gar nicht zu passen schienen!

Da links hatte der Maler eine Frauengestalt angebracht, — rosa und himmelblau —, die zwei gelbliche Tafeln hielt; rechts eine andre, in Purpur und Grün, mit einer bläulich grauen Papierrolle; und dann in der Mitte die größte und mächtigste unter den dreien, ganz in Weiß, ruhig, düster und majestätisch, eine Binde über den Augen, in der Linken die Wage, in der Rechten das Schwert.

Zu ihren Füßen stand in großen Goldlettern das unverständliche Wort: THEMIS.

Lichert hatte schon damals seinen Verteidiger fragen wollen, was das bedeute; ob es Französisch sei, oder der Name vielleicht einer Heiligen. Über die sechs Jahre Zuchthaus aber, die ihm diktiert wurden, hatte er dann das Rätsel dieser goldglänzenden Buchstaben wieder vergessen. . .

Und da blinkte ja noch etwas Goldnes, was ihn jetzt magisch anzog, wie der Blick eines Basilisken: der Knauf an dem wuchtigen stahlblauen Schwert! Der Knauf und die Klinge weissagten ihm nichts Gutes. Heiß, wie vom Auf- und Niederkrabbeln glühender Ameisen, ging es ihm über den Rücken. Die guten Lehren seines Verteidigers, der freundliche Zuspruch, er solle nur ruhig und klar bleiben und alles genau so erzählen, wie es gewesen sei, dann werde er freikommen; kurz, jegliche Mahnung und Warnung sank ihm in's Dunkel absoluter Vergessenheit. Er sah nur noch das Schwert, und, wenn sich sein Blick mit Gewalt von dem schimmernden Knauf losrang, da drüben den Richtertisch, von dem ihm ja neulich schon ein so fürchterliches Verdikt geworden. Die wahnwitzige Angst des Naturmenschen überkam ihn, der, einmal in die Maschinerie der Justiz verwickelt, sich auch für zermalmt hält.

Sein Verteidiger trat auf ihn zu.

„Fassen Sie Mut, Lichert!“ flüsterte er mit einer Geberde des Vorwurfs. „Die ganze Zeit über waren Sie doch vernünftig! Thun Sie jetzt nicht, als wären Sie hier von lauter Feinden umringt! Ich wiederhole Ihnen zum zwanzigsten Mal: selbst der Staatsanwalt zweifelt an Ihrer Schuld! Wollen Sie nun zu guter Letzt noch Alles durch Ihre Dummheit verderben?“

„Ich danke Ihnen“, stammelte Lichert, „ich danke Ihnen! Aber mir liegt's auf der Brust. . . Ich weiß nicht. . .“

„Still jetzt! Die Verhandlung beginnt! Nochmals: Courage!“

Der Vorsitzende des Gerichtshofes schritt in geschäftsmäßiger Gleichgültigkeit zur Bildung der Geschworenenbank.

Es waren im Ganzen, mit Einschluß mehrerer Hilfsgeschworenen, dreißig Männer zugegen, die an der Auslosung teilnehmen konnten.

Der Erste, der aus der Urne hervorstieg, war Balduin Teutschenthal.

„Angenommen!“ erklärte der Ober-Staatsanwalt. — „Angenommen!“ scholl es vom Tisch des Verteidigers.

Die drei nächsten Namen, die ausgelost wurden, gehörten einem vielbeschäftigten Kaufmann, einem Gutsbesitzer und einem Tischler. Alle drei wurden von der Staatsanwaltschaft abgelehnt.

Verwundert richteten sich die Blicke des ganzen Saals auf Herrn Gyskra. Obwohl das Gesetz die Beibringung von Motiven für die Ablehnung der Geschworenen ausschließt, war man doch überrascht, hintereinander drei Personen in den verschiedensten Lebensstellungen refüsiert zu sehn, ohne daß ein begreiflicher Grund vorlag.

Der Kaufmann hielt die Ablehnung für eine persönliche Rücksicht auf seine stark in Anspruch genommene Zeit. Unwillkürlich machte er eine leise Verbeugung. Auch der Gutsbesitzer, ein alter Phlegmatikus, der schon jetzt mit dem Gähnen kämpfte, war sichtlich erfreut. Der Tischler dagegen that höchst beleidigt, zuckte aufgeregt mit den Achseln und brummte ein Wort in den Bart, das ihm leicht einen unangenehmen Prozeß hätte zuziehen können.

Bei der fünften Auslosung sagte der Ober-Staatsanwalt: „Angenommen!“ —

Nun aber lehnte Doktor Kretschmar ab.

Der Sechste, ein scharfsinniger Jurist und Kollege Kretschmars, ward von der Staatsanwaltschaft wie von der Verteidigung gut geheißen. Dann folgten vier weitere Ablehnungen, bis endlich der Name des Obersts von Rheuß aus der Urne stieg.

Erleichtert atmete der Ober-Staatsanwalt auf. Mit jeder Niete, die man gezogen, war ihm schwüler und bänger geworden. Bei allen Sorgen und Kümmernissen, die ihn bedrückten, fühlte er sich auch durch den Umstand entwürdigt, daß hier, ungeahnt von dem Publikum wie von den Richtern, ein furchtbares Spiel in Scene ging, eine dem Ernst seines Amtes schroff widersprechende Lotterie, bei der er sich unwillkürlich den Kopf des Angeklagten als Einsatz dachte.

Nachdem die Bildung der Geschworenenbank nun ohne weitere Zwischenfälle erfolgt war, wurden die Zwölfmänner von dem Vorsitzenden vereidigt.

Der Präsident, ein strenger, düster blickender Herr von schwer zu taxierendem Alter, richtete mit eintöniger, aber deshalb vielleicht um so wirksamerer Stimme die vorgeschriebenen Worte an die Gewählten. Eine feierliche Stille herrschte im Saal, da er anhub:

„Sie schwören bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, in der Anklagesache wider Christian Lichert aus Kronheim und Ferdinand Lewald aus Trachau die Pflichten eines Geschworenen treu zu erfüllen und Ihre Stimme nach bestem Wissen und Gewissen abzugeben.“

Die Geschworenen leisteten diesen Eid, indem sie, einer nach dem andern, die rechte Hand erhoben und langsam die Worte sprachen:

„Ich schwöre es, so wahr Gott mir helfe!“

In der energischen Kraftfülle, mit welcher der Oberst von Rheuß diese Worte sprach, dröhnte vielleicht ein Rest von der Aufregung, die ihn hierher begleitet, aber mehr noch die Stärke des Pflichtgefühls und die mannhafte Ehrlichkeit seines Wollens.

Merkwürdig dünn und heiser fistelte Balduin Teutschenthal die Schwur-Formel. Er mußte erkältet sein. Das sonst so eigenartige, tiefe und salbungsvolle Organ war kaum zu erkennen.

Nunmehr begann die eigentliche Verhandlung. Die Zeugen und Sachverstän-

digen wurden aufgerufen, und ihre Anwesenheit constatiert. Nachdem sie den Saal wieder verlassen hatten, erfolgte die vorgeschriebene Vernehmung der Angeklagten betreffs ihrer persönlichen Verhältnisse, sowie die Verlesung des Beschlusses der Strafkammer über die Eröffnung des Hauptverfahrens.

Hiermit waren die Präliminarien erledigt.

Der Präsident schritt nun zunächst zur Erörterung jener Delikte, die mit dem Ausbruch der Angeklagten aus dem Gefängnis zusammenhingen.

Da Lichert sowohl wie Lewald ihre in allen Hauptpunkten übereinstimmende Aussage buchstäblich wiederholten, wie sie die Voruntersuchung protokolliert hatte, so erklärte der Präsident, er halte angesichts dieser Geständnisse, die sich durchweg mit den Zeugenaussagen deckten, eine Beweisaufnahme für überflüssig.

Die Staatsanwaltschaft und die Verteidigung traten dieser Annahme bei, und so konnte man schon nach vergleichsweise kurzer Frist zu dem eigentlichen Gegenstande des allgemeinen Interesses übergehn, — zu dem Raubmord, den man dem Angeklagten Christian Lichert zur Last legte.

Auch hier blieb Lichert, obschon er eine nicht zu verkennende Unsicherheit und Beklommenheit zeigte, in allen Punkten dem, was er in der Voruntersuchung ausgesagt hatte, treu. Er war unschuldig. Er hatte den Gemordeten nie zu Gesicht bekommen. Die Geldmittel, die ihn so schwer compromittierten, stammten aus der Begegnung mit jenem Unbekannten, zu dessen Charakteristik er leider so wenig beibringen konnte.

Niemand am Richtertisch, niemand auf den Tribünen glaubte an dieses ‚Märchen'.

So kurz und bündig der Angeklagte vorhin gesprochen hatte, da es sich um den Ausbruch aus dem Gefängnis handelte, so ungeschickt und weitschweifig ward er bei dem Bericht über das, was vorgegangen sein sollte, seit er das Gothengehölz betreten.

Die Aufforderung des Präsidenten, er möge doch jene rätselhafte Persönlichkeit, die ihm so unverhofft zweihundert Mark in den Schoß geworfen, etwas genauer beschreiben, klang so herb und sarkastisch, daß Lichert, der Mahnworte seines Verteidigers uneingedenk, sofort jede Haltung verlor und sich dem dumpfen Gefühl überließ: Es ist Alles umsonst! — Er verwickelte sich sogar ein paar Mal in Widersprüche. Zwar verbesserte er dieselben sofort und entschuldigte sie mit dem Ausruf: ‚Wenn man so ewig gefragt wird. . .!' Immerhin blieb es nicht ohne Einfluß auf die Geschworenen, daß jener Unbekannte bald ‚gar nicht zu sehn', bald ‚mittelgroß', bald ‚stämmig und klein' gewesen sein sollte, — anderer Mißgriffe nicht zu gedenken.

Nur vier Personen wußten oder waren doch fest davon überzeugt, daß Lichert die Wahrheit sprach: Herr Gyskra, Hellmuth, Doktor Kretschmar und — Balduin Teutschenthal.

Mit krampfendem Herzen, äußerlich aber gefaßt und vom Hauch seiner ewig zur Schau getragenen Würde umspielt, saß dieser halb schon zum Narren gewordene Streber, dessen Loblied vorhin sogar die Straßenweiber gesungen hatten, hinter dem breiten Rücken des Obersten von Rheuß und folgte den Worten Licherts mit fiebernder Spannung.

„Trug der Mann einen Bart?" fragte der Vorsitzende.

„Ich glaube, ja," gab Lichert zur Antwort.

Balduin Teutschenthal hatte in diesem Moment das Gefühl, als müßten die Augen Aller sich auf sein glattrasiertes, volles Gesicht heften, wo noch vor wenigen Wochen der graue, altfränkisch gestutzte Maurerbart ihm das Kinn und die Wangen umrahmt hatte. Er wußte nicht, sollte er jetzt besonders aufmerksam oder gleichgültig, ernst oder lächelnd, wohlwollend oder ironisch aussehn Dem Himmel sei Dank: die unbegrenzte Achtung, die er genoß, schützte ihn ja einstweilen gegen das Anschwirren dreister Verdachtpfeile! Aber beklemmend, qualvoll, atem-beraubend blieb dies widerliche Verhör denn doch. . .!

Daß auch ihm gerade ein so unglaubliches Mißgeschick in den Weg lief. . .!

Er kam an jenem verwünschten Nachmittage so harmlos vom Déjeûner bei der Gräfin Rödbroge. . .!

Der Burgunder war so brillant und der Sekt so ambrosisch gewesen!

Und die Gräfin hatte ihm so berauschende Mitteilungen über ihr letztes Gespräch mit der Prinzessin Ruprecht gemacht!

Studien berühmter Meiſter:

1756.

Federzeichnung von Adolf Menzel
Offizier aus der Zeit Friedrich des Großen in Galauniform.

Studien berühmter Meiſter:

Federzeichnung von Adolf Menzel:
Gardegrenadier aus der Zeit Friedrich des Großen, 1756.

Ihre Königliche Hoheit interessierten sich lebhaft — aber außerordentlich lebhaft — für den Herrn Commissionsrat, dessen erbauliches Walten Höchstsie ihrem erlauchten Gemahl gegenüber mehrfach betont hatten. Auch die Adelsfrage, der Stammbaum Derer von Teutschenthal, oder eventuell doch die Frage, ob nicht der Souverän, selbst ohne das Obwalten historischer Ansprüche, wohl daran thue, ein so lautres Verdienst wie das Balduins mit der fünf- oder siebenzackigen Krone zu schmücken, stand im Palais des Prinzen jetzt auf der Tages-Ordnung. . .

Das Alles hatte die Gräfin ihm mitgeteilt und so verheißend dabei gelächelt, daß Balduin fühlte: ‚Ich stehe am Ziel meiner Wünsche! Noch ein paar Wochen, — und der glücklichste Traum meines Lebens ist Wirklichkeit!'

Immer wieder von neuem leerte er ein schäumendes Glas auf das Wohl der Frau Gräfin Röbbroge, Excellenz, auf die Prinzessin Ruprecht, Königliche Hoheit, auf die alten Geschlechter, die sich in mannhafter, nie verlöschender Hingebung um den Thron schaarten, auf die Erziehungsanstalt für sittlich gefährdete Mädchen, die geistige Schöpfung der liebenswerten, durch alle weiblichen Tugenden ausgezeichneten Wirtin, — bis er dann wirklich in etwas erregter Stimmung die gräfliche Villa verließ, um nach der Stadt zu wandeln. . .

Sein Wagen hatte sich leider verspätet... Die Unzuverlässigkeit seines Kutschers war sprüchwörtlich.

So ging er zu Fuße. Das that ja wohl bei einer so fieberglühenden Stirne, die schon den Druck der siebenzackigen Krone verspürte.

Er schritt auf der Oberlondorfer Chaussee, am Gothengehölz entlang, der Stadt zu. Er hätte jodeln können vor Wonne und Seligkeit. Aber das litt ja der Ernst nicht, die sittliche Würde, auf die er so stolz war. Früher — ja, da lagen die Dinge wohl anders. Jetzt aber, unter dem strengen Blick der Frau Gräfin. . .

Er seufzte ein wenig, wie in Erinnerung an die reizvollen Tage der Ungebundenheit, die nun so lange schon hinter ihm lagen. Da — just, wo ein Fußweg in das Gehölz abbog — hörte er singen und trällern. Eine entzückende Mädchenstimme... Eh' er sich selbst noch begriff, schritt er der Stimme entgegen. Und dann... ja, dann war eben die alberne Scene passiert, die der Brandstifter da so bübisch belauscht hatte...

Der Angstschweiß trat ihm jetzt auf die Stirne. Es war ja nichts allzu Schlimmes gewesen... Aber die Welt! — Wie urteilt die Welt! Und die Gräfin Röbbroge! Was wissen die Frauen von der bethörenden Wirkung des Weins! Er hatte das Mädel nicht mal geküßt, sondern sie ‚nur' um die Taille gefaßt... Allerdings etwas heftig... Ja, du lieber Himmel, was half ihm dies ‚nur' den unbarmherzigen Anschauungen der Excellenz gegenüber! — Schon das Plebejische dieses Rencontres! — Kam das heraus, so war's vorbei mit dem Adel, vorbei mit der Gunst der Prinzessin, vorbei mit seiner ganzen, so mühsam, so peinvoll erworbenen Stellung! Er hatte umsonst gelebt! Er konnte dann, ein zerbrochner Mensch, seine Schmach und Verzweiflung ins erste beste Irrenhaus tragen.

Lieber das Gräßlichste!

Balduin fühlte sich heimlich den Puls. Er mußte hundertundzwanzig Schläge in der Minute haben! Ruhe! — Ruhe um jeden Preis! — Gewaltsam hielt er den Atem an und lächelte mit vollendeter Gleichgültigkeit.

Die Vernehmung des Angeklagten nahm ihren Fortgang.

Die Züge des Mannes würde Christian Lichert also nicht wiedererkennen! Das wußte Herr Teutschenthal schon aus einer Privat-Bemerkung, die Doktor Kretschmar bei dem Oberst von Rheuß gemacht.

Aber die Stimme! Die Stimme hatte sich dem pöbelhaften Erpresser nachhaltig eingeprägt! —

Balduin, der sich so gern und mit so großer Selbstschätzung seiner rednerischen Talente rühmen hörte, nahm diesmal von jeder persönlichen Einmischung in die Verhandlungen Umgang. Dreimal bereits war er in seinem Leben Geschworener gewesen und stets hatte er von der Befugnis Gebrauch gemacht, selbst Fragen zu stellen und so das Licht seines Scharfsinns vor dem Publikum leuchten zu lassen. Heute jedoch blieb er stumm wie das Grab.

Je länger der Präsident bei dem Signalement des Unbekannten verweilte, — augenscheinlich bemüht, den ‚Raubmörder' in

die Enge zu treiben — um so lebhafter strömte Herrn Balduin alles Blut nach dem Herzen. Er verwünschte jetzt, daß er nicht doch eine Krankheit geheuchelt hatte, auf die Gefahr hin, von seinem Hausarzt, dem alten, pfiffigen Medicinalrat Klenke, durchschaut zu werden. Halb tot vor Angst, merkte er gar nicht, wie sich der Angeklagte mehr und mehr festritt und zuletzt auf den erneuten Vorhalt des Präsidenten nur mit den Achseln zuckte.

Hellmuth Gyskra konnte diese Tortur nicht länger mit ansehn. Tieferschüttert verließ er den Saal und atmete erst wieder auf, als der Justizpalast und das dichte Menschengewimmel der Weylbrunnerstraße weit hinter ihm lag. Er hatte genug für heute. Morgen, zum Plaidoyer seines Vaters, wollte er wiederkehren. Hoffentlich war dann das Schwerste vorüber.

Der Präsident schritt nunmehr zur Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen.

Zunächst trat der Waldhüter vor, der den Leichnam Burckhardts am Thatort entdeckt hatte. Seine Aussage bot nichts Neues. Er hatte sofort den Eindruck gehabt: der Unglückliche ist das Opfer eines ganz ordinären Raubmords.

Hiernach folgten die eigentlichen Belastungszeugen.

Besonders ungünstig für den Angeklagten fielen die Depositionen der Oberlondorfer Wirtstochter und die eines gewissen Ottokar Schröter aus, jener Persönlichkeit, die bereits in der Voruntersuchung beschworen hatte, am Tage der Katastrophe gegen halb vier oder vier dem Burckhardt am Lutherplatze begegnet zu sein, wonach also der Maler in der nämlichen Richtung nach dem Gothenwalde gegangen sein mußte, wie Lichert.

Die Oberlondorfer Wirtstochter war über die Maßen erregt. Ihr schönes, edel geschnittenes Antlitz, das in der unteren Partie an die ‚Bella' des berühmten venezianischen Meisters erinnerte, wechselte fortwährend die Farbe.

Nach Frauenart hielt dieses Mädchen, das offenbar für Burckhardt ein tieferes Interesse empfunden hatte, sich für berechtigt, Alles, was gegen den Mörder sprach, thunlichst stark zu betonen, damit der ruchlose Unmensch ja nicht etwa seiner verdienten Strafe entgehe.

Vier Tage vor dem Verbrechen war sie dem Künstler begegnet. Sie sah ihn noch vor sich, wie er über die Kreuzstraße quer auf sie zukam und ihr mit freundlichem Gruße die Hand bot. Bei der Erinnerung an diesen letzten beglückenden Händedruck führte sie ihr Taschentuch an die Augen. Burckhardt, der sonst so häufig nach Oberlondorf kam, hatte sich während der letzten Wochen nicht blicken lassen. Er war so fleißig und mußte das kurze Tageslicht ausnützen. Da sie nun scherzend erwiderte: ‚Ach, das reden Sie so!' — gab er zur Antwort: ‚Nein, weiß Gott, ich war kolossal beschäftigt; dieser Tage jedoch sprech' ich mal vor.' Er hatte sonach ganz zweifellos in der Südvorstadt etwas zu thun gehabt und war dann just im Begriff gewesen, auf dem kürzesten Wege — denn die Chaussee bog weit um — nach Oberlondorf zu eilen, ohne in seiner Arglosigkeit zu ahnen, daß schon der Mörder die Keule schnitt, die ihn zerschmettern sollte.

Auf die Frage des Präsidenten, ob sie mit Burckhardt etwa verlobt gewesen, ward sie rot bis in ihr prächtiges Haar hinauf und sagte dann leise:

„Nein. An so etwas hat Herr Burckhardt wohl überhaupt nicht gedacht. Er lebte nur seiner Kunst, — und so kam es auch, daß wir befreundet wurden. Er hat mich gemalt und gezeichnet, — und wie's so geschieht: man kömmt sich da näher. Wir standen wie Bruder und Schwester."

Auch mehrere andre von den Belastungszeugen färbten unbewußt ihre Aussagen in einem für Lichert sehr bedenklichen Sinne. Der Kurzwarenhändler, bei dem der Angeklagte das Messer gekauft hatte, sagte sogar mit Bestimmtheit aus, er habe beim Anblick des verwahrlosten Menschen ein unheimliches Gefühl gehabt, die Ahnung gleichsam: der trägt sich mit Mordgedanken.

Als der Präsident gegen zwei Uhr die Mittagspause verkündete, war der Eindruck im Publikum allgemein der: die Sache steht für Lichert verzweifelt.

Auch der Wiederbeginn der Verhandlungen führte einstweilen noch keinen erheblichen Umschwung herbei.

Zunächst wich das Parere des von der Verteidigung vorgeschlagenen Sachverständigen Geheimrats Welck, des gefeierten Anatomen und Osteologen, nicht sehr wesentlich

von der Auffassung des Gerichtsarztes Doktor Paulitzky ab.

Ein dumpfes Raunen ging durch das versammelte Publikum, als der bis dahin mit einem dunklen Tuche verhüllte Schädel des Opfers entblößt und von dem Gerichtsarzt wie bei einem Katheder-Vortrag in die hageren Finger genommen wurde. . .

Neben dem Schädel lagen die übrigen Beweisstücke —: die Börse Burckhardts mit den wenigen Münzen, der Hut, der Eichenknüppel, mit dem der tötliche Streich vollführt sein sollte.

Der Gerichtsarzt hatte mit der ihm eignen apodiktischen Vornehmheit auseinandergesetzt, daß die splitternde Einbuchtung an der Schläfenstelle ganz unzweifelhaft von der unregelmäßigen Fläche des Knorrens herrühre, der in der Größe eines Zweimarkstückes über die sonstige Masse des nahezu faustgroßen Griffes hervorrage. Elegant, siegesgewiß, theatralisch, hatte er sich dabei unmittelbar an die Geschworenen gewandt und sie eingeladen, falls sie der Klarheit seines nicht ungeübten Blicks und der Bündigkeit seiner Logik nicht trauten, sich selber zu überzeugen, wie eins hier in's Andre greife.

Das eigentümliche Nicken auf der Geschwornenbank ließ es fraglich erscheinen, wie man sich dieser Aufforderung des Gerichtsarztes gegenüber verhalten würde. Jedenfalls mußte man noch vorher das Parere des Geheimrats Welck abwarten.

Der berühmte Anatom gab die Erklärung ab: wenn er auch nicht mit der gleichen Bestimmtheit, wie der Gerichtsarzt, behaupten möchte, daß die Zersplitterung des Schädels von dem Knüppel da herrühre, vielmehr aus manchem Gesichtspunkt hier ernstliche Zweifel ihm auftauchten, so sei doch der Streich aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens von der Seite her, vielleicht sogar ein wenig von rückwärts geführt worden, was dann allerdings auf die Möglichkeit eines berechneten Überfalls schließen lasse.

Der Oberst von Rheuß erhob sich.

Im Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, wollte er sich, soweit es dem Laien möglich war, aus eigner Anschauung eine Meinung bilden.

Ein zweiter Geschworner folgte, während ein dritter, Teutschenthals Nachbar, auf eine Bemerkung hin, die der Begründer der Anstalt für sittlich gefährdete Mädchen ihm zuflüsterte, die Beaugenscheinigung unterließ.

Die übrigen waren teils zu indifferent, teils trauten sie sich wohl nicht die entsprechende Einsicht zu, teils auch hielt sie ein heimliches Grausen ab, der Hirnschale des Getöteten so unmittelbar in die Nähe zu kommen.

Herr Gyskra hatte bei der Bemerkung des Osteologen, er teile bezüglich des mutmaßlichen Werkzeugs nicht ohne weiteres die Ansicht des Herrn Gerichtsarztes, heimlich gezittert. Jetzt zum ersten Male packte ihn der bis dahin zurückgedrängte Gedanke: Wenn Licherts Unschuld erkannt wird, — was ist dann die Folge? Die Wiederaufnahme der polizeilichen Thätigkeit, erneutes Prüfen und Wägen — und schließlich vielleicht die Entdeckung der Wahrheit!

Er schauderte. Einen Moment gewann es den Anschein, als sollte ihn die so mühsam behauptete Selbstbeherrschung verlassen. Dann aber zwang er sich zur Vernunft.

Alles war ja bis in die äußersten Winkel der Einzelheiten durchforscht worden. Doktor Kretschmar hatte mit einer Findigkeit und Rastlosigkeit, die Herrn Gyskra manchmal in Aufruhr versetzten, jede nur irgend denkbare Eventualität in's Auge gefaßt und trotz seines detektiv-artigen Scharfsinns doch nur Anhaltspunkte für die Schuldlosigkeit Licherts, *nichts* aber aufgefunden, was ihm die Spur des wirklichen Thäters auch nur von fern hätte weisen können. . .

Nein: wenn die Verhandlungen hier nach Wunsch ausgingen, so durfte Herr Gyskra hoffen, daß die verzweifelte Spannung der letzten Tage für immer gelöst sei. Es wuchs dann Gras über die Sache, und der Fall Burckhardt gehörte zu den vielen unaufgeklärten Fällen, von denen die Polizei-Annalen moderner Großstädte auf jedem Blatt zu berichten wissen.

Eine für Lichert günstige Wendung ward erst erreicht durch die Depositionen der Hauswirtin Burckhardts und einiger andrer Zeugen, die es zur Evidenz feststellten, daß Burckhardt an jenem Nachmittag eine Geldsumme von Belang überhaupt nicht bei sich getragen.

Zwei große Gemälde Burckhardts, an denen er lange gearbeitet, waren damals noch unverkauft; das eine befand sich in

München, das andre in Wien. Acht Tage erst nach dem Tode Burckhardts traf aus München die Nachricht ein, das Genrebild „Die Dorfkokette“ sei von einem polnischen Grafen erworben. Der Künstler hatte sogar halb scherzend von der Notwendigkeit gesprochen, irgendwo pumpen zu müssen.

Der Kunsthändler Schneidewin sagte aus, Burckhardt habe ihn am Tage der Katastrophe gegen halb vier in seiner Wohnung — Wallstraße, unweit des Lutherplatzes — besucht, ihm seine Verlegenheit mitgeteilt und ihn um Geld gebeten. Der Zeuge kannte den Maler seit lange als einen durchaus rangierten Menschen, hatte auch öfter mit ihm geschäftlich in Verbindung gestanden und würde sofort die gewünschten fünfhundert Mark ihm behändigt haben, wäre nicht seine Kasse durch Zufall gerade an diesem Tage völlig entblößt gewesen. Der Kunsthändler hatte jedoch versprochen am nächsten Vormittag — (für heute war es zu spät, denn die Bank schloß schon um drei) — das Geld zu beschaffen, worauf ihm Burckhardt zur Antwort gab: ‚Schön! Ich komme dann morgen um die nämliche Zeit wieder; bis dahin behelf ich mich.‘ —

Hieraus erhellte unzweifelhaft, daß Burckhardt nicht etwa noch anderswo Geld geborgt hatte; zumal der Zeuge betonte, man habe dem Künstler, der sich gern auf den reichen Particulier hinausspielte, angemerkt, daß ihm die Sache trotz der humoristischen Weise, in der er sie vortrug, äußerst peinlich gewesen.

Schon diese Erörterungen hatten die Stimmung auf der Geschwornenbank wesentlich zum Vorteil des Angeklagten verändert.

Den höchsten Trumpf aber spielte nun der Verteidiger aus, als er am Schluß der Zeugenvernehmung dem Präsidenten die Mitteilung machte, es sei ihm in letzter Stunde gelungen, jenes Landmädchen ausfindig zu machen, das mit dem Unbekannten schäkernd und kichernd auf der Bank im Gehölz gesessen, bis Christian Lichert durch seine unverhoffte Dazwischenkunft die Beiden gestört habe. Das Mädchen, Apollonia Seiffert mit Namen, befinde sich nebst ihrer Mutter, der verwitweten Wäscherin Bertha Seiffert, im Saale. Die Kürze der Zeit habe es der Verteidigung unmöglich gemacht, beide Zeugen noch rechtzeitig laden zu lassen.

Allenthalben — am Richtertisch, auf der Bank der Geschwornen und im Zuhörerraum — entstand bei dieser Mitteilung Kretschmars eine Bewegung, die, so schien es, den definitiven Wendepunkt in der Sache des Angeklagten bezeichnete.

Der Präsident beugte sich rechts und links zu den Beisitzern. Es konnte kein Zweifel sein: man mußte dem Antrag des Verteidigers auf Vernehmung dieser beiden Personen stattgeben.

Die Wäscherin Seiffert und ihre siebzehnjährige Tochter Apollonia traten mit allen Anzeichen höchster Verlegenheit vor. Die üppige Vierzigerin trug als Ausweis die letzte Quittung der Klingsberger Steuerbehörde und ihren Einwohnerschein, die Tochter ihr Confirmationszeugnis bei sich. Es waren dieselben Persönlichkeiten, die draußen schon vor dem Justizpalast die Aufmerksamkeit der Gaffer erregt hatten, woran vornehmlich die kirschbraun und saatgrün umwobene Korpulenz der Mama schuld war.

Balduin Teutschenthal war einer Ohnmacht nahe. Er hatte das Mädchen sofort erkannt. Das war das nämliche runde Gesicht mit den großen blinzelnden Augen, die ihm so übermütig entgegengelacht, als er im Taumel seiner allzu begeisterten Seidumschlungen-Millionen-Stimmung die dralle Sängerin angesprochen! — Weshalb ging sie auf seine Thorheiten ein? Weshalb that sie, als ob auch ihr das Herz weich würde im Geblinke des Mondscheins? Die elende Kreatur! Die falsche, niederträchtige Schlange! Er begriff nicht, daß er dies Alltagsgeschöpf mit der häßlichen Stumpfnase jemals erträglich, geschweige denn hübsch gefunden. Freilich, der Sekt, der Burgunder, die herzzersprengende Seligkeit über die großen Eröffnungen der Gräfin Rödbroge... O, diese liebenswürdige, in puncto morum so unerbittliche Gräfin! Wenn sie jetzt ahnte, was in der Seele ihres gemarterten Schützlings vorging! Wenn ein Dämon ihr zuraunte: die ordinäre Plebejerin da mit der saatgrünen Mutter hat für minutenlang den zukünftigen Freiherrn Alles vergessen lassen, was er dem Standpunkt seiner erlauchten Gönnerin, ihrer ächt-adligen Vornehmheit, ihrem ächt-weiblichen Taktgefühl schuldig ist!... Wie ein Verfolgter, der sich zur Seite duckt, wenn seine Häscher vorüberkommen, hielt der Mann aus dem hehren Geschlechte

Derer von Teutschenthal seinen Atem an und verkroch sich, halb zusammengerollt, hinter dem Rücken des Obersten.

Die Vernehmung erfolgte.

Die Wäscherin, die vereidigt wurde, sagte mit großer Bestimmtheit aus, daß ihr die Tochter am selbigen Abend noch mitgeteilt, was ihr ‚mit dem verdrehten alten Schwätzer' passiert sei.

„Nun, und was hielten Sie denn von der Sache?"

„Na, nicht viel! ‚Ganz wie die Appel!' rief ich aus Einem Munde! — Appel — so heißen wir nämlich die Apollonia, was ihr Taufname ist, der Bequemlichkeit halber. Die Apollonia ist gut und brav und hilft mir ein redliches Teil bei der Wäsche; aber sie kann's nicht lassen: wo's eine Dummheit gilt, eine Fopperei oder was sonst: gleich hat sie die Hand im Spiel! Hundertmal hab' ich's ihr vorgehalten: ‚Sei 'was gesetzter, sonst verbrennst Du Dir mal die Finger!' Na, nun hat sie's ja und muß vor Gericht und steht da, als hätten die Hühner ihr's Brot gefressen! Schamhaft ist's mir halt doch, denn ich bin eine ehrbare Frau, die sich ihr Brot verdient, und wasche schon zwanzig Jahr und ist mir nie was quer in den Garten geschneit!"

Ihr volles, rotgeädertes Antlitz glühte vor Aufregung. Die Flügelhaube flaggte wie sturmverkündend. Der weiße Kutscherhandschuh der Linken fuhr mit der Rückseite über die Augen, — und abermals öffnete sich der blühende, etwas zum Weinen verzogene Mund, um fortzufahren.

Der Präsident winkte ab.

„Genug! Wir haben hier keine Zeit für Privatgespräche!"

Hiernach verhörte er Apollonia.

Die Aussagen des jungen Mädchens wurden durch häufiges Stocken erschwert; aber sie trugen den Stempel der Wahrheit und deckten sich mit den Angaben Licherts.

„Gut", sagte der Vorsitzende. „Angeklagter, stehen Sie auf!"

Lichert erhob sich.

„So", wandte sich der Präsident an die Zeugin. „Nun beschauen Sie sich den Mann da mal ganz genau! Erkennen Sie ihn als den Menschen, bei dessen Herzutritt Sie flüchteten?"

„Ich glaube, ja. Schon an der Größe, — und wie er den Kopf hält!"

„Den Herrn aber, den Sie auf so bedenkliche Weise zum Narren hielten, — würden Sie den mit der gleichen Zuversicht wiedererkennen?"

„Nein."

„Wie kömmt das?"

„Gott, er hatte so gar nichts Besondres... Als er mich ansprach, war er fast ganz überschattet. Der Mond fiel nur auf die Banklehne. Und dann trug der Herr einen Hut."

„Was für einen?"

„Das weiß ich nicht. Ich glaub' einen hohen."

„Und seine Gesichtszüge?"

Apollonia zuckte die Achseln.

„Wenn Sie fünf oder zehn Minuten lang neben ihm auf der Bank saßen, müssen Sie doch so ungefähr angeben können, wie der Herr aussah."

„Ich hatte nicht Acht darauf... Er ... er drückte sich immer so eklig an mich heran, als wollt' er mir was in's Ohr sagen... Und ich lachte auch so ... das heißt: nur heimlich, in mich hinein; denn ich dachte: ‚Du warteſt mal ab, was der alte Hanswurst noch zu faseln hat!' Die Alten, das sind ja die schlimmsten. . ."

„Und Sie haben gesehen, daß der ‚alte Hanswurst', wie Sie ihn nennen, dem Angeklagten zweihundert Mark gab?"

„Was man so unter ‚sehen' versteht. Ich merkte, daß da was vorging, und hörte ganz deutlich, daß von dem Geld und dem Reinen-Mund-halten zwischen den Beiden die Rede war. Ich steckte ja dicht dabei im Gesträuch."

„So. Fiel Ihnen bei dem Gespräch zwischen den Beiden was auf?"

„Nicht, daß ich wüßte! Nur dachte ich: Na, der Alte muß ja verteufelt Angst haben, daß seine Anbändelei an den Tag kommt."

„Ich meine: haben Sie nicht bemerkt, daß Einer der Beiden eine befremdliche Stimme hatte?"

„Nein. Es ist möglich, aber ich kann's nicht behaupten."

Es folgten noch einige Kreuz- und Querfragen, die an dem Bilde, das man gewonnen, nichts änderten.

Mit der Vernehmung der Apollonia Seiffert schlossen für diesen Tag die Verhandlungen.

Der Umschwung zu Gunsten des Angeklagten war kolossal.

Der Ober-Staatsanwalt, totmüde, begab sich nach Hause, Alles in dem einen Gedanken vergessend: Lichert wird freigesprochen!

Das sagte er auch zu Hellmuth, der sich den ganzen Tag über zwischen den Kolben und Gläsern des Laboratoriums vergraben hatte und zagenden Herzens hervorkam, als er die Schritte des Vaters hörte.

Und Hellmuth war wie erlöst.

Vor dem Einschlafen wälzte der Ober-Staatsanwalt noch allerlei Pläne durch sein Gehirn, wie er die Pein, die Lichert bis dahin schuldlos erlitten hatte, demnächst wieder gut machen sollte.

Herr Gyskra mußte um jeden Preis sein Gewissen entlasten, sonst hätte er trotz des günstigen Ausgangs nie wieder eine ganz wolkenlos-befriedigte Stunde gehabt.

Aber dem Himmel sei Dank, es gab ja hier Mittel und Wege! Der Ober-Staatsanwalt stand in ungewöhnlichem Ansehen bei dem Justizminister; ja selbst der Landesherr zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit mit besonderer Gunst aus. Doktor Kretschmar würde nach zwei, drei Jahren, wenn der verurteilte Brandstifter etwa die Hälfte seiner Strafzeit verbüßt hätte, ein Gnadengesuch einreichen, und er, Gyskra, würde dies Gnadengesuch mit aller Kraft unterstützen. Er zweifelte nicht an dem guten Erfolg, und wenn dann Lichert um so viel früher wieder die Freiheit erlangte, so wog das am Ende die paar Wochen der Todesangst auf. . .

Auch konnte man dem Entlassenen sich hilfreich beweisen, ihm zunächst durch Geldmittel an die Hand gehen, ihn der Menschheit zurückgeben als ein brauchbares und gebessertes Mitglied; — denn Lichert — das erkannte der Ober-Staatsanwalt klarer als je — war kein niedrig gesinnter Charakter, sondern ein Mensch, für den das Zuchthaus vielleicht zum Erziehungshaus wurde.

Eine wunderbare Verknüpfung der Umstände!

Der Ober-Staatsanwalt, halb schon entschlummernd, fühlte, wie ihm das Herz schwoll vor zärtlicher Sympathie für den Angeklagten, den er morgen im Plaidoyer angreifen sollte!

Und wie seine Stimmung betreffs dieses Angeklagten ruhiger und rosiger wurde, hatte er die Empfindung, als weiche ihm auch die andre Last von der Seele: der Gram über Hellmuth. Mehr gefühlt als gedacht klang die Frage durch sein Gemüt: Muß denn wirklich eine unsühnbare Schuld vorliegen, nur weil er schweigt?

Und fest, wie ein ermüdeter Wanderer, der endlich an's Ziel gelangt ist, schlief er die ganze Nacht hindurch. —

30. Kapitel.

Am folgenden Tage, kurz vor elf Uhr, begannen die Plaidoyers.

Der Vorsitzende erteilte zunächst dem Vertreter der Staatsanwaltschaft, Herrn Gyskra, das Wort.

Mit ruhiger, fester und klarer Stimme hub der Ober-Staatsanwalt an, den objektiven Thatbestand kurz zu umreißen und dann die Belastungsmomente eins nach dem andern leidenschaftslos hervorzukehren.

Dieses Verfahren lag in der Aufgabe seines Amtes; jede hiervon abweichende Methode würde befremdet haben; denn trotz aller Ergebnisse der Beweisaufnahme stand der Fall noch immer nicht so, daß die Staatsanwaltschaft hätte erklären können, sie sehe von einer Weiterbetreibung der Anklage ab.

Hiernach ging der Ober-Staatsanwalt zu den Punkten über, die für den Angeklagten mehr günstig erschienen.

Mit großer Geschicklichkeit stellte er durch die Art und Weise, wie er sie zu entkräften suchte, gerade ihre Bedeutsamkeit in das glänzendste Licht.

Gewisse Einzelheiten, die man auf Grund der Zeugenaussagen kaum noch bezweifeln durfte, leitete er mit Wendungen ein, wie: „Sollte es in der That für erwiesen gelten" — oder: „Wollte man annehmen —", und fügte dann apodiktisch hinzu: „Dann freilich müßte man folgegerecht an der Thäterschaft des Beschuldigten irre werden. Aber, —"; und nun kam ein sehr maßvoller Anlauf der Skepsis, ein ganz allgemein gehaltener Hinweis auf die Möglichkeit, daß selbst der glaubwürdigste Zeuge sich irren könne.

Bezüglich der Thatsache, daß Fritz Burckhardt an jenem verhängnisvollen Nachmittag ohne Baarschaft gewesen sei, mußte der Ober-Staatsanwalt ‚einräumen', daß sie durch die Depositionen der Zeugen wohl ziemlich erwiesen sei: trotzdem stehe sie ‚nicht absolut'

im Gegensatz zu der Annahme eines Raubanfalles; denn man könne ja einem gutgekleideten Menschen nicht ansehen, daß er zufällig nichts in der Tasche habe.

Herr Gyskra überging hierbei absichtlich die Ziehung der logischen Consequenz. Gerad' aus dem Umstand, daß man bei Lichert jene Summe gefunden hatte, war ja der wesentlichste Verdachtsgrund hergeleitet. Der Ober-Staatsanwalt hätte hinzufügen können: „Wenn sonach andere Verdachtsgründe vorliegen, — gut; der bloße Besitz der Geldsumme ist jedoch, wie sich die Dinge gestaltet haben, seiner Beweiskraft entkleidet."

Herr Gyskra unterließ eine so deutliche Argumentierung. Das Alles würde schon Doktor Kretschmar besorgen, — wenn's überhaupt noch von nöten war: denn die Majorität der Geschworenen — das merkte man an dem bedächtigen Nicken von acht oder neun Köpfen — fühlte ganz augenscheinlich heraus, daß die Anklage mit jenem Bekenntnis halb schon den Rückzug antrat.

Was die Aussage der Apollonia Seiffert betraf, so konnte die Staatsanwaltschaft nicht leugnen, daß dies Novum die Situation erheblich verwickle. Es liege vielleicht kein ernstlicher Grund vor, die Glaubwürdigkeit des Mädchens in Frage zu ziehen; trotzdem müsse die Staatsanwaltschaft die Herren Geschworenen dringend zur Vorsicht ermahnen. Die Zeugin Seiffert behaupte mit großer Bestimmtheit, den Angeklagten wiedererkannt zu haben. Wenn nun auch die Persönlichkeit Licherts schon vermöge ihrer herkulischen Größe und Breite sich unschwer einpräge, so lehre doch die Erfahrung, daß beim vermeintlichen Wiedererkennen einmal gesehener Individuen häufig die Selbsttäuschung eine bedenkliche Rolle spiele. Man könnte zwar einwerfen, das wäre doch ein erstaunlicher Zufall, wenn sich der Angeklagte hier eine Scene rein aus den Fingern gesogen hätte, die einer andern, um die nämliche Zeit wirklich passierten so zum Verwechseln gleiche! Aber es galt vielleicht auch in dieser Beziehung das klassische Wort, daß zuweilen das Unwahrscheinliche wahr sei ...

Am Schlusse des Plaidoyers erklärte die Staatsanwaltschaft, auf einen bestimmten Antrag Verzicht zu leisten.

Die Herren am Richtertisch hatten den Eindruck, als habe der Ober-Stabsanwalt die allerdings halb schon verlorene Sache nicht gerade glücklich angepackt. Herr Gyskra war freilich für seine manchmal schier zu weit gehende Objektivität bekannt: diesmal jedoch lieferte er ja fast der Verteidigung die Gesichtspunkte, aus denen sie vorgehen konnte ...

Das Plaidoyer des Ober-Staatsanwalts war auffallend kurz gewesen, auch nicht so frisch und belebt, wie man dies sonst bei Gyskra gewohnt war. Er hatte langsam, nicht sehr laut, und manchmal im Tone eines akademischen Vortrags gesprochen.

Den schroffsten Gegensatz zu dieser Gemessenheit bildete nun die wahrhaft sprühende Verteidigungsrede Doktor Kretschmars.

Mit der Begeisterung eines Mannes, der nicht nur der Pflicht seines Berufes gehorcht, sondern mehr noch dem freudigen Drang seines Herzens, legte er Punkt für Punkt die Hinfälligkeit der Anklage dar, die — anfangs auf das Zusammentreffen mehrerer Schein-Gründe basiert — nunmehr durch das unzweideutige Resultat der Beweisaufnahme derart erschüttert sei, daß selbst der Herr Ober-Staatsanwalt nur noch mit sichtlichem Widerstreben sie aufrecht erhalte. Der Herr Ober-Staatsanwalt müsse das gleichsam honoris causa, da er ja seiner persönlichen Überzeugung nicht Raum geben dürfe, sondern beauftragt sei, Alles, was er an Stützen und Stangen noch auftreiben könne, mühsam hervorzusuchen. Aber dem voll anbrausenden Sturme der Wahrheit halte eine solches Gebäude nicht Stand ...

Er nahm nun sämmtliche Einzelmomente, auf denen die Anklage fußte, zur Demonstration in die Hand und bewies ihre Nichtigkeit.

Vor Allem bekämpfte er den naheliegenden Irrtum, als sei Christian Lichert schon deshalb des Mordes verdächtig, weil er in gedankenloser Brutalität, im Taumel der Wut und des Schmerzes, ein andres Verbrechen begangen, dessen Tragweite ihm aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vollständig klar gewesen.

Die Reue, die Christian Lichert über die frevelhafte Inbrandsetzung des Kronheimer Herrenhauses empfunden und klärlich bezeugt habe, die Offenheit seines Geständnisses, die Nachhaltigkeit seiner Zerknirschung, kurz, sein ganzes Verhalten bürge dafür, daß man es hier mit einem zwar

Finette. Nach dem Ölgemälde von Watteau.
In der Sammlung La Caze zu Paris.

rohen, gewaltthätigen und rücksichtslosen, aber durchaus nicht mit einem sittlich verlorenen und eigentlich schlechten Menschen zu thun habe.

Wäre Christian Lichert der Schurke, zu dem man ihn stempeln wolle, so hätte er den Gefängniswärter, den er mit augenscheinlichem Zeitverluste, und sonach mit sehr erheblicher Steigerung der Gefahr, sorglich umstrickt und geknebelt habe, einfach getötet, was ihm bei seiner gigantischen Kraft ein Leichtes gewesen wäre.

Draußen hinwiederum, auf der einsamen Landstraße, im Gehölz, war eine Gewaltthat unnötig.

Um sich in den Besitz fremder Baarschaft zu setzen, brauchte ein so grobknochiger Riese keinen Mord zu begehen; der erste beste Durchschnittsmensch, den er anhielt und mit dem Knüppel bedrohte, gab ihm her, was er bei sich trug.

Eine aus allgemeinen Gesichtspunkten herzuleitende Vermutung für die Thäterschaft lag also nirgends vor.

Ebenso vollständig mangelten auch die concreten Momente.

„Den Herrn Gerichtsarzt in Ehren: aber der bloße Umstand, daß ein Knüppel halbwegs auf eine zertrümmerte Stelle paßt, kann auf die Herren Geschworenen — bei der Abwesenheit aller sonstigen Bindeglieder — absolut keinen Eindruck machen! Es gibt Spitzfindigkeiten, die so fein sind, daß sie beweis-unkräftig werden. Ich erinnere nur an das groteske, unserer wirklichen Praxis entnommene Vorkommnis, dessen sich jüngsthin die ‚Fliegenden Blätter' bemächtigt haben . . . Vor dem Herrn Untersuchungsrichter lag ein ‚beweiskräftiger' Hut. ‚Setzen Sie den Hut einmal auf!' sagte der Untersuchungsrichter. ‚Sehn Sie, er paßt Ihnen!' — ‚Ihnen auch, Herr Gerichtsrat!' versetzte der Mann, der das corpus delicti sofort als schlagenden Gegenbeweis auf das Haupt des Inquirenten gestülpt hatte. — Genau so verhält es sich mit den Schädelbrüchen und den dazu passenden Knüppeln. Ich mache mich anheischig, binnen acht Tagen hundert Knüppel zusammen zu kaufen, die ganz ebenso auf die zertrümmerte Stelle im Schädel des unglückseligen Burckhardt passen, wie der Knüppel des Angeklagten. Der Herr Geheimrat Welck ist denn auch etwas vorsichtiger in der Abgabe seines Parere's gewesen, als Herr Doktor Paulitzky. Er behauptet zwar, der Streich sei wahrscheinlich von der Seite oder von hinten geführt: aber daß er gerade mit diesem Knüppel geführt worden sei, darüber läßt er sich nicht mit Bestimmtheit vernehmen. Meine Herren Geschworenen! Der innere Vorgang, auf den sich das meiner Überzeugung nach irrige Urteil des Herrn Gerichtsarztes aufbaut, ist ja begreiflich. Hier gewahrt er die Waffe und dort die Zertrümmerung; beide *könnten* miteinander in ursächlichem Zusammenhange stehen: folglich — und das ist der Trugschluß — ist dieser Zusammenhang Thatsache. Dem Herrn Gerichtsarzt geht es just umgekehrt wie jenem Schulprofessor, der in seinen Lateinstunden ‚viele erblickte, die nicht da waren'. Herr Doktor Paulitzky hätte, um ganz objektiv zu verfahren, auch die nicht anwesenden Knüppel sehen müssen, die ganz ebenso gut auf die Zertrümmerung gepaßt hätten, wie dieser eine, concrete, der sich nun zufällig auf dem Gerichtstisch befindet! Wenn eine so rein äußerliche Combination hinreichen soll, um ohne sonstige Anhaltspunkte eine ursächliche Verbindung herzustellen, so hat auch der Bauer Recht, wenn er das fallende Meteor für einen Stern hält, den der beobachtende Astronom mit dem Fernrohr herunter geschossen hat."

Nach einigen weiteren Ausführungen, deren Eindruck auf die Geschworenenbank nicht zu verkennen war, fuhr der Verteidiger mit wachsender Zuversicht fort:

„Zu alledem kömmt nun die entscheidende Thatsache, daß der Getötete, wie die Beweisaufnahme unwiderleglich gezeigt hat, keine fünf Groschen im Portemonnaie hatte. Meine Herren Geschworenen! Inmitten der Tragik einer ernsten Gerichtsverhandlung gibt es Momente, wo auch die Komik zu ihrem Rechte gelangt! Ein solcher Moment war der, wo der anfangs so siegesgewissen und zahlungsfähigen Anklage im buchstäblichen Sinne das Geld ausging! Und dies Geld hätte sie doch so nötig gehabt, um die Kosten der nun folgenden Operationen standesgemäß zu bestreiten! Es wäre so schön gewesen, hätte man glaubhaft erhärten können, daß der Getötete just zweihundert Mark bei sich getragen, aber —: es hat nicht sollen sein! Auch im Leben der Staatsanwälte gibt es derartige ‚häßliche Einrichtungen'! — Und nun wieder ernst gesprochen! Der absoluten Unmöglichkeit, einen Zusammenhang zwischen der Tötung Burckhardts und der bei Lichert vorgefundenen Baarschaft herzustellen, tritt nun die wahrheitsgetreue Erklärung des Angeklagten mit niederschmetternder Glaubhaftigkeit entgegen, — eine Erklärung, die durch nichts widerlegt, wohl aber durch die Beweisaufnahme bis zur Evidenz unterstützt worden ist! Meinen rastlosen Nachforschungen, die ich — wenn man Geringes mit Großem vergleichen darf — aus dem nämlichen Drang nach Gerechtigkeit unternommen habe, der einst den unsterblichen Voltaire veranlaßte, sich der Familie des ruchlos von der Justiz gemordeten Calas zu widmen, — meinen rastlosen Nachforschungen ist es gelungen, in der Person der Apollonia Seiffert aus Klingsberg die Hauptzeugin für die Wahrheit der Lichert'schen Behauptungen ausfindig zu machen. Ich habe die ganze Südwestvorstadt und sämmtliche Vororte fiebrisch durchsucht; — ich sage dies nicht, um mich etwa vor Ihnen zu rühmen, sondern nur um zu zeigen, wie sehr mir die Sache des Unschuldig-

Angeklagten am Herzen liegt; — ich habe mehr Zeit geopfert, als ich — rein praktisch geredet — verantworten kann; ich habe — doch die Methode, die ich dabei in Anwendung brachte, wird Sie nicht weiter interessieren ... Genug, es gelang mir, — und Sie haben nun aus dem Munde des Mädchens wörtlich dasselbe gehört, was Lichert bereits in der Voruntersuchung ausgesagt hat, — wörtlich und widerspruchslos, trotz aller Kreuz- und Querfragen. Auch die Mutter bezeugt, daß ihr die Tochter noch an dem nämlichen Abend über den Vorfall berichtet hat. Es liegt mir ferne, den Eindruck, den beide Persönlichkeiten auf Sie gemacht haben können, durch Schönmalerei etwa aufbessern zu wollen: aber ich denke, die Ehrlichkeit und die Offenherzigkeit steht der Mutter sowohl wie der Tochter klar im Gesicht geschrieben, und daß ein Landmädchen nicht ganz die Allüren einer Salon-Dame hat und ... Scherze in Scene setzt, die wir bei unseren Frauen und Töchtern sehr wenig goûtiren würden, das ist eine Sache für sich, die der Glaubwürdigkeit dieser Aussagen keinerlei Abbruch thut."

Das beifällige Nicken auf der Geschworenenbank wiederholte sich. Der Oberst von Rheuß wandte sich lebhaft zu seinem Nachbarn, dem jungen Kollegen Kretschmars, was eine ebenso lebhafte Bewegung Balduins zur Folge hatte. Der Mann schien die fixe Idee zu haben, sein Rückgrat müsse mit dem des Obersten unausgesetzt parallel bleiben.

Doktor Kretschmar fuhr fort:

„Meine Herren Geschworenen! Sie werden die Aufgabe der Verteidigung nicht etwa deshalb für unvollständig gelöst halten, weil ich nicht auch im Stande gewesen bin, die Persönlichkeit jenes Gecken zu eruieren, den der Herr Vorsitzende mehrfach ironisch als den ‚großen Unbekannten' bezeichnet hat. Ebenso gut könnten Sie mir die Frage vorlegen: ‚Ja, wer ist denn nun eigentlich der Verbrecher, dem die Tötung des Malers Burckhardt zur Last fällt?' — Die Beantwortung dieser Frage wird eventuell die Aufgabe einer neuen, von dem Fall Christian Lichert gänzlich gesonderten Untersuchung sein. Hundert Fälle sind ja hier denkbar, meinetwegen sogar die Möglichkeit eines Raubmords; nur das steht fest: der Angeklagte Christian Lichert kann diesen Mord nicht begangen haben."

Der Ober-Staatsanwalt, der bis jetzt seine wilde Genugthuung über den unverkennbaren Erfolg Kretschmars glücklich bemäntelt hatte, fühlte, als der Verteidiger hier von dem wirklichen Thäter sprach, ein so stürmisches Herzpochen, daß er nach Luft rang.

Da er bemerkte, daß einige von den Geschworenen zu ihm herüber sahen, zwang er sich krampfhaft zu einem verzweifelten Lächeln, halb schon gewiß, durch diese einzige unbewachte Sekunde sein fürchterliches Geheimnis verraten zu haben.

Natürlich täuschte er sich und ward dieser Täuschung auch bald darnach inne. Die Herren von der Geschworenenbank hatten sich nur überzeugen wollen, wie das siegreiche Plaidoyer des Verteidigers auf den Vertreter der Staatsanwaltschaft einwirke. Die Mehrzahl von diesen Leuten teilte ja die verwerfliche Ansicht, als sei der Wortkampf zwischen dem Ankläger und dem Verteidiger eine Art Schachspiel, bei dem der verlierende Teil sich beschämt fühlen müsse.

Doktor Kretschmar schloß seine Rede wie folgt:

„Was die verschiednen Delikte betrifft, die Christian Lichert in Gemeinschaft mit Ferdinand Lewald anläßlich seiner Flucht aus dem Untersuchungsgefängnis begangen hat, so möchte ich nichts mehr hinzufügen. Der Fall ist klar; daß mildernde Umstände vorliegen, habe ich nachgewiesen. Die Anklage wegen Mordes jedoch, meine Herren Geschworenen, liegt zerbröckelt zu Ihren Füßen. Ich erwarte die unbedingte Freisprechung meines Clienten und die Verurteilung der Staatskasse zur Tragung sämmtlicher Kosten! Ich habe gesprochen."

Auf die Anfrage des Präsidenten erhob sich der Ober-Staatsanwalt und erklärte, daß er von einer Replik Umgang nehme.

Der Vorsitzende wandte sich nun zu Lichert:

„Angeklagter, haben Sie etwas hinzuzufügen?"

„Nein!" rief Lichert, und dieses Nein klang wie ein Jauchzen. „Alles verhält sich so, wie mein Verteidiger hier erzählt hat. Ich bin unschuldig, — und nun ist's, Gott sei Dank, an den Tag gekommen!"

Der Vorsitzende hatte bereits, während das Plaidoyer des Verteidigers sich zum Schluß neigte, in stiller Verständigung mit

den Beisitzern die Fragen entworfen, die den Geschworenen zur Beantwortung vorgelegt werden sollten.

Diese Fragen gelangten jetzt zur Verlesung.

Die vier ersten bezogen sich auf die Flucht aus dem Untersuchungsgefängnis, wobei die Vergehen der Sachbeschädigung, der Beamtenbeleidigung und der Körperverletzung in Betracht kamen.

Die Hauptfrage, die sich auf Lichert allein bezog, lautete:

„Ist der Angeklagte schuldig, den Maler Fritz Burckhardt am siebzehnten November vorigen Jahres vorsätzlich und mit Überlegung getötet zu haben, um ihn dann zu berauben?"

Weder die Staatsanwaltschaft noch die Verteidigung machten von ihrem Rechte, der Geschworenenbank weitere Fragen unterbreiten zu lassen, Gebrauch. Insbesondere konnte es der Verteidigung nicht beifallen, eine Eventualfrage anzufügen, die auf den Rechtsbegriff des bloßen Totschlages abzielte. Doktor Kretschmar hatte schon öfters die Erfahrung gemacht, daß solche Geschworene, die in gewissen Fällen vor der Bejahung der Mordfrage zurückschrecken, weil es sich da um Tod oder Leben für den Beschuldigten handelt, durch die Bejahung der Totschlags-Frage eine Art Compromiß herstellten zwischen ihrem Bedürfnis freizusprechen und ihrem Bedürfnis zu strafen.

Nachdem der Vorsitzende nun die Geschworenen mit wenigen Worten über die rechtlichen Gesichtspunkte belehrt hatte, zogen sich die Zwölfmänner in das Beratungszimmer zurück. Auf den Antrag des Obersten von Rheuß wurden die auf dem Gerichtstisch liegenden Beweisstücke den Geschworenen zur Verfügung gestellt. Dann hob der Präsident bis auf Weiteres die Sitzung auf.

Die Geschworenen schritten alsbald zur Wahl eines Obmanns.

Teutschenthal, der Grund zu der Annahme hatte, die Wahl möchte auf ihn fallen, — denn er stand ja vor allen Übrigen gleichsam auf einer leuchtenden Zinne und zählte unter den Mitgliedern des Collegiums mindestens fünf begeisterte Anhänger — schlug, um dieser Möglichkeit aus dem Wege zu gehn, sofort den Oberst von Rheuß vor, und zwar so energisch, daß der Vorgeschlagene zehn Stimmen erhielt.

Und nun entwickelte Teutschenthal eine fieberische Thätigkeit ...

Die Angst, die ihn während der Hauptverhandlung beinah erstickt hatte, war jetzt zum wildesten Paroxismus gedieh'n. Der Kerl, der Lichert, der ihn erkennen würde, wenn er ihn reden hörte, mußte um jeden Preis aus der Welt geschafft werden. Teutschenthal hätte sonst keine ruhige Minute mehr. Alles, Alles, Alles stand ja für den zukünftigen Edelmann auf dem Spiele! In seinen rotglühenden Ohren brauste es unausgesetzt wie die Donnerstimme seiner entrüsteten Gönnerin, der Gräfin Röbbroge, begleitet vom Hohngelächter des Pöbels, der ihn geknickt, zertrümmert, besudelt im Staube sah. Kein Wappenschild, keine Krone, kein dankbar-staunendes Murmeln in den Reihen des Volkes mehr, wenn er vorüberschritt! Ottfried Stegemann fiel ihm ein als die Verkörperung der satanischen Ironie, mit der seine Gegner ihn stündlich zermartern würden. Und er fühlte sich doch so unsagbar wohl in der Höhenluft, die er jetzt atmete, in der Nähe der sechzehn-ahnigen Aristokratin, deren Vorfahren einst wirklich regiert hatten, im geistigen Connex mit dem Palais des Prinzen Ruprecht, Königliche Hoheit, der die erlauchte Hand des Souveräns leiten würde bei dem sehnsuchtsvoll erwarteten Ritterschlag! Dieser Lichert — Alles war ja erlogen — ein wüster Traum, — und dort saß der bestialische Teufel, der ihn so träumen ließ ..., der, wenn er jetzt wieder frei kam, nur den einen Gedanken hatte, ihm nachzuspüren, ihn mit Hilfe des allesdurchschnüffelnden Kretschmar festzunageln, ihm zuzurufen: ‚Du bist's gewesen! Du hast die Gräfin und Ihre Königliche Hoheit getäuscht!' Und der Kerl beschwor vielleicht noch etwas Schlimmeres ...! Natürlich ... Der Schein war ja gegen ihn ... Der Schein und der Mondschein und die Bank und die Anklagebank ...

Teutschenthal fühlte, wie Alles in seinem Gehirn zu zerfließen drohte. Er war beinahe blödsinnig. Trotzdem ging er bei der nun folgenden Wühlerei im Interesse seines verruchten Planes mit großer Geschicklichkeit vor; just so wie Geistesgestörte im pathologischen Sinne des Worts, so urteilsunfähig sie im Ganzen sind, dennoch gewisse Einzelheiten zur Erreichung eines bestimmten Zwecks schlau und sachlich in Angriff nehmen.

Würdevoll und bedachtsam, wie je, brachte Teutschenthal seine Skepsis vor, deutete halb nur an, um den Männern, zu denen er sprach, den Eindruck zu hinterlassen, als seien sie selbst auf die ihnen zugeraunte Idee gekommen; bohrte, nagte und hetzte; zog persönliche Neigungen, Charaktereigenschaften und Stimmungen mit in das Spiel und schreckte sogar nicht vor der Verleumdung zurück ...

Die sittlich verwahrloste Apollonia Seiffert und ihre etwas beschränkte Mutter konnten doch kaum in Betracht kommen!

Die Aufbringung dieser Zeugen hatte sogar ... etwas Merkwürdiges ...

Balduin Teutschenthal ließ unverkennbar seine ‚Anschauung' durchsickern, als seien die Zeugen erkauft. Doktor Kretschmar ... nun, Teutschenthal wollte ja ganz gewiß nichts behaupten: Kretschmar jedoch stand seit Jahren im Ruf einer weitgehenden Freigeisterei, und man weiß ja, wohin die Freigeisterei und das Strebertum Charaktere verleiten, die sonst moralisch nicht übel veranlagt sind.

Wer um's Himmels willen sollte den Mord denn begangen haben? Gespenster, mit Knütteln bewaffnet, stiegen doch nicht aus der Erde empor! Unsere musterhaft organisierte Polizei hatte nirgends auch nur eine Spur entdeckt, die anderswo hinwies, als auf die übelbeleumdete, wegen verbrecherischer Gewaltthat schon mit entehrender Strafe belegte Person des Beschuldigten.

Daß ein geschickter Verteidiger auch das Klarste verdunkeln, auch das Schlichteste künstlich verwirren kann, das war eine alte Geschichte!

Kurz, Teutschenthal würde die Mordfrage bejahen ...

Es half nichts, daß der Oberst von Rheuß diesen Erörterungen, soweit sie ihm zu Gehör kamen, wütend entgegen trat.

Teutschenthals Ansehn war ein so ungewöhnliches, daß fünf unter den Zwölfen von vornherein auf jede eigene Meinung verzichteten und als compakte Masse sich hinter ihn stellten.

Wär' es bei diesen Fünfen geblieben, so würde, die Stimme Teutschenthals mitgerechnet, immer noch nicht die gesetzlich erforderliche Zweidrittel-Majorität für das Ja zu Stande gekommen sein.

Aber da saß ein braver, bornierter Landwirt, dem vor mehreren Jahren einmal das Unglück passiert war, daß ihm ein nicht zu ermittelnder Bösewicht die wohlgefüllte, sehr schlecht versicherte Scheune in Brand gesteckt hatte. Der Mann war schon beim Eintritt in den Gerichtssaal fest entschlossen gewesen, dem Lumpen Eins auszuwischen. Lichert hatte das Kronheimer Herrenhaus angesteckt! Das genügte, den Landwirt zu überzeugen ... Ein Schuft wie Lichert war natürlich zu Allem fähig! Brandstifter sollte man schon der Brandstiftung halber zum Tode verurteilen!

Dieser starrköpfige Landwirt, der immer nur brummte und nickte, war vorwiegend dumm. Auch er hätte noch nicht den Ausschlag gegeben.

Den Ausschlag gab vielmehr ein grimmiger Apotheker, dem Christian Lichert sehr gleichgültig war, der jedoch einen unsagbaren Haß auf den Verteidiger hatte, ohne daß Kretschmar dies ahnte. Der ehrenwerte Geschworene lebte nämlich dem Wahn, seine älteste Tochter Pauline sei von Doktor Kretschmar rücksichtlos compromittiert worden, indem der Rechtsanwalt früher auf den Bällen der Mittwochs-Gesellschaft zwei- bis dreimal mit ihr getanzt, und sich trotzdem mit einer andern verlobt habe. Und diesen Herrn sollte er fördern? Dem sollte er den Triumph gönnen über die Staatsanwaltschaft, — noch dazu, wo ein so würdiger Mann wie Teutschenthal aus innerster Überzeugung erklärte: ‚Der Angeklagte ist schuldig' ...?

„Was weiß man denn überhaupt?" so philosophierte der Vater der Sitzengebliebenen, um die maßlose Schurkerei vor seinem Gewissen herauszuputzen. „Dabei gewesen ist niemand, — und wenn uns einzelne Unklarheiten beirren sollten, so müßten wir ja die größten Cujone freisprechen! Ich stimme mit Teutschenthal! Mit ihm zu gehen ist allemal sicher!"

Nach langer, stürmisch erregter Debatte erfolgte die Abstimmung. Der Oberst von Rheuß schrieb den Wahrspruch neben die einzelnen Fragen und setzte mit starren, zackigen Buchstaben seinen Namen darunter.

Die Sitzung ward wieder eröffnet.

Feierlich, zum Teil etwas bedrückt und befangen, traten die Zwölfmänner über die Schwelle. Die beiden Angeklagten mußten den Vorschriften der Strafprozeß-Ordnung

gemäß bis zur Verlesung des Wahrspruchs aus dem Saale entfernt bleiben.

Nachdem Jedermann wieder Platz genommen, erhob sich der Oberst von Rheuß und sprach mit bebender Stimme:

„Auf Ehre und Gewissen bezeuge ich als den Spruch der Geschworenen, was folgt."

Und nun verlas er zunächst die Fragen, die sich auf beide Angeklagte bezogen, und die dazu gehörigen Antworten.

Diese Antworten lauteten wie selbstredend: Ja. Auf den Richtertisch machten sie ebensowenig Eindruck, als auf das Publikum.

Als Herr von Rheuß jedoch zur Verlesung der Hauptfrage kam, die da lautete: ‚Ist der Angeklagte Christian Lichert schuldig, den Maler Fritz Burckhardt am siebzehnten November vorigen Jahres vorsätzlich und mit Überlegung getötet zu haben —', und als der Obmann auch hier kund gab, daß die Geschworenen die Frage mit mehr als sieben Stimmen bejaht hatten: da lag es über dem ganzen Saale wie bleierne Friedhofsstille.

Doktor Kretschmar preßte die Lippen zusammen, als unterdrücke er einen Schrei der Beklemmung.

Der Ober-Staatsanwalt hatte sich jählings verfärbt. Nun starrte er, wie ein Halb-schon-Ertrinkender, der in der Ferne ein Boot sieht, auf das verschlossene Antlitz des Präsidenten, als erwarte er von den Lippen des Mannes ein letztes Heil.

Wäre nämlich das Tribunal einstimmig der Ansicht gewesen, die Geschworenen hätten sich in der Hauptsache zum Nachteil des Angeklagten geirrt, so stand es den Richtern laut Paragraph 317 der Strafprozeß-Ordnung frei, den Wahrspruch zu anullieren und die Sache zur neuen Verhandlung an das Schwurgericht der folgenden Sitzungsperiode zu überweisen.

In der That schien einer der Beisitzer in diesem Sinne einen Versuch zu machen. Aus dem lebhaften Mienenspiel, mit dem er auf seine Kollegen einsprach, ging zur Genüge hervor, daß er die Notwendigkeit eines Veto's für gegeben erachte.

Der Präsident jedoch verhielt sich offenbar ablehnend.

Eine vieljährige Praxis hatte ihn zum vollendeten Pessimisten gemacht. Sein Grundsatz war: ‚Es kommt wohl vor, daß die Geschworenen einen Schuldigen freisprechen; der umgekehrte Fall jedoch ist eine rein akademische Unterstellung.'

Der Beschluß, den der Ober-Staatsanwalt fast, schon zusammenbrechend, erhofft hatte, unterblieb.

Und nun überkam es Herrn Gyskra wie eine sanfte Betäubung, die ihn Alles umher noch wahrnehmen, aber nicht fühlen ließ. Es war ein Zustand, mit dem Beginn einer Chloroform-Narkose vergleichbar, fast wohlthätig nach diesen entsetzlichen Stunden der Aufregung.

Man führte die Angeklagten herein.

Lewald blickte mürrisch und wie auf Alles gefaßt, zu Boden.

Christian Lichert strahlte über das ganze Gesicht.

Die Freude über den vermeintlichen Sieg der Wahrheit ließ ihn das Schicksal vergessen, das ja auch nach erfolgter Freisprechung von der Mordanklage ihn später erwarten würde: die sechs Jahre Zuchthaus und die weiteren Freiheitsstrafen wegen der andern Delikte.

Ein Schmunzeln spielte um seinen Mund, das beinah' zum Lachen ward und das prächtige, starke Gebiß frei legte, so daß der plumpe Naturmensch den Eindruck eines großen Neufundländers machte, der seinen Herrn begrüßt.

Selbst der Umstand, daß sein Verteidiger für den grinsenden Blick, den Lichert ihm zuwarf, keine Erwiderung hatte, fiel dem Ahnungslosen nicht auf.

Der Spruch der Geschworenen ward den Angeklagten nun mitgeteilt.

Licherts Antlitz verzerrte sich; aber noch schien er sich über die Sachlage nicht vollständig klar. Das mußte ein Irrtum sein, ein gräßliches Mißverständnis!

Der weitere Lauf der Verhandlungen schien diese Auffassung zu bestätigen.

Der Präsident nämlich hatte zunächst noch der Vorschrift Genüge zu leisten, die da verlangt, daß vor Erlassung des Urteils die Staatsanwaltschaft und der Verteidiger mit ihren Ausführungen und Anträgen gehört werden müssen.

Herr Gyskra erhob sich.

So ruhig, daß er selbst über den Gleichmut staunte, der ihn — fast wie von außen her — mit übermenschlicher Kraft ausstattete, gab er die kurze Erklärung ab, daß er dem,

was er dargelegt habe, nichts weiter hinzufüge.

Doktor Kretschmar, zitternd, als handele es sich um sein eigenes Wohl und Wehe, wiederholte mechanisch den jetzt vollständig sinnlosen Antrag auf Freisprechung, was einen letzten, bald verlöschenden Glanz über die Züge seines Clienten ergoß.

Dann versanken sie beide — der Angeklagte wie der Verteidiger — in brütende Apathie.

Nach kurzer Beratung verkündete der Gerichtshof durch den Mund seines Präsidenten das Urteil.

Es lautete wegen der kleineren Delikte auf mehrjährige Gefängnisstrafe; wegen des Raubmords auf Tod.

Ein rasender Schrei dröhnte nervenerschütternd durch den hallenden Saal.

Lichert, die Augen dunkelrot unterlaufen, die Fäuste schüttelnd, als wolle er seine Ketten zersprengen, war aufgefahren wie ein verwundeter Bär, der sich zum letzten Verzweiflungskampf wider die Meute rüstet.

Fürchterliche Verwünschungen quollen aus seinem schäumenden Munde. Die ganze schlamm-aufwühlende Brutalität des Ackerknechts spritzte, wie mit vergiftetem Blute gemengt, auf den Richtertisch, auf die gesamte fluchbeladene, ehrlose Welt, die sich verschworen hatte, ihn, den Unschuldigen, ihrer Mordlust zum Opfer zu schlachten. Dem Gensdarmen, der ihn zurückhalten wollte, versetzte der Tobende mit dem Ellbogen einen Stoß vor die Brust, daß der handfeste Mann über die Schranke fiel und den Helm verlor.

Dann plötzlich taumelte Lichert wie ohnmächtig auf die Bank zurück und röchelte unter glühenden Thränen seine entsetzliche Qual vor sich hin.

Der Ober-Staatsanwalt hatte während des schrecklichen Auftritts ebenso gleichmütig dagesessen wie vorhin nach Verlesung des Wahrspruchs. ‚Das Alles gilt dir!‘ raunte es tief im Grund seines Herzens; ruhig aber ließ er die Schimpfreden, die Verfluchungen über sich herströmen, wie im Bewußtsein: ‚Was liegt daran?‘ — Besudelt für ewig hast du dich selbst, und wenn der Bejammernswürdige gleich vor dich hinträte und dir breit ins Gesicht spuckte, du könntest nur sagen: ‚Recht so! Ich verdien' es nicht anders. Ich bin ein Ehrloser! . . .‘

Dies Alles durchzuckte ihn: aber er fühlte es nur wie im Traum, wie etwas Fremdartiges, das ihn selber nichts anging.

Zu jedem Entschluß war er unfähig, obwohl er schon vor dem rasenden Anfall des Schuldlos-Verurteilten sich mit zermartender Anschaulichkeit ausgemalt hatte, welchen Eindruck es machen würde, wenn er jetzt vorträte und den Richtern zuriefe: ‚Trotz alledem ist er unschuldig, und ich, der Ober-Staatsanwalt, will's Euch beweisen!‘

Aber er dachte es nur. Zur Ausführung hätte selbst dann ihm die Kraft gefehlt, wenn es sich nicht um die Zukunft der Seinen gehandelt hätte.

Vielleicht auch schwebte ihm die Erwägung vor: ‚Wenn ich denn wirklich bekennen soll — — — nur nicht hier, nicht am Schauplatz einer fast zwanzigjährigen Thätigkeit ohne Makel! Es ist ja immer noch Zeit — immer noch Zeit!‘

Lichert ward abgeführt.

Der jugendlich starke Mensch, den selbst die Länge der Haft und die herzzerfressende Angst nicht gebrochen hatten, war kaum zu erkennen.

Gebückt, mit wankenden Knieen, eine haltlose Masse, folgte er den Gensdarmen. — Jede Hoffnung war ihm dahin. — Man las in dem Ausruck der müden, verschwollenen Augen nur noch den einen Wunsch:

‚Wenn doch schon Alles vorüber wäre!‘

31. Kapitel.

Es war Nachmittags sechs Uhr, als Herr Gyskra, in seinen behäbigen Pelz gehüllt, die Freitreppe des Justizpalastes hinabschritt.

Die Weylbrunnerstraße mit ihrer langen Doppelreihe von Gaslaternen, ihrem dichten Gewühl von Menschen und Fuhrwerken, ihren glänzenden Schauläden und hoch aufragenden Häuserfronten schien ihm so fremd, als säh' er sie heute zum erstenmal.

In der That, das Verhältnis zwischen ihm und der Außenwelt war ja ein vollständig Neues; er begriff sie nicht mehr; er kam sich bei seiner inneren Verödung wie ein Gespenst vor, das nach Jahrhunderten aus der Tiefe des Grabes emporgestiegen, die Stätten, wo es bei Lebzeit gewandelt hat, nicht mehr wieder erkennt und gedankenlos über den Schauplatz seiner beglücktesten Tage hinweggleitet.

Gyskra fühlte nicht mehr den Boden, den er betrat; die Granitplatten dünkten ihm weiche, lautlose Rasenflächen. Dabei verspürte er vom Knie abwärts einen leise zuckenden Schmerz.

Er sah die Dinge umher ganz deutlich, aber dennoch wie durch das Medium eines rötlichen Nebels.

Kein Ton in dem Brausen und Lärmen, das ihn umwogte, entging ihm; aber es war, als schölle das Alles aus kellerähnlichen Tiefen herauf, gedämpft, dem lebendigen Leben entrückt, zur Hälfte geträumt.

Trotz dieses ungewöhnlichen Zustandes schlenderte er — wie sonst am Schlusse anstrengender Hauptverhandlungen — ruhig, langsam, als ein Erholungsbedürftiger, dem es nicht eilt, an den lichtüberfluteten Magazinen vorüber, blieb sogar hier und da einen Augenblick stehn und verriet durch kein äußeres Zeichen, daß er seit dem Heraustreten aus dem Justizpalast über Alles erstaunte.

Die Leute begegneten ihm und grüßten ihn, je nachdem, freundschaftlich, achtungsvoll, ehrerbietig; — und Keiner las es ihm von der Stirne, was für ein ruchloser, gottverworfener Mensch er war!

Unfaßlich!

Und hier, in der Auslage des großen Modebazars: wie glänzten und flirrten die duftigen Roben — hellblau, gelb, meergrün, lachsfarben, gleichsam die Skizze zu einem schönheit- und jubel-erfüllten Ballsaal!

Und die kostbaren Fächer mit den gemalten Guirlanden, die Spitzen, die Brautschleier . . .!

War es denn möglich, daß es noch Menschen gab, die an frohes Getändel, an Farben und Klänge, an Tanz und an Liebe dachten?

Die Brautschleier riefen ihm plötzlich das glückstrahlende Lächeln seiner Tochter Emmy in das Gedächtnis. Ein kochender Schmerz zuckte ihm durch die Brust. Gleich darnach aber ward es da drinnen wieder so dumpf und so hohl, als sei ihm das liebliche blonde Mädchen ebenso fremd, wie die Unbekannten, die sich demnächst mit den Stoffen der Auslage schmücken würden.

Er wandelte weiter, immer staunend, immer verblüfft über das Einfachste und Natürlichste. Er staunte über den Schein der elektrischen Lampe, die seinen Schatten gerade so gegen die Mauer des Fürstenbergschen Palastes warf, wie zu der Zeit, da er noch nicht als Ehrenmann abgedankt hatte; er staunte über das Blinken der Equipagen, über das Lachen der jungen Mädchen, die mit so blitzenden Augen umher schauten, als könne innerhalb ihrer Bannmeile keine Zerrissenheit existieren, keine Verzweiflung.

War es nur Einbildung — oder hatten die Herren, die jetzt vorbeikamen, wirklich über die Aktien der großen Papierfabrik und das Steigen der Course gesprochen?

Und der schlanke Commis — unterhielt er sich wirklich mit seiner hübschen Begleiterin über die Vorzüge des Rover-Zweirads?

Hundert Bruchstücke drangen so an das Ohr des Unglücklichen, — ein Wort über die letzte Sitzung des Reichstags, eine Silbe Theater, Wohlthätigkeitsverein, Cirkus, Skandal, Dienstbotenklatsch, Litteratur — Alles bunt durcheinander, und Alles gleichermaßen beklemmend und mißtönig!

Die Straße öffnete sich.

Das war der Friedrichsplatz — und dort, die mächtige Lichtmasse, das berühmte ‚Café zum Reichskanzler', wo Gyskra bisweilen Station machte, um eine Zeitung zu lesen und ein paar lustige Caricaturen des ‚Punch' und des ‚Journal amusant' zu betrachten.

Das lag nun weit, weit hinter ihm! Nur ein Glücklicher konnte Sinn haben für die Ausgelassenheit des Humors: dem Elend, dem beginnenden Wahnwitz mußte der fröhliche Übermut Schauder einflößen.

Trotz dieser Erwägung sah er sich plötzlich vor der Thüre des Kaffeehauses.

Auch das flößte ihm Staunen ein.

Er ward sich jetzt klar darüber, daß er sich in dem Zustand einer völligen Willenslosigkeit befand — nicht nur, was jene fürchterliche Hauptfrage betraf, die ihn heimlich zerfolterte, sondern ebenso sehr bezüglich der unbedeutendsten Einzelhandlung. Das Schicksal, das ihn vor die entsetzliche Wahl zwischen zwei Entschlüssen gestellt hatte, von denen jeder ihm gleich unmöglich erschien, hatte die einst so unbeugsame Energie des Mannes gelähmt. Da er weder den Schuldlos-Verurteilten preisgeben, noch auch den eignen Sohn — und mit ihm sich selbst — denuncieren konnte, so konnte er überhaupt nichts mehr. Sein Ich reagierte nur noch auf Reize, nicht auf Motive; er that, was

Venetianiſche Edeldame. Nach dem Gemälde von Sir Frederick Leighton.

Digitized by Google

er mußte, starr und bewußtlos, und wie geleitet von einer außer ihm stehenden Macht.

Ein dunkler Instinkt hatte ihn nach dem Kaffeehause geführt, und nun drückte er auf die Thürklinke, wie so manchmal zuvor, und setzte sich und forderte von dem Kellner Thee und die ‚Leipziger Illustrierte' . . . Alles genau wie sonst!

Hinter den Flaschen und Kuchentellern des breiten Büffets stand auch Franziska Stelzner, die Zeugin aus dem Brandstiftungs-Prozeß.

Mit unsäglicher Bitternis weilte der Blick des Ober-Staatsanwalts, über den Rand der Zeitung hinausstierend, auf der Gestalt des Mädchens, das, wie er in seiner urteilslosen Verzweiflung sich vorsprach, der Urquell dieses unsagbaren Elends war. Schämig, wie alle Verderberinnen, schlug sie die Augen nieder, die heuchlerischen Sirenen-Augen, die so lockend unter den Wimpern heraus mit dem Ackerknecht kokettiert hatten. Ohne die gleißnerische Person stünde ja Lichert noch jetzt vielleicht ruhig und friedlich im Dienst des Commerzienrats; Alles, was mit der Verurteilung des Menschen zusammenhing, — vornehmlich der Ausbruch aus dem Gefängnis — hätte sich niemals ereignet; die Justiz hätte dann später, als Burckhardt gefunden wurde, keinerlei Anhaltspunkte für die Eröffnung eines Prozesses gehabt; er, Gyskra, würde niemals die Angelegenheit übernommen, also auch niemals Verdacht gegen Hellmuth geschöpft haben; er wäre in keinen Conflikt mit sich selbst geraten und stünde noch jetzt frei und fleckenlos auf dem Piedestal, das er ein langes, arbeitsvolles Leben hindurch sich gegründet hatte! . . .

Und nun lächelte diese Person und bog sich und schmiegte sich wie ein Aal, weil ein flotter Student zum Büffet trat und sie mit irgend einer blumigen, hirnlosen Phrase begoß!

Sie lächelte, wie rings umher die ganze weite verständnislose Welt; — wie die Herren da drüben am Ecktisch, von denen der eine wohl Anekdoten erzählte; — wie der Pfeiler dort mit dem gesichterschneidenden Capitäl; wie das Blatt hier, das gleich auf der ersten Seite eine Baechantin brachte!

Es war nicht zu ertragen!

Jetzt schritt ein andrer Gelegenheitsgast ins Café — der Oberst von Rheuß. Gott, oh Gott, welche Hoffnungen hatte Gyskra auf diesen Oberst gebaut, und wie schaurig lag das nun Alles in Trümmern!

Der Oberst bemerkte ihn, grüßte, nahm an demselben Tisch mit ihm Platz und bestellte sich einen Grog.

Natürlich verfiel das Gespräch auf die eben beendete Hauptverhandlung.

Fast eine Viertelstunde lang rollten und brausten die Worte des Obersten auf Gyskra herein, ohne daß er ihrem Zusammenhang folgte. Trotzdem gab er zuweilen ganz passende Antworten, nickte, sagte: ‚Gewiß' — ‚Ganz ohne Zweifel', — zuckte bedeutungsvoll mit den Achseln und warf sogar gelegentlich eine Frage ein.

Gyskra's Verhalten mußte den Oberst durchaus nicht befremdet haben. Im Gegenteil: wie er jetzt aufstand und seinem Freunde die Hand bot, mit der Bemerkung, er müsse nach Hause, Frau von Beresow sei bezüglich des Nachtessens von militärischer Pünktlichkeit — da lag etwas in dem Blick und dem Ausdruck des ehemaligen Regimentskommandeurs, das, in Worte gefaßt, ungefähr hätte lauten können: „So geht's in der Welt! Du hast deine Pflicht wacker gethan, und ich gleichfalls! Mit der Dummheit aber und Schurkerei wird man nicht fertig!"

Gram-erfüllt starrte Herr Gyskra ihm nach.

„Den empfängt jetzt die lautere Atmosphäre eines glücklichen Heims, die Schwester, die Tochter, denen er frei und frank in die Augen blickt, während ich vor dem Wiedersehn mit den Meinigen schaudre!"

Er stützte den Kopf in die Hand.

Seine ahnungslose, blind vertrauende Frau, für die er das Urbild der Wahrheit, der Güte und der Ehrenhaftigkeit war . . .!

Sein süßes, geliebtes Kind mit den leuchtenden Veilchenaugen . . .!

Und Hellmuth!

Bei dem Gedanken an Hellmuth sprang er empor.

Zum erstenmal seit jener Entdeckung in Hellmuths Studiergemach fühlte der Ober-Staatsanwalt etwas wie Haß gegen den Jungen.

O, die Wahrheit! Nur in der Wahrheit ist Heil! Dieser Mensch, den er geliebt hat, geliebt wie nichts auf der Welt, — der hat ihm so schnöde, so schmachvoll gelohnt! Was hilft hier alle Beschönigung?

Mag Hellmuths That an sich noch so entschuldbar sein, — (Gyskra kennt ja weder Motive noch Umstände) —, Eins bleibt unentschuldbar: daß er geschwiegen hat!

Gyskra winkt den Kellner herbei, zahlt und verläßt eilig das Kaffeehaus.

Der Ausdruck seiner verstörten Züge spricht endlich, nach so trostloser Apathie, einen Entschluß aus. Dieser Entschluß jedoch muß ein furchtbarer sein.

Unterwegs sucht die unendliche Liebe des Vaterherzens den Sohn zu verteidigen.

Ganz gewiß hat Hellmuth den blutigen Ausgang dieses Prozesses ebensowenig vorausgesehn, als er selbst. Oft genug hat ja Herr Gyskra zu Hause betont, — und mit wachsendem Nachdruck — daß er an Licherts Freisprechung glaube.

‚Nein,‘ sagt sich Herr Gyskra, ‚Hellmuth ist weder ein Feigling, noch ein Verbrecher! Wenn er geschwiegen hat, war es nur seine Liebe zu mir, seine Angst, mir Schmerz zu bereiten! Er ahnt ja nicht, daß ich die Wahrheit durchschaut habe! Und wie elend wird er nun sein in dem Kampf, der ihn schüttelt, — herber und fürchterlicher als mich!‘

Die Unterstellung, daß Hellmuths Beweggründe selbstlos gewesen, kommt dem Ober-Staatsanwalt jetzt zum ersten Mal. Seine Logik ist ohnehin schon ins Wanken geraten: das zertrümmert sie vollends! Er sieht nur noch den Einen Ausweg, der — strenggenommen kein Ausweg ist, sondern die volle Bankerott-Erklärung!

Der Ober-Staatsanwalt kömmt nach Hause. Frau und Tochter begrüßen ihn, freundlich, zärtlich wie immer. Nicht das Geringste merkt man ihm an. Nur schweigsamer ist er als sonst, was Beide auf Rechnung seiner ungewöhnlichen Abspannung setzen.

Hellmuth ist noch nicht da.

Gott sei Dank! Herr Gyskra hätte jetzt seinem Sohn nicht begegnen mögen. Vorübergehend beschäftigt ihn der Gedanke: wo mag er nur sein? Dann gibt er sich, im Widerspruch mit seinen letzten Erwägungen, die verbitterte Antwort: ‚Das Schuldbewußtsein hält ihn noch fern; er wird Betäubung, Vergessenheit suchen . . . irgendwo — vielleicht in Begleitung Stegemanns, der ja für Alles den Trost des Teufels hat.‘

Gleich nach dem Essen begibt er sich in sein Arbeitszimmer.

Er setzt sich wie damals, eh' er entdeckt hat, was ihn jetzt so zu Boden drückt, in die Sopha-Ecke und stützt den Kopf in die Hand und denkt jener Stunde, da ihm der Einfall kam, sich in Hellmuths Bibliothek Aufschluß zu holen . . .

Besser als je begreift er die prophetischen Worte: ‚Nur der Irrtum ist das Leben — und das Wissen ist der Tod.‘

Hätt' er doch niemals diese unseligfürchterliche Idee gehabt! Welcher Dämon trieb ihn nur damals hinüber . . .?

Kein Dämon, sondern der Ernst, mit dem er seinem Beruf lebte, der Geist der Gewissenhaftigkeit und der Pflichttreue! Damals war er noch pflichttreu, ein Ehrenmann, der von sich sagen durfte: ‚Es ist kein Falsch an dir!‘

Noch einmal sucht er seinen Verstand aus der Umstrickung dieser furchtbaren Niedergeschlagenheit zu lösen.

Er sieht sich im Geist vor dem Thron einer majestätischen Gottheit, die ihn beschuldigt, und führt nun mit Aufbietung aller Kunst und Kraft seine Verteidigung.

Hat er nicht Alles gethan, was die Unschuld des Angeklagten ins rechte Licht stellen konnte? Hat er nicht beinahe mehr gethan, als ihm zukam? War er verantwortlich für die Beratungen der Geschwornenbank?

Und wenn er's nun wirklich über das Herz gebracht und seinen Sohn denunciert hätte — wie dann? Welche Mittel besaß er, Hellmuth zu überführen? Lag es ihm ob, selber als Zeuge wider ihn aufzutreten, etwa den Totschläger und das verräterische Exemplar des Reichsstrafgesetzbuches auf den Gerichtstisch zu legen, zu schildern, wie er durch Hellmuths Verhalten den Eindruck der Schuld gewonnen? Das Gesetz sogar überhob ihn dieser Verpflichtung: als Vater konnte er jede Aussage ablehnen.

Ferner: wenn Hellmuth nun leugnete? Wo war ein Zeuge der That? Welche Motive konnten für glaubhaft gelten? Ein Streit mit Burckhardt? Ein Haß auf der Basis irgend einer verborgenen Rivalität? Dergleichen trug man doch in der guten Gesellschaft nicht mit dem Bleischläger aus!

Ja, hätten sich selbst noch andre Momente ergeben, die ihn wirklich belasteten: war es nicht ebenso möglich, daß ein Geschwornencollegium ihn freisprach, wie es möglich ge-

wesen, daß man den kaum belasteten Lichert verurteilt hatte?

Dann aber war erst recht Alles zu Grunde gerichtet! Ein Vater, der auf ungewisse Verdachtsmomente den Sohn vor Gericht schleppt — das überböte das Scheußlichste...!

So zerquälte sich Gyskra — seiner innersten Überzeugung zuwider. Er wollte sich gleichsam erst selbst widerlegt sehn, eh' er den einzigen Ausweg beschritt, der ihm noch übrig blieb.

Plötzlich fuhr er empor.

„Bube!" raunte er zähneknirschend und ballte die Faust nach der Richtung, aus welcher Hellmuth nach Haus kommen mußte. „Du wagst es, zu zechen, zu plaudern, den Klängen einer lustigen Operette zu lauschen, während dein Vater hier mit den Schrecken des Wahnsinns ringt?"

Dann, wieder zusammenbrechend:

„Hellmuth! Hellmuth! Ich schmähe ihn noch! Weiß ich denn, was er jetzt fühlt? Ob er nicht einsam durch die verödeten Felder schweift und sich den Tod wünscht? Ob er nicht elender ist als ich selbst?"

Nein, nicht so elend!

Herr Gyskra schaudert bis in das Mark.

Er ist fest und heilig davon durchdrungen, daß kein Verbrecher der Erde so tief und haltlos darniederliegt, wie er selbst. Er hat sein Dasein mit einem Schandfleck besudelt, der nicht mehr zu tilgen ist; er hat sich an Allem versündigt, was herrlich und hoch für ihn war; für ihn allein unter allen Sündern der Welt gibt's keine Gnade mehr.

Langsam erhebt er sich.

Eine Wand seines Zimmers ist mit Jugend-Reminiscenzen geschmückt. Bilder aus seiner Studentenzeit, Waffen, Bänder, Mützen und Trinkhörner hängen da in malerisch-zwangloser Buntheit. Zaghaften Auges blickt er auf diese Denkmale einer hoffnungsfrohen, makellosen Vergangenheit. Seltsame Klänge, Melodien aus glücklichen Stunden schwirren ihm durch den Sinn ... ‚Diesen Schläger nie entweih'n ... halten will ich stets auf Ehre ...'

Das waren Tage des Überschwangs, des schäumenden Idealismus! Er hätte sich wahrlich nicht träumen lassen, daß diese Verse für ihn jemals eine so grausam-ernste Beleuchtung gewinnen könnten.

„Ich muß fort," sagt er mit zuckender Lippe.

Unter den beiden gekreuzten Schlägern hängt ein Revolver, der immer geladen ist. Hier draußen in der Mathesiusstraße wohnt man ein wenig einsam, und sein Beruf schon legt ihm ja den Gedanken an die Möglichkeit eines nächtlichen Einbruchs nahe ...

Er nimmt die Waffe, stäubt sie ein wenig ab, untersucht sie und legt sie vorsichtig auf den Schreibtisch.

Dann setzt er sich und nimmt sich Papier und Feder. Ein Abschiedswort an die Seinen! Voll und heiß quillt es ihm aus dem Herzen empor: der Verstand aber muß das Alles erst prüfen und wägen, denn Niemand soll ja erfahren, was ihn so plötzlich hinweggetrieben. Hellmuth mag sich mit seinem Schuldbewußtsein zurecht finden: der treuen Lebensgefährtin jedoch und der süßen, geliebten Emmy kann und will er die Last nicht aufbürden, an ihm zweifeln zu müssen! Zitternd sucht er nach einem Motiv. Der Angstschweiß perlt ihm auf der glühenden Stirn. Aber er findet nichts.

Wie schwer es doch ist zu lügen! Nur die Wahrheit stellt sich von selber ein, schlicht und hehr und seelen-befreiend ... Was soll er hier angeben in dem letzten schrecklichen Dokument? Sein häusliches Glück liegt offen vor aller Welt; — seine Vermögensverhältnisse sind in vollkommenster Ordnung; — sein Körper ist stark und gesund; — wenigstens war er's bis jetzt ...

Ein qualvolles Stöhnen ringt sich aus seiner Brust, das Stöhnen des Mannes, dem selbst der Tod sich zu weigern scheint.

„So geht's nicht," murmelt er, den Revolver berührend. „Fort muß ich — aber nicht so! Kein Mensch darf ahnen, daß ich Hand an mich selber gelegt! Und auch so plötzlich darf es nicht sein, — nicht unmittelbar nach der Verurteilung!"

Er hängt den Revolver an seinen Platz.

„Geduld, Geduld! Ein paar Tage lang muß ich noch ausharren! Dann — eine frostklare Nacht, ein später Spaziergang, ein Rasten im Stadtwalde —: ich schlafe dann ein, um nicht wieder aufzuwachen ..."

„Kommst Du?" rief eine Stimme an der halb geöffneten Thür. „Oder arbeitest Du wieder bis in die Nacht hinein?"

Er schreckte zusammen. Es war seine Frau und hinter ihr Emmy.

„Ich komme!"

32. Kapitel.

Am nächsten Morgen in aller Frühe war Emmy im Speisezimmer mit Staubwischen beschäftigt.

Eine Flamme der Gaskrone brannte, halb aufgedreht, und mischte ihren rötlichen Schein mit dem Graugelb des Zwielichts da draußen.

Wie sie an's Fenster trat, sah sie ein Winterbild von erdrückender Unwirtlichkeit: Alles in Nebel gehüllt, durch den sich der Tag mühselig Bahn brach.

Emmy jedoch, der dies häusliche Walten einen Vorgeschmack ihrer demnächstigen Ehe gab — (nur noch acht Wochen und vier Tage, und sie war Frau Professor Lehr!) — hatte für die frostige Schaurigkeit, die in schmutzigem Weiß um die Dächer qualmte und die Bäume der gegenüberliegenden Villen mit Rauhreif zu überkrusten begann, kein rechtes Organ. In ihrem Herzen war Sonnenschein, ambrosischer Blumenduft und himmelhoch jauchzendes Lerchengeschmetter. Sie sang während ihrer freiwillig übernommenen Thätigkeit mit halblauter Stimme bald dies bald das. . . . . ‚Ach, wenn die Rosen wieder blühn. . .!' — Dann plötzlich ernster werdend: ‚Stell auf den Tisch die duftenden Reseden. . .!' — Nun blieb ihr der eigentümlich getönte Refrain auf den Lippen, der ja für sie einen ganz besonderen Sinn hatte. — ‚Wie einst im Mai . . .' wiederholte sie drei- oder viermal und hielt einen Augenblick inne und lächelte still und glückselig . . . Am zehnten Mai hatte der Mathematikprofessor Doktor Franz Lehr sich nach monatelanger stummer Werbung mit ihr verlobt!

Da steckte das Stubenmädchen sein langes, verblüfftes Gesicht durch den Thürspalt und flüsterte:

„Gnädiges Fräulein. . .!"

Sie hielt zwischen Daumen und Zeigefinger eine Visitenkarte.

„Gnädiges Fräulein, der Herr da wünscht den Herrn Ober-Staatsanwalt schleunigst zu sprechen."

„Was?" fragte Emmy. „Gieb her! Der Landgerichtsrat von Grolmann? Um sieben Uhr früh? Das ist seltsam! Na, ich bin ja hier ziemlich fertig. . . Führ' ihn herein! Da neben ist's noch nicht warm genug.

Herr von Grolmann bekundete eine ungewohnte Verlegenheit, einen peinvollen Ernst. Er war außerordentlich blaß und verneigte sich beinahe linkisch.

„Verzeihen Sie, daß ich so früh — fast noch vor Tag — Sie belästige! Ich habe in einer sehr, sehr wichtigen Sache sofort mit Ihrem Herrn Vater zu sprechen."

„Papa schläft noch," stammelte Emmy erstaunt.

„So bitte, wecken Sie ihn!"

Das Stubenmädchen stand noch in der geöffneten Thür. Emmy beauftragte sie, dem Wunsche des Herrn Landgerichtsrats Folge zu leisten.

Höchst eigentümlich berührt sah sie ihr nach. Dergleichen war noch nicht vorgekommen. Es mußte sich in der That hier um Dinge handeln, die ganz und gar aus dem Rahmen fielen — und natürlich nur um geschäftliche, um berufsgemäße; denn gesellschaftlich stand ja der Ober-Staatsanwalt mit den Grolmanns kaum in Beziehung.

Emmy schob einen Sessel heran.

„Wollen Sie unterdeß nicht Platz nehmen?" fragte sie höflich.

Das schmutzige Graugelb, das sich noch immer nicht völlig geklärt hatte, schien jetzt von draußen her in das Zimmer zu kriechen und ihr die Brust mit atem-beklemmendem Schwalch zu erfüllen.

„Außerordentlich gütig, mein gnädiges Fräulein!" versetzte Grolmann in einem Tone, der viel zu warm und zu weich klang für die alltägliche Phrase. Es war, als wolle er's dem lieblichen Mädchen abbitten, daß er so wie ein Geier in ihr fröhliches Morgenlied einbrach.

Nach drei Minuten erschien Herr Gyskra. Er hatte sich nur in den Schlafrock geworfen und sonst keinerlei Toilette gemacht. Sein ergrauendes Haar, das von der unruhigen, traum-gequälten Nacht her verwühlt war, starrte widerspenstig um seinen Kopf. Er sah merklich gealtert aus.

Herr von Grolmann reichte ihm langsam die Hand. Er brachte kein Wort hervor.

Gyskra, im Gegensatz zu der Erregung des Untersuchungsrichters, war vollständig ruhig. Er entschuldigte seinen unordentlichen Aufzug durch den lebhaften Eifer, dem Herrn Landgerichtsrat sofort zu Diensten zu sein, und fragte dann etwas eintönig nach seinem Begehr.

„Könnten wir nicht vielleicht hier im Nebenzimmer. . .?“ stotterte Grolmann.

„Bitte, ich lasse die Herren allein,“ sagte Emmy verwirrt.

Eine unbestimmte, gegenstandslose Ahnung ergriff sie. Das geängstigte Herz schlug ihr bis in die Kehle hinauf. Sie entfernte sich rasch.

„Herr Ober-Staatsanwalt,“ hub Grolmann mit augenscheinlicher Unsicherheit an, „erlassen Sie mir die Vorrede! Ich hoffe zu Gott, die Sache hat jetzt ein schlimmeres Gesicht, als später. . . Gestern Abend um neun hat Ihr Herr Sohn sich bei mir gemeldet — in meiner Wohnung — und mir eröffnet, der zum Tode verurteilte Lichert . . . sei unschuldig. . . Der Thäter — Gott sei Dank nicht der Mörder — sei . . . Ihr Herr Sohn selbst!“

Herr von Grolmann hielt inne.

„Weiter,“ sagte der Ober-Staatsanwalt, mit der Hand wie zufällig nach der Lehne des Sessels tastend.

„Sie begreifen,“ fuhr Grolmann fort, „daß mir nach dieser . . . Mitteilung keine Wahl blieb. Ich mußte den jungen Mann in Gewahrsam behalten. Gestern Abend noch ist er — mit aller Schonung, wie ich versichern darf — in's Untersuchungsgefängnis abgeführt worden.“

Der Ober-Staatsanwalt nickte.

„Sie haben nur Ihre Pflicht gethan,“ sprach er wie geistesabwesend.

Der Landgerichtsrat atmete tief und schwer.

„Ich wußte, daß Sie so sprechen würden. Alle Welt kennt und verehrt ja den Mann, der Aristides und Cato in einer Person ist und jetzt auch beweist, daß ihm die herbe Charaktergröße des Brutus nicht fremd ist. Auf den ausdrücklichen Wunsch Ihres Hellmuth habe ich Sie nicht gestern Abend bereits von dem Vorfall benachrichtigt. Die ganze Nacht jedoch ließ es mir keine Ruhe... Um fünf war ich auf; ich hielt es für unumgänglich, Sie vor Beginn Ihres Tagewerks noch in Kenntnis zu setzen. . .“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Ober-Staatsanwalt. Kein Zug seines Gesichtes verriet, was in ihm vorging. „Einstweilen bin ich noch nicht im Stande, mein Staunen zu meistern, das mich fast noch mehr überwältigt, als der Schmerz und der Kummer. Was um's Himmels willen soll Hellmuth bewogen haben. . .?“

Der Landgerichtsrat zuckte die Achseln.

„Auch ich habe mir aus den flüchtigen Andeutungen Ihres Herrn Sohnes noch keinen klaren Begriff von der Schuld und ihren Motiven gemacht; soviel aber ist zweifellos, daß es sich hier um eine That ganz anderer Art handelt, als die, welche dem unglückseligen Lichert zur Last gelegt wurde. Sei'n Sie nur gutes Mutes, Herr Ober-Staatsanwalt! Ihnen vielleicht glückt es noch schneller als mir und meinem Herrn Nachfolger, Klarheit in dieses Dunkel zu bringen. Ich habe nämlich schon Schritte gethan, um einer Weiterführung der Sache enthoben zu werden. Ich schätze Sie viel zu sehr, ich stehe Ihnen — vielleicht ohne daß Sie es ahnen — innerlich viel zu nahe, als daß ich mich frei von aller Befangenheit wüßte. . .“

„Wann wird Hellmuth vernommen werden?“

„Im Lauf dieses Vormittags. Vermutlich von Herrn Landrichter Elmshorn.“

„Gut. Ich mache mich fertig. Ich muß meinen Sohn sprechen. Ich muß dies Rätsel durchdringen, das mich jetzt wie eine Unmöglichkeit angrinst.“

„Seien Sie mild, Herr Ober-Staatsanwalt! Kehren Sie mehr den Vater, als den Mann des Gesetzes hervor! — Der Gedanke, Ihnen und seiner Familie Schmerz zu bereiten, hat Ihren Sohn fast schwerer zu Boden gedrückt, als die Furcht vor dem, was ihm sonst noch bevorstehen kann. Und, Herr Ober-Staatsanwalt, wie die Sache auch ausgeht: seien Sie meiner unwandelbaren Sympathie nochmals versichert!“

Herr von Grolmann entfernte sich nach einem letzten schweigsamen Händedruck.

Gleich darnach stürzte Emmy in's Zimmer. Aus verzeihlicher Neugier hatte sie dem Gespräch der beiden Männer gelauscht. Sie warf sich dem Vater stürmisch an's Herz und weinte bitterlich.

Starr und thränenlos hielt der Ober-Staatsanwalt sie umschlungen.

Da kam auch die Mutter Emmy's.

Bei ihrem Anblick taumelte Gyskra. Wie vernichtet sank er auf einen Stuhl. Er war keiner Antwort fähig auf ihre bebenden Fragen. Emmy, in halb nur verständlichen Reden, erzählte, was vorgefallen.

Frau Gyskra ward leichenblaß; aber sie weinte nicht.

„Erich," sagte sie tieftönig, „glaubst Du im Ernste, Hellmuth, unser geliebter Sohn, könne etwas begangen haben, was uns entehrt? Es muß hier ein schrecklicher, unbegreiflicher Irrtum obwalten! Das siehst Du doch ein, Erich?"

Herr Gyskra schüttelte wild und verzweifelt den Kopf. Mit beiden Händen zerraufte er sich das Haar. Ein Aufschrei der höchsten Qual rang sich von seinen Lippen, und dann ein zweiter, ein dritter, ein vierter. Es waren Naturlaute, die entsetzlich zum Herzen drangen, — das Klagegeheul des nackten, von allen Flittern der Civilisation entblößten Menschen, der um sein Liebstes bangt und jede Kunst der Verstellung mit Füßen tritt.

Was den Beweinenswerten am Abend zuvor so niedergebeugt — das Schuldgefühl, der Kampf der ethischen Mächte in seiner Brust — das alles versank jetzt wie schattenhaft im Abgrund dieser unsäglichen Angst. Immer und immer wieder stammelte er zwischen den rasenden Ausbrüchen seiner Qual: „O Gott, o Gott! Mein Hellmuth! Mein armes, geliebtes Kind!" Und Emmy stimmte in dieses Elend mit ein und schluchzte und wimmerte und umschlang ihren Vater mit beiden Armen, so daß es aussah, als stünden zwei Lebensmüde hier im Begriff, sich vom Rand einer schwindelnden Höhe in's Meer zu stürzen.

Frau Gyskra ließ den trostlosen Schmerz austoben. Als Emmy sowohl wie der Vater verstummt waren und sich erschöpft aus der krampfhaft-wilden Umarmung lösten, sagte sie bebend:

„Erich! Willst Du mich hören? Komm, sei ein Mann! Siehst Du, auch ich hab' ihn ja lieb, o, so lieb! Aber jetzt ist zum Klagen und Trauern nicht Zeit! Er bedarf Deiner! Sammle Dich! Fasse Dich!"

Der Ausbruch hatte den Ober-Staatsanwalt von dem Druck seiner starren Verzweiflung etwas befreit. Langsam erhob er sich, trat zu seiner Gattin heran und küßte ihr mit einer Art ehrfürchtiger Scheu die Stirne.

„Du hast Recht, — wie immer!" sagte er dankbar. „Verzeih' mir, daß ich für Augenblicke so schwach gewesen. Das Alles soll nun gesühnt werden!"

Er ging sich ankleiden.

Und nach und nach machte der bohrende Schmerz, der ihn heimsuchte, einer andern Empfindung Platz. . .

„Es hat so kommen müssen!" sagte er zu sich selbst. „Was ich die Tage her nur dämmernd gefühlt habe, das drängt sich mir jetzt wie ein unantastbares Dogma, wie ein Axiom auf, die mir kein Zweifel zertrümmern kann. Nur in der Wahrheit ist Heil — für ihn, für mich, für Alles was Atem hat! Mag denn sein Schicksal noch so trüb sich gestalten: wenn nur die Folgen der Lüge getilgt werden; wenn er auf einen Schlag sein Gewissen entlastet!"

Und jetzt, da er fühlte, daß er auf dem einzigen richtigen Wege war, da kam ihm, bei all seinem Elend, der Mut des Kämpfens und Ringens wieder.

Kurz vor neun fuhr er nach dem Justizpalast.

Er meldete sich beim Untersuchungsrichter Herrn Elmshorn mit der ergebenen Bitte, man möge ihm eine Besprechung mit seinem verhafteten Sohn gewähren.

Hoch aufgerichtet, weder streng noch entsetzt, sondern nur dem Ernste der Situation angemessen, stand Gyskra da, als Hellmuth hereingeführt wurde.

Es war — gerade vielleicht, weil sie äußerlich so ganz ohne Sturm sich abspielte — eine erschütternde Scene, dies unverhoffte Wiedersehn zwischen Vater und Sohn innerhalb jener Mauern, wo so viel Elend und Jammer der Menschheit sich wie im Brennpunkte sammelt.

Hellmuth war aschfahl, ein müder, schlaffer, gebrochener Mensch.

Bis gestern hatte er den windschiefen Bau seiner Philosophie mühsam gestützt: bei dem gellenden Wutanfall Christian Licherts jedoch war Alles mit einem Male über den Haufen gestürzt. Der Entschluß, sich auf jede Gefahr hin zwischen den Schuldlosen und das Schaffot zu stellen und sich selbst der Justiz in die Hände zu liefern, war ihm sofort gereift, — trotz der bedenklichen Situation, trotz der Schwierigkeiten, die ihm aus der langen Geheimhaltung der Wahrheit erwachsen mußten; vor allem: trotz des Parere's der beiden Sachverständigen, das einen Überfall zehnmal wahrscheinlicher machte, als einen Streit.

Der einst so stolze und übermütige

junge Mann stand seinem Vater jetzt gegenüber wie der schwerste Verbrecher. Was ihn folterte, war der Gedanke: ‚Dein Vater wird dich für einen Schurken halten — selbst wenn er dir in der Hauptsache glaubt —, weil du geschwiegen und einen Schuldlosen der Tortur einer Gerichtsverhandlung auf Leben und Tod unterzogen hast.‘ Er senkte den Blick; um seine Lippen zuckte es wie der Beginn eines Weinkrampfes.

Herr Gyskra jedoch hatte kein Wort des Vorwurfs, keine Silbe, die den Verstörten gekränkt oder gedemütigt hätte. Er selbst fühlte sich ja vor seinem Gewissen so schuldig, daß er einen Moment lang von der Versuchung umkrallt wurde, Hellmuths Hand zu ergreifen und dem Beamten da hinter dem Aktentisch zuzurufen: ‚Lassen Sie doch vor Allem auch mich in Gewahrsam nehmen! Ich habe weit schwerer gefehlt, als dieser thörichte Jüngling, der dem Anprall des Zorns vielleicht unterlag, während ich, der Ober-Staatsanwalt Gyskra, mit vollstem Bewußtsein Komödie spielte!‘

Aber das ging ja nicht! Er war ja zunächst doch berufen, seinem geliebten Sohn hilfreich hier beizuspringen, der — was er auch Schlimmes gethan hatte — immer sein Kind blieb!

Hellmuth erzählte.

Der Untersuchungsrichter trat geflissentlich abseits, um die Offenheit der von dem Ober-Staatsanwalt geforderten Beichte nicht zu beeinträchtigen.

Betreffs der Hauptsache — der Katastrophe nämlich im Gothengehölz — verfuhr Hellmuth durchaus wahrheitsgetreu, so daß sein Vater bereits aufatmete. Nur bei der Frage, wie und weshalb er in jenes Gehölz denn gekommen sei, verstrickte er sich ein wenig in Widersprüche.

„Daß Burckhardt,“ sagte der Ober-Staatsanwalt mit einem prüfenden Blick auf Hellmuths blasses Gesicht, — „daß Burckhardt den Vicinalweg durch das Gehölz einschlug, um nach Oberlondorf zu gehn, ist ja hinlänglich festgestellt. Sein Motiv waren die mehr oder minder unaufgeklärten Beziehungen zu der Wirtstochter. Aber Du? Wolltest auch Du nach dem Gasthaus zur Krone?“

„Nein. Ich schweifte nur planlos umher. Du weißt ja, Stegemann hat mir diesen Geschmack am Durchstreifen entlegner Quartiere beigebracht.“

Der Ober-Staatsanwalt schwieg eine Weile.

„Und weshalb hat Dich Burckhardt so über die Maßen brüskiert?“

„Vielleicht war er eifersüchtig. Er mag unterstellt haben, ich wollte ihm bei der Wirtstochter Conkurrenz machen ... Übrigens haßte er mich. Einige Wochen zuvor hatten wir einen ernsten Conflikt.“

„So? Davon weiß ich kein Wort!“

Hellmuth schilderte nun, stark übertreibend, die Scene, die er mit Burckhardt im Café Reichskanzler durchgemacht hatte. Er stellte die Sache so dar, als hege er selber eine sehr lebhafte Sympathie für Fräulein Franziska Stelzner, — und Burckhardt sei insgeheim sein Rival gewesen.

„Aber hat denn nicht Burckhardt sich für die Tochter des Kronenwirts interessiert?“

„Wohl möglich! Er war ja ein Künstler, und Künstler haben in dieser Beziehung ein weites Gewissen. Er hielt es vielleicht mit Beiden zugleich. Soviel ist sicher, daß er im Laufe des Wortwechsels, der sich entspann, auf Fräulein Franziska anspielte.“

Der Ober-Staatsanwalt senkte den Kopf.

Dieses unheilvolle Geschöpf! dachte er zorn-erfüllt. — Heuchlerisch-sanft und verschämt, ein gleißender Teufel, der Alles vergällt und vergiftet — so war sie ihm gestern bereits erschienen. Nicht zu begreifen, daß auch sein Hellmuth in ihrem Banne gestanden! — ‚Ich hätte ihn höher taxiert! ... Aber die Jugend, die Jugend! Sie fordert ihr Recht — selbst bei den Edelsten!‘

Er atmete lange und tief.

„Mut, mein Junge,“ sagte er dann am Schluß dieser peinvollen Unterredung. „Hättest Du gleich gesprochen ...! Aber beruhige Dich nur! Ich erkenne ja an, daß Du Gründe hattest. Ich verstehe sehr wohl den ungeheuerlichen Gemütszustand eines Menschen, dem solch ein Unglück passiert. Ich begreife, wie dann die erste Unklugheit alle folgenden nach sich zieht ...“

„Ja,“ murmelte Hellmuth, — „ungeheuerlich! Obschon im Bewußtsein des Rechts, stand ich doch instinktiv unter dem Druck eines Schuldgefühls ... Alles ja kam zusammen ... das heimliche Grausen, der Mangel an Zeugen, die helle Erinnerung

an so viele Justizmorde ... Ich hatte mich gerade damals hinein geredet — — bis zum Verfolgungswahn ..."

„Mut, mein Junge!" wiederholte der Ober-Staatsanwalt. „Trage geduldig, was nicht zu ändern ist! Ich will unterdeß für Dich thätig sein! Leb' wohl!"

Er gab dem Sohne die Hand, förmlich und feierlich, als halte er die Bekundung dessen, was ihn bewegte, an dieser Stätte für unschicklich.

Aber das Herz trug über die Stimme der Weltklugheit und des Taktes den Sieg davon.

Vater und Sohn sanken sich in die Arme, — und fühlten am Schauern ihrer zuckenden Muskeln, daß jeder von beiden im Schwalle der ungeweinten Thränen beinah' erstickte.

Nun riß sich Herr Gyskra los, verbeugte sich gegen den Untersuchungsrichter und schritt langsam, in jedem Zoll ein Beamter, zur Thüre hinaus.

33. Kapitel.

Am folgenden Tage fiel Schnee in Massen, und mit dem Niederwirbeln der letzten Flocken trat eine heftige Kälte ein.

Die Villa des Obersten von Rheuß mit ihrer etwas phantastischen Architektur lag wie im Halbschlaf unter der schweren Hülle, und in weiß-grauen Riesenwolken qualmte der Rauch der Schornsteine nach dem schwärzlichen Himmel auf.

Man hatte soeben gespeist.

Der Oberst schien sich noch immer nicht von dem Schlage, den sein Gerechtigkeitssinn durch den Ausgang der vorgestrigen Verhandlung erlitten, gänzlich erholt zu haben. Vom Institut der Geschwornen hatte er nie sonderlich viel gehalten: jetzt aber war's vollständig aus damit. Und dieser Balduin Teutschenthal! Rätselhaft! War der mit Blindheit geschlagen und Blödsinn? Oder was sonst hielt ihn gebannt, daß er so aller Vernunft zuwider sein ‚Schuldig!' rief ...?

Trotz der Trübseligkeit des Wetters verließ der Oberst gleich nach Tisch seine Wohnung. Es ward ihm zu eng in der verschneiten Öde hier draußen. Er verlangte Zerstreuung. Auch wollte er Kretschmar besuchen, um zu erfahren, ob nicht irgend was noch für Lichert geschehen könne.

Während sich Frau von Beresow an den Schreibtisch setzte und ein paar längst schon geschuldete Briefe in Angriff nahm, wandte sich Sascha, gleichfalls ein wenig von der Melancholie dieses aschgrauen Wintertags angekränkelt, in's Erdgeschoß, wo ihr Zimmer lag.

(Schluß folgt.)

Silhouette von Johanna Beckmann.

Für das Mai-Frühlingsheft sage ich herzlichen und wiederholten Dank als Gegengruß dieses schönen Frühlingsblatt:

Der Mai 1892.

(Abdruck verboten.)

In der guten, alten Zeit,
Die noch Greise loben,
Kam der Mai im grünen Kleid,
Silberweiß durchwoben.
Auf dem Haupt den Blütenkranz,
Schritt er durch die Fluren;
Pfauenaug' und Schwalbenschwanz
Folgten seinen Spuren.

Heutzutage — weh und ach,
Daß sich Gott erbarme! —
Trägt der Mai ein Regendach
Fröstelnd unterm Arme.
Mühsam setzt er Bein vor Bein;
Schwer wird ihm das Gehen,
Denn der Kobold Zipperlein
Zwickt ihn in die Zehen.

Wer sonst Maienbowle braut,
Kocht jetzt heiße Suppen.
Meister Kuckuck wird nicht laut,
Denn er hat den Schnuppen.
Auf des Daches Firste geht
Liebekühl der Kater.
Traurig vor dem Bohnenbeet
Steht der Registrater.

Alles heut dem Maien flucht.
Fluchen ist ein Laster;
Doch bei seiner Spargelzucht
Flucht sogar der Pastor.
Dichterling nur grämt sich nicht,
Und zur Maienfeier
Singt sein Frühlingslied der Wicht
Nach der alten Leier.

1 Mai 1892. Rudolf Baumbach.

Die Perlen der königlichen Nationalgalerie in Berlin.

Von Adolf Rosenberg. Mit 10 Abbildungen.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

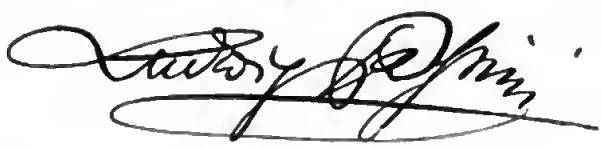
Der vornehmste Vertreter der neueren Düsseldorfer Genremalerei in der Berliner Nationalgalerie, Christian Ludwig Bokelmann, hat in den dreizehn Jahren, die seit der Vollendung der „Testamentseröffnung“ (s. Abb. S. 541) verstrichen sind, ebenso rastlos wie erfolgreich an der Ausbildung seiner künstlerischen Technik und an der Ausdehnung seines Stoffgebiets weitergearbeitet. Mit der alten Schule hängt er, soweit die Gegenstände seiner Darstellung in Betracht kommen, noch dadurch zusammen, daß auch er den Lebensgang des Menschen von der Wiege bis zur Bahre mit Scherz und Ernst, mit Humor und Wehmut, bald als Idyllendichter, bald als Tragiker begleitet. Aber selbst die verbrauchtesten Stoffe der Alt-Düsseldorfer, die Taufgesellschaften und die Sterbehäuser, gewinnen unter Bokelmanns Händen einen neuen eigenartigen Zug, der nur aus dem unablässigen Verkehr mit dem wirklichen Leben, aus dem unmittelbaren Studium der Natur erwächst. Dieser beständige Zusammenhang mit dem Volkstum hat Bokelmann früher als irgend einem anderen deutschen Genremaler die Augen für solche Vorgänge geöffnet, die über die Idylle und die Elegie des häuslichen Familienlebens hinaus auf die Schauplätze des modernen öffentlichen Lebens, auf die Straßen der Großstädte, in die Arbeitsstätten der Handwerker und Fabrikarbeiter, zu den Sammelpunkten der vornehmen, vergnügungssüchtigen Welt führen. Für jeden Stoff hat er eine besondere, stets charakteristische Art der malerischen Darstellung gefunden; aber er hat auch jedem Stoffe gegenüber die Klarheit seines scharfen, nüchternen Blicks bewahrt, der die Dinge und die Menschen sieht, wie sie sind, der ihnen aber auch zugleich auf den Grund kommt. Diese Fähigkeit des unbefangenen und scharfen Sehens und der entschlossenen Nachbildung des Gesehenen ohne empfindsame Nachdenklichkeit mag eine Eigentümlichkeit des kernigen Volksstammes sein, aus dem Bokelmann entsprossen ist. Als Sohn eines Lehrers in St. Jürgen bei Bremen am 4. Februar 1844 geboren, hatte er eine schwere Zeit zu überstehen, ehe er seinem künstlerischen Berufe folgen konnte, zu dem der praktisch denkende Vater kein Vertrauen hatte. Er sollte Kaufmann werden, und er machte auch alle Stadien der Lehrzeit und des Gehilfentums zehn Jahre lang durch, von den ersten Anfängen in einem Detailgeschäft in Lüneburg bis zu einer günstigen Stellung in einem Fabrikkontor in Hamburg. Erst im Jahre 1868 gelang es ihm, den „Pegasus im Joch“ zu befreien und ernsthafte Studien auf der Düsseldorfer Akademie zu beginnen, wo dem Vierundzwanzigjährigen die Vorbereitungsklassen nicht erspart blieben. Wir wissen nicht, ob er selbst auf die in kaufmännischer Thätigkeit verbrachte Zeit als auf eine verlorene zurückblickt. Beurteiler, die nicht in seiner Seele lesen können, sondern nur auf das Werk seines fleißigen Lebens blicken, möchten sich der Meinung zuneigen, daß die kaufmännische Erziehung

vielmehr einen günstigen Einfluß auf die gesunde Art seiner Naturanschauung und die präzise Sauberkeit seiner künstlerischen Darstellung geübt habe, und ein Gleiches möchte man aus den resoluten Zügen der klaren, energisch fließenden Handschrift herauslesen, die nach den Glaubenssätzen moderner Seelenkunde auch ein Mittel zur Beurteilung des Charakters bieten soll. Jedenfalls hat der verspätete Eintritt Bokelmanns in die künstlerische Laufbahn nicht nachteilig auf seine technische Ausbildung eingewirkt. Unter der Leitung eines so vortrefflichen Lehrers wie Wilhelm Sohn, in dessen Privatatelier Bokelmann nach Überwindung der vorbereitenden Kurse Aufnahme fand, erlangte er bald eine so große Gewandtheit im koloristischen Ausdruck, daß schon das erste Bild, das seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machte und ihm sogar auf der Wiener Weltausstellung von 1873 eine Medaille eintrug — „Im Trauerhause," ein der Witwe Trost spendender Priester am Totenbette ihres Gatten — eine volle Beherrschung der technischen Mittel, soweit sie damals in Geltung waren, zeigte. Eine Zeitlang schien es, als wollte Bokelmann die von Vautier und Knaus eröffneten Bahnen verfolgen. Er gefiel sich in humorvollen Darstellungen aus dem Kinderleben, die durch glückliche Erfindung und Charakteristik der einzelnen Figuren Beifall und Käufer fanden; aber zu gleicher Zeit beschäftigte er sich mit ernsten Studien des sozialen Lebens, deren erste Frucht eine figurenreiche Scene in der Vorhalle eines Leihhauses war (1875). In diesem Bilde entfaltete Bokelmann seine eigene künstlerische Physiognomie: als Beobachter, als Psychologe und als Maler. Zum erstenmale unabhängig, hat er seitdem seine Unabhängigkeit bewahrt und für jedes seiner figurenreichen Bilder aus der modernen Gesellschaft aller Klassen eine malerische Ausdrucksweise zu finden gewußt, die nicht nur den Charakteren der dargestellten Personen gerecht wird, sondern auch die Grundstimmung, sozusagen das psychologische Moment, durch das Kolorit wiederspiegelt und mit den Mitteln der Farbe wahrhaft dramatische Wirkungen hervorzubringen weiß. Die bezeichnendsten Beispiele für diese Seite der Begabung Bokelmanns sind der „Zusammenbruch der Volksbank" (1878), die „Testamentseröffnung" (s. S. 541) der Berliner Nationalgalerie (1879), in der er eine Vornehmheit des Styls und einen schillernden Glanz des Kolorits entfaltet hat, die einem andern, reicheren und noch weit vielseitigeren Spiegelbilde der modernen Gesellschaft, einer Scene aus den Spielsälen in Monte Carlo (1884), nicht in gleichem Maße beigegeben sind, die „letzten Augenblicke eines Wahlkampfs" (1880), die „Verhaftung," einer Frau, die von einem Gendarmen aus ihrem Hause auf den von neugierigen Nachbarn besetzten Vorplatz hinausgeführt wird (1881, im städtischen Museum zu Hannover), der „Abschied der Auswanderer" (1882, in der Dresdener Galerie), der „Dorfbrand" (1886), das „Begräbnis in Nordfriesland" (1888) und der „Streik in einer Tischlerwerkstatt" (1890).

Auf allen diesen Bildern — mit Ausnahme der Spielbankscene — lastet, nicht zu ihrem Schaden, sondern zur Verstärkung ihrer Wirkung die schwere, ernste Atmosphäre

Testaments-Eröffnung. Nach dem Gemälde von L. Bokelmann in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.
(Mit Genehmigung der Photogravhischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google



des nebligen Nordens. Sie dämpft die Temperamente und macht schwerfällig und eckig, was unter einer andern Sonne und einem freundlicheren Himmel heiter, lebensfreudig und heißblütig herausgekommen wäre. Diesen anderen, entgegengesetzten Teil der Menschendarstellung in einem ebenso entgegengesetzten Klima hat sich Ludwig Passini, dessen „Chorherren in der Kirche" (s. Abb. S. 545) wir als eine der echtesten Perlen aus dem Schatze der Nationalgalerie gewählt haben, zu seiner künstlerischen Lebensaufgabe gemacht. Als Sohn italienischer Eltern 1832 in Wien geboren, ist Passini seiner künstlerischen Erziehung nach ein Deutscher. Auf der Wiener Akademie hat er unter Kupelwieser, Führich u. a. seine ersten Studien gemacht; aber ihre Wege hat er als selbständiger Künstler niemals betreten. Seine Kunst wurzelt nicht in der Welt der Gedanken, sondern im Leben dieser Zeitlichkeit und Wirklichkeit, und wenn er sich, was häufig geschah, mit geistlichen Dingen beschäftigte, so galt es nicht den übersinnlichen Gegenständen des Glaubens und der Andacht, sondern den leibhaftig auf der Erde wandelnden Dienern Gottes und den Räumen ihrer erbaulichen Wirksamkeit. Als er mit seinen Eltern 1850 nach Triest und später nach Venedig übersiedelte, erschloß sich ihm zuerst die Welt des farbigen Scheins, und die Fähigkeit, sie wiederzugeben, erwarb er sich allmählich durch die Unterweisung des Leipziger Aquarellmalers Karl Werner, den er in Venedig kennen gelernt hatte und den er eine Zeitlang auf dessen Reisen durch Italien begleitete. Werner, der noch heute, trotz seiner dreiundachtzig Jahre, rüstig schafft, ist vorzugsweise Architekturmaler. Seine Figuren dienen meist nur zur Belebung seiner Prospekte und Innenräume. Passini legte aber vom Beginn seines Schaffens ein Hauptgewicht auf die lebendige Schilderung des Volkslebens, das die engen Gassen des alten Roms und die Calle und die Vicoli Venedigs erfüllt. Schon zu Ende der fünfziger Jahre malte er römische

Kreidestudie von L. Passini zu seinem Bilde „Chorherren in der Kirche."

Kreidestudie von L. Passini zu seinem Bilde „Chorherren in der Kirche."

Straßenbilder mit zahlreichen Figuren, die an Reichtum der koloristischen Darstellung die gleichzeitigen Arbeiten seines Lehrers übertrafen. Immer tiefer versenkte er sich in das Studium des italienischen Volkslebens, und bald hatte er seine Fähigkeiten so ausgeglichen, daß er die Architektur, die Landschaft und die Figuren mit gleicher Meisterschaft beherrschte und schließlich auch, weil er seine Italiener nicht bloß als malerische Modelle, sondern auch als Objekte psychologischer Studien nahm, zu einem Bildnismaler wurde, der tief eindringende Seelenkunde mit einer vollkommenen Objektivität der Darstellung verbindet.

Nach dem Vorbilde seines Lehrmeisters Werner ist auch für Passini die Aquarelltechnik sein wirksamstes und fast alleiniges, künstlerisches Ausdrucksmittel. Schon zu einer Zeit, als die Aquarellmalerei noch nicht zu einer Modesache geworden und von den technischen Raffinements und den bizarren Ausartungen der Gegenwart noch weit entfernt war, hatte Passini den Wasserfarben eine koloristische Vielseitigkeit, eine Kraft und Tiefe und, wo es das Motiv erforderte, eine ernste, charaktervolle Grundstimmung abgewonnen, die noch von keinem der Mitglieder der zahlreichen englischen, französischen, österreichischen und deutschen Gesellschaften von Aquarellmalern in ihrem ganzen Umfange erreicht, geschweige denn übertroffen worden sind. Passini ist in einer glücklichen Lage, die ihm ermöglicht, seine Schöpfungen langsam werden und ausreifen zu lassen. Er macht seine Aquarelle nicht, wie die Modernen, die immer gleich mit fünfzig Blättern auf den Krammarkt der öffentlichen Kunstausstellungen ziehen, direkt vor der Natur fix und fertig, mit Deck- und Gummifarben nachhelfend, damit alles nur recht schnell trocknet. Seinen großen, figurenreichen Kompositionen ist vielmehr derselbe Entstehungsprozeß vorausgegangen, wie jedem Ölgemälde eines ernsthaft arbeitenden Künstlers. Jede Figur ist aus Studien, Beobachtungen und Zeichnungen nach der Natur entsprossen, und dieser besonnenen Art des künstlerischen

Kreidestudie von L. Passini zu seinem Bilde „Chorherren in der Kirche."

Kreidestudie von L. Passini zu seinem Bilde „Chorherren in der Kirche."

Schaffens, die von den modernen Naturalisten mit Spott und Hohn behandelt wird, verdanken wir auch das vollkommen in sich abgerundete, den Gegenstand und die Gestalten völlig erschöpfende Innenbild aus St. Peter in Rom: die Chorherrn in der Kirche, das der Meister 1870 in Rom vollendet hat. Es ist eine Messe der Domherrn, die auf den ersten Blick nur den Eindruck höchster Naturwahrheit macht, die freilich auch nicht durch die sogenannte „Eingebung des Genies," sondern, wie die von uns wiedergegebenen Kreidezeichnungen beweisen, durch häufige Modellstudien errungen worden ist. Wenn man aber heute die künstlerischen Vorzüge des Bildes, die zweiundzwanzig Jahre wie einen Augenblick überdauert haben, zurücktreten läßt, möchte man aus der Charakteristik der geistlichen Herren ein Stück von kirchengeschichtlichem Zeugnis herauslesen. Man möchte meinen, daß sich in den Physiognomien dieser Priesterköpfe etwas von den dogmatischen Kämpfen des Jahres 1870 wiederspiegelt, als ob sich die Gestalten dieser römischen Chorherren in zwei Parteien absonderten, in die der wehmütig resignierenden und duldenden und in die der Kämpen der Ecclesia militans, der ewig streitbaren Kirche, die die Verteidigung des Dogmas der Unfehlbarkeit mit blindem Fanatismus aufgriff.

Dem Maler hat es natürlich fern gelegen, ein klerikales Stimmungsbild zu geben. Er hat gemalt, was er nach und nach gesehen hat und was ihm malerisch reizvoll erschienen ist. Überhaupt ist jede politische und religiöse Tendenz seinem Wesen fremd. Das Innere der Kirchen reizt ihn nur, wenn es seinem malerischen Sinne Befriedigung gewährt, wenn es gilt, das koloristisch reizvolle Helldunkel einer nicht jedermann zugänglichen Kapelle zu schildern oder ein kunstreich geschnitztes Chorgestühl, ein Betpult oder ein Tabernakel wiederzugeben. Dann sind Geistliche, Chorknaben und Kirchendiener sozusagen die berufene Staffage, die

Chorherren in der Kirche. Nach dem Gemälde von L. Passini in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin. (Mit 4 Studienblättern.)

die ernsten Innenräume belebt. In das sonnige Licht des lustigen Treibens dieser Welt bringt Passini am liebsten, wenn er sich in Venedig befindet, wo er den größten Teil seines bisherigen Lebens zugebracht hat. In zwanzig Jahren ist um ihn herum eine blühende Schule einheimischer Maler erwachsen, die alles Malbare malen, in Öl- und Wasser-, in Gouache- und Pastellfarben. Über ihnen aber thront als Herrscher im Bereiche der darstellenden Künste der Halbitaliener mit der Mischung Wiener Bluts, der in der Fremde gelernt hat, unter der gleißenden Oberfläche der Dinge und Menschen auch in das Innere ihres Wesens hineinzuschauen und durch die Größe und Kraft seiner Malerei den unruhigen Flitter, den die venezianischen Künstler zumeist ausschließlich zu sehen und wiederzugeben gewohnt sind, zu einer einfachen, edlen Harmonie der Farbenakkorde umzugestalten.

Rudolf Henneberg.

Einige Jahre hat Passini seinen Wohnsitz auch in Berlin gehabt, wo die Gefährtin seines Lebens heimisch ist. Es war gerade während jener ruhelosen, arbeitsvollen Zeit von 1864 bis 1870, wo sich große Ereignisse vollzogen und noch größere vorbereiteten, wo auch in das stille Schaffen der Künstlerwelt fremde Keime eindrangen und unter dem scharfen Wehen der Berliner Luft schnell zur Entwickelung und zur Reife gediehen. Es war gewissermaßen das Revolutionszeitalter der Berliner Kunst: nach Jahrzehnte langem Stillleben, an dem sich nur verhältnismäßig wenige Kenner erfreut hatten, drang Menzel zu allgemeiner Anerkennung durch, weil 1866 wieder alle Augen auf 1763 gelenkt hatte, und über dem erstarrten Antikenkultus der Rauchschen Schule erhob sich immer lebendiger und siegreicher die freie Naturnachahmung und der ungebundene Wirklichkeitsdrang eines Reinhold Begas. Um die Mitte dieser Epoche, die den Geschichtsforscher mehr fesselt und mehr zur Aufspürung aller beteiligten Faktoren reizt als die Zeit lang anhaltender Blüte, trat in die Berliner Künstlerschaft auch ein neuer Mann in reiferen Jahren, der erst spät zur Kunst gekommen war, nachdem er seine juristischen Studien beendigt und schon ein Jahr lang am Stadgericht seiner Vaterstadt Braunschweig gearbeitet hatte. Obwohl ein Neuling in Berlin, fand Rudolf Henneberg (1825—1876) doch in dem dortigen Künstlerkreise eine freundliche Aufnahme, da er mit guten Genossen zusammentraf, die er während seiner Lehrzeit in Antwerpen und Paris kennen gelernt hatte. Als Künstler war Henneberg damals nur wenig bekannt, obwohl er bereits ein stattliches Stück Arbeit hinter sich hatte und bemüht gewesen war, durch nimmer ruhenden Fleiß die auf der juristischen Laufbahn verlorenen Jahre einzubringen. Er hatte lange Jahre in Paris gearbeitet, dort alle Finessen der malerischen Technik studiert, dabei aber auch seinen echt deutschen Sinn für das Romantische bewahrt. Er schöpfte seine Anregungen, die Motive zu seinen eigenen Kompositionen nicht aus dem Pariser Volkstreiben, nicht aus französischem Wesen, sondern aus Schillerschen Jugenddichtungen und aus Bürgerschen Balladen. „Der wilde Jäger“ war die erste dieser Kompositionen, in denen seine Künstlerschaft zur Reife gelangte, und sie wurde entscheidend für seine künstlerische Zukunft. Edle Rassepferde in lebhafter oder anmutiger Bewegung, in stürmischer Karriere über Stock und Stein, in schlankem Trab oder in kokettem Kurbettieren sind fast auf allen seinen Bildern anzutreffen. In den

Jagd nach dem Glück. Nach dem Gemälde von R. Henneberg in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

letzten Jahren seines Lebens, als die schwere Lungenkrankheit, die seinem Schaffen ein frühes Ziel setzte, die Schwingen seiner Phantasie lähmte und auch seiner physischen Kraft Beschränkungen auferlegte, hat er sich sogar ausschließlich in Darstellungen edlen Sports bewegt. Seit 1873 wieder in Rom, wo er Heilung oder doch Erleichterung zu finden hoffte, war er dort einer der eifrigsten in der Fremdenkolonie, die auf Ritten in der Campagna, auf improvisierten Jagden u. s. w. Erholung und Zerstreuung suchte, und solche Ausflüge von Herren und Damen der vornehmen Welt hat er mit einer Meisterschaft dargestellt, die Rosse, Reiter und Reiterinnen, Terrain, landschaftliche Hintergründe, Luft- und Lichtstimmung zu einem Ganzen zusammenfaßt, dessen ruhige, harmonische Heiterkeit nicht vermuten läßt, daß ein Mann mit dem Tode im Herzen soviel Anmut, Lebensfrische und Lebenslust auf die Leinwand hingezaubert hat.

Durch die Liebenswürdigkeit und die ritterliche Anmut seines Wesens ersetzte Henneberg bei seiner Ankunft in Berlin auch, was ihm noch an künstlerischer Autorität gebrach. Er war von München gekommen, wo er nach Beendigung seiner Pariser Studien und nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien zwei Jahre lang gearbeitet hatte. Die große Arbeit, die ihn dort beschäftigte, hatte nichts mit dem gemein, was damals in München ernste und leichte Gemüter beschäftigte, nichts von Kaulbach und nichts von Piloty. Henneberg spann ruhig an dem Faden weiter, den er in seinem „wilden Jäger" begonnen hatte. Eine unfertige, große Leinwand, die in München nicht zum Abschluß gelangen wollte, brachte er mit nach Berlin, und in der schneidigen Berliner Luft, auf dem dürren, märkischen Sande ist jene Allegorie gereift, die unter dem Namen „Die Jagd nach dem Glück" weltberühmt geworden und noch heute durch kein ähnliches Bild an dramatischer Kraft und an allgemeiner Verständlichkeit übertroffen worden ist (s. Abb. S. 547). Der Maler ist hier zum Propheten geworden. Als ob er geahnt hätte, was in der Luft läge, hat er im Spiegelbilde des sechzehnten Jahrhunderts einen modernen Glücksritter vorgeführt, der der schmeichlerischen Göttin wahnsinnig über Abgründe hinweg in die nebelbedeckte Ferne folgt, den Tod im Geleite. „Aktuell" war die Allegorie gerade nicht, als sie zum ersten Male auf der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1868 in einem der schlecht beleuchteten Räume der Akademie erschien. Aber die Wirkung auf das große Publikum war tief. Henneberg, dessen Name bis dahin im Verborgenen geblüht, war für einige Wochen der Held des Tages, und es fehlte auch nicht an einem Sturm der Entrüstung, als das Bild nur mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, weil man nach gut büreaukratischem Brauche doch nicht gleich die große goldene Medaille einem Meisterwerke zuerkennen konnte, dessen Schöpfer noch nicht das Purgatorium der kleinen goldenen überstanden hatte. Der Schreiber dieser Zeilen hat die damaligen Vorgänge und Stimmungen, über die nunmehr ein Vierteljahrhundert dahingegangen ist, noch in lebendiger Erinnerung, weil die akademische Kunstausstellung des Jahres 1868 ihm zum erstenmale einen Einblick in das Ringen und Schaffen, in das Wollen und Vollbringen der zeitgenössischen Kunst gestattete, denen er seitdem den größten Teil seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet hatte. Er erinnert sich noch sehr wohl der heftigen Erörterung, die besonders die Symbolik des Hennebergschen Bildes hervorrief, und während man in ästhetisch und philosophisch gebildeten Kreisen, deren es damals noch in Berlin gab, über die Trockenheit der Allegorie, über die dürftige, schablonenmäßige Verkörperung des abstrakten Gedankens geringschätzig die Achseln zuckte und das Bild schon zu den Toten warf, bevor es überhaupt seine Lebenskraft hatte erproben können, zog man in Künstlerkreisen über die „blecherne Malerei" und das hölzerne Pferd her, dem man am liebsten ein Paar Wiegen (nach Art der Schaukelpferde für Kinder) unter die Beine gemalt hätte. Der beißende Berliner Witz, der sich über Hennebergs Meisterwerk zur Zeit seines ersten Erscheinens ergoß, ist schnell verstummt, und die Volksgunst, die in Berlin rascher aufflammt, sich aber auch länger erhält als anderswo und damit ein heilsames Gegengewicht gegen die Berliner Spottsucht bildet, ist dem Gemälde bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Henneberg hatte das richtige Vertrauen zu der Volksstimmung, als

er, trotz verlockender Anerbietungen von auswärts, sein Werk der preußischen Staatsregierung für die Nationalgalerie überließ. Die „trockene Allegorie" hat im Laufe eines Vierteljahrhunderts unzählige Male ihre Lebenskraft und — was mehr bedeuten will — ihre abschreckende Wirksamkeit, den von ihrem Schöpfer gewollten Einfluß auf die öffentliche Moral bewährt, und selbst dem einfachsten Manne aus dem Volke ist diese Symbolik verständlich geworden, als im Jahre 1871 an allen Ecken und Enden der Welt die wilde „Jagd nach dem Glücke" begann und nach kurzem Goldregen und Sinnenrausch schon zwei Jahre später ein Ende mit Schrecken nahm. Seitdem hat Hennebergs Bild in zahllosen Nachbildungen von jeglichem bildsamen Material, in lebenden Bildern, in Holz-, Wachs-, Zinn- und Marzipanfiguren, als Schlußeffekt glänzender Ausstattungsstücke, in Moralpredigten, Romanen, Novellen und Gedichten die Rolle eines warnenden Menetekel gespielt, und noch jüngst, als über dem ehrwürdigen Berliner Königsschlosse die trügerische Glücksgöttin allzu keck und leichtsinnig ihr Rad drehen wollte, holte sich das vornehmste unserer politischen Witzblätter eine schneidige Waffe aus Hennebergs „Jagd nach dem Glück."

Ehe dem Meister der letzte Guß gelang, worin das spröde Metall des Gedankens mit dem flüssigeren des wirklichen, körperlichen Lebens zu schönstem, edelstem Klange verschmolzen wurde, hat er eine lange Reihe von Vorarbeiten überwältigt. Eine Komposition nach der andern verwarf er, bis er sich zu der hindurchrang, die ihm als die reifste erschien, und daneben liefen die Einzelstudien nach der Natur, bis er die schwierigen Stellungen und Bewegungen der Figuren in sicherer Hand und den Ausdruck der Köpfe so vertieft hatte, daß jeder den Anfang, den Höhepunkt und die Katastrophe des sich ewig erneuenden Dramas aus den Gesichtern der vier Hauptdarsteller herauslesen kann. Daß der Einblick in das Werden, Wachsen und Ausreifen dieses Kunstwerkes jedem Kunstfreunde teilhaftig werden konnte, ist eines der großen Verdienste der gegenwärtigen Leitung der Berliner Nationalgalerie, die wir hier noch nicht gerühmt haben. Seit 1876 hat es sich Direktor Jordan zur edlen Pflicht gemacht, das Gedächtnis der hervorragenderen, in der Nationalgalerie vertretenen Meister nach ihrem Tode durch Sonderausstellungen ihrer Werke zu ehren, die nicht bloß die vollendeten Schöpfungen, sondern auch ihr Studien- und Arbeitsmaterial in Skizzen und Zeichnungen jeglicher Art in möglichst großem Umfange enthalten. Durch diese Nekrologe in Denkmälern wird der kunstgeschichtlichen Forschung ein unschätzbarer Dienst geleistet, weil sie dadurch den Werdeprozeß eines Künstlers durch Dokumente kennen lernt, die sie unbefangen und objektiv beurteilen kann. In vielen Fällen wird aber auch mit diesen Sonderausstellungen nach dem Tode ein Akt nachträglicher Gerechtigkeit vollzogen, weil sie manch einen Künstler erst in dem ganzen Bereiche seines Wollens und Könnens gezeigt haben, an dessen Ausübung und Verwertung er bei Lebzeiten durch widrige Umstände verhindert worden ist. Wenn auch Henneberg in den letzten zehn Jahren seines Lebens nicht mehr zu den Geringgeschätzten gehörte, so hat doch die im Frühjahr 1877 veranstaltete Ausstellung seiner sämtlichen Werke in der Nationalgalerie das Bild eines Meisters entrollt, dem ein Ehrenplatz in der Ruhmeshalle der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts gebührt.

Zu gleicher Zeit mit Henneberg wurde auch einer seiner Studiengenossen aus der Pariser Zeit, Gustav Spangenberg (1828 bis 1891), mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet, der acht Jahre später die große folgte, gerade für ein Bild, das aus demselben Geiste wie das Hennebergsche herausgeboren, und das trotz seiner allegorischen Bedeutung durch die ergreifende Darstellung eine fast gleiche Volkstümlichkeit errungen hat: Der Zug des Todes. Auch dieses Bild ist von der Direktion der Nationalgalerie in richtiger Würdigung seines Wertes sofort nach seiner Vollendung angekauft worden, und es wird vielleicht in späteren Jahrhunderten Zeugnis dafür ablegen können, daß in der Berliner Malerei im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts auch ein ernsterer Zug wirksam gewesen ist, als ihn die Mehrheit der gleichzeitigen Produktion ahnen läßt.

Gegen eine Überflutung mit Mittelgut und Fabrikarbeiten hat sich die Direktion der Nationalgalerie, soweit dazu Aufwand aus eigenen Mitteln gefordert wurde, bis

jetzt tapfer zu wehren gewußt, und ihr bester Schutz bei dieser Verteidigungstaktik ist der Mangel an Raum, der nur einigermaßen dadurch verringert wird, daß beständig Kunstwerke auf Reisen geschickt oder zeitweise an Provinzialmuseen zur Ausstellung verliehen worden. Wenn bei diesem Verfahren auch bisweilen bedauernswerte Lücken in dem Bestande der Nationalgalerie entstehen, so ist es doch auf der andern Seite nur zu billigen, daß auch die Kunstfreunde in den preußischen Provinzen, die nicht oder nur selten Gelegenheit haben, Berlin zu besuchen, des Genusses der Schätze teilhaftig werden, deren Erwerbung aus öffentlichen Mitteln erfolgt. Daß Berlin dabei bevorzugt wird, erklärt sich aus dem Umstande, daß die preußische Hauptstadt, seitdem sie die Centrale des Deutschen Reiches geworden, für Preußen auch der Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens geworden ist, der von Jahr zu Jahr eine stärkere Anziehungskraft auf alle hervorragenden Kräfte übt. Überdies liegt auch in Bezug auf Berlin, wie es mit Düsseldorf der Fall ist, der Direktion gewissermaßen die historische Pflicht ob, ein möglichst vollständiges Bild der Entwickelung der Berliner Schule im geschichtlichen Zusammenhange zu bieten. Dem Konsul Wagner lagen die Berliner nicht weniger am Herzen als die Düsseldorfer, und wenn es ihm auch nicht gelang, eine größere Zahl von Meisterwerken ersten Ranges zusammenzubringen, so haben glückliche Gelegenheitskäufe, hochherzige Schenkungen und planmäßige Neuerwerbungen später zusammengewirkt, um eine glänzende Vertretung der alten und neuen Berliner Schule in der Nationalgalerie zu erreichen. Da wir uns hier nur auf die Perlen beschränken wollen, begnügen wir uns, die Namen Karl Becker (Kaiser Karl V bei Fugger), Karl Begas (Mohrenwäsche), Karl Graeb (Lettner im Dom zu Halberstadt), Gustav Graef (Ferdinande von Schmettau opfert 1813 ihr Haar), Eduard Hildebrandt, A. von Kloeber, Eduard Magnus, Adolf Menzel (Tafelrunde Friedrichs des Großen, Flötenkonzert in Sanssouci, Abreise König Wilhelms I zur Armee, Eisenwalzwerk), Meyer von Bremen, Eduard und Paul Meyerheim, Gustav Richter (Auferweckung der Tochter des Jairus), K. Fr. Schinkel, Julius Schrader (Abschied König Karls I von den Seinen), Karl Steffeck, Wilhelm Gentz (Einzug des preußischen Kronprinzen in Jerusalem), Karl Scherres (Überschwemmung in Ostpreußen), Albert Hertel und Ernst Hildebrand (Königin Luise auf der Flucht) zu nennen.

Trotz der eifrigen Berücksichtigung lokaler Interessen ist der Verwaltung der Nationalgalerie nicht der Vorwurf einseitiger Bevorzugung Berlins zum Nachteile der übrigen deutschen Kunststädte zu machen. Gegenüber den Grundsätzen, die bei der Vermehrung fast aller andern deutschen Staatsgalerien außerhalb Preußens beobachtet werden, hat sich die Leitung der preußischen Nationalgalerie eine völlige Unbefangenheit bewahrt, die das Gute und Echte nimmt, wo es auch entstehen mag. So hat denn auch z. B. die neuere Richtung der Münchener Schule seit dem Auftreten Karls von Piloty eine Vertretung durch die ersten Meister mit Werken fast durchweg ersten Ranges gefunden, die Geschichtsmalerei durch Pilotys „Tod Alexanders des Großen," durch Hans Makarts schon genannte „Catharina Cornaro," die „Heilung eines kranken Kindes durch Jesus" von Gabriel Max und die „Übergabe Warschaus an den Großen Kurfürsten" von Wilhelm Räuber, die Kriegsmalerei durch den französischen Reiterangriff bei Floing in der Schlacht von Sedan von Franz Adam und den Tartarenkampf von Josef Brandt, die Genremalerei durch die Heimkehr der Sieger im Jahre 1809 und den Salontiroler von Defregger, die Würfler von Claus Meyer und die Morgenandacht in einem holländischen Waisenhause von Walter Firle, die Bildnismalerei durch die Porträts Bismarcks und Moltkes von F. Lenbach, die Landschaftsmalerei durch Eduard Schleich, A. Lier und H. Baisch und das Tierstück durch Anton Braith und den aus Dresden stammenden Otto Gebler (geb. 1838), dessen prächtige, von staunenswerter Vielfältigkeit in der Charakteristik der Schafsphysiognomieen zeugende Humoreske „Kunstkritiker im Stalle" (s. S. 551) den Schluß unserer Bilderreihe macht. Die Direktion der Nationalgalerie ist sogar so vorurteilsfrei gewesen, ein in realistischer Darstellung schon sehr weit vorgeschrittenes Bild von Fritz von Uhde „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" zu einer Zeit anzukaufen, als sein Schöpfer noch weit von jener

herrſchenden Stellung entfernt war, die er heute in München einnimmt. Dieſelbe Vorurteilsloſigkeit und Unabhängigkeit hat ſie auch andern Meiſtern gegenüber gezeigt, z. B. bei Arnold Böcklin, deſſen von ihr angekaufte Werke wenn auch nicht zu den Perlen, ſo doch zu den Merkwürdigkeiten der Nationalgalerie gehören.

Kunſtkritiker im Stalle. Nach dem Gemälde von O. Gebler in der kgl. Nationalgalerie zu Berlin. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Der Sturz der Gräfin Cosel.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Die neuere Geschichtsforschung hat eine ganze Anzahl sogenannter „Rettungen" vollzogen. Auch die Gräfin Cosel, geborene von Brockdorf und geschiedene Gattin des Geheimen Rats Freiherr von Hoym, eine der zahlreichen Geliebten Augusts des Starken, erscheint auf Grund archivalischer Quellen in wesentlich milderem Lichte. Zunächst ist festgestellt, daß August der Starke der schönen Frau einen vollkommenen Ehekontrakt ausstellte, der es ihr kaum verübeln läßt, wenn sie sich den Anschauungen jener Zeit entsprechend als die rechtmäßige Gemahlin des Königs betrachtete. Es heißt in diesem merkwürdigen Dokument, dessen Herausgabe Gräfin Cosel nach ihrem Sturz beharrlich verweigerte, zum Eingang: „Wir Friedrich August von Gottes Gnaden König von Polen ꝛc. bekunden hiermit demnach vor Unserm churfächsischen Oberkonsistorio in Dresden Frau Konstantia Gräfin v. Cosel geb. v. Brockdorf von ihrem vormaligen Ehemann, Unsern wirklichen Geheimen Rat und lieben getreuen Herrn Adolf Magnus Freiherrn von Hoym vermöge Reichs und Land üblicher Gesetze und Rechte der Ehe halber gänzlich geschieden worden, Wir aus genugsam erheblichen und sonderbaren Ursachen Uns dieselbe nach Art der Könige in Frankreich und Dänemark, auch anderen Souveränen in Europa als Unsere legitime épouse beilegen lassen, dergestalt, daß wir in Kraft eines ehelichen Eides versprechen und halten wollen, dieselbe herzlich zu lieben und beständig treu zu verbleiben." Auch der Aufwand der Gräfin war keineswegs ein derartiger, daß er, wie vielfach gemeint wird, den finanziellen Ruin Sachsens besiegelte. Das Vermögen, das nach ihrem Sturz ihren und des Königs drei Kindern sicher gestellt wurde, betrug, den Wert ihres Schmuckes eingerechnet, wenig mehr als 600 000 Thaler, während der Kabinettsminister Graf Flemming nach seinem Tode 16 Millionen Thaler hinterließ, von denen seine Witwe die Hälfte als unrechtmäßig erworben zurückzahlen mußte. Aber Gräfin Cosel hatte den Ehrgeiz, auch eine politische Rolle spielen zu wollen, und ihre Pläne fielen nicht mit denen des Grafen Flemming zusammen, der in Folge dessen zu ihrem unerbittlichen Gegner wurde. Daß ihre politischen Ziele ehrliche und verständige waren und auf einer wirklichen Ergebenheit für den König fußten, bezeugt ein von Flemming selbst bestätigtes Protokoll über eine Unterredung mit der Gräfin Cosel. Sie äußert darin unter anderem: „Ich weiß nicht, was die Absicht des Königs ist. Er hat nichts von Polen und kann nicht hoffen, daß sein Sohn ihm nachfolgen werde. Die Polen müßten närrisch sein, wenn sie dem zustimmten nach einer so unglücklichen Regierung wie die des Königs. Die Polen müssen einen Polen zum König haben, ebenso wie die Engländer einen König aus ihrem Volke. Sie haben einen großen Fehler begangen, als sie einen Fremden wählten. Nichtsdestoweniger will der König seinen Sohn zum Opfer bringen und ihn auf eine ganz eitle und unbegründete Hoffnung hin zur katholischen Kirche übertreten lassen." Die Geschichte hat der Gräfin Cosel Recht gegeben. Graf Flemming aber fühlte, daß er oder die Gräfin fallen mußte und stellte sich an die Spitze der gegen sie gesponnenen Intrigue. Die Geburt eines Sohnes hatte die Gräfin verhindert, gegen Ende des Jahres 1712 den König nach Worschau zu begleiten. Als sie erfuhr, daß es dort der Gräfin Dönhoff, einer geborenen Gräfin Bielinski, gelungen war, des Königs Herz in Fesseln zu schlagen, machte sie sich trotzdem auf den Weg. Sie sprach ihre Überzeugung aus: „Vierundzwanzig Stunden meiner Gegenwart genügen, um alles im Herzen des Königs über den Haufen zu werfen, was meine Feinde in einem Jahre gegen mich gebaut haben." Diese Überzeugung teilte auch die Umgebung des Königs, die ebensoviel Interesse daran hatte, eine Begegnung des Königs und der Gräfin Cosel zu verhindern, wie die letztere sie herbeizuführen. Durch die Gräfin Dönhoff wurde August der Starke bestimmt, der Gräfin Cosel ein Soldatenpiket entgegenzuschicken, das Auftrag hatte, ihre Weiterreise zu verhindern. Bei dem polnischen Städtchen Widowa traf das Kommando auf den Reisewagen der Gräfin, und Oberst de la Haye kündigte ihr an, daß sie unter Geleit nach Dresden zurückzukehren habe (s. das nebenstehende Bild). Scheinbar ließ man ihr dort noch eine gewisse Freiheit, in Wahrheit war sie eine Gefangene. Sie täuschte sich auch nicht lange darüber, daß ihr Sturz ein vollständiger war; nur ihre erste Verzweiflung ließ sie an die Möglichkeit glauben, das Herz des Königs durch Zaubermittel wiederzugewinnen. Bald merkte sie, daß man diese Beschwörungen und Hexereiversuche als gegen das Leben des Königs gerichtet beargwöhnte und suchte sich und ihr Vermögen über die Grenze in Sicherheit zu bringen. Es gelang ihr zu entkommen, aber in Halle wurde sie von der preußischen Regierung aufgehoben und am 22. November 1716 an die sächsische ausgeliefert. Sie wurde in Schloß Stolpen interniert, das sie bis zu ihrem am 31. März 1765 in ihrem 86. Lebensjahre erfolgten Tode nicht mehr verlassen hat. Fünfzig Jahre Buße für zehn Jahre eines mit Schuld erkauften Glanzes, — das Los erscheint übermäßig hart, selbst wenn sie die leichtfertige und verschwenderische Frau gewesen wäre, als welche sie die Geschichte bisher darstellte. Die neueren Forschungen lassen sie zum wenigsten als eine ungewöhnliche Frau erscheinen, der das Einsiedlerleben durch ein halbes Jahrhundert den Stempel eines Sonderlingsgeistes aufdrückte, — wer sich eingehender für die merkwürdige Frau interessiert, mag das Lebensbild „Gräfin Cosel" von Oskar Wilsdorf (Dresden, Verlag von Heinrich Minden) nachlesen, das, auf historischen Quellen fußend, eine mildere Beurteilung ihres Charakters anzubahnen sucht.

Otto Preuß.

Verhaftung der Gräfin Coſel an der ſchleſiſch
(Verlag der Photographiſ

polniſchen Grenze. Von Carl Gampenrieder.
ɔen Union in München.)

Meinem Vater

zum achtzigſten Geburtstage.

(Abdruck verboten.)

Erſt achtzig — Kleinigkeit! Du ſchreiteſt friſch
Quer durch die Welt noch, nimmſt bequem es auf
Mit manchem Springinsfeld von ſechzig Jahren;
Noch grünt die Frühlingswelt für deinen Fuß,
Und wär' ich heut bei dir, wir nähmen wohl
Voll Wanderluſt ein Stücklein Alpenland
Behaglich klimmend zwiſchen unſre Füße;
Und dann am Raſtort ſchauten fröhlich wir
Zu Thale nieder beim Tirolerwein,
Dem leichten, luſt'gen, liebenswürdig bill'gen,
Gemeſſen ſchlürfend — etwas ſchärfer ich,
Wie's noch entſchuld'gen meine lockern Jahre,
Der kaum die Schwabenalterſchuh' vertrat:
Ein viertel du, mein halbes Liter ich.
Du ſiehſt gelaſſen meinem Schwelgen zu
Und denkſt im ſtillen: Solch leichtherz'ger Fant
Kommt auch zur Weisheit noch und Mäßigung:
Gut Ding will immer ſeine Weile haben,
In vierundvierzig Jahren reift man nicht,
Des Lebens beſſ'rer Teil ſoll ihm erſt kommen!
— So denkſt du lächelnd: nein, nicht lächelnd nur:
Dein herzerquickend Lachen ſchallt mir her
Durch alle Ferne wie ein Sommergruß,
Wie Alpenjodeln herzhaft, ungebrochen;
— Und ach, um was für Witze lachſt du oft,
Die meinem frevelhaften Mund entquellen!
— — Laß gut ſein! Deine Worte kenn ich auch:
Wir haben Grund, einander nachzuſehn —
Ach, arme Mutter, unſer klagend Opfer!
Doch trägt ſie's auch und wünſcht: Zehn Jahre noch
Vorerſt ſo weiter ſoll dies goldne Lachen
Dir ſtets ſo ſeltſam deine Jugend wahren!
Und muß dann doch einmal ein Ende ſein
Der Lebensfreude, ſtehſt du auch gewappnet.
Dein Lachen iſt kein leeres Kinderlachen,
Es quillt herauf aus ernſtem, tiefem Grund
Geſchloſſ'nen Denkens und errung'nen Glaubens;
Du ſtehſt gewappnet, und dein Herz iſt feſt.
Wir aber — nein, heut gilt die Thräne nicht,
Auch keiner Ahnung wehmutſtille Thräne!
Wir ſind ſo tapfer nicht — nein, heut nur Freude!
In ſonn'ge Ferne feſtlich grüß' ich dich,
Mein güt'ger Vater; ſtolz und freudevoll
Blick' ich auf deine heil'gen achtzig Jahre.

Hans Hoffmann.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wenn Marie von Ebner-Eschenbach heute nicht sechzig-, sondern zwanzigjährig wäre, — ihre Jugend also in die Gegenwart fiele, in der nicht selten die edelstveranlagten Frauennaturen, auch wenn sie nicht der Kampf ums Dasein dazu zwingt, die Sehnsucht nach einem Lebensberuf in sich fühlen, der über ihren natürlichen Beruf als Gattin und Mutter hinausgeht, würde sie sich vermutlich dem Lehrfach widmen. Denn in der Dichterin steckt ein Pädagoge aus Passion, der nach Bethätigung verlangt, und den in seinen Schranken zurückzuhalten der Dichterin manchmal Mühe genug gekostet haben mag. In der That findet man trotzdem kaum bei irgend einem modernen Dichter jede akademische Erörterung so gänzlich vermieden wie in den Erzählungen der Baronin Ebner; was die Dichterin zu sagen hat, tritt in lebendiger Gestaltung an den Leser heran, — kein anderer unserer modernen Dichter hat wie Marie von Ebner-Eschenbach das Goethesche Wort verstanden und ihm nachgestrebt: „Bilde, Künstler, rede nicht!" Sie hat es über sich vermocht, den schaffenden Künstler und den Pädagogen getrennt zu halten, wenn es ihr selbstverständlich auch gar nicht darum zu thun sein konnte, den letzteren ganz zu unterdrücken und nicht zu seinem Recht kommen zu lassen. Zwei im Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, erschienene neue Bücher von Marie von Ebner-Eschenbach sind bemerkenswert für diese beiden Gesichter, — das eine „Drei Novellen" zeigt die Dichterin, das andere „Parabeln, Märchen und Gedichte" die Pädagogin. Von den drei Novellen ist die eine, „Der Nebenbuhler," in diesen Heften zuerst veröffentlicht worden und es läßt sich daher voraussetzen, daß sie den meisten Lesern bereits bekannt geworden ist. Eine zweite, „Bettelbriefe" ist in Dialogform geschrieben, eine Form, die mir für jede Art von Erzählung nur ein Nothehelf zu sein scheint. Auch die vollendete Kunst, mit der Marie von Ebner-Eschenbach ein solches Gespräch zu führen weiß, hat mir die Überzeugung nicht zu nehmen vermocht, daß der Dichter dem Leser mit dieser Gestaltungsart etwas schuldig bleibt. Und nicht nur dem Leser, sondern auch dem Stoff. Ganz zu Unrecht macht diese Novelle den Eindruck, als ob sie darin gipfelte, daß zwei Herzen sich bei gemeinsam ausgeübter Wohlthätigkeit finden, — das ist nur der sehr anmutige Schluß der Geschichte und wahrscheinlich der Anstoß dafür gewesen, die Dichterin die Form der Plauderei wählen zu lassen. In dem Stoffe liegt Tieferes, das bei anderer Behandlung auch wohl bedeutender gewirkt haben würde, — soziales Elend auf der einen, die Indolenz der satten Menschen auf der andern Seite, und die Mahnung daran, daß diese Indolenz ein Verbrechen ist. Auf der vollen Höhe ihrer Gestaltungskraft zeigt sich Marie von Ebner-Eschenbach in der ersten der drei Novellen: „Oversberg. Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder." Oversberg ist „der Mann der Selbstüberwindung," und Selbstüberwindung ist eine Tugend, die einen Novellenleser von vornherein entweder kühl läßt oder ihn sogar unsympathisch berührt; den Leser für einen Mann der Selbstüberwindung zu interessieren, ihm diese Tugend als ein Heldentum erscheinen zu lassen und gleichzeitig der Figur jene schlichte Größe zu geben, ohne welche die Selbstüberwindung zum Opfermut wird oder zum Aufgeben der Individualität führt, dazu gehört die ganze Erzählungskunst eines Meisters. Dieser Oversberg nützt eigentlich niemandem mit seiner Selbstüberwindung, und diejenigen, die einen Nutzen davon haben könnten, sind eines Opfers gar nicht wert. Aber was ihm Pflicht erscheint, läßt ihn nicht fragen, ob es klug gehandelt ist oder zu irgend eines Menschen Vorteil ausschlagen wird, — die Pflicht ist ihm etwas Selbstverständliches. Ich glaube, daß kein Leser die Novelle ohne den Eindruck aus der Hand legt, einen vorbildlichen Menschen, aber einen wirklichen Menschen, kennen gelernt zu haben. Trotzdem Marie von Ebner-Eschenbach weit davon entfernt ist, in ihren Novellen moralisieren zu wollen, zeigt sich doch auch hierin nicht nur der schaffende Künstler, sondern auch der gebarene Pädagoge, der das Ziel immer in erreichbarer Ferne zeigt. In den „Parabeln, Märchen und Gedichten" von Marie von Ebner-Eschenbach liegt die „Moral" offener am Tage; das knappe Kleid, das ihr die Dichterin gegeben, ist immer von vollendeter Form, und häufig hat ein entzückend feiner Humor die Feder geführt. Da ist z. B. die „Dumme Geschichte," in der Baronin Ebner den Gegnern des Frauenfortschritts den Text liest: Der Page eines mittelalterlichen Burgherrn erfindet den Stiefelknecht, weil es ihn kränkt, daß die von ihm angebetete Frau desselben dazu benutzt wird, ihrem angetrunkenen Eheherrn die Stiefel von den Füßen zu ziehen. Die Herrin aber meint, der Page habe sie um die Ausübung eines ihr werten Rechtes betrügen wollen und befiehlt ihm, das Werkzeug, welches arglistig dazu hatte dienen sollen, ins Feuer zu werfen. „Hundert Jahre später hauste der Urenkel des gewaltigen Ritters auf der Burg. Er war ein friedfertiger Herr, der sich der Gelehrsamkeit befliß, und besaß eine kleine lebhafte Frau und zwei schöne Kinder. Diese spielten dereinst Verstecken im halbverfallenen Pagenturm, fanden dort im Schutte den Stiefelknecht und brachten ihn ihrer Mutter. Die kleine Frau wunderte sich über das seltsame Ding, und da sie von lauter Neugier lesen gelernt hatte, machte sie sich gleich daran, die Schriftzüge, mit denen es bedeckt war, zu entziffern. Dabei wurde ihr Gesicht immer freundlicher, plötzlich lachte sie laut auf, und ihre Kinder lachten mit: sie hüpfte und tanzte mit dem Stiefelknecht im Zimmer herum, und die Kinder tanzten und sprangen wie Böcklein und jubelten über den

Jubel ihrer Mutter. Der Freudentaumel hatte seinen höchsten Grad erreicht, da kam der Herr Vater von der Gesundheitspromenade, die er täglich zu unternehmen pflegte, nach Hause. Er steckte den Kopf zur Thür herein und sagte: „Unziemlich ist es zu jubeln und zu tanzen am Wochentage. Weichet hinweg zur Schulstube, ihr Kinder, und du, Thusnelda, Geliebte, zieh' mir die Stiefel aus." — „Schwerlich, schwerlich," sprach die kleine Frau und machte dazu einen komplizierten mittelalterlichen Knix, „für die Stiefel meines Herrn hat sich ein Knecht gefunden, die Magd kündigt den Dienst," und sie stellte den Stiefelknecht dem Gatten vor die Füße. — „Thuschen, wonnevolle," war alles, was er im ersten Augenblick hervorbrachte. Vor seinem ahnungsvollen Geiste stieg ein neues Kapitel der damals noch völlig unbekannten Kulturgeschichte auf. Er sah alle Frauen dem Beispiel der Männer folgen, und alle Männer darauf angewiesen, sich ihrer Stiefel von einem fühllosen Instrumente entledigen zu lassen statt von liebender Hand. „Mein armer Sproß," sprach er nach einer langen Pause und legte die Rechte auf seines siebenjährigen Söhnleins Haupt. „Die gefügige Magd kündigt den Dienst. Hast du's gehört und wird dir schlimm wie mir? Unsroher Zukunft reift mein Sproß entgegen: verschoben zwischen Mann und Frau ist das Verhältnis." — „Nur ein wenig zurechtgerückt," versetzte Thusnelda und streichelte ihres Töchterleins Locken. — „Mich jammert deines Irrwahns," klagte der Gatte, „hinweggetilgt mit der minniglichen Frauendemut wird des Hauses Eintracht sein." — „Ja, ja," erwiderte sie, „die Eintracht zwischen Unterwürfigkeit und Gewalthaberei wird wohl hinweggetilgt sein." — Er sah sie mit großen, runden, bestürzten Augen an. „Sollen wir hinkünftig auch die Kindlein in die Welt setzen und ihrer warten?" fragte er. — Die Frau schlug die Hände zusammen: „Gott steh mir bei! Von den Lippen meines Hochgelahrten entfleucht Unsinn." — Und er wurde böse und sprach: „Wer hat dir solche Rede zu mir erlaubet? Meine Zornwut weckst du. Thörichte Weiber! Preis zu erjagen gedenket ihr und werdet sinken im Preise und sitzen bleiben alle! Kein mannlicher Mann wird werben um ein Gespons, das sein nicht magdlich pflegen will. Unweise und untergeordnet in allen Stücken seid ihr Weiber. Was an euch ehren soll er, wenn nicht die Ehre, so ihr ihm bietet; was lieben an euch, wenn nicht die Liebe, so ihr zu ihm traget?" .... Er wollte noch weiter reden, aber Thusnelda unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Schön Dank für dieses Geständnis, o du mein trauter, aufrichtiger Geselle!" sagte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals. — Die Ehegatten umarmten einander, während ihre Kinder sich in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches prügelten, weil das Bübchen gesagt hatte, es werde nie eine Frau nehmen, die sich weigere, ihm die Stiefel auszuziehen, und das Schwesterchen ihm dafür eine Ohrfeige versetzt hatte. „Laßt ab vom Kampfe, ihr Kinder," befahl der Vater. „Vernunft angenommen hat die reine Süße, eure Mutter." — „O weh!" jammerte sie, ihr hübsches Köpfchen zur Achsel neigend. „Wie thut das Herz mir weh, daß ich eine Frau nur bin, und demnach unweise, demnach unfähig, Vernunft anzunehmen. So hat mein gelahrter Herr gesagt, und seinem Worte darf ich nicht zuwider handeln." — „Nicht zuwider handeln," murmelte der Gatte und versank in tiefes Sinnen. „O liebe Frau, die Folgen sind unabsehbar," sprach er endlich, seufzte und — bediente sich des Stiefelknechts. — — —" Den Gegnern einer selbständigeren sozialen Stellung der Frau, welche von einer solchen ein Untergraben der Selbständigkeit des Mannes fürchten, mag der Hinweis darauf unbequem sein, daß sich im Lauf der Jahrhunderte manches in der Stellung der Geschlechter zueinander geändert hat, ohne daß das Bibelwort „Er soll dein Herr sein," dadurch angetastet worden ist. Einem langsamen Fortschritt scheint ja auch Marie von Ebner-Eschenbach das Wort zu reden, — ich glaube nicht, daß sie ohne Grund den neuerfundenen Stiefelknecht auf hundert Jahre in die Rumpelkammer verwiesen hat. Freilich, jedes Gleichnis hinkt; nicht jeder Mann braucht notwendig zu sein wie der der Gelehrsamkeit beflissene Urenkel des gewaltigen Ritters, der täglich seine Gesundheitspromenade unternimmt, und nicht jede Frau ist wie diejenige, die ihm ein gutes Glück beschieden hat. Und wenn man sich Marie von Ebner-Eschenbach mit Vergnügen als eine verehrte Lehrerin gefallen läßt, der gegenüber man höchstens bedauern kann, daß man das aufgegebene Pensum nicht immer ganz bewältigt hat, so ist deshalb noch lange nicht jede Frau berufen, sich zum Lehreramt hinzudrängen.

Frau Irma von Troll-Borostyani zum Beispiel, die, wie ich aus dem Kürschner sehe, in Sozialpolitik, Feuilletons, Kritik, Novellen und Essays macht, thäte unzweifelhaft besser daran, wenn sie sich darauf beschränkte, eine liebenswürdige Frau zu sein, die sich nur nützlich und häuslich beschäftigt. Ihr Roman „Aus der Tiefe" (2 Bde. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig) weist keinen einzigen eigenen Gedanken auf, dafür aber manchen mißverstandenen fremden und, was den Frauen vielfach zum Vorwurf gemacht wird, einen Mangel an Logik, der ihnen nur dann einen Reiz rührender Unselbständigkeit verleiht, wenn sie ihn im allerintimsten Familienkreise, unter vier Augen, zeigen. Diese Dame unternimmt es, die materialistische Weltanschauung als Siegerin über die christliche Weltanschauung und das weibliche als das stärkere Geschlecht darzustellen, — ich habe bei der Lektüre die famose Elise Schmidt von der Friedrich-Wilhelmstadt mit ihren zündenden Worten nicht aus dem Sinn bringen können: „Es gibt keine Männer mehr!" Die Krone ihrer Schöpfung ist die „Photographeurin" Paula Buchenau. Daß sie ein photographisches Atelier in einer kleinen Stadt eingerichtet hat und darin ganz leidliche Geschäfte macht, würde dem Leser am Ende noch gar nicht so imponieren. Es gibt ja eine ganze Menge Frauen, die, auf eigenen Erwerb angewiesen, sich eine

sehr achtungswerte Selbständigkeit geschaffen haben. Interessanter wird die Heldin schon, als sie van Kankurrenzneid und Verleumdung aus dem Felde geschlagen, ihre Selbständigkeit aufgeben und eine Stellung in einem Wiener Atelier annehmen muß. Derartige Stellungen — sie scheint dort Retoucheuse zu sein — müssen in Wien besser dezahlt werden als anderswo, denn ihr Gehalt erlaubt ihr, einen netten, kleinen Gartenpavillon zu bewohnen, einen siechen Bruder zu erhalten und den Hausstand von einer alten Hausmagd führen zu lassen. In diesem Atelier lernt sie einen Kollegen Konrad von Lohr kennen, der ein so schwacher Mensch ist, daß er einer starken Frau dringend bedarf. Unter dem Druck unglücklicher Familienverhältnisse aufgewachsen, ist ihm alles, auch sein Kinderglaube, ins Wanken gekommen. Da reicht ihm Paula, die van einem schriftstellernden Vater Materialismus gelernt hat, die rettende Hand, — vorläufig noch nicht fürs Leben, sondern nur zur Stütze. Eine wunderbare Schäferstunde, die die beiden durchleben, — Paula die reine Privatdozentin: „Wenn wir jedoch an der Hand der hierin gegebenen Richtschnur weitergehen, wenn wir nach der Basis forschen, auf welcher alle wirklich guten Staats- und Gesellschaftsgesetze gebaut sind, so erkennen wir, daß die Grundlage derselben die Gerechtigkeit sei — die Gerechtigkeit, welche allerdings im Walten der Natur nicht zu finden ist, die aber, wenn streng und allgemein durchgeführt, die Beziehungen der Menschen harmonisch ordnen würde, — die Gerechtigkeit, welche dahin strebt, daß jedem sein Recht werde und keinem Unrecht geschehe. Diese Gerechtigkeit ist aber ihrerseits wieder auf allgemeine Menschenliebe begründet, auf die Liebe, welche alle mit Empfindung begabten Lebewesen, Mensch und Tier umfaßt und im Mitgefühl mit fremdem Wohl und Wehe dasselbe niemals dem eigenen Wohle aufopfert. Für die rohe Masse sind die Gesetze ins Leben gerufen, welche des Einzelnen Übergriffe in des anderen Rechte ahndet und straft (Paula Buchenau meint wahrscheinlich ahnden und strafen); für den Edlen bedarf es deren nicht, denn sein Herz besitzt die Fähigkeit, fremdes Leid und fremde Freude als eigenes Leid und eigene Freude zu fühlen." Und so weiter, und so weiter — Paula ist noch lange nicht zu Ende, und Konrad von Lohr ein offenbar mit merkwürdiger Empfindung begabtes Lebewesen: er schläft nicht ein, und als er sich endlich verabschiedet, „ohne sich dessen recht bewußt zu werden, neigte er sich plötzlich vor und preßte einen langen heißen Kuß auf ihre Lippen." Ausnahmsmenschen begegnen sich, — auch Paula ist ein mit merkwürdiger Empfindung begabtes Lebewesen: „Sie errötete nicht und wehrte den Kuß nicht ab. Sie fühlte, daß in diesem Augenblick nicht die Leidenschaft des Mannes das Weib geküßt, sondern die Seele eines Unglücklichen den rettenden Freund." Man sieht, Paula Buchenau ist um eine Entschuldigung nicht verlegen. Übrigens verschwindet sie nach diesem Seelenkuß ja ziemlich aus dem Roman, bis das Unglück vollends über die Familie van Lohr hereingebrochen ist und Konrad das Messer an der Kehle sitzt. Konrad hat nämlich einen schrecklichen Taugenichts zum Vater, eine edle Dulderin zur Mutter. Diese Schwergeprüfte ist so herzleidend, daß die Verfasserin immer wieder von ihr versichert, die geringste Aufregung müsse ihr den Tod bringen. In diesem einen Punkt ist Irma von Troll-Borostyani nicht ernst zu nehmen, — Frau van Lohr erduldet alles, aber sie stirbt niemals, und selbst als ihr Gatte sie an den Haaren durch das Zimmer schleift, fällt sie nur in Ohnmacht. Konrad hört den Spektakel und eilt seiner Mutter zu Hilfe, er wird mit dem Vater, der die Mutter nicht freigeben will, handgemein, „mit einemmale flackerte mit wilder Glut der Wunsch in seinem Innern auf: sterben soll der verbrecherische Schurke, der Hand gelegt an das Leben meiner Mutter — er verdient nichts besseres! Da löste sich plötzlich dessen Faust, die Berthas (der Mutter) Haar umklammert hatte, und mit einem mächtigen Stoß van Konrad zurückgeschleudert, stürzte er, in wuchtigem Aufprall mit dem Kopf auf die scharfkantige Ecke der massiven Steinplatte des Waschtisches aufschlagend, zur Erde nieder." Konrad hat während der Nacht mit der ohnmächtigen Mutter zu thun, — am Morgen findet er den Vater tot, der erste Band ist zu Ende. Ich habe aus dieser Schilderung nicht den Eindruck gewinnen können, daß Konrad der Mörder seines Vaters ist. Der Gedanke macht nicht die That, auch wenn er ziemlich gleichzeitig mit einer der That entsprechenden Katastrophe auftaucht, und mir scheint, die Verfasserin läßt keinen Zweifel darüber, daß der Sturz des alten Lohr gegen den Waschtisch, der den Tod herbeigeführt hat, ohne Absicht des Sohnes erfolgt ist. Jedes Geschwarenengericht würde die That sicher im allermildesten Licht auffassen, — womit ich natürlich nicht beweisen will, daß der Sohn keine Ursache hätte, Gewissensbeschwerden zu fühlen. Konrad sieht die Sache anders an, — mit seinem Gewissen findet er sich ziemlich leicht ab, aber vor dem Staatsanwalt faßt ihn eine ungeheure Angst, so ungeheuerlich, daß er, um ihm zu entgehen, sich in ein Netz von Lügen verstrickt, daß diesem seine Schuld als sicher erscheinen läßt. Und nun ist er reif für Paula Buchenau; ihr beichtet er und wieder etabliert sie sich bei Mondschein als Privatdozent: „Gewiß hast du darin recht, daß mit dem Glauben an das Dasein Gottes auch die Anerkennung der Vorschriften der Religion fallen müsse. An die Stelle des Glaubens tritt aber die Vernunft und an die Stelle der religiösen Vorschriften treten die aus der vernünftigen Erkenntnis sich ergebenden Gebote der Gerechtigkeit und Humanität. Die Vernunft lehrt uns, daß alle mit Empfindung begabten Wesen gleiches Recht auf die Wohlthaten des Lebens besitzen und daß jeder Eingriff in dieses Recht Anderer ein Verbrechen ist, welches die Gemeinschaft zu ahnden und zu strafen verpflichtet ist. Allerdings kann für den in der das Dasein Gottes leugnenden Weltanschauung wurzelnden Menschen keine andere Aufgabe existieren, als die, sich das Leben so glücklich und freudvoll zu gestalten als er es vermag. Da aber alle

Menschen das gleiche Recht auf das Glück und die Freuden des Lebens besitzen, so darf jeder das eigene Glück nur innerhalb der Grenze zu erringen suchen, als hierdurch das Wohl anderer nicht geschädigt wird, und die Aufgabe der Gesellschaft ist es, diese Grenze der berechtigten Interessen aller vor dem Eingriff einzelner zu schützen." Man könnte sich versucht fühlen, die Rednerin hier zu unterbrechen und ihr zuzurufen: „Aber Kind, Paula, Sie reden den armen Konrad ja immer tiefer hinein! Was kann er denn nach Ihrer Theorie von der Aufgabe des einzelnen und der Aufgabe der Gesellschaft Vernünftigeres thun, als den Staatsanwalt als den Vertreter der Gesellschaft hinters Licht zu führen und sich selber zu salvieren!" Aber wenn mit Paula Buchenau überhaupt zu reden wäre, würde sie sich schon selbst Schweigen geboten haben, als sie die kühne Behauptung aufstellte: „An die Stelle des Glaubens aber tritt die Vernunft", während doch Konrad ihr eben als Beweis gegenüber sitzt, daß dem nicht so ist. Wollte man ihr das vorhalten, würde sie wahrscheinlich schlagfertig erwidern: „Dafür hat er mich!" Immerhin wäre doch aber auch der Fall denkbar, daß jemand den Glauben verloren, die Vernunft nicht dafür eingetauscht hätte, und daß sich nicht zufällig gleich ein Gänschen von Buchenau fände, das ihn mit unfehlbarer Sicherheit im Dunkeln leitet. Was dann? Es bleibt dann nur noch eine Möglichkeit, die ihm helfen kann, die, daß es plötzlich um ihn Tag wird, — und diese trostreiche Zuversicht hat Irma von Troll-Borostyani wahrscheinlich mit dem ungewöhnlich überraschenden Schluß ihres Romans andeuten wollen. Nachdem sich nämlich auf Zureden Paulas Konrad entschlossen hat, dem Staatsanwalt den Hergang der Geschichte wahrheitsgetreu mitzuteilen, stellt sich heraus, daß Konrads Vater gar nicht an jenem Sturz gegen den Waschtisch gestorben ist, sondern daß sich nach dem Zank ein den alten Herrn von Lohr an Schenßlichkeit noch um vieles übertreffender „meublierter Herr" in das Zimmer geschlichen und ihn totgeschlagen hat. So können Paula und Konrad ihr Glück ohne jeden Schatten genießen, und die alte Frau von Lohr hat die besten Chancen, uralt zu werden, da die Veranlassung für ihre lebensgefährlichen Herzkrämpfe glücklich aus dem Wege geräumt ist. Jeder Tugend ihren Lohn und jedem mit Empfindung begabten Lebewesen seinen Futtertrog! Wird die Füllung des letzteren hier vorläufig auch nur durch einen rechtzeitig erscheinenden Lotteriegewinn von tausend Gulden angedeutet, so läßt sich doch nicht daran zweifeln, daß das Paar sein Brot haben wird. Wenn nun Paula wieder ein eigenes Atelier aufmachen sollte, kann die Verleumdung ihr ja nicht zum zweiten Mal die Kundschaft verschlagen.

Viel guten Willen, aber kein starkes Können verrät der Roman „Das geflügelte Rad" von Hermann Heinrich (Verlag von Karl Reißner, Leipzig). Der Roman ist ein Eisenbahnroman — dem Stoff nach, nicht im Sinn der Eisenbahnlektüre — und anfangs scheint es, als habe das Riesengetriebe des modernen Verkehrs den Verfasser für seine Idee begeistert. Sehr bald aber kommt man darauf, daß es nicht dieses Riesengetriebe war, sondern nur eine Schraube darin, die nach Ansicht des Verfassers nicht in Ordnung ist. Irgendwo scheint Hermann Heinrich die statistische Notiz gelesen zu haben, daß in Deutschland jährlich über tausend Menschen beim Verkoppeln der Eisenbahnwagen zu Schaden kommen oder ihr Leben einbüßen. Ich möchte diese Ziffer für übertrieben halten, aber übertrieben oder nicht, — es ist zweifellos ein Beweis für das Humanitätsgefühl Hermann Heinrichs, daß sie ihn mit starker Unruhe erfüllt hat. Aus diesem Gefühl der Unruhe hat er seinen Roman geschrieben, in dem eine Vorrichtung zum Verkoppeln der Wagen erfunden wird, welche jede Gefahr für das Leben der Bahnbeamten ausschließen soll, und er hat den Roman interessant zu machen geglaubt, indem er diese Erfindung mit romantischen Schicksalen umkleidete. Leider beanspruchen in einem Roman aber nicht Erfindungen sondern Menschen das Interesse, und die Menschen, deren Schicksal Hermann Heinrich mit dem der Erfindung der seitlichen Verkoppelung der Eisenbahnwagen verknüpft hat, sind nicht interessant, sondern — in der Mehrzahl wenigstens — nur gut. Solche nur guten Menschen begegnen schon im Leben häufig einer nicht hübschen Teilnahmlosigkeit, sie in Romanen kennen zu lernen ist erst recht niemandes Vergnügen. Den einzigen Menschen, der entwickelungsfähig scheint, läßt Hermann Heinrich schon auf Seite 37 bei der Verkoppelung zweier Eisenbahnwagen verunglücken, — unter besonders tragischen Umständen, in der Nacht vor seinem Hochzeitstage. Eben dieses Unglück ist Veranlassung, daß der Freund des Verstorbenen nicht rastet, bis er seine Erfindung gemacht hat. Das ist wieder menschlich sehr schön gedacht, aber es beweist andererseits auch, daß Hermann Heinrich sich über die Ökonomie des Romans nicht ganz klar gewesen ist. Wenn der einzige Mensch, für den er dem Leser Interesse beizubringen verstanden hat, schon im Anfang der Erzählung aus dem Leben scheiden muß, weil die Seitenverkoppelung noch nicht erfunden ist, dann kümmert es den Leser wenig, daß sie am Schluß wirklich erfunden wird. Und da diese Erfindung vorläufig doch nur ein frommer Wunsch des wohlmeinenden Verfassers ist, hat der Leser Recht.

Als Band 19 des achten Jahrganges von Engelhorns allgemeiner Romanbibliothek erschienen „Schwarzwaldgeschichten" von Hermine Villinger. Diese Engelhornschen Bände behandeln die deutsche Litteratur stiefmütterlicher, als gerade notwendig erscheint, aber man muß dem Herausgeber zugestehen, daß er nur hervorragende Werke der deutschen Romanlitteratur zu gewinnen bestrebt ist. So brachte der Band 18 Paul Heyses „Marienkind," zwei andere Bände dieses Jahrganges veröffentlichten Ernst Remins Roman „Ein Genie der That," beides Werke, die zuerst in diesen Heften erschienen sind. Der Villingersche Band umschließt vier Novellen: „1832," „die Galgenbäuerin," „Leodegar, der Hirtenschüler" und

„Mutter Rosin.“ Verschwommene, von Stimmung überwucherte Konturen, wie sie ab und zu merkwürdiger Weise Hermine Billinger eigen sind, trotzdem diese Dichterin gerade an kräftigen, originellen Volkstypen Gefallen findet, weist meiner Ansicht nach nur die dritte Novelle auf; vielleicht liegt das auch nur an der flüchtigen Behandlung der landschaftlichen und der äußeren Situation, — der norddeutsche Leser, dem der Schwarzwald nur flüchtig bekannt geworden ist, findet sich nicht immer ganz leicht in den Voraussetzungen der Erzählung zurecht. „1832“ schildert die Polenbegeisterung der braven Freiburger im gleichen Jahre, und eine sehr liebenswürdige Professorsfrau, deren Phantasie mit der Polenbegeisterung durchzugehen droht; die der Gegenwart unerklärliche Stimmung jener Zeit scheint mir darin nicht nur in ihren Ausbrüchen, sondern auch in ihren Motiven vorzüglich wiedergegeben zu sein. „Die Galgenbäuerin“ ist eine Dorfgeschichte auf kulturhistorischem Hintergrund, eine Geschichte mit starken Effekten, aber ohne alle Effekthascherei, mit voller Beherrschung des Stoffes und in kräftigen Strichen behandelt. Das Kabinettstück des Bandes scheint mir „Mutter Rosin“ zu sein, eine echte Billinger. „Mutter Rosin“ ist eine Frau aus dem Volk, ein überlastetes Weiblein, das ihren Packen kreuzvergnügt durchs Leben trägt. Als sie zusammenbricht, geschieht es nicht unter äußerer Sorge, sondern unter dem Stoß, den ihr Vertrauen zu den Menschen erlitten hat. Es thut einem weh, dies alte Gesicht nicht mehr froh zu sehen, und man ist mit ihr froh, als die Gerechtigkeit ein Einsehen hat und ihr rechtzeitig wieder zu ihrer alten eigensten Lebensweisheit verhilft, die sie zu Unrecht dem Apostel Paulus in die Schuhe schiebt, deren sich aber auch ein Apostel nicht zu schämen brauchte, trotzdem sie in dem lebensfrohen Ausspruch gipfelt: „Unser Herrgott hat alle Taschen voll, und seine Erde ist kein Jammerthal, sagt der Apostel Paulus.“

Unter den „Vier Novellen“ von B. Mercator (Gotha, Friedrich Andreas Perthes) können die ersten beiden: „Allein zuhause“ und „Englische Zöglinge“ auf die freundlichste Aufnahme bei allen denjenigen Lesern rechnen, denen das Alter der Backfische und der Flegeljahre nicht uninteressant scheint und die Sinn für einen harmlosen, aber guten Humor haben und kleine Familienbedrängnisse lebhaften Herzens nachfühlen können. Eine hin und wieder, übrigens nicht unangenehm hervortretende Vorliebe für das Sentimentale scheint mir entweder auf einen noch jungen Autor zu deuten, der sich seiner starken Begabung für das Humoristische noch nicht voll bewußt geworden ist, oder auch auf eine Verfasserin. Einen ungewöhnlich glücklichen Blick für das Typische verrät die zweite Novelle, in welcher die Verlegenheiten geschildert sind, in die eine deutsche Lehrerfamilie, die ihre Verhältnisse aufbessern möchte, durch die Aufnahme von englischen Zöglingen versetzt wird. Die dritte Novelle scheint mir zu lang gesponnen, die vierte, eine Weihnachtsgeschichte, ist von schöner Stimmung und origineller in der Erfindung, als Weihnachtsgeschichten gewöhnlich zu sein pflegen. Auch tiefer in der Auffassung, da der Verfasser nicht beim brennenden Baum und bei der Bescherung halt machen zu müssen glaubt. Alles in Allem, — B. Mercator scheint mir ein Autor von Eigenart und scharfem Blick für das Leben der deutschen Familie, der nur den Mut zu haben braucht, seine Stoffe größer zu nehmen, um des allgemeinsten Interesses sicher zu sein.

In den „Geschichten aus der Unterwelt“ von Heinrich Noë (Wien, A. Hartlebens Verlag) fesselt vor allem der Hintergrund. Sie spielen alle in der Einsamkeit des Karstes, auf dem kahlen, höhlenreichen Kalkplateau, das schroff zum Golf von Triest abfällt und dessen unterirdische Gänge und Bildungen noch heute der wissenschaftlichen Forschung eine Fülle von Überraschungen und ungelösten Rätseln bieten. Diese eigenartige Welt ist fesselnd und anschaulich geschildert, und um dieser Schilderung willen begnügt man sich gern damit, in dem Verfasser nur einen tüchtigen Durchschnittserzähler kennen zu lernen, der uns zwar von Menschen und ihren Schicksalen erzählt, aber doch diese Menschen nicht eigentlich in den Vordergrund rückt.

Den Lesern, die sich für das Leben der Europäer in fremden Weltteilen interessieren, möchte ich das Tagebuch der Mrs. Robert Moss King „Die Frau eines Civilbeamten in Indien,“ aus dem Englischen übersetzt von A. Thiele (Berlin, Verlag von Mitscher & Röstell) empfehlen, ein Buch, das sich aller Raisonnements enthält, aber durch die einfache Aufzeichnung der Ereignisse des täglichen Lebens eine Anschaulichkeit erhält, die den meisten Reisewerken nicht eigen ist. Absolut gar nichts zu sagen weiß dagegen Elisabeth Bisland von einer Reise um die Welt, die sie im Auftrage des „Cosmopolitan Magazine“ gemacht und unter dem Titel „Eine Blitzfahrt rund um die Welt“ (Berlin, Verlag Siegfried Kronbach) geschildert hat. Da es sich — echt amerikanisch — darum handelte, die Tour in kürzester Frist zu machen, war die Dame ja auch in erster Linie nur verpflichtet, schnell zu reisen. Wenn sie aber gar nichts sehen wollte, war es auch überflüssig, daß sie ihre Reise beschrieb, oder zum wenigsten, daß den deutschen Lesern diese Aufzählung ihrer Reisestationen und ihrer Ankunfts- und Abfahrtszeiten zugänglich gemacht wurde.

Gib her —

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Verloſchen iſt das Licht,
Die Lider werden ſchwer.
Leis kommt der Schlaf und ſpricht
Mit holdem Klang: „Gib her!

Gib her die dumpfe Pein,
Die hoffnungsloſe Haſt!
Lind ſoll die Ruhe ſein!
Gib her die ganze Laſt!

Was dich ſo müd gemacht,
Was dich gedrückt ſo ſehr,
Ich trag dir's dieſe Nacht!
Ich trag dir's gern! Gib her!

Gib her!“ — — O tiefe Ruh!
Wie atmeſt du befreit!
Wie ſelig wanderſt du
Ins Land Vergeſſenheit!

Zu unſern Bildern.

Echt ſammerliche Stimmung liegt über dem Bilde „Friede“ von K. Raupp ausgegaſſen, zu dem der Künſtler ſich vom herrlichen Chiemſee das Motiv gehalt hat. Dort das auf dem Schoß der Mutter ruhende Kind in tiefem Schlummer, — dem Kinderköpfchen Andrea del Sartos aus den Uffizien zu Florenz lacht dagegen der ganze Übermut aus den Augen. Während auf dem Bilde Kleinmichels der alte Herr ſich in eifrigen Studien abmüht, eine Pflanze zu beſtimmen, iſt der junge Herr offenbar auf dem beſten Wege, das verbargenſte Geheimnis einer Mädchenſeele zu ergründen. Nach näher am Ziel aber iſt der Freier auf dem Bilde von Karl Herpfer, — wenn man ſo in aller Form und unter großem Ceremoniell um die Hand der Geliebten anzuhalten Gelegenheit erhält, dann iſt man auch ſicher, keinen Korb zu bekommen. Die Aufregung, in welche der Hühnerhof auf dem Bilde von Karl Jutz geraten iſt, kann man nachfühlen, wenn man den abgeſchlagenen Entenkopf auf der Erde gewahr wird, — der Halzblock mit der Axt darin muß den geflügelten Bewohnern wie ein Schaffot erſcheinen. Zwei Federzeichnungen von Adolf Menzel, ein Offizier und ein Gardegrenadier aus dem Jahre 1756, vervollſtändigen die ſtattliche Serie von Menzelbildern, welche die Leſer in den Manatsheften gefunden haben. Das anmutige Skizzenblatt „Finette“ von Watteau endlich ſteht in pikantem Gegenſatz zu der „Venetianiſchen Edeldame“ von F. Leighton, die allen Stolz zur Schau trägt, welcher einer Tochter der „Königin der Meere“ eigen ſein durfte.

Neuigkeiten vom Büchertiſch.*)

Altmüller, Hans. — Deutſche Klaſſiker und Romantiker. Aufſätze. Ernſt Hühn, Kaſſel.

Baehring, Bernhard. — Chriſtian Karl Joſias Freiherr von Bunſen. Lebensbild eines deutſch-chriſtlichen Staatsmannes. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Bilderſchatz für das Kunſtgewerbe. Heft 10. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Binn, Hans. — Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernſte Erzählungen aus dem Rechtsleben. Gebrüder Paetel, Berlin.

Brann, Dr. M. — Auf welche Weiſe inſtigiert ſich der Menſch mit Paraſiten. (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge. Heft 145.) Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. Hamburg.

Brehms Tierleben. Band VII.: Die Kriechtiere und Lurche. Von Dr. Alfred E. Brehm. Neubearbeitet von Prof. Dr. Boettger und Prof. Dr. Pechuel-Loeſche. Mit 167 Abbildungen im Text, 1 Karte und 16 Tafeln von Robert Kretſchmar, Guſtav Mützel und Emil Schmidt. Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig.

Bungartz, Jean. Tiermaler. — Der Hund im Dienſte des roten Kreuzes. Seine Verwendung, Raſſe, Dreſſur, Pflege und Fütterung. A. Twietmeyer, Leipzig.

— — Der Kriegshund und ſeine Dreſſur. Enthaltend das Ganze des Kriegshundweſens. Illuſtr. A. Twietmeyer, Leipzig.

Cervantes. — Don Quixote. Illuſtrierte Ausgabe. Lief. 19—22 (Schluß). Riegerſche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Commersbuch. Herausgegeben und mit kritiſch-hiſtoriſchen Anmerkungen verſehen von Max Friedländer. (Edition Peters Nr. 2666.) C. F. Peters, Leipzig.

Denhardt, Rudolf. — Was iſt Stottern und wie ſoll es behandelt werden? In gemeinverſtändlicher Darſtellung beantwortet. Ernſt Keil's Nachf., Leipzig.

*) Beſprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Engelhorns allgemeine Romanbibliothek. VII. Jahrg. Band 18. Marientind. Von Poni Heyse. J. Engelhorn, Stuttgart.

Fauiwasser, Julius. — Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Illustriert. Otto Meißner, Hamburg.

Heinemann, Dr. Karl. — Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. 3. verb. Auflage. Illustr. Arthur Seemann, Leipzig.

Hopfen, Hans. — Helga. Schauspiel in fünf Akten. Gebrüder Paetel, Berlin.

Jacobsen, Friedrich. — Falsche Propheten. Sozialer Roman. 2 Bde. Georg Wigand, Leipzig.

Jahrbuch für Photographie und Reproduktionstechnik für das Jahr 1892. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Josef Maria Eder. 6. Jahrgang. Illustr. Wilhelm Knapp, Halle a. S.

Jensen, Wilhelm. — Übermächte. Zwei Novellen. Emil Felber, Berlin.

Kallenberg, Friedrich. — Auf dem Kriegspfad gegen die Mainat. Eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika. Illustriert. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Lessing, Professor Otto. — Schloß Ansbach. Barock- und Rokokodekorationen aus dem XVIII. Jahrhundert. (100 Lichtdrucktafeln.) Lieferung 1. W. Schultz-Engelhorst, Verlag für Kunst-Gewerbe und Architektur, Berlin W.

Menschl, E. — Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Lenn & Müller, Stuttgart.

Meyers Reisebücher. Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. Von D. Letzner. 8. Auflage. Mit sieben Karten und zwei Panoramen. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Mickwitz, Christoph. — Gedichte. 2. Auflage. Rudolf Hartmann, Leipzig.

Muret, encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Große Ausgabe. Lieferung 4. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt), Berlin.

Sax, Emanuel Hans. — Gedichte. F. W. Ellmenreichs Verlag, Meran.

— — Im Volkston. Allerhand Verse und G'stanzln. F. W. Ellmenreichs Verlag, Meran.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Lieferung 4 u. 5. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Schmidt, Dr. Hermann. — Ernst von Bandel, ein deutscher Mann und Künstler. Mit 6 Abbildungen. Karl Meyer (Gustav Prior), Hannover.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v. — Das Mikroskop. Leitfaden der mikroskopischen Technik nach dem heutigen Stande der theoretischen und praktischen Erfahrungen. Mit 192 Abbildungen. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Sievers, Professor Dr., Wilhelm. — Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 18 Karten im Text und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. Heft 1. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Spitta, Philipp. — Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. Gebrüder Paetel, Berlin.

Stephanie, Erzherzogin, Kronprinzessin-Witwe. — Lacrama. Mit Illustrat. Adolph W. Künast, Wien.

Stilgebauer, Edward. — Herodes. Historischer Roman. Hermann Hucke, Leipzig.

Tanera, Carl. — Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. Eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer. 2. und 3. Band: Die Kriege Friedrichs des Großen. I. Erster und zweiter schlesischer Krieg. II. Der siebenjährige Krieg. C. H. Beck'sche Verl., München.

Ungewitter, Wilhelm. — Lucien de Maistre. Sein Leben und seine Werke. Wilhelm Graeau, Berlin.

Urban, Waldemar. — Im Zickzack durch den Orient. Karl Reißner, Leipzig.

Valentin, Veit. — Ästhetische Schriften. 1. Band: Alfred Rethel, eine Charakteristik. Emil Felber, Berlin.

Weisengrün, Paul. — Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen. C. G. Naumann, Leipzig.

Weitbrecht, Karl. — Phaläna. Die Leiden eines Buches. Th. Schröter, Zürich.

Wissenschaftliche Volksbibliothek. Nr. 6—8. Allgemeine Kulturgeschichte. Von Friedrich Streißler. Nr. 9. Die Wunder der Elektrizität. Von Theador Schwartze. Nr. 10 und 11. Geschichte der französischen Revolution 1789. Von Dr. Binzer. Nr. 12. Erdkunde. Von Dr. Heinrich Herzberg. 1. Die Erde als Himmelskörper. Verlag von Siegbert Schaumveil, Leipzig.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

VI. Jahrgang 1891/92.

Heft 12, August 1892.

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer:

Schnelldampfer.

Spree
Havel
Lahn
Saale
Trave
Aller
Ems
Elder
Fulda
Werra
Elbe
Preussen
Bayern
Sachsen
Kaiser Wilh. II.
Neckar
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
kronprinz Fr. Wilh.
Dresden
München

Vorzügliche Reisegelegenheit zur **Weltausstellung Chicago 1893.**

I. Von Bremen nach New-York

wöchentlich 2 bis 3 Mal
mit den Schnelldampfern
„Spree", „Havel", „Lahn", „Saale",
„Trave", „Aller", „Ems", „Elder", „Elbe"
und Postdampfern.

II. Von Genua nach New-York

(laut Fahrplan)
mit den Schnelldampfern
„Fulda" und „Werra".

III. Von Bremen nach Baltimore

jeden Donnerstag.

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)
am 11. und 25. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China und Japan)
alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln
alle 4 Wochen Mittwochs.

Vorzügliche Reisegelegenheit zur **Weltausstellung Chicago 1893.**

Dampfer:

Karlsruhe
Stuttgart
Gera
Weimar
Darmstadt
Oldenburg
Stettin
Lübeck
Danzig
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Kehrwieder
Lloyd
Fulda II
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle

Anfragen adressire man:

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Meister Heinrich Frauenlob. (Heinrich von Meissen.)
Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 12, August 1892.

Zu Viert.

Novelle von B. Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

I.

„Wir wollen doch zum Arzt schicken, liebste Mademoiselle. Bitte, erlauben Sie's! — Es ist heute viel ärger als gestern, und Sie sind hier oben so verlassen."

Chérie Legouvier erhielt keine Antwort auf ihren Vorschlag, betrachtete die Kranke, die im Halbschlummer lag, ein Weilchen unter ihren hübschen, gerunzelten Brauen hervor und fragte dann abermals leise:

„Darf ich Ihnen meine Hand ein wenig auf die Stirn legen? Fühlen Sie, wie kühl ich bin. Das thut Ihnen gut, nicht wahr, Mademoiselle?"

Renate machte eine bejahende Kopfbewegung, kehrte sich gegen die Wand und schloß ihre trüben Augen unter dem sanften Drucke der weichen und frischen Mädchenhand, der ein zarter Wohlgeruch anhaftete. Sie mochte weder denken noch reden. Es hatte sie niedergeworfen wie mit einem Keulenschlage, nach arbeitsvollen Wochen. Nichts zum Ängstigen, nichts zum Sterben, nur die tückische Grippe, die in Paris umging. Aber diese schmerzhafte Körperschwere, diese Umdüsterung von Sinn und Seele waren dennoch eine Qual für Renatens thätige Natur. — Und Irvin hatte keine Ahnung von ihrer Krankheit. Vorgestern war er mit seinem Chef zu einer schweren Operation nach Joigny gereist und wurde erst heute zurück erwartet. Sie wagte auch nicht nach ihm zu schicken in ihrer bräutlichen und jungfräulichen Scheu. Morgen mußte sie es wieder mit dem Aufstehen versuchen und dann konnte sie ihn ja gleich rufen lassen. — Vor allem: diese Samariterdienste ihrer verwöhnten Schülerin durfte sie nicht länger annehmen.

Die frische kleine Hand strich wie ein Hauch über ihre glühende Stirn. Der seidene Ärmel rieb sich dabei knisternd gegen den Kissenbezug, und knisternd fielen die toten Schlacken des Kokefeuers im Kamin gegen den Eisenrost. Auf dem Marmorsimse — fleckig und abgestoßen — tickte die billige Bronzeuhr, die immer eine halbe Stunde hinter der Wirklichkeit zurück blieb, in majestätischen Pendelschwingungen, unten, durch die Rue Chaptal, rasselten die Wagen ununterbrochen. Als dumpfes Getöse kam es herauf in die Stille des Krankenzimmers. Die Märzsonne schien fröhlich durch den leichten Schleier der Muslingardinen herein, und ihre Strahlen brachen sich, ehe sie in Renatens Gesichtskreis gelangten, an den karmesinfarbenen Bettvorhängen. Das gab ein wohlthuendes Licht; wie Abendrot fiel es gegen die Wand. — Allein diese Färbung, die sie sonst während der Ausruhstunde vor dem Diner so besonders liebte, brachte sie heute zum Weinen.

Sie stand im dreiunddreißigsten Lebensjahre. Alles ging zur Neige wie die Sonne: Jugend, Kraft, Vertrauen in die Zukunft. Der Mann, den sie über alles liebte, trat vor ihr inneres Auge, sie vergegenwärtigte sich sein schönes, geistreiches Antlitz, überhaucht von der gesunden Frische seiner siebenundzwanzig Lenze. — Die Sehnsucht nach

ihm packte sie so heftig, als habe eine feindliche Macht ihn ihr bereits entrissen, und Thräne auf Thräne schlich an ihren Wangen nieder, es schnürte ihr die Kehle ein zum Ersticken. Dann betäubte das gedämpfte Wagenrollen der Straße sie allgemach, und traumgeängstigt dämmerte sie hin, bis der scharfe Ton ihrer Thürklingel sie wieder empor schrecken ließ.

„Ah! endlich!“ Chérie wußte Bescheid und schlüpfte in den engen Korridor hinaus. Dort nahm sie dem tadellosen Bedienten ihres Elternhauses den Frühstückskorb ab und ordnete mit einer vornehmen, kleinen Miene an, daß Mamas Kammerfrau keinenfalls vor acht Uhr mit dem Koupé kommen dürfe. Sie wünsche möglichst lange bei Mlle. Weerth zu bleiben. Man solle ihr eine Kleinigkeit vom Diner zurückhalten.

„Parfaitement, Mademoiselle.“ Der tadellose Jacques verbeugte sich, ohne eine Muskel seines blaurasierten Gesichtes zu verziehen und verschwand aus dem bescheidenen „petit appartement“ der Klavierlehrerin. Chérie eilte ins Krankenzimmer zurück und bereitete, ohne Klirren, das appetitliche Frühstück, dessen Leckerbissen sie selbst ausgewählt hatte: Chokolade, noch heiß in der flanellumhüllten Kanne, geröstete Brötchen mit einladender Zukost. Obenauf prangte ein schöner Strauß duftender Parmaveilchen, denn es war um die Osterzeit.

Aber Renate wehrte alles von sich ab. Nur die Veilchen ließ sie sich aufs Kissen legen und lehnte ihr Antlitz gegen die Blumen, ohne mehr als ein gebrochenes Dankeswort flüstern zu können.

Chérie war außer sich. Die Verweigerung eines so verlockend arrangierten Frühstücks erschien ihrer gesunden Jugend als allerernstestes Krankheitssymptom. Sie tafelte und nippte allein, sehr bekümmert und nachdenklich, denn ihr siebzehnjähriges Herz hing schwärmerisch an der Landsmännin ihrer Mutter, die von unbegreiflicher Geduld und Güte war und dabei, trotz aller deutschen Einfachheit, „chic“ wie eine Pariserin. Eine Weile betrachtete die Kleine ihre feinen Schuhspitzen, die sich dem Feuer entgegenstreckten, und als die dicke Concierge einen gleichgültigen Brief für Renate hereinreichte, huschte Chérie hinaus und winkte die Alte in die lächerlich schmale Küche.

„Hören Sie, Mme. Fripet! Ich fürchte, daß Mlle. Weerth sehr krank ist. Sie mag weder essen noch trinken! — Erlauben Sie, daß Ihre Enkelchen den Rest Chokolade und hier die Kuchen verzehren? Und was thun wir wegen Mademoiselle, Mme. Fripet? Wissen Sie, ob irgend ein Arzt Mlle. Weerth behandelt, und könnten Sie gleich zu ihm schicken?“

Madame Fripet goß die Chokolade aus der Kanne in eins von Renatens Küchengefäßen, nahm den Kuchen und die zierlichen Butterbrötchen in einen Zipfel ihrer Schürze und legte den Finger an die Nase:

„Tenez — — tenez, Mm'zelle — — attendez un pen!“

Wo wohnte nur M. le Docteur Grüttèr, den Mlle. Weerth in jeder Sache konsultierte?

„J'l'connais fort ben, moi!“

„Man muß im Bottin suchen,“ entschied Chérie. Die Concierge keuchte treppab, ließ sich aus dem nächsten Café das dickbauchige Adreßbuch holen, und zehn Minuten später trippelte eins der Enkelkinder mit Chokoladenbärtchen und strahlenden Augen in die Rue La Rochefoucauld hinüber, um Doktor Irvin Grütter in die Rue Chaptal zu bestellen.

Chérie räumte unterdes mit Feuereifer im Krankenzimmer und dem anstoßenden Miniatursalon auf. Da diese Beschäftigung den vollen Reiz der Neuheit für die junge Schöne vom Boulevard Haußmann hatte, erzielte sie außerordentliche Effekte mit Renatens Nippsachen, Andenken und Photographie-Albums. Renate jedoch hatte keinen Sinn dafür; nur Ruhe und Irvins tröstende Stimme begehrte sie. Allein von Irvin wagte sie dem Prinzeßchen Griseldis nicht zu reden, das leise vor sich hin trällerte:

„Si vous n'avez rien à me dire
Pourquoi me serrez-vous la main?“

— — — — — — — — — — —

II.

Irvin saß schon seit einer geraumen Weile im Bouillon Maubeuge am gewohnten Tischchen der Eingangsthür gegenüber und wartete auf Renatens Kommen. Sie litt doch sonst nicht an Unpünktlichkeit, und ihn plagte der Hunger. Was kam ihr heute in den Sinn? Nach seiner zweitägigen Abwesenheit zu einer so hochinteressanten

Operation hätten Wißbegier und Teilnahme sie eine halbe Stunde früher als sonst zur Stelle bringen müssen. — Mindestens!

Er klappte im Takt mit dem Gabelstiele gegen die Marmorplatte seines Tisches, zerkrümelte sein Brot und durchlas die Speisekarte abermals von oben bis unten. Endlich bestellte er mit ziemlich unwirscher Stimme ein Vorgericht.

„Et Mademoiselle?“ erlaubte sich Jeanne, die Kellnerin, zu sagen, legte den Kopf im koketten Mullhäubchen auf die Seite und kreuzte die Arme, zum gemütlichen Plaudern mit dem anziehenden Stammgaste, über der Brust.

Irvin begnügte sich damit, die Achseln zu zucken und ein sehr kaltes Gesicht zu machen, während er heftig errötete wie ein Schulknabe. Verstohlen befragte er seine Uhr; sie erschien auffallend kostbar im Gegensatze zu des Doktors schlichtem Anzuge. Er verbarg sie deshalb gern in der Hohlhand. Ein reicher Mann, dessen Sohn er erfolgreich behandelt, hatte sie ihm vor kurzem geschenkt. Er fing wirklich an, sich einen kleinen Namen in Paris zu machen, dieser Jünger Äskulaps mit dem deutschen Vatersnamen und der ganz außergewöhnlichen Schönheit seiner levantinischen Mutter als besonderer Gottesgabe. Dennoch überwogen die väterliche Kraft und Intelligenz in dieser fremdländischen Schönheit. — Scharf geprägte Züge, energisches Kinn, lebensprühende Augen von der Farbe der Kastanie, zu bräunlicher Haut und üppigem Haare. Über dem Ganzen der Hauch jener Jugendlichkeit, die in vollen Zügen genießt, ohne sich zu verwüsten. Die nachlässige Körperhaltung und die allzu lebhaften Gesten des geborenen Südländers beim Reden störten in etwas die Harmonie der Erscheinung, aber sie verliehen ihr auch einen Reiz mehr, nach dem Grundsatze, daß die völlig abgezirkelte Schönheit Gefahr läuft, langweilig zu werden. An Irvin Grütter ging diese Gefahr zum Glück vorüber. Dazu hatte er viel zu viel Höhen und Tiefen in seinem Charakter: Temperament, Ehrgeiz, Berufseifer, aufbrausenden Zorn und schmeichelnde Beredsamkeit, da wo es galt, in der Liebe zu rechten und zu schlichten.

Dieser Bevorzugte hatte sich in Studententagen an das ältere Mädchen gebunden und hielt treu und ehrenhaft zu dieser Neigung, ohne sich bis jetzt sein junges Leben dadurch verkümmern zu lassen. Zum Heiraten würden ihm und ihr in absehbarer Zeit die Mittel kommen. Wozu sich jetzt unnützes Kopfzerbrechen machen? Sie war, trotz ihrer zweiunddreißig Jahre, noch sehr anmutig und mädchenhaft, rein wie die Lilie vor ihrem Heiligenbilde, und sie hatte das beste Herz von der Welt. Nur, daß sie so angestrengt arbeiten mußte.

— — — „Wo bleibt sie denn?“

Statt ihrer erschien ein jugendlicher Kollege am Tische, ein lustiges Blut mit dem drolligen Gesichte des Affenpintschers. Nun begann ein eifriges Kreuzfeuer von Fragen, Lachen, Erzählen, so daß Irvin all' seine Mißstimmung vergaß und mit leuchtenden Augen seine Reise und ein pikantes, kleines Abenteuer zu schildern begann, das sich an die Heimkehr, gestern in später Nachtstunde, geschlossen hatte.

„Quel joli farceur!“ meinten die Gäste des Nebentisches, die Doktor Grütter leider noch niemals am Operationstische und an den Hospitalbetten beobachtet hatten.

Sie speisten zusammen; dann besann sich Irvin plötzlich auf Renate, forderte hastig seine Rechnung und bezahlte: „Bis morgen, Gervex, ich habe Rendez-vous für zwei Uhr — ma foi! nur noch fünf Minuten!“

„Viel Vergnügen!“ rief Gervex ihm nach und lud Jeanne zur freundlichen Fortsetzung der belebten Unterhaltung ein, während Irvin mit langen Schritten die Straße Notre-Dame-de-Lorette durcheilte, die auf die Rue Chaptal mündet.

Das rege Treiben der Kleinbürger, Modistinnen, Künstler und Gecken niederen Ranges in diesem seinem Viertel verfehlte nie ihn zu belustigen. Die Sonne schien so heiter und frühlingsmäßig; er mußte Renate zu einem Spaziergange überreden — zu einer Fahrt ins Bois hinaus, wenn sie wollte. Er kaufte sich ein Bouquetchen fürs Knopfloch, vom ambulanten Blumenhändler, einen Anemonenstrauß dazu für Renate und auch ein paar Apfelsinen, die sie sehr liebte, schob er in die Paletottasche zu seinem chirurgischen Besteck.

So, bewaffnet mit den Spenden des Lenzes, in allerheiterster und wohligster Stimmung, trug ihn sein Fuß die zwei Treppen hinauf, die, eng und steil, in die bescheidene Wohnung seiner Braut führten.

Oben angelangt schellte er nicht, sondern klopfte seine gewohnten drei kurzen Schläge. Gleich darauf öffnete sich die Thür ein wenig, und ein lieblicher Mädchenkopf ward sichtbar:

„Mademoiselle Weerth empfängt nicht." (Sehr schüchtern und errötend unter dem Blicke der erstaunten, braunen Augen des Eindringlings.)

„Und weshalb nicht, wenn man fragen darf, Madame?" (Er wollte hinzufügen, daß er erwartet werde, aber er unterdrückte den Satz.)

„Sie ist krank — wir haben vor einer Stunde zu M. le docteur Grüttèr geschickt."

„Ich bin Doktor Grüttèr" — (So hübsch war ihm sein simpler Name noch nie erschienen, wie von den jungen Lippen ausgesprochen, die sich beim Reden rundeten und ein wenig aufwärts zogen.)

„O, bitte, docteur — dann kommen Sie gleich herein. Ich werde Sie dort im Salon erwarten, und nicht wahr, Sie sagen mir alles, was ich für Mademoiselle thun kann? Ich bin ihre Schülerin, wir lieben einander — — —"

„Wie Schwestern" — hatte sie sagen wollen, aber das schien ihr wohl gegen den Respekt zu gehen. So lächelte sie nur verlegen zu des Arztes einfachem: „Danke" und zog sich zurück, während er leise und rasch in Renatens Zimmerchen trat:

„Meine liebste Nata! Um Gotteswillen, was ist dir zugestoßen?"

Er setzte sich neben ihr Lager, sehr zum Schaden des Anemonenstraußes, den er, angesichts der holdseligen Thürhüterin, in unbegreiflicher Verwirrung hastig in der Rocktasche verborgen hatte.

„Mein armes Herz, laß dich ansehen, sage mir, wie dies gekommen ist."

Sie legte ihr heißes Gesicht auf die eine seiner großen, festen Hände und schluchzte bitterlich. Es war ihr entsetzlich, daß er sie so sehen mußte.

Er schlug die roten Vorhänge ein wenig zurück, um besser erkennen zu können, und das unbarmherzige Sonnenlicht strömte über Decke und Kissen hin. Wie ein stumpfer Pfeil schoß eine schmerzhafte, grausame Empfindung durch Irvins Herz und Hirn, und er haßte sich für diese Empfindung, die er nicht mehr zu bannen vermochte. Er haßte sich dafür, daß er ein alterndes Mädchenantlitz vor sich sah, dem die Folie des sorgsamen und zierlichen Anzuges, das freundliche Lächeln, der wehmütige Humor um den Mund fehlten. Noch nie hatte er seine Braut so erblickt, und ihn, der soviel Leiden, Mangel und Zerstörung in seiner Praxis zu sehen gewohnt war, traf diese Offenbarung dennoch als ein plötzlicher, harter Schlag.

Er parierte ihn mutig und gut. Was kümmerten ihn Äußerlichkeiten, ihn, der das makellose Gold ihrer Innerlichkeit so ganz sein Eigen nannte. Mit verdoppelter Wärme beugte er sich nieder, küßte ihre Wangen, auf der die Fieberröte in Flecken brannte, und stellte seine Fragen mit all' jener Zartheit und Exaktheit, die er so gut zu verbinden wußte.

„Es hat mich gestern bei den Legouviers gepackt, mitten in Chéries Stunde, — zuerst ein Schüttelfrost," sagte sie mit schwacher Stimme und drückte des Freundes Hand krampfhaft zusammen. „Das Kind ist heute den ganzen Tag nicht von mir gewichen, das darf nicht sein. — Wenn es Influenza wäre — nur — ich fühlte mich so ratlos und so verlassen, du glaubst nicht —" Sie stockte, brach in erneutes, heftiges Schluchzen aus und bedeckte ihr Gesicht mit der freien Hand.

Er hielt die andere in der seinen, den Finger auf dem Pulse und sah aufmerksam nach dem Sekundenzeiger seiner Uhr.

„Nata", sagte er dann, „komm, beruhige dich, Kind. Ich bin bei dir und es geht gottlob nicht um Leben und Sterben. Weine dich in Frieden aus, ich habe Zeit und bin glücklich, dir nun *auch* einmal etwas sein zu können." Diese Anspielung auf die vielen und großen Opfer, die sie ihm seit Jahren gebracht hatte, warf den letzten Rest ihrer Fassung über den Haufen. Sie richtete sich halb empor, preßte ihr Gesicht gegen seinen Arm und weinte laut.

„Docteur! docteur! — kann ich denn nichts für sie thun?"

Die Saalthür öffnete sich ein wenig, Chéries Kopf ward sichtbar, und Irvin sah, daß das junge Geschöpf aus Mitgefühl und Sorge um die Freundin weinte, wie diese selbst. Er erhob sich, ging zu ihr und beruhigte sie: Ganz über Gebühr quäle sie sich und reibe sich auf.

„Liebe thut viel, aber nicht alles bei der

Krankenpflege.“ Er sah ihr freundlich ins Gesicht und tief in die Augen. Es war, als ziehe der Instinkt Schönheit zu Schönheit, Jugend zu Jugend. Für sein Leben gern hätte er die klaren Thränentropfen von den blühenden sanftgerundeten Wangen getrocknet, allein er zog sich auf seine ärztliche Würde zurück und erklärte ihr, daß sie besser thue, gleich heimzukehren, da es sich bei ihrer Freundin vielleicht um eine Krankheit handle, die der Umgebung Gefahr drohe.

Sie nickte eifrig zu seinen Worten. Als er sich jedoch an den Tisch setzte und auf eines seiner Receptformulare in kurzen Worten an Chéries Mutter schrieb: man möge lieber sofort den Wagen für Mademoiselle Legouvier schicken, packte sie der Ungehorsam. Sie lief ins Krankenzimmer zurück, umschlang und küßte die Fiebernde innig und versicherte, daß die beste, die geschickteste Pflegerin, die es in Paris gäbe, ihre Stelle einnehmen solle. M. le docteur Grüttèr werde dies Juwel selbst auswählen.

M. le docteur schalt und machte sein strenges Berufsgesicht, was seiner Schönheit eine ganz neue Seite abgewann. Er verstand keinen Spaß, da wo er einmal einen bestimmten Befehl ausgegeben hatte. Ja, die weltmännische Höflichkeit litt sogar bedenklich darunter. Chérie öffnete die blauen Augen weit und warf das Köpfchen in den Nacken, als der junge Mann sie vor sich her in den Salon zurückjagte, Renatens Photographiealbum, zur gefälligen Betrachtung für sie, auf den Tisch legte, hinausging und die Thür hinter sich mit Nachdruck ins Schloß zog.

Das Photographiealbum — es enthielt von Irvin nur ein unverkennbares, bartloses Jünglingskonterfei — kannte Chérie längst in- und auswendig und gab sich garnicht die Mühe darin zu blättern. Sie trat ans Fenster und schaute gedankenlos dem Stallmeister des gegenüberliegenden Hôtels zu, wie er vor der Remise einen hochbepackten Fouragewagen abladen ließ. Plötzlich begann der Evaswunsch sie zu prickeln, nur ein einziges Mal durchs Schlüsselloch ins Krankenzimmer zu spähen. Mit Gewalt trieb sie's gegen die verschlossene Thür hin, aber auf halbem Wege machte sie erschrocken Kehrt. Sie setzte sich wieder ans Fenster, lehnte sich gegen die fadenscheinige, verstaubte Jutegardine zurück, schloß die Augen und träumte. — Mit keiner Anstrengung vermochte sie sich von dem banalen Gedanken loszumachen: „Seine Augen sind braun —,“ und wie eine linde, warme Hand umfing ein wonniges Gefühl ihr Herz.

— — — — — — — — —

Groß und erkältend wäre wohl ihr Erstaunen gewesen, hätte sie durchs Schlüsselloch gespäht! Denn drinnen saß der Arzt neben seiner Kranken, hatte den Arm um ihre Schultern gelegt, ihr Haupt ruhte an seiner Brust, und er sprach mit ihr traulich und liebreich, so wie es zwischen den besten und nächsten Freunden sein muß. — — —

„Selbstredend ist das Alles meine Sache, halte dich ruhig, sorge dich um nichts. Mein Gott, ich bin ja nur zu glücklich, wenn du mir's gestattest. Morgen freilich habe ich in Charenton zu thun, aber du behältst die Pflegerin, die ich dir hernach bringen werde, und vor dem Diner bin ich sicher zurück. Sieh, und zürnen thue ich dir doch. Nata, du wußtest, daß ich seit letzter Nacht wieder daheim war, keine tausend Schritt von hier, weshalb hast du nicht in aller Frühe nach mir geschickt?“

Sie versuchte sich von ihm loszumachen, aber er litt es nicht. „Was dachtest du dir dabei?“ beharrte er, „sage es mir ohne Umschweife.“

„Ich weiß nicht — es war mir peinlich — es ist mir auch jetzt peinlich — so wie wir zueinander stehen.“

„Bah, bah! Nata, mein lieber Schatz, das ist lächerliche Prüderie —“ („in deinen Jahren“ — wollte er hinzufügen und unterdrückte es und abermals erschreckte es ihn, wie sehr diese Krankheit sie gealtert hatte!) — „der Arzt sieht einfach den Fall und rechnet mit ihm, die Persönlichkeit kommt gar nicht in Betracht!“

„Auch bei mir nicht?“ fragte sie mit leiser Stimme und legte ihren brennenden Kopf von neuem auf seine Hand. Er streichelte sacht über ihre Wange und ihr wirres Haar. „Das werden wir bald wieder in Ordnung haben,“ sagte er statt der Antwort. „Du schonst dich ein paar Tage und nimmst deine Pulver pünktlich. Besser als du's hier oben in deiner gemütlichen Klause hast, kannst du's nirgends finden. Freilich — das barmherzige Schwesterchen aus Edelmut muß ich dir fortnehmen.“

„Sie hängt so sehr an mir.“ Das heiße Gesicht wendete sich, wie in Scheu über ein zu großes Selbstlob von Irvin ab. — „Sygar Chokolade und ein Déjeuner hat sie mir vom Boulevard Haußmann kommen lassen, das zärtliche, kleine Herz. —“

„Chokolade und Déjeuner sind natürlich höherer Blödsinn, mein Kind, aber das schadet nichts, denn genossen hast du schwerlich etwas davon. Die Absicht ist vorzüglich, und das Ganze spricht für dich. Stolz bin ich nicht weiter darauf, denn ich habe es nicht anders erwartet. So, und nun kein Wort mehr, Liebste, die Wärterin und der Wagen für Mademoiselle Chérie müssen im Augenblick kommen. Sie ist mäuschenstill da drinnen, die Kleine. — Ich möchte sie doch ein bischen unterhalten. Auf Wiedersehn, Nata, versuche zu schlafen.“

Er verließ sie, und sie wollte gehorsam sein. Aber es gelang ihr nicht. Immer mußte sie auf die gedämpften Stimmen nebenan im Salon lauschen. Sie sprachen fast ohne Unterbrechung; Chérie indessen plauderte lebhafter als der Freund. Was sie von ihm vernahm, war meist jenes halblaute, herzliche Lachen, das ihm ganz eigentümlich und ein Zeichen größten inneren Behagens war.

Eine heftige Angst packte die Kranke beim Vernehmen dieser Laute. Sie hätte aufspringen, rufen, das frohe Lachen verhindern mögen, aber eine eiserne Hand hielt sie in ihren Kissen fest und preßte sich auf ihren trockenen Mund. So lag sie und horchte und horchte mit weit offenen Augen und immer wilder schlagendem Herzen. Sie wußte nicht, was in ihr vorging. „Es ist Wahnsinn — es ist Fieber — ich Unglückliche!“ — rief's in ihr und dann wieder: „Schäme dich! Eifersucht — schäme dich!“

— — — — — — — —

III.

„Also Sie sind es — Sie! Natürlich haben wir hunderttausendmal von Ihnen gesprochen! — Der kleine Vetter ist unser aller Liebling. — Wenn Sie nur ahnten, wie sehr wir geweint haben, Mama und ich, als der Onkel kam und uns von der großen Operation erzählte, — (schrecklich war's!) die ein blutjunger Arzt — ja blutjung, sagte er, unternommen habe, da sein Chef plötzlich erkrankt sei.“

Irvin erwiderte nichts, runzelte die Stirn dabei und errötete dunkel, weil er es nicht wahr haben wollte, der siebenundzwanzigjährige Barbar, daß ihn die leuchtende Extase des anmutigen Gesichtes förmlich blende.

„Und dann,“ fuhr Chérie fort, „durfte ich dem Onkel das Monogramm für die Uhr zeichnen, die er Ihnen geben wollte: J. G. Ich bat ihn darum — wir waren ja alle so glücklich und so dankbar, jedes von uns hätte gern etwas für Sie gethan. Warten Sie, den Entwurf zum Monogramm hab' ich noch. Lachen Sie nicht darüber. Ich hatte die Schnörkel in lauter Blumen auslaufen lassen, weil ich's wirklich wunderhübsch fand; aber mein Onkel war empört darüber. ‚Nein, das ist ja für ein Damenschnupftuch!‘ sagte er, und ich mußte mir geschwind ein anderes Monogramm, — ein ernsthaftes — ausdenken.“

Sie löste das kleine Notizbuch vom Silberhaken ihrer Chatelaine und blätterte, bis sie die erwähnte Zeichnung zwischen allerhand flüchtigem Gekritzel fand. Irvin mußte seine Uhr, die vor kaum zehn Minuten, als sie ihn um die Zeit befragte, Mademoiselle Chérie so viel Interessantes verraten hatte, abermals aus ihrem Versteck hervorholen und die schlichten, ineinandergreifenden Buchstaben des Golddeckels mit den zierlich verschlungenen auf dem Papiere vergleichen. — J. G. von Epheu und Vergißmeinnicht umblüht und umrankt. Wahrlich ein großer Tropfen des mütterlichen, deutsch-gefühlvollen Blutes pulsierte in den Adern dieses graziösen Pariser Mädchens, das da vor ihm saß, elegant, duftig und einfach, und ihn anlächelte.

„Gibt es etwas Holderes, als die Knospe vor dem Entfalten?“ Sein Herz dachte, sein Auge blickte es. — Auch in ihm pulsierte deutsches Blut, durch drei Generationen erhalten, und so wogte der magnetische Strom, der das höchste Glück und das tiefste Leid der Erde auf seinen unruhigen Wellen schaukelt, zwischen diesen beiden jungen Menschenkindern herüber und hinüber.

„Und Sie wußten gar nicht, daß die Legouviers in Fontainebleau mit uns verwandt sind?“

„Wie sollte ich? Im großen Paris, wo es, wer weiß wie viele, Legouviers gibt!“ Er lachte sein behagliches, halblautes Lachen ob Chéries ergötzlicher Naivität. Sie verübelte es ihm nicht einmal, daß er ihren Familiennamen als eine Art Gattungsbegriff hinstellte; gar zu allerliebst fand er das!

Für eines Augenblicks Dauer vergaß er, daß er ein gebundener Mann war, der auf die bezahlte Pflegerin für seine kranke Braut wartete. Und noch ehe die „religieuse“ erschien, rollte Mademoiselle Chérie's Wagen heran.

Madame Legouvier selbst war's, die ihr Töchterchen zu holen kam, und lange Zeit, freundlichen Zuspruch gebend, an Renatens Bett saß.

„Falls Ihre Praxis es zuläßt, wäre es sehr liebenswürdig, wenn Sie uns Nachricht über Fräulein Weerths Befinden brächten und uns offen sagten, wo wir irgendwie hilfreich sein können.“ Das waren Madame Legouviers Abschiedsworte zu Irvin in der Korridorthür. Sie wollte hinzufügen, daß ihrem Gatten die Bekanntschaft eines so tüchtigen und viel verheißenden Arztes eine große Freude sein werde. Aber sie sah in des jungen Mannes lebhaftes Gesicht und fühlte die Hand ihres Kindes auf ihrem Arme und so ließ sie's bei der kühlen und flüchtigen Aufforderung bewenden. Ja, sie wiederholte den Eingang ihres Satzes mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit: „Selbstredend — nur, falls Ihre Praxis es zuläßt.“

— — — „Meine Praxis — — —! — Ich, ein Anfänger!“ —

Er stand allein im lichtlosen Flur, sann vor sich hin und empfand es in der Finsternis, daß ihm die Wangen brannten. — Welche Albernheit! Und doch: „Ist denn der Bräutigamsstand ein Mönchsstand und darf sich an so etwas Schönem und Liebem nicht mehr freuen?“

Rasch kehrte er in den Salon zurück, legte die Photographien an ihren Platz und stieß das Fenster auf, als wolle er, daß auch die letzte Spur des feinen Parfüms, der diesen engen Wohnraum durchschwebte, hinausziehe und mit ihm die leise Versuchung zur Untreue, die in ihrer Schwachheit mächtig zu werden drohte.

Bis die Wärterin sich meldete, saß er ruhig an Renatens Bett, Hand in Hand mit ihr. Sie fieberte stark und weinte unablässig vor sich hin. „Ohne Ursache,“ sprach der ungeduldige Mann in ihm, aber der geduldige Arzt ließ Nachsicht walten und strebte ihrer Erregung Ruhe zu schaffen.

„Liebste Nata,“ sagte er schließlich, vor seinen eigenen Gedanken Schutz suchend, „soll ich's deiner kleinen Freundin oder ihren Eltern einfach mitteilen, wie wir zu einander stehen?“

Sie ließ plötzlich mit Weinen nach, faltete ihre Hände zusammenpressend um die seinige, und er fühlte ihre Lippen auf seinem Rockärmel.

Diese ihre demütige Zärtlichkeit ging durch sein Empfinden wie ein scharfer Messerschnitt. Allein sie entschied anders, als er vorausgesetzt hatte.

„Nein, sage kein Wort davon. Wozu fremde Menschen einweihen? — Obgleich wir beide ein Nichts im Babel sind — du kennst die Welt! Irgend welche böse Zunge würde dennoch unseren vertrauten Umgang anfechten und anzweifeln, verlaß dich darauf. Und wir brauchen die gute Meinung für uns — — wer ums tägliche Brot arbeitet wie du und ich. Bleib vor der Welt *nur* mein Arzt, mehr nicht, — — es ist besser so.“ Der Ton, in dem sie sprach, war voll leidenschaftlicher Bitterkeit.

„Ich glaube wohl, daß du recht hast,“ entgegnete er, und sie schwiegen eine Weile, jedes verloren in seine eigenen Gedanken, die dennoch auf den gleichen Punkt zusammenliefen.

„— Ist Chérie Legouvier nicht ein entzückendes Geschöpf, Irvin? Hat jemals ein Name besser für seine Trägerin gepaßt?“ fragte Nata endlich halblaut und ohne besonderen Ausdruck. Irvin indessen meinte von ihren hastigen und tiefen Atemzügen auf ihre Angst vor seiner Antwort schließen zu müssen.

„Ja, — sie ist ganz entzückend,“ erwiderte er langsam, „und doch nicht ganz. Sie hat da eine merkwürdige Unregelmäßigkeit um den Mund herum. Ist dir's niemals aufgefallen, wie sie beim Lachen und Sprechen die Oberlippe nach rechts in die Höhe zieht? — Mir sofort!“

Der Dämon in Renatens Brust wollte abermals seine Stimme erheben: „Spiele doch nicht Komödie mit mir!“ allein sie brachte ihn erzürnt zum Schweigen.

„Du großer Physiognomiker, zu der Entdeckung gehört nicht allzuviel Weisheit," gab sie mit dem schwachen Versuche eines Scherzes zurück. „Man sieht, daß sich über den Geschmack nicht streiten läßt. Gerade diese Unregelmäßigkeit ist mir als ein Reiz mehr erschienen."

„— Ich bin, weiß Gott, ein schlechter Arzt, daß ich dir das Sprechen nicht energisch verbiete," sagte er statt der Erwiderung auf ihre kleine Bemerkung. „Nun ist's genug, Kind, nun bitt' ich mir Ruhe aus."

Sie nickte wortlos und gehorchte. Nichts vernahm er mehr um sich herum, als ihr beschleunigtes Ringen nach Luft und das Knistern im Kamin. Er saß zurückgelehnt, durch die Falten des Bettvorhangs ihren Blicken halb verborgen, ihre Hand immer in der seinigen haltend. Die Lampe brannte matt nebenan im Salon, zu seinen Füßen spielte der Widerschein des Feuers über den schäbigen Moquetteteppich hin, seine ungeschlachten Rosen und Nelken launisch beleuchtend.

„Weißt du was," brach er endlich das Schweigen, da er die Wärterin treppauf kommen hörte, „ich werde diese Nacht im Salon auf deinem Sofachen schlafen. Ich mag dich nicht mit dem fremden Weibe allein wissen. Bitte, keine Widerrede, Nata. Das *mußt* du mir gestatten. Ja, es bleibt dabei."

Sie sträubte sich aufgeregt dagegen mit hundert stichhaltigen und thörichten Einwänden, allein er beharrte ruhig bei seinem Willen. Er sandte Botschaft in die Rue de la Rochefoucauld, wo er nötigenfalls während der Nacht abzurufen sei, und installierte sich, ohne zu fragen, in der Rue Chaptal. — Zum Schein freilich schloß er die Korridorthür hinter sich, aber unhörbar kehrte er in Renatens beklommenen Salon zurück. Halbliegend, mit seinem Havelock zugedeckt, bettete er sich dort in die Ecke des unbequemsten aller schlechtgepolsterten Luxusmöbel eines kleinen Pariser Appartements dritten Ranges.

Bis zum Morgen verharrte er so auf seinem Bußlager, fröstelnd, zwischen Wachen und Träumen. Die ganze lange Nacht hindurch fuhren da drunten die Wagen über das Steinpflaster, und das Lachen, Pfeifen und Johlen ausziehender und heimtaumelnder Vergnüglinge klang empor zu ihm. Aus der Ferne schlugen die Turmuhren von Notre-Dame-de-Lorette und der Trinité. — In übertriebener Sorge, selbst halb im Fieber, erhob er sich eilends und schlich horchend zur angelehnten Schlafzimmerthür, sobald er da drinnen Renatens Seufzen und Aufstöhnen und das gedämpfte Sprechen der Wärterin vernahm. Und um die unruhig schlummernde Kranke her zerteilte sich zwei oder dreimal der Nebel, gewoben aus ängstigenden Schreckbildern. Dann blickten des Freundes ausdrucksvolle Augen auf sie nieder, und seine geliebte Hand faßte die ihre. —

Gegen zwei Uhr am folgenden Tage saß der stattliche Concierge des Legouvierschen Hôtels am Boulevard Haußmann thatenlos in seiner Loge und wunderte sich mild über die Ausdauer des auffallend hübschen jungen Herrn, der wohl schon zum sechsten Male langsam die Front abschritt, unschlüssig die verschleierten Fenster des Hochparterres musternd. Er war dunkel und sehr sorgfältig gekleidet, trug die hellen Handschuhe (höchst jungfräulich in ihrer zartgrauen Neuheit) zwischen den Fingern seiner sonnenbraunen Linken und hatte nicht das Geringste von „Pschütt" oder „Gommeux" an sich.

Was suchte, was bezweckte dies Individuum? Der Concierge legte seinen „Gil Blas" beiseite, knöpfte die hohe Livreeweste über dem behäbigen Bauche zusammen, schnippte mit Daumen- und Zeigefingernagel ein Stäubchen vom Rockärmel und stolperte zum Portal, gerade im Augenblick, da der Verdächtige so scharf und wiederholt die Schelle zog, als habe er nach seinem langen Überlegen nun gewaltige Eile.

„Madame empfängt?"

„Madame empfängt Montags von fünf bis sieben Uhr, Monsieur."

„Ich wünsche dennoch gemeldet zu werden, wenn es irgend möglich ist."

„Die Herrschaften sind beim Déjeuner, Monsieur."

Die Börse des Fragenden öffnete sich nicht zur traditionellen Bestechung der Bedientenseele, im Gegenteil, er blickte mit undurchdringlichem Hochmute auf den Thürsteher herab, und seine Wangen nahmen eine lebhafte Färbung an, als er seine Karte zog.

„Le Docteur Irvin Grütter. Lauréat de l'Académie de Médecine de Paris." —

Wasserträgerin. Broncierte Statuette von Arthur Strasser.

Der Concierge ſtudierte die Karte eingehend und ließ ſich dann beſtimmen, auf den Klingelknopf zum Bedientenzimmer zu drücken und den herbeiſpringenden Piccolo mit der Meldung des jungen Arztes im Speiſezimmer zu betrauen.

Als der Fremde zu den Herrſchaften hinaufbefohlen ward, ſah der Concierge ihn plötzlich ganz blaß werden, und dann nahm er, dem voraneilenden Piccolo folgend, immer zwei Stufen der marmornen Freitreppe auf einmal. Er blieb auch weit länger als die zuläſſigen zehn Minuten droben. Ja, er kam mit dem gerade anweſenden Hausarzte zuſammen, im tiefſten Geſpräche wieder treppunter, und die beiden Herren ſchüttelten einander die Hände zum Abſchied im Veſtibül: „Au revoir! — à demain!“ — Darauf beſtieg der Hausarzt ſein Coupé, und der fremde Doktor mit dem deutſchen Namen trat zwei Thüren weiter in den Blumenladen, erſtand ſich ein umfangreiches

Heliotropbouquet in weißer Papierdüte und zog von dannen, um die Ecke der Rue Lafayette biegend.

— — — — — — — — — —

Drei Wochen lang wiederholte sich dieser Besuch im Legouvierschen Hôtel in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen alle paar Tage; dann wurden die Pausen länger, und die Musiklehrerin erschien wieder wie sonst Mittwoch und Sonnabends zwischen Déjeuner und Diner zum Unterricht für Mademoiselle Chérie. Mit Doktor Grütter traf sie jedoch niemals zusammen.

„Ma foi, Jacques: le docteur wird Mademoiselle besser gefallen haben als die „institutrice", sagte der Concierge zum Bedienten bei Gelegenheit von Renatens erstem Kommen nach ihrer Krankheit. „Le docteur n'a pas trop l'air d'un Prussien, il me plait — und hast du gesehen, was für einen häßlichen Streich cette infulence maudite — (der gebildete Hausgeist meinte vermutlich die Influenza damit) der institutrice gespielt hat? Zehn Jahre gealtert, ma foi! zehn Jahr und keinen halben Tag weniger!"

— — — — — — — — — —

IV.

Niemand empfand dies bittrer und klarer als die Betroffne selbst, obwohl sie natürlich keine Ahnung von der derben Kritik des Concierge hatte. Einstimmig war sie von ihren Schülerinnen und deren Müttern mit Ausrufen bedauernden Staunens empfangen.

„Pauvre Mademoiselle! quelle mauvaise mine!" sagten die einen, und die anderen, die Unbarmherzigen, meinten hinter ihrem Rücken untereinander:

„Comme elle a laidi, cette fille!"

Im Legouvier'schen Hause ward ihr stillschweigend vor der ersten Stunde nach der unfreiwilligen Pause ein Glas alten Weines gereicht, und Chérie, deren ganzes Wesen eine neue, reizende Mädchenhaftigkeit verklärte, strich ihr zärtlich mit der weichen Hand über die Augen:

„Meine Liebste — die Krähenfüße sollen wieder verschwinden; dafür muß Doktor Grütter Rath schaffen."

Sein Name war ihr sehr geläufig geworden. Sie sprach ihn jetzt in deutscher Betonung aus, und das deutsche Element in ihr überwuchs das französische immer mehr und immer sichtbarer mit seinen Trieben und Knospen, die im Gemüte wurzeln und in der Wärme des Gefühls ihrer Entfaltung entgegendrängen.

Unmöglich däuchte es Renate zu Anfang, an die Erwähnung Irvins von diesen Lippen ein Gespräch über ihn zu knüpfen. Mit Schmerz und Beben empfand sie's, wie in der eigenen Seele zuerst das Unbehagen, dann die Eifersucht, dann der Widerwillen keimte gegen das Kind ohne Arg, das bei der geliebten Lehrerin und Freundin mit leisem Finger nach Verständnis tastete, ohne zu ahnen, wie dies behutsame Tasten genügte, um einen kleinen Riß zur klaffenden Wunde zu erweitern, die in die Tiefe fraß.

„Sagen Sie: — waren Sie nicht zufrieden mit Doktor Grütters Behandlung?" fragte Chérie eines Maitages, als Renate, ermüdet von der Hitze, noch einen Augenblick nach der Stunde im kühlen Zimmer saß und Limonade mit ihrer Schülerin trank. „Ich komme nämlich auf den Gedanken, weil Sie's sichtlich vermeiden, von ihm zu sprechen."

„Wie so: nicht zufrieden? Im Gegenteil!"

Es rann ihr eiskalt über den Rücken. Kaum vermochte sie das krampfhafte Zittern zu bemeistern, das sie anfiel.

„Das freut mich, Mademoiselle," entgegnete Chérie und rollte ihr lichtrosa Schärpenende um den Finger. „Denken Sie — — es ist ganz merkwürdig — — ich habe ein so merkwürdiges Vertrauen zu Doktor Grütter, Mademoiselle — ich würde niemals fürchten — ach nein, nun lachen Sie mich aus!"

„Es ist auch zum Lachen!" — Renatens schmales Gesicht ward von solch peinlicher Glut übergossen, daß sie sich gern unter den Erdboden versteckt hätte, um es nicht zeigen zu müssen: — „Eine Schwärmerei in aller Form für Doktor Grütter, und er ist das gerade Gegenteil von den Herren, die bei Ihren Eltern verkehren, soviel ich weiß."

„Kennen Sie unseren Verkehr, Mademoiselle? — Ich glaube doch nicht. — Wir alle stellen Doktor Grütter sehr hoch, und Doktor Dienlafoye, unser Arzt, thut dasselbe."

O, wie verstand sie's, in ihrem Zürnen das Prinzeßchen herauszukehren! Jetzt

zitterte sie fast stärker als Renate und zog die feine, unregelmäßige Oberlippe stolz in die Höhe, während sie auf dem Deckel des Flügels ihre Noten ordnete.

„Ich habe Ihnen nicht weh thun wollen, vergeben Sie mir," sagte Renate, von vernichtender Scham getrieben. Das halbdunkele Zimmer kreiste vor ihren Augen, und ihre Knie wankten, während sie neben Chérie trat und ihr die Hand um den zierlichen Leib legte.

„Ach vergeben: — was denn? Ich habe Ihnen ja nichts zu vergeben, Ihnen, der heiligen Geduld für mich Unbegabte!" rief Chérie und befreite sich mit geschmeidiger Körperwendung aus Renatens haltendem Arme. „Aber Sie dürfen niemals mehr so verächtlich von jemandem sprechen, der uns — den ich — ach — was sag' ich denn heut für Dinge, Mademoiselle! Es ist auch zu heiß — fühlen Sie nur meine Stirn! Und nicht wahr: Sie haben es nicht verächtlich gemeint. Wissen Sie: berühmte Ärzte brauchen doch nicht immer Großväter zu sein, wie Monsieur Dieulafoye. Doktor Grütter, zum Beispiel, hat eine Operation gemacht — — Nein! da fang' ich schon wieder an; schelten Sie mich nur, Mademoiselle! —" Sie zog Renatens Hand lachend gegen ihre junge Brust, rückte der stummen Zuhörerin ihrer Halbgeständnisse das Hütchen zurecht, dessen dunkler Sammet noch vom Winter redete, und gab ihr im Vorzimmer selbst den Mantel um die Schultern zu Jacques' Erstaunen.

„Sage die volle Wahrheit — tritt ihre Hoffnung in den Staub und zerpflücke ihre Liebe! —"

Weshalb Renate diese stürmische Forderung ihres Inneren nicht in Worte umsetzen, sondern ihre Schülerin mit freundlichem Gruße verlassen konnte — sie wußte sich's nicht zu erklären. Auch jetzt hielt die eiserne Hand ihr den Mund geschlossen, und die unbekannte Macht heftete sich an ihre Fersen.

Unten im Vestibül erst ward ihrs deutlich, daß sie sehr gehässig gegen den Mann gesprochen hatte, den sie selbst so leidenschaftlich liebte. Ohne Besinnen stieg sie abermals treppauf, eilte an Jacques vorüber, der das Limonadenservice zur Küchentreppe trug, und trat nach leisem Pochen wieder ins Musikzimmer.

Chérie stand dort unter dem Kronleuchter, anzusehen wie eine liebliche Tanagrafigur in ihrem weichen, weißen Kleide. Sie streckte beide Hände vor sich aus, als erwarte sie das Kommen eines völlig überraschenden Besuches.

„Mademoiselle! — c'est vous, Mademoiselle —?"

„Ja — — ich bin noch einmal zurückgekehrt — — ich will durchaus nicht, daß Sie sich — eine falsche Idee von meiner Meinung — von Doktor Grütter bilden —" Renate stolperte über ihren Kleidersaum und stieß die Worte ohne Zusammenhang hervor. „Das ist ein Irrtum! — Niemand erkennt ihn höher an als ich — glauben Sie nicht, daß ich falsch oder undankbar bin — —"

„— Mille grâces! —" Chérie preßte einen hastigen Kuß auf Renatens Wange und schob sie dann mit beiden Händen sanft von sich. Sie hörte im Nebenkabinett ihres Vaters Stimme. Die Thür schloß sich hinter Renate, und sie begab sich wieder zum Portal hinab, ohne die Stufen unter ihren Füßen und die Seidencorde des Treppengeländers zwischen ihren Fingern zu spüren.

— — — — — — — — — — —

Sie bewegte sich gleich einer Schlafwandelnden unter den schattigen Bäumen hin. An der Chaussée d'Antin vorbei, die in direkter Richtung auf ihr Stadtviertel zuführte, durch die Rue Auber; dann am Opernplatz und dem riesigen Seitenflügel des Grand Hôtel entlang, und fand sich mitten im lärmenden Treiben der großen Boulevards.

Der prickelnde Tanzrythmus des Pariser Lebens gab ihr die Besinnung zurück, um sie dann auf seinen Schwingen wieder in Traum zu wiegen. Das wars, neben ihrer Liebe, was sie immer von neuem in Paris hielt und ihrem Heimweh Vergessen schuf: dies Genießenkönnen und Schlürfen vom Erlesensten und dabei: dies Untertauchen und Sichverlieren in mächtiger Flut. Sie schwärmte für die Boulevards, sie ruhte in der entzückenden Unruhe nach ihrer anstrengenden Arbeit.

Was für ein Wagenrollen, Hasten, Drängen, Schlendern und Ausrufen sondergleichen! Strahlende Toiletten, überfüllte Cafés, deren Stühle und Marmortischchen

so eng nebeneinander standen, daß es rätselhaft erschien, wie die weißbeschürzten Kellner mit ihren Servierbrettern und Lordmienen sich hindurchwanden von Gast zu Gast. Und dazu die Feenpracht der Magazine: blitzend und farbengleißend, der vornehmste Geschmack, der gewagteste Chik und der betäubende Duft von Rosen und Gardenien, Orchideen und getigerten Lilien in Goldkörben und mächtigen Sträußen, den man durch die Spiegelscheiben der Blumenläden zu spüren meinte. Über diesem unabsehbaren und reizvollen Wandelbilde wiegten sich junggrüne Baumäste und spannte sich die sonnendurchflimmerte Himmelskuppel, aus ihrem tiefen Blau die Giebel und Mansardendächer der Paläste, die Orgelpfeifen der Rauchschlöte scharf und klar heraushebend.

Der Frühlingsrausch bemächtigte sich Renatens. Sie schwamm mit dem Strome. Die trübe Stimmung fiel ab von ihr, bis ihr eine Männergestalt entgegenkam, deren schlanker Wuchs und südlich dunkles Gesicht sie an Irvin erinnerten. Der junge Herr trug eine Blume im Knopfloch und ein Stöckchen unter dem Arme. Er sah sehr aufgeräumt aus und blickte spöttisch-lustig zu Renate nieder, während er hart an ihrem Ellbogen hinstreifte.

Ihre Gefühlssaite war heute zu hochgespannt, sie zerriß unter dem kecken Blicke dieses Gleichgiltigen. Keinen harmonischen Ton mehr vermochte ihr der göttliche Frühlingstag zu entlocken.

Nach der Madeleine zu ebbte das bunte Wogen und Treiben ein wenig ab. Die elegante Rue Royale war verhältnismäßig ruhig; denn die Spazierfahrer der Champs-Elysées und des Bois kehrten erst zu späterer Stunde heim, und der „Salon", der seit vierzehn Tagen im Industriepalast eröffnet war, schloß seine Pforten nicht vor sechs Uhr.

Die Sonne brannte. Renate begann ihre winterlichen Gewänder wie eine drückende Last auf sich zu fühlen. Die Spiegelscheiben, an denen sie vorüber kam, warfen wieder und wieder ihr Bild zurück, und sie fand dies Bild abscheulich, altjüngferlich, düster wie eine Fledermaus. Chéries weiße Gestalt schwebte und tanzte vor ihr her, maienfrisch, schmetterlingsleicht. — Da war es wieder, das peinvolle Nagen der Eifersucht in ihrem Herzen! Auf der Place de la Concorde stand sie lange vor der umflorten und bekränzten Statue des verlorenen Straßburg. So glaubte auch sie sich jetzt verloren und des Beweinens wert in Paris. Keinen Blick hatte sie für die heitere Schönheit, die stolze Größe der Rundsicht; das Rauschen der prächtigen Fontainen, die den rotgrauen Obelisken flankieren, verletzte ihr Ohr, die Nadel des Eiffelturms erschien ihr als eine alberne Spielerei. Bitterkeit durchdrang ihr ganzes Sein.

Da sagte sie sichs mit plötzlich rückkehrender Energie, daß es so weder bleiben noch weiter gehen dürfe. Vor einem siebzehnjährigen Kinde die Waffen strecken nach solch langem Kampfe für den Geliebten und mit ihm? — Unwürdig.

„Jede Frau ist so alt, wie sie sich gibt!—"

Durch den verregneten Irrgarten ihrer Gedanken huschten als Sonnenblitze all die Komplimente, die man seit Jugendtagen ihren regelmäßigen Gesichtszügen, ihrer eleganten Gestalt gespendet hatte. Daran war noch nichts verändert, und welch ausbündige Narrheit beging sie damit, daß sie über den seelischen Konflikten ihr Äußeres vernachlässigte und als Trauercypresse zwischen den Frühlingsblüten stand.

Stunden hatte sie heute nicht mehr zu erteilen, und sie trug zwei große Honorarpäckchen in der Tasche. Fast ohne es zu wissen, eilte sie durch die Rue Royale zur Rue Duphot hinüber und gradeswegs in die menschenerfüllten Kaufräume der „Trois Quartiers". Dort machten sich die Erstlinge der Sommermode breit, billig und kostbar, extravagant und anmutig, für jedermanns Börse und Geschmack.

Der Taumel hielt selbst dann noch vor, als sie, um fast zweihundert Franken ärmer, in ihrem offenen Fiaker saß, hell und leicht gekleidet, ein blumenreiches Nichts auf dem Scheitel, ihr zu Füßen, wohlverpackt, die abgestreifte, winterliche Puppenhülle. Der Taumel trug sie sogar bis zu „Auguste" in die Rue de la Paix, wo gewandte Coiffeurshände ihr weiches, schlichtes Haar zu Löckchen umschufen, zu griechischem Knoten schürzten und ihr den Kräuselapparat in Seidenpapier hüllten; wo beredte Lippen „Extrait Ninon" und „Poudre d'Iris" dringend zu täglichem Gebrauche für „Madame's" Hauptpflege anrieten.

Digitized by Google

Ernüchterung und Reue kamen erst, als sie in der Rue Chaptal vor ihrem Spiegelschranke im Schlafzimmer stand und in aller Muße betrachten konnte, was sie für ihre zweihundert Franken aus sich gemacht hatte.

Wollte sie sich zu einer Maskerade aufputzen, als Pseudopariserin? Als die betagte Naive eines Mittelstadttheaters, die in geblümtem Foulard und Rosenhütchen den Backfisch Benedixscher Stücke spielt?

Sie nahm die leichtfertige Guirlande, die, auf Tüll und neckische Goldtroddelchen gebettet, den diesjährigen Sommerhut vorstellte, aus den gebrannten Haaren, legte ihn zu ihren Verschönerungseinkäufen auf den Tisch, flüchtete in die Ecke ihres Salonsophas, und dort blieb sie sitzen, das Gesicht in den Händen . . . . .

— — — — — — — — — — —

Plötzlich hörte sie das bekannte Klopfen an ihrer Korridorthür. Sie schrak aus ihren Grübeleien empor und da stand Irvin vor ihr, die Rose im Knopfloch, Rosen für sie in der behandschuhten Linken. Es war lächerlich, wie sehr er in dieser Sekunde dem hübschen „flâneur" vom Boulevard der Madeleine glich.

Ein rascher Blick des Befremdens glitt aus seinen braunen Augen über Renatens veränderte Erscheinung hin. Dann drückte er ihr die duftigen Rosen in die Hand, zog sie an sich und küßte sie:

„Meine liebe Nata, guten Abend! Du hast mich doch erwartet? Heute vor einem Jahre bist du in Paris angekommen!"

Sie umschlang ihn und gab ihm seinen Kuß mit Zinsen zurück. „Ach, daran hat meine Seele gar nicht gedacht, du Liebster!"

Er hielt sie noch immer im Arm und führte sie so in den hellen Salon. „Den großen Tag müssen wir notwendig feiern. Willst du mit mir zu Ledoyen kommen? Laß uns dort essen; ich lade dich ein. Aber nicht in dieser Toilette! Wirf dir geschwind ein andres Kleid über — dein dunkelblaues. (Es lag mit Mantel und Winterhut im Carton der ‚Trois Quartiers.') Wie kommst du dazu, dir einen so eigentümlichen Stoff zu wählen? Ich hasse helle Farben an dir! Und was, in aller Welt, hast du mit deinen Haaren gemacht? — Was ist in dich gefahren?"

„Ich wollte schön für dich sein", gab sie kleinlaut zur Antwort und versuchte zu lachen. Dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie setzte sich wieder in ihre Sofaecke und verbarg ihr Gesicht auf den untergelegten Armen.

Er umfaßte sie und bat um Verzeihung. „Verlangst du, daß ich dir eine Unwahrheit sage?" Er wollte ihr die Hände unter den Augen hervorziehen, allein sie drückte den Kopf nur noch eigensinniger dagegen und wehrte ihn von sich. Da ließ er ab. Ein Weilchen stand er ihr wartend gegenüber und betrachtete sie, während in seinen lebhaften Augen der Ärger zu funkeln begann. Das Mitgefühl überwältigte jedoch den Ärger. Er stellte sich ans Fenster, kehrte ihr den Rücken und gewann seine Ruhe und seinen freundlichen Willen wieder.

Da sie sich nicht regte, zog er seine Uhr und bemerkte, weit kälter im Ton, als ers beabsichtigte:

„Es geht auf sieben: Willst du dich nicht fertig machen, Nata? Spätestens um zehn muß ich an der Trinité sein. Ich habe noch eine Verabredung."

„Ich will dich nicht hindern — geh allein zu Ledoyen — ich bin nicht hungrig —" stammelte sie mit schwankender Stimme, blickte auf und sah ihm mit Augen ins Gesicht, die einen Stein erbarmen mußten.

Er hieß sie sich erheben, und jetzt gehorchte sie. Darauf strich er ihr die Haare möglichst in der alten Weise glatt hinter die kleinen Ohrmuscheln und nahm sie wieder in den Arm.

„Nata — Kind! Wozu quälen wir einander! Wir, die jeden Gedanken geteilt haben, Jahre und Jahre. Komm, winde dich nicht in meinem Arme; sage mir ehrlich die Wahrheit. Weshalb willst du nicht mit mir essen? Fühlst du dich krank? Hab ich dir irgend etwas zu Leide getan?"

„Nichts — nichts — ich bin nicht hungrig —" wiederholte sie.

„Laune! Thorheit!" rief er und faltete die dichten Brauen unter der klugen Stirn. „Wer gesund ist und arbeitet, der muß auch essen. Wie viel Stunden hast du heute gegeben? Wo warest du zuletzt?"

„Du weißt es so gut wie ich. Bei den Legouviers."

„Was soll dieser Ton? Was ist dir dort begegnet, daß du in solch einer feindseligen Stimmung heimgekehrt bist?"

„Nichts — gar Nichts — —"

„Das ist deine Lieblingsreplik heute und bekanntlich eine hervorragend wohlfeile," entgegnete er schroff. „Aus der Luft taumelt keinem die üble Laune in den Schoß und vollends dir nicht. Es sei denn, daß dein Charakter sich nach der Krankheit gehäutet hätte. Das fällt nicht in meine Wissenschaft. Laß uns deutsch reden, Nata, ohne Rücksichten: bist du noch offen gegen mich, wie sonst?"

„Bist du's denn?"

„Ich? — Bei Gott, ja! Ich habe weder etwas zu verbergen, noch das Geringste gethan, was deine Empfindlichkeit gegen mich rechtfertigen könnte."

„Aber ich verberge dir etwas!" rief sie heftig, warf sich in seine Arme und küßte ihn ungestüm unter erneuten heißen Thränen. „Ich bin eifersüchtig — zum Wahnsinn — auf Chérie Legouvier!"

Er hielt den Atem an und stieß ihn darauf gewaltsam von sich. Dann löste er ihre Hände von seinem Halse und faßte sie fest in seiner einen zusammen. „Kennst du französische seine Sitte noch immer nicht? Muß ich junger Fant dir darin Unterricht geben?" fragte er, und Flammen stiegen in seinem Gesichte auf. „Glaubst du, daß ich Mlle Legouvier jemals auch nur fünf Minuten ohne Zeugen gesehen, geschweige denn gesprochen habe oder dies überhaupt ermöglichen könnte, selbst wenn ich das glühendste Verlangen danach trüge?"

„Was beweist mir das?"

„So frage deine Schülerin, die du sehr zu lieben behauptest, ob ich, durch mein Benehmen gegen sie, dir Grund zur Eifersucht gebe. Oder frage Madame Legouvier, oder Monsieur, wenn dirs gefällt! Du verletzest deine Würde und die meine. — Du bist grenzenlos ungerecht gegen mich! Nein, ich will dich nicht zwingen, mich zu Ledoyen zu begleiten, ich danke für eine solche Gesellschaft! —"

Fahlen Gesichts, verändert bis zur Unkenntlichkeit, nahm er seinen Hut vom Haken und wandte sich zum Fortgehn. Sie aber drängte sich zwischen ihn und die Thür. Und nun brachs aus ihrem wunden Herzen hervor, unaufhaltsam. Klammernd umschränkten ihre Finger seine Hand, die er ihr, Schweigen fordernd, auf den Mund drücken wollte.

„Sie sprechen von dir — ohne Aufhören — als ob du jede freie Minute bei ihnen zubrächtest! — Ich weiß nichts davon — alles und alles verhehlt man mir. Sie wollen dich mir stehlen —! Sieben Jahre hab' ich nur für dich gedacht und gestrebt — und dich geliebt! — Sieben Jahre, meine beste Lebenszeit — und nun ich krank und gebrochen bin — —"

„Nata — Nata!" Seine Stimme kam klanglos, seine lodernden Augen sahen schwarz über den totenblassen Wangen. Er hob unwillkürlich die geballte Hand, aber sie zuckte mit keiner Wimper; sie war über Furcht und Besinnung längst hinweg.

— „und nun ich krank und gebrochen bin, giebst du mich auf um jene — — — — um die oberflächlichen Franzosen, die —"

„Schweig! —" Er ließ die erhobene Rechte sinken, preßte den Rücken gegen die Wand und so stand er mit arbeitender Brust und weit geblähten Nasenflügeln. Sein Kinn bebte vor Zorn.

„die dich blenden — dich bestechen," — fuhr sie fort. —

— „die mir ihr Wohlwollen mit der That beweisen und mir Arbeit und Praxis verschaffen zu deinem und meinem Heile," fiel er ihr in die Rede, sich mühselig bemeisternd, weil es ihm plötzlich durch seine wildentrüsteten Gedanken jagte, daß sie unsäglich leiden müsse, um ihm das anthun zu können. „Menschen, die weder flach noch geldstolz sind, sondern warm und liebenswert! — Und du weißt das alles besser als ich, du hast es in jener schweren Prüfung deines Jahres in Paris dankbar empfunden. Bis zu dem Augenblicke, da ich als Vierter in euren Bund von Mutter, Tochter und Lehrerin getreten bin —."

„So ist es nicht! So ist es nicht!" schrie sie unter den Schlägen ihres erwachten Reuegefühls auf, allein Irvin ließ sie nicht zu Worte kommen. —

„Ja, so ist es! Deine grundlose Eifersucht sieht das Reine schmutzig und leugnet mir Ehre und Treue ab! Bin ich ein Mann oder ein Schurke in deinen Augen? Sage mirs! Du behauptest, die Treue sei euer deutsches Privileg: wohlan, so bin ich deutsch, wie mein Vater war. Meine Treue halte ich dir, solange du sie erkennst und achtest; deine Worte aber wirst du

zurücknehmen, oder mein Fuß betritt deine Schwelle nicht wieder! —“

— — — — — — — — — —

Da fiel sie gegen seine Brust und glitt an ihm nieder auf ihre Knie. —

— — — — — — — — — —

V.

Ist es möglich, daß man solch einen stammzerknickenden Sturm überleben und je wieder vergessen kann? Vermag eine ganze Zukunft voll heißester Liebe solch vergangene Qual auszutilgen, die sich aus Mißverstehen, Mißdeuten und Mißtrauen zusammensetzte?

— — — — — — — — — —

Sie überlebten und verwanden diesen ihren ersten und schwersten Sturm. Ja, sie schlossen Frieden, und der nämliche Abend sah sie, scheinbar in der alten Eintracht, am gewohnten Marmortischchen des Bouillon Maubeuge sitzen, die Speisekarte zwischen sich. Renate lüftete den Halbschleier über ihren verweinten Augen nicht. Sie trug das dunkelblaue Tuchkleid und den winterlichen Sammethut. Das Zweihundert-Franken-Kostüm hing daheim im versteckteſten Winkel ihres Wandschrankes, und von Ledoyen und einem festlichen Mahle war keine Rede mehr gewesen. Jeanne vermutete in ihrem Kellnerinnenverstande bei des Doktors „petite dame“ Migräne oder ein verweigertes Armband und umstrich neugierig den Tisch der Beiden.

Sie sprachen wenig miteinander, aber das Wenige klang sehr freundlich und sehr rücksichtsvoll und behandelte gefahrlose Themata: Edouard de Reszke's Erfolge an der großen Oper, die Kunstwerke des Salons und den interessanten Prozeß des Londoner high life in der Lesart des Siècle.

Sobald eine Pause in der Unterhaltung eintrat, fing Renate an wie im Fieber zu glühen und sich zu fragen: hat dieser Mann neben dir, von dem du jedes Weh fernzuhalten gedachtest, als sei er dein Augapfel, wirklich vor dir geweint in zähneknirschender Wut und Verzweiflung? — — Und hast du ihm wirklich auf deinen Knieen Abbitte gethan?

— — — — — — — — — —

Einen Flor deckten sie über ihre dunkle Stunde und hoben ihn niemals in schweigender Übereinstimmung. Mochte Renate es auch allmählich wieder versuchen mit schüchternen Fragen und anerkennenden Bemerkungen über Chéries Talent und Fleiß, Irvin beantwortete die Fragen ausweichend oder sehr kurz und hörte die Lobreden an, stumm, seine Augen durchdringend in die Renatens geheftet, um den Mund einen ernsten und leidenden Zug, den Renate früher nicht an ihm bemerkt hatte.

Ihr begegnete er mit ruhiger Güte und einer zärtlichen Aufmerksamkeit, die ihr oft heimliche Thränen in die Augen trieb und überschwängliche Rührung ob seiner Großmut ins Herz senkte. — Sie that ihm zuliebe, was sie immer ersinnen konnte; ja, mit Wollust legte sie sich materielle Entbehrungen auf, wenn es galt, ihm einen Wunsch aus den Blicken zu lesen und zu befriedigen. Das selbstverleugnende Sühnen ihrer Schuld schenkte ihr wieder ein zaghaftes Glücksempfinden, das freilich dem einstigen nur noch wie sein Schatten glich. — Sie aber hoffte und flehte zu Gott, daß der Schatten sich nach und nach zu erneuter Wirklichkeit verdichten möge. So lebte sie, eine Unmündige, nach Irvins Willen und vergaß vollständig, daß sie die ältere um fünf wohlgezählte Sommer war.

— — — — — — — — — —

Ende Juli verließen die Legouviers Paris, um den heißen geräuschvollen Boulevard auf unbestimmte Wochen mit dem reizenden Bagnères im Schoß der Pyrenäen zu vertauschen.

Ferienruhe zog überall ein. Die vornehme Gesellschaft der Millionenstadt hatte sich längst zerstreut. Bürgerstand, Fremdenschwärme, Proletariat und die Anspruchsloseren der Halbwelt bevölkerten Boulevards und Bois de Boulogne. Nirgends mehr Diners und Empfangsabende. Universität, Schulen und Ateliers schlossen, der Industriepalast lag, seiner Anziehungskraft beraubt, in brennendem Sonnenschein. Ja, die Bäume des Tuileriengartens und der Champs Elysées zeigten schon hier und da ein gelbes Blatt, und die bunten Sommerblumen der Riesenbeete schossen mächtig in Kraut und Samen.

Irvin hatte alle Hände voll zu thun, er dachte dies Jahr an keine Ausspannung. Er vertrat zwei abwesende Kollegen und wünschte der Stunde zehnmal sechzig Minuten. —

„Zu viel!“ seufzte Renate und blickte,

so oft er kam, mit bangerer Sorge in sein liebvertrautes Gesicht, dessen Züge merkwürdig rasch reiften und alterten. Ihm sei sehr wohl, versicherte er jedesmal und küßte die schlanke Hand seiner Braut, wenn sie, an seinen Schläfen hinstreichend, behauptete, das schöne, wellige Haar, sein Schmuck und ihr Stolz, beginne sich zu lichten. Sogar die böse, graue Farbe mischte sich da und dort bereits unter das bläuliche Schwarz. „Grau werden mit achtundzwanzig Jahren!"

„Ja, ja, mein Kind — die Sorge! Die spinnt silberne Fäden," scherzte er und konnte sie dennoch so melancholisch anblicken bei lachendem Munde, daß sie gern für jedes seiner verfrühten, weißen Haare einen Tag ihres Lebens geopfert hätte.

Sie sah ihn wöchentlich nur ein oder zweimal; denn seinem Wunsche folgend, hatte sie ihre Wohnung in der Rue Chaptal auf drei Monate an Fremde vermietet und erholte sich im nahen, ländlichen Suresnes, zu Füßen des Mont Valérien, von den tückischen Nachwehen ihrer Grippe, die ihre sonst so zähe Gesundheit untergraben hatte wie ein schleichendes Gift. Ihre kleinen Ersparnisse und die Anwesenheit mehrerer Pariser Schülerinnen auf den Sommersitzen von Asnières und Ville d'Avray erlaubten ihr diesen Luxus einer Villegiatur einfachster Art.

Mit welch glühender Dankbarkeit hing ihre Seele an dem bescheidenen Häuschen mit seinem niedren, grellblau gemalten Wohngemache, den drolligen Ginghamgardinen an den Fenstern und der grünen Bank in der schwülen Ligusterlaube des Gärtchens, das so köstlich nach Reseda duftete und stets durchflattert von schneeigem Linnen war. Denn die Hauswirtin, eine ehrsame Waschfrau, kniete tagaus, tagein mit Kübeln und Seife am umbuschten Ufer der Seine. — In dieser schlichten Zufluchtsstätte gewann Renate ihren vergötterten Freund zurück, sein Herz, sein Vertrauen, ganz und gar. So meinte sie wenigstens in ihrem festen Willen nicht mehr zu suchen und zu grübeln, ob Irvin ihr etwas verberge. Denn das Edle in ihrem Wesen lag, wie vordem, hell und golden am Tage. Er sah es und dankte dem Schicksal, daß seine Braut ihm das Treuehalten wieder leichter machte, daß er sich wenigstens sagen durfte: „Kampf, Seelennot und Herzenswunden erdulde ich für keine Unwürdige." Wie schwer er rang und litt, sich mit Vorwürfen marterte und in Sehnsucht nach dem Anblicke des lieblichen und geliebten Kindes fern in den Grenzbergen aufrieb, das wußten nur seine eignen vier Wände und sein einsames Lager, dem der Schlaf fern blieb manche lange Nacht.

Es mußte überwunden werden. Einen Ausweg aus diesen Wirrnissen sah er nicht. Seine Mannesehre band ihn allzu fest.

Der Oktober war da. Renate hatte ihr Heim in der Rue Chaptal abermals bezogen und die Mehrzahl ihrer Stunden von neuem aufgenommen. Frisch fühlte sie sich trotz der wiedererrungenen Seelenruhe, trotz des dreimonatlichen Landaufenthaltes noch immer nicht. Der Pariser Lärm griff sie an, die Boulevards hatten von ihrem Reiz verloren. Sie gestand sich, daß sie arbeitsmüde sei, ein geheimer wachsender Zug nach Deutschland zurück bemächtigte sich ihres Innern mehr und mehr. Es war förmlich wie der Vorspuk eines ernsten Wendepunktes in ihrem Leben.

Wehmütig scherzend sprach sie ihrem Verlobten diese Gedanken aus während eines stillen und sehr späten Abendganges zu zweien, Tags vor der angekündigten Rückkehr der Legouviers aus Bagnères de Bigorre. Irvin hörte ihr zu, ohne die Worte in sich aufzunehmen. Leidenschaftlich bewegt preßte er ihren Arm an sich im Dunkeln des Tuileriengartens. Der Herbstwind pfiff in den großen Baumkronen der Alleekastanien, warf die Äste durcheinander und rauschte in den dürren Blättern am Boden. Von den Beeten her kam der starke Duft der letzten Levkoyen und Nachtviolen; die Laternen blinkten trübe im feuchten Nebel.

„Was wird uns der Winter bringen, mein Geliebter?" sagte Renate, sich eng an Irvins Seite schmiegend. „O, Gott sei ewig Dank, daß ich dich wieder habe und n o c h habe! O, Irvin, bleibe nachsichtig gegen mich, — sieh, ich liebe dich über alles in dieser und jener Welt!"

Er zitterte wie Espenlaub. Plötzlich blieb er im tiefsten Schatten stehen, schloß sie gegen seine Brust und bedeckte das Antlitz, das er nicht sah, mit durstigen Küssen, seiner sinnverwirrenden Qual unterliegend.

Stumm nahmen und gaben sie, während der kalte Wind sie umbrauste, stumm, weder

Heinrich von Veldeke.
Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Digitized by Google

rechts noch links schauend, schritten sie nebeneinander hin, bis ihre Wege sich in der Rue Chaptal trennten. Da drückte Irvin Renatens Hand zur Gutenacht so rauh und heftig, daß sie nur mit Mühe einen Aufschrei verbiß:

„Nata — Nata, — zweifle nicht an mir!“

— — — — — — — — — — — —

An ihm zweifelte sie nicht mehr, aber an sich selbst und ihrer Kraft, ihren Jahren ward sie irre. Schlaflos warf sie sich in den Kissen von einer Seite zur andern und zauberte sich mit aller Macht der Erinnerung und Phantasie in den sturmbewegten Schatten des Tuileriengartens und in Irvins umschlingende Arme zurück.

„Ich kann nicht so mit ihm weiterleben, — ich will Paris verlassen und wieder in der Heimat auf ihn warten.“ Das war nach langem Streit und Wiederstreit ihr letzter Gedanke vor dem Einschlummern gegen die erste, graue Morgendämmerung hin.

So klar und unabänderlich stand dieser Entschluß noch beim Erwachen in ihrer Seele, daß selbst die unglaubliche Kunde, die der Postbote ihr, verbrieft, versiegelt und rekommandiert, aus der deutschen Vaterstadt an den Frühstückstisch brachte, ihre Fassung im ersten Moment kaum erschütterte.

Ihr ward eröffnet, daß sie durch den Tod und die Testamentsverlesung ihres ehemaligen Vormundes und langjährigen Familienfreundes in den rechtmäßigen und sofortigen Besitz eines Vermächtnisses von stattlichem Betrage gelangt sei.

— — — — — — — — — — — —

Fünfzigtausend Mark! Ein großes Vermögen in ihren glückgeblendeten Augen! Sie faltete, als sie allein war, die Hände im Schoß und lachte unter krampfhaftem Schluchzen stoßweise vor sich hin.

Nur Schritt für Schritt wagte ihr trunkenes Empfinden der unfaßbaren Gewißheit zu nahen, daß sie sich nun weder von Irvin zu trennen, noch auf die heiß ersehnte Vereinigung mit ihm länger zu warten brauchte.

— — — — — — — — — — — —

„Nach mehr als sieben Jahren endlich am Ziel — endlich — endlich! — Alle Not vorüber! — Wie gut ist Gott! —“ — — — — — — — — — — — — Sie setzte sich sofort an ihr Pult und bestätigte dem Testamentsvollstrecker den richtigen Empfang des Briefes. Die ausführliche Beantwortung desselben solle morgen erfolgen. Noch heute werde sie mit ihrem Pariser Sachwalter Rücksprache nehmen.

Dann schrieb sie mit fliegender Feder an diesen geliebten Sachwalter. Zwar wußte sie ihn bereits seit einer Stunde fort auf Praxis, aber vor dem Diner kehrte er unfehlbar in die Rue la Rochefoucauld zurück. Dahin adressierte sie. Knapp ein Dutzend Zeilen — unleserliches Gekritzel:

„Einziger Freund!

Sei heute Abend mein Gast zu Tisch, inständig bitte ich Dich darum. Ich habe eine große Nachricht für uns beide erhalten und brauche Deinen Rat und Deine Mitfreude. Willst und kannst Du zwischen sieben und acht in der Rue Chaptal bei mir sein? Ich zähle fest darauf und erwarte Dich mit Sehnsucht und Ungeduld.

Deine treue Nata.“

— — — — — — — — — — — —

Wie sie diesen kalten, trüben Regentag und seine sechs Musikstunden hingebracht hatte, das war ihr ebenso rätselhaft wie gleichgültig, abends, als der himmlische Augenblick näher und näher rückte, da sie Irvins Klopfen an ihrer Korridorthür erwarten durfte.

— — — — — — — — — — — —

VI.

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
„Die letzten roten Astern bring herbei
„Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai —!“

— — — — — — — — — — — —

Er zauderte, ehe er um Einlaß pochte, mehrere Minuten auf der obersten Treppenstufe vor ihrer Wohnung und lauschte ihrem Gesange da drinnen. Das halbvergessene Lied aus der Zeit seiner und ihrer jungen Liebe. Noch heute klang die schöne Altstimme weich und rein, und Meisterin des Ausdrucks war Renate von jeher gewesen. Jetzt schwebte das Lied auf den Fittigen der Leidenschaft. Irvin hörte es, trotz der beiden dämpfenden Thüren zwischen ihm und ihr.

Was hatte sich ereignet? Was konnte sie ihm so wichtiges zu sagen haben? Ein Verurteilter vor dem Richtblock, so stand er da im Halbdunkel vor dem Eingange zu ihr.

„Ich bin ein armseliger, verächtlicher

Feigling — Sterben ist Kinderspiel gegen dies lügnerische Dasein!"

Mit verzweifeltem Aufstöhnen preßte er die Stirn in beide Hände. — Sein Herz schlug hart gegen die Brusttasche seines Rockes mit Monsieur Legouviers heute erhaltenem Briefe darin. Eine Diner-einladung für morgen Abend: „tout à fait entre nous ça va sans dire. Mme. Legonvier et ma fille seront, on ne peut plus charmées de vous revoir."

— — — — — — — — — — —

Dieses ehrevernichtende, frevelhafte Hin und Her sollte und mußte enden. Aber wie? — Ein heiliges Gelöbnis ohne Grund zurücknehmen? Unüberwindliche Abneigung heucheln, die niemals existiert hatte in seinem Falle? Ein Herz verraten und preisgeben, das um seinetwillen seine Kraft verzehnfacht hatte? Nach solchen sieben Jahren einfach behaupten: Meine Liebe zu dir war ein bloßer Irrtum! Welche Ungeheuerlichkeit! Alles zu spät! Sein Hirn verweigerte den Dienst. Kein anderes Auskunftsmittel zeigte sich ihm als die Kugel, deren Lauf alle Fäden zerreißt, deren Knall die Forderungen der Natur und die Selbstvorwürfe miteinander stumm macht.

— — — — — — — — — — —

Er hob, vor seinem eigenen Ich zurückbebend, den Kopf, ließ die Hände schlaff an den Seiten niederfallen und schüttelte das Haar aus der Stirn. Dann klopfte er seine drei raschen Schläge.

Die Thür ward sofort geöffnet; seine Braut eilte ihm entgegen, nahm sich den Willkommenskuß von seinen Lippen und zog ihn nach sich in den anspruchslosen Salon. Festlich mutete der kleine Raum an; sein viereckiger Mitteltisch war mit zwei Gedecken, Wein und Delikatessen zierlich ausgestattet. Im Glase zwischen den sanftleuchtenden Kerzen eine Fülle der Herbstblumen, von denen Renate eben noch gesungen hatte: Astern und Reseden, lilla Phlox und verspätete Rosen dazwischen. Renate selber mit besonderer Sorgfalt gekleidet, allein die großen Erregungen dieses Tages waren an ihren feinen, ein wenig strengen Zügen nicht spurlos vorüber gegangen. Ihre Augen zeigten bräunliche Ränder, auf Wangen und Stirn lag die Röte unschön und stark und das raubte ihrer Erscheinung den letzten Jugendschmelz. Auch die anmutige Ruhe, die ihr Wesen im gewöhnlichen Leben zu beherrschen pflegte, war einer unruhigen Hast gewichen.

„Wie kalt ist's hier! Der Winter kommt," sagte Irvin zusammenschauernd, als er eintrat.

„Und ich ersticke!" Sie legte seine eisigen Hände gegen ihr heißes Gesicht. „Bei mir brennt's heute von innen heraus. Du sollst alles erfahren — später — und ich hoffe, dabei wird dir's auch warm werden und gut, du mein Geliebtester."

„Nein, ich bitte dich — laß uns Feuer im Kamin machen. Ich muß mich schwer erkältet haben, gestern in den Tuilerien wahrscheinlich."

„Das verhüte der Himmel! Influenza bei dir; alles, nur das nicht. Mein Theewasser kocht in fünf Minuten: ich möchte nicht davongehn. Willst du unterdes Koke aus der Küche holen? Licht ist drinnen, und die Schaufel liegt daneben. — Petit ménage, mon chéri, wir haben's ja beide vortrefflich gelernt."

Er ließ sie allein bei ihrer Theemaschine im anstoßenden Schlafgemach und verfügte sich in die Küche am andern Ende des Flurs. Wieder stand er dort, von seinen düstern Gedanken an die Stelle gebannt, vor dem schwarzen Kohlenhaufen:

„Schwarz wie meine Zukunft —"

Danach steckte er das vorbereitete Reisigbündel auf dem Kaminroste des Salons in Brand und häufte Koke auf die flammenden Ästchen, mehr und immer mehr, ohne System und Nachdenken. Das schwehlte und prasselte. Irvin zog den Eisenschieber vor dem Feuer herab, damit es besser durchbrennen sollte, und als Renate nach kurzer Zeit mit ihrem Thee hereinkam, schlug ihr die tropische Hitze eines wahren Feuerberges entgegen. Draußen goß der Regen in Strömen, keine Möglichkeit, die Fenster offen zu halten.

Die beiden schoben den leichten Eßtisch aus dem nächsten Glutkreise des Kamins hinweg, aber die tückische Glut wanderte mit ihnen und schlich ihnen nach. Zuerst hart an die Schwelle, darauf über dieselbe weiter ins ungeheizte Schlafzimmer, schließlich sogar hier die Fluchtlinie enger und enger ziehend, bis sie ein Ende vor dem Spiegelschrank fand, der, schräg gestellt, die äußerste Ecke des Stübchens einnahm.

Das drollige Intermezzo dieses not-

gedrungenen Tischrückens übte, zusammen mit seinem sanguinischen Temperamente, auf Irvin die Wirkung einer schmerzbetäubenden und belebenden Arznei. Von seinem Denken und Gebahren wich der Druck. Er lachte sogar hell auf, als er ausfand, daß Renatens Tischchen-deck-dich sich in dem breiten Spiegel der Schranktür hinein mächtig verlängerte. Blumen und Kerzen, Fruchtkorb und Schüsseln, alles verdoppelte sich und anstatt des einen Paares saßen sich zwei Paare gegenüber.

Die Situation reizte Irvins natürlichen Humor unwiderstehlich. Da wars ja wieder, das liebe alte Lachen, halblaut und behaglich, indem er Platz nahm und sich die Serviette übers Knie breitete.

„Voyons, chérie, voyons! à quatre! — partie fine!" rief er, nickte seinem geisterhaften Nebenbuhler zu und scherzte über dessen Höflichkeit. Dann teilte er, nach guter Väterssitte, sein Brot mit Renate, zum Zeichen des friedlichen Einvernehmens. Alles begann sich schön zu gestalten, und ein Stein fiel von Renatens Seele. — Allein es blieb nicht so. Je weiter der Abend und das Mahl vorschritten, um so stiller und in sich gekehrter ward sie.

Sie tafelten sehr langsam, und Irvin trug die Kosten der Unterhaltung fast allein: „Nur nicht nachdenken!" hatte er sich zu Anfang gesagt und fühlte sich trotzdem bereits nach dem ersten Gerichte sattelfest in seiner Frohsinnsrolle. Es giebt einen alten Spruch, der lautet:

„Das Herze weint gar manche Stund,
So doch lachen muß der Mund!"

Dies Wort paßte heute ganz und gar auf ihn.

Renate ward ihm immer unverständlicher, und allmählich bemächtigte sich seiner ein inniges Mitleid mit ihr, die um seinetwillen keine Mühe gescheut hatte und nun an ihrem zierlichen Tischchen die Wirtin machte, wie eine Geistesabwesende. Ihre Augen vermieden seinen Blick, traurig und ängstlich hingen sie an der blanken Glasfläche des Schrankspiegels. Ein paarmal ließ sie Messer und Gabel mit den Händen schwerfällig auf den Teller sinken, atemstockend, als enthalte sie sich mühsam des Schluchzens.

In ihm erwachte der Arzt: verstohlen fing er an, sie mit scharfem Auge zu bewachen, ohne dabei aus seiner Rolle zu fallen. Des Spiegels wegen mußte er vorsichtig und behutsam zu Werke gehen; denn nicht die geringste seiner Mienen und Bewegungen blieb der Beobachteten verborgen.

„Wir könnten doch ein wenig weiter ins Zimmer hineinrücken," bemerkte er, als die Fleischspeise nach dem Vorgericht beiseite gestellt war. „Der Spiegel ist mir fatal und dich macht er ganz ungesellig." —

„Im Gegenteil — laß — laß — wir sind am allerbesten hier in der Ecke," entgegnete sie und begann von diesem und jenem zu reden sprunghaft, abgerissen. Ihre Seele war nicht dabei. Da sie sehr bald in ihre Schweigsamkeit zurückfiel, suchte er sie auf andere Weise abzulenken:

„Also: — deine welterschütternde Neuigkeit, Nata, — wie ists damit?"

„Noch nicht — nein, nicht jetzt. Warte bis zum Dessert."

Er gab der Flasche Champagner — (Renate, die Kapitalistin, hatte für die vorzüglichste Marke gesorgt) ein paar rasche Drehungen im Eiskübel neben seinem Stuhle und drängte scherzend:

„Unser Eis schmilzt mit Macht, Kind, es ist nächstens lauwarmes Wasser hier in den Tropen. Roederer mal frappé — Dabei verliert die pikanteste Geschichte vom Aroma! Ans Licht mit der deinigen!"

„Noch nicht! —" wiederholte sie, wie aus dem Schlafe heraus. Ihre zitternden Finger pflückten nervös an den Weinblättern, auf deren errötendes Grün sie ihre schwellenden Trauben und saftigen Birnen gebettet hatte —

„Noch nicht! —" wiederholte sie langsam zum drittenmale, und er, dem der reichlich genossene Bordeaux nun vollends für diese flüchtige Stunde über all seine Not hinweggeholfen hatte, schlang seinen Arm um ihre Schultern und blickte sie aus seinen glänzenden Braunaugen an.

„Siehst du, jetzt bin ich der Äquator geworden und du der Nordpol. Deine Hände sind zum Schaudern kalt. Was ists doch für eine tolle Welt, Nata! Va — — finissons. — Reiche mir das herrliche Obst herüber. Mit deiner Bewirtung übertriffst du dich heute selbst; du bist wahrhaftig das gütigste Herz auf Erden. Nun, und wie wirds? Sobald ich uns die Birnen geschält habe, kommt die Reihe an Dessert, Champagner und deine interessante Enthüllung!" — — — — — — — — —

Sie gab noch immer keine Antwort. Unverwandt starrte sie gerade vor sich hin in den Spiegel, wie sie es durch dämonischen Zwang hatte thun müssen, seit sie am Tische saßen, um zu Viert zu speisen.

Keine irdische Macht konnte ihren Blick von diesem gespenstischen Gegenüber losreißen. Da saß der Mann in leuchtender Jünglingsschönheit, mit behenden Fingern die reife Frucht und das silberne Messer regierend, und ihm zur Seite saß das alternde Mädchen. Strahlenfalten in den Augenwinkeln, die mageren Wangen hochgerötet bis hinauf zur Stirn, um den Mund den scharfen vergrämten Zug, den der jahrelange Kampf gegen des Lebens Widerwärtigkeiten dort eingegraben hatte. — — — — —

Und diese beiden Gestalten, deren jede die Verneinung der anderen zu sein schien, sollten ein Brautpaar vorstellen? — — —

Der Gluthauch des überheizten Salonkamins wälzte sich zu Renate hinein wie die lodernde Hölle selbst. Er legte sich ihr auf die Brust — sie mußte an dem Entsetzlichen ersticken. — „Himmlischer Vater, ich kanns nicht mehr ertragen! Gieb mir den Gnadenstoß — die Erlösung!“ — —

— — — — — — — — — — — —

„Dreiunddreißig — siebenundzwanzig“ — Wie sie die Zahlen auch stellte, sie blieben ein unharmonisches Rechenexempel. Ließen sie sich besser in Einklang bringen, wenn man fünfzigtausend Mark hinzuaddierte? — — —

Sie heftete ihre Augen so durchbohrend auf den Mann im Spiegel, als müsse sie das harte Glas sprengen, um bis zum tiefsten Grunde seines Innern dringen und dort die Wahrheit erforschen zu können. Nein, hundertmal nein: dieser Mann war nicht käuflich! Wie hätte er sonst sieben Jahre an ihr festgehalten mit solcher Treue! — Die Treue bewährte sich auch, darauf leistete sie den schwersten Eid. — Was aber hoffte sie noch von dem Besitze, der ihr neben der Treue geblieben war, von dem Körper ohne Seele und dem Leben ohne Pulsschlag für sie? — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

„Chérie Legouvier ist heute heimgekehrt,“ sagte sie plötzlich laut.

Da sah sie im Spiegel, wie ihr Genosse sich entfärbte. Die Frucht, die er schälte, entglitt seiner Hand und rollte zu Boden unter den Tisch; über sein jugendschönes Gesicht streifte ein Ausdruck hin

— — — — — — — — — — — —

Nun wußte sie alles. Der Blitz war niedergefahren, hatte die Hülle zerrissen und den geheimen Grund bloßgelegt und er zeigte der Suchenden, Ringenden auch in einer kurzen Sekunde den rechten Weg. Ein gerader Weg ohne Krümmen und Sackgassen.

Stark und zögernd schlug ihr Herz; sie spürte, wie eine wunderliche steinerne Ruhe über sie kam, und um sie her breitete sich eine große Kälte aus. Der Tod konnte nicht kälter sein.

Sie zog das alte, venezianische Glas mit den Herbstblumen aus der Mitte des Tisches nahe zu sich heran und faltete ihre Hände fest um seinen zerbrechlichen Fuß. Während sie den wehmütig-süßen Duft dieser letzten Kinder des sterbendes Jahres einsog, sammelte sie ihre Gedanken mit all ihrer Willenskraft.

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern bring herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai“ — —

sagte sie endlich mit leiser Stimme. „Nun will ich dir meine welterschütternde Nachricht geben, Irvin. Laß den Champagner — wir wollen nicht dazu trinken. — — Ich habe eine große Erbschaft gemacht.“ —

Sein Gesicht ward purpurrot und dann fahl. Eines Wortes war er nicht mächtig.

Sie nahm seine Hand und sah ihm fest in die Augen. „Nicht so — erschrick nicht, Liebster. Es ist alles ganz einfach, ganz selbstverständlich. An mir lag die Schuld — ich hatte die Erbschaft falsch aufgefaßt. Jetzt aber ist mir die Erkenntnis gekommen, wie das Schicksal es mit mir meint. Ich segne den schnöden Mammon, der uns beide vor viel Bittrem bewahrt — der uns frei macht. Ja, Irvin, — du bist frei. Ich habe deinen Kampf heute erst ganz verstanden und ehren gelernt. Du sollst mit ihr, die du liebst und die dich liebt, glücklich sein, mit Chérie. Ich will es so — ich bitte dich darum — aus innigster Überzeugung!“ —

Er lag vor ihr auf den Knieen, das Haupt in ihren Schoß vergraben, seine Hände krampften sich um ihre Gestalt zusammen. So still blieb er, daß ihr die jähe Furcht durch die erregten Sinne schoß: „wenn die Freude ihn getötet hätte!“

„Sieh mich an, o Irvin, sieh mich an!“

Er hob sein Gesicht zu ihr empor, und sie meinte nochmals niemals etwas so Herzerschütterndes gesehen zu haben, wie dies reuige, dankbare Antlitz.

„Rede nicht, laß mich dir alles sagen dürfen, solange ich's klar in meinem Kopfe beisammen habe,“ bat sie, neigte ihre Stirn auf die seine und schloß die Augen, um nichts mehr zu sehen, als ihr eignes Inneres und seinen tapferen Entschluß.

„Meine Worte sind unwiderruflich. Und ich werde deshalb den Tod nicht suchen, sondern leben, bis er kommt und mich sucht. Wir haben einander treu gestützt, solange wir beide ohne sicheren Halt waren; die Treue darf uns auch bleiben, ohne daß wir zusammen vor den Traualtar treten. Nur die Unnatur müssen wir aus unserer Treue hinwegräumen: die Ehe zwischen dir und mir. Der Spiegel hat mir diese unerbittliche Wahrheit gesagt, er ist die Wahrheit selbst. Wir wollen nicht umsonst zu Viert gewesen sein.“

„Aber du — du!“ flüsterte er rauh und schluchzte in ihre Hände.

„Ich? — Ach, laß mich ehrlich sein und denke nicht allzuhoch von meinem Heldentum. Jetzt bin ich ruhig und wenn du von mir geschieden sein wirst, packt mich doch der Jammer über den Verlust. Aber auch der geht vorbei. Sorge du nicht um meinen Frieden, ich werde ihn wiederfinden. Seine Spur seh' ich schon, in die Heimat führt sie. O Gott, seit Monaten sehne ich mich ja heim, und wenn du's gut mit mir meinst, Irvin, so hole dir dein Glück, sobald du's kannst. — Denn sieh': keinen Tag eher verlasse ich Paris, das schwöre ich dir. — Geh' nun und gute Nacht. Gott segne dich und habe Dank für alles, was du mir gewesen bist.“

„Habe Dank —“ wiederholte seine gebrochene Stimme. Taumelnd erhob er sich von den Knieen, umschlang sie im Stehen noch einmal fest und inbrünstig mit beiden Armen und weinte, die Augen gegen ihren Scheitel gepreßt, laut wie ein Knabe unter seiner Überlast von unerträglich großem Glück und Weh.

— — — — — — — — — — —

VII.

Als er gegangen war, verschloß und verriegelte sie ihre Flurthür und kehrte ins Schlafzimmer zurück, dessen Luft noch schwül von der Glut des benachbarten Kamins war. Sie öffnete das Fenster; der kalte Regen strömte unvermindert, die Wagen dort unten rasselten mit dumpfem Getöse.

Mechanisch, wie ein aufgezogener Automat, schuf sie in ihren beiden Räumen peinliche Ordnung, trug den Champagner im lauwarmen Wasser samt den Resten der Mahlzeit zur Küche hinaus, schloß Fenster und Läden und scharrte die Kohlenglut auf dem Roste zusammen.

Nachdem diese Arbeit gethan war, durchmaß sie ihr Gemach unzählige Male und versuchte dabei Licht in die Finsternis ihrer Seele zu bringen.

Umsonst! Die Thränen stürzten an ihren Wangen nieder und badeten ihre gerungenen Hände. Zu schwer war die Einsamkeit — bitterschwer!

Sie setzte sich ans Pult, schrieb und zerriß, begann von neuem und warf ein Blatt nach dem andern auf die glimmenden Feuerreste, die verzehrend danach züngelten.

Was hatte sie denn Irvin noch zu schreiben? Nur ein Feigling nimmt sein Opfer zurück, und nur ein Schauspieler bekränzt es eigenhändig mit Lorbeern. Sie saß mit Irvins Photographie in der Hand, einer neuen, die er ihr erst vor acht Tagen gegeben hatte, drückte sie gegen ihre Lippen und betrachtete sie weinend, wie man das Angesicht eines treuen Toten betrachtet. Sie verschloß das Kärtchen und holte es gleich darauf wieder hervor, um es an seinen alten Platz zu stellen.

„Beglücken soll ja zwiefach glücklich machen, hilf mir, Gott, daß ich's lerne!“

— — — — — — — — — — —

Ihre Thränen flossen gelinder; sie raffte all ihren Mut zusammen und sagte sich, daß sie aus eignem, freiem Willen litt, und daß ein blutiger Sieg besser ist als ein schimpflicher Friede.

Noch einmal stand sie vor dem Spiegel und schaute ihrem eigenen Bilde ins Gesicht, bis es ihr schwarz vor den Augen ward. Dann streckte sie sich todmüde aufs Bett, lag regungslos, bis sie einschlief, und erwachte mit einem Schrei, ohne zu wissen, wo sie sich befand und was mit ihr geschehen war. Ihre Taschenuhr und die auf dem Kamine standen; das Feuer, dessen Glimmen sie vor dem Einschlafen vom Bett

Digitized by Google

aus noch beobachtet hatte, war längſt verloſchen, und Dunkelheit erfüllte das Zimmer. Nur durch den Spalt zwiſchen den geſchloſſenen Fenſterläden ſchimmerte ein feiner Goldſtreif.

Sie ſprang auf, badete Stirn und Augen, glättete ihr halbgelöſtes Haar und wand es in ſeinen gewohnten feſten Knoten, tief im Nacken. Als ſie dann auch ihren Anzug friſch geordnet hatte, überfiel ſie die Sehnſucht nach Luft und Licht, wie ein Heißhunger.

Sie hatte dieſe Nacht der Qual hinter ſich und ſtand ſicher auf den Füßen. Ein wunderbares Gefühl, aus demütigem Danke und naivem Staunen gemiſcht, überflutete ihre Seele.

Haſtig ſtieß ſie die Läden auf und die Thüre, die zum ſchmalen Balkon hinausführte, trat ins Freie und erquickte ihre brennenden Wangen und ſchweren Augenlider in der herben Friſche des Oktobermorgens.

Unter ihr war die Straße noch ruhig, ſo früh am Tage. Gemächlich rollte der erſte Blumenkarren, mit dem zottigen Hunde vorgeſpannt, über das regennaſſe Pflaſter. Die junge Bäuerin in der blauen Schürze und hübſchen, weißen „coiffe“ pries, hellen Tones, ihre tauigen Levkoyen und Verbenen an:

„De — mandez les verveines de Ville d'Avray!“

— — — — — — — — — — —

Renate konnte ihrer alten Gewohnheit nicht widerſtehen. Sie beugte ſich weit über das Balkongitter und winkte der Rufenden, bis dieſe ein paar ihrer weißen Papierdüten fragend emporzeigte, deren Inhalt in den heiterſten Farben ſtrahlte: feurig, violett und roſa.

Da nickte Renate und während die Bäuerin, ihre Sträuße im Arm, hurtig treppauf kam, ſtand ſie mit gefalteten Händen und ſchaute ſtill lächelnd zur herbſtlichen Morgenſonne empor, die rotgolden über den nahen Dächern ſtand.

„Sonne — Leben: ich liebe euch doch noch! — — — Es giebt noch Blumen für mich!“ — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Weihnachtsglocken läuteten ihr in der deutſchen Heimat.

Sommernacht.

Von Carl Weitbrecht.

(Abdruck verboten.)

Klaviergeklimper haſſ' ich auf den Tod
Und bin gaßauf, gaßab davon bedroht.

Heut einmal ſchweigts. Durch Birkenblätter flicht
Sich vor dem Fenſter mild Planetenlicht.

Da kommt die Gaſſe her ein fernes Spiel
Wie von dem Stern, der dort am Himmel fiel.

Es klingt wie reicher Meereswellenſchlag
Am ſüdlichen Geſtad, am Myrtenhag.

Und eine fremde Stimme klingt darein,
Ganz Menſchenſtimme, aber himmliſch rein.

Das hören —! O, nur einmal hört ich's ſo
Meerüber, fernher — wo doch war es, wo?

— Was? Teufel! Geht das Klimpern wieder los?
In allen Häuſern wütet Klein und Groß!

Klavier, Klavier! Und aus dem Wirtshaus gell
Betrunkner Lärm, Juchſchrei und Handsgebell! —

O einmal noch, du reiner Klang und Ton —!
Wohin, zu welchem Stern biſt du entflohn?

Einſegnen von Fiſcherbooten in der Bretagne. Nach einer Zeichnung von Herbert Denman.

Digitized by Google

Ein altdeutsches Liederbuch.

Von Robert Koenig.

Mit Titelbild und 3 Einschaltbildern in Aquarelldruck.

(Abdruck verboten.)

Es ist ein sehr altes Buch, von dem ich erzählen will. Ein halbes Jahrtausend hat es erlebt, und von weiten Wanderungen weiß es zu berichten. Und doch sind die schönen deutlichen Schriftzüge mit den bunt gemalten und künstlich verzierten Anfangsbuchstaben der Strophen und Lieder nicht verblaßt, und die Dichterbildnisse, die es schmücken, prangen in fast so frischen Farben, wie die Nachbildungen, welche diesen Blättern beiliegen.

An welchem Orte und wie das merkwürdige Liederbuch entstanden, haben die Gelehrten noch immer nicht völlig aufgeklärt. Als der Züricher Professor Bodmer es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus dem Staube der Pariser Bibliothek hervorzog, hatte es dort fast einhundert Jahre völlig vergessen geruht. Und als der alte Dichterfreund, beim letzten der darin vertretenen Sänger, Meister Johannes Hadlaub angekommen, las, „man fände nirgend so viele Lieder beisammen, wie in Zürich zu Buche stünden," jubelte sein Schweizerherz auf. Und nun las er weiter:

Dee Maness rang dar nâch endliche:
des er dîn liederbnoch nu hât
Geln sîm hof mechten nîgen die singaere
sîn lob hie prîevn nnd andirswâ:
wan sang hât boum und wurzen dâ.*)

Sofort stand es ihm fest, daß er die, von dem Ritter Manesse veranstaltete Liedersammlung in Händen habe, wobei er übersah, daß Hadlaub nicht von einem Codex oder Liederbuche, sondern von Liederbüchern gesprochen hatte. Stolz nannte er sie die „Manessische Sammlung," und dieser Name abwechselnd mit „Manessische Handschrift," ist ihr seitdem in nichtgelehrten Kreisen geblieben.

Viele Umstände sprachen für diesen Namen. In dem kräftig aufblühenden Zürich fand im XIII. Jahrhundert die Poesie eine erfreuliche Pflege. Unter den weltlichen und geistlichen Herren und Frauen, welche sie sich angelegen sein ließen, ragte das edle Geschlecht der Manesse empor. Sie saßen im Rat der Stadt, und mehrere von ihnen gehörten dem Ritterstande an. Als Sängerfreunde und Liedersammler thaten sich der Ritter und Ratsherr Rüdiger Manesse und sein, ebenfalls von Hadlaub erwähnter älterer Sohn gleichen Namens, Chorherr am großen Münster, besonders hervor. Unzweifelhaft erwarben sich beide große Verdienste um die Erhaltung des mittelalterlichen Liederschatzes. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß die von Bodmer ans Tageslicht gezogene Pariser Handschrift auf dem, durch sie gesammelten Material von Liederbüchern, welche Hadlaub erwähnt, beruht, und daß sie in der Schweiz entstanden ist, wofür schon der Umstand spricht, daß in keiner anderen Handschrift eine so große Zahl von Schweizer Dichtern vertreten ist.

*) „Der Manesse rang danach so lange, daß er die Liederbücher nun hat. Gegen seinen Hof möchten (sollten) sich neigen die Sänger, sein Lob hier anstimmen und anderswo; denn Sang hat Baum und Wurzel da."

Walther von der Vogelweide.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Ulrich von Lichtenstein.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Walther von der Vogelweide.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Ulrich von Lichtenstein.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Walther von der Vogelweide.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Ulrich von Lichtenstein.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Digitized by Google

Zu Ende des XVI. Jahrhunderts tauchte das alte Liederbuch zum erstenmale im Nachlasse des mit Zürich enge verbundenen Freiherrn Johann Philipp von Hohensax auf. Dasselbe mußte für seine Familie ein besonderes Interesse haben, da zwei ihrer Vorfahren, Heinrich und Eberhard von Sax, unter den dort vertretenen Minnesängern sich befanden. Er hatte es deshalb wahrscheinlich der Heidelberger Bibliothek entliehen und auf seiner Burg Forsteck im St. Gallischen Rheinthal bewahrt. Nach langen Verhandlungen mit der Witwe erhielt der pfälzer Kurfürst Friedrich IV im Jahre 1607 sein Eigentum zurück, das nun aufs neue in die Heidelberger Bibliothek kam. Im dreißigjährigen Kriege, als Tilly im Auftrage des Kurfürsten Maximilian von Bayern die Schätze der Palatina dem Papst Gregor XV zum Geschenk machte, kam die Handschrift wahrscheinlich nach Rom, und von dort auf unbekanntem Wege nach Frankreich. Im Jahre 1657 wurde sie von den Gelehrten Pierre und Jacques Dupuy dem König Ludwig XIV zum Geschenk gemacht. Seitdem bildete sie über zwei Jahrhunderte lang eines der prächtigsten Schaustücke der Pariser Bibliothek. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, unser altes Besitztum für Deutschland zurückzugewinnen, ist die vielgewanderte Handschrift am 10. April 1888, dank unserm Kaiser Wilhelm I und seinem Sohne Friedrich III durch die Vermittelung des Buchhändlers Trübner an ihre rechtmäßige Besitzerin, die Ruperto-Carola, zurückgelangt. Im Unterschiede von einer dort schon früher befindlichen kleineren Handschrift wird sie seitdem offiziell „Die große Heidelberger Liederhandschrift" genannt.

Das auf 429 pergamentnen Folioblättern geschriebene Liederbuch hat in Paris einen stattlichen rotledernen Einband erhalten. Auf dem Deckel prangt das Wappen der Könige von Frankreich in reichem Golde. Die Sammlung selbst könnte man eine Blütenlese der lyrischen Dichtung des XII. bis XIV. Jahrhunderts nennen. Einhundertvierzig Minnesinger sind darin vertreten. Jeder von ihnen hat seine eigne nicht immer ganz ausgefüllte Zahl von Blättern, was darauf deutet, daß der Sammler der Hoffnung lebte, noch später ein vergessenes Lied nachtragen zu können. Meistens steht das Bild des Sängers seinen Dichtungen voran. Diese „Miniaturen," die selbstverständlich keinen Anspruch auf Porträtähnlichkeit machen können, lassen jeden von ihnen in einer charakteristischen Stellung oder Handlung erscheinen, die durch ihre Naivetät oft fast rührend wirkt und das kritische Lächeln der modernen Welt nicht aufkommen läßt.

So sitzt auf einem Bilde der Ritter in einem Zieheimer und wird von der Erwählten seines Herzens aus der Tiefe den Turm hinaufgewunden. Auf einem anderen steigt er eine Leiter hinan und empfängt von der Edelfrau, die an der Zinne steht, einen Blumenkranz als Sinnbild des Minnesoldes. Am steifsten sind die Gruppenbilder, wie das, welches den sagenberühmten Sängerkrieg auf der Wartburg darstellt. Auf den meisten Gesichtern der Sangesstreiter spielt ein gleichmäßig heitres Lächeln, und die Männer sind von den Frauen nur durch die kürzeren Haare und zuweilen durch die Andeutung eines Bartes zu unterscheiden. Manche der Miniaturen zeichnen sich übrigens durch geistreiche Auffassung, lebendige Darstellung und edle Gewandung aus. Bei den meisten sind Helm und Schild von wappenkundiger Hand ausgemalt.

Hochberühmte fürstliche Gestalten ziehen auf diesen Blättern an dem Beschauer vorüber. Allen voran des Rotbarts sangeskundiger Sohn Kaiser Heinrich VI im Purpurmantel mit Scepter und Krone. Auf ihn folgt der blondlockige Konradin, der letzte Hohenstaufe, hoch zu Roß mit zwei bellenden Hunden, die Hand nach seinem Falken aufgehoben, der in der Verfolgung eines kleineren Vogels sich emporschwingt. Dann folgen die Könige, Herzoge und Grafen, unter ihnen Markgraf Otto von Brandenburg, der mit einer Dame beim Schachbrett sitzt, während Musikanten ihnen aufspielen.

Den Fürsten reihen sich die edlen ritterlichen Sänger an. Durch ursprüngliche Frische und volkstümlichen Ton zeichnen sich da besonders die Lieder des Ritters von Kürenberg aus, in dem manche den Dichter des Nibelungenliedes haben sehen wollen. In reizend naiver Weise läßt er eine Frau alle Sehnsucht und alles Weh der Liebe in einem Liedchen ausdrücken, das ich in Gottfried Kellers Übertragung mitteilen will:

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet,
wie ich ihn wollte gar,
Und ich ihm sein Gefieder
mit Golde wohl umwand,
Stieg hoch er in die Lüfte,
flog in ein anderes Land.

Seither sah ich den Falken
so schön und herrlich fliegen,
Auf goldrotem Gefieder
sah ich ihn sich wiegen,
Er führt an seinem Fuße
seidne Riemen fein:
Gott sende sie zusammen,
die gerne treu sich möchten sein!

Aus der Fülle der „Nachtigallen," wie Gottfried von Straßburg in seinem „Tristan" die Minnesänger nennt, hebe ich vier heraus, welche für die Entwickelung der Minnedichtung charakteristisch sind.

Da ist zuvörderst Heinrich von Veldecke, den man zuweilen den „Vater der Minnepoesie" genannt hat. Ein Mann niederdeutschen Stammes, ritterlichen Geschlechtes und dabei gelehrter Bildung, war er bei Limburg zu Hause, wo noch heute eine Mühle seinen Namen trägt. Unser Bild stellt ihn dar auf einem grünen kleeüberblühten Hügel sitzend; die Linke trägt, auf das Knie gestützt, sein gesenktes Haupt. Die Rechte deutet auf ein entrolltes unbeschriebenes Spruchband. Rings umgeben ihn Blumen und Kleeblätter, zwischen welchen Vögel und Eichhörnchen spielen. Über ihm erblickt man sein Wappen, einen schräg in Gold und rot geteilten Schild. Den Helm ziert ein gleichfarbiger Aufsatz, dessen oberen Rand sieben Pfauenfedern krönen.

In seinem etwas langatmigen, aber unter den Damen seiner Zeit sehr beliebten Aeneasroman (Eneit) schlägt Heinrich von Veldecke den Grundakkord der höfischen Lyrik an, indem er die Minne in einem Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter als höchste Wonne der Frauen, ja als Herrscherin der ganzen Welt feiert, deren „Ungemach" sogar noch „süße" sei.

In seinen Liedern entfaltet sich der Frauendienst zu voller Blüte. „Wie wohl sang er von Minne!" rühmt der Sänger des Tristan von ihm. Mit Vorliebe schildert er das reiche, aber kurze Freudenleben der Vögel „wenn die Linden lauben und die Buchen grünen," und ein reges Naturgefühl geht durch alle seine Lieder. Ein Lied, das des Winters Weh stimmungsvoll beklagt, ist für seine Weise charakteristisch. Ich gebe es in Karl Kinzels Übertragung:

Wintersnot.

Seit die Sonne ihren Schein
Vor der Kälte mußte neigen
Und der kleinen Vögelein
Süße Sommerlieder schweigen,
Traurig ist das Herze mein.
Denn es muß nun Winter sein,
Der uns seine Kraft will zeigen
An den Blumen und dem Klee.
Ihre Kleider
Bleichten leider.
Davon ich viel Weh,
Nimmer Freude seh'.

Den klassischen Höhepunkt des Minnesanges bezeichnet Walther von der Vogelweide († um 1230), dessen Wiege vermutlich in einem Vogelweidhofe des Eisakthales in Tirol stand, weshalb ihm auch vor drei Jahren in Bozen als „der südlichsten Warte deutschen Wesens" ein Denkmal errichtet worden ist. Sein Leben spiegelt sich in seinen Liedern wieder. Seitdem er am Hofe zu Wien eine ritterliche Erziehung erhalten, führte er nach dem Tode seines Beschützers, des Babenberger Herzogs Friedrich des Katholischen († 1198) das Leben eines fahrenden Sängers. Zu Pferde durchstreifte er die Lande, sang seine Lieder und begleitete sie mit der Geige auf Ritterburgen und an Königshöfen. Häufig kehrte er am Hofe des dichterfreundlichen Landgrafen Herrmann von Thüringen ein. Drei Kaisern diente er; aber erst Friedrich II von Hohenstaufen belohnte seine Verdienste um Kaiser und Reich mit dem längsterfehnten Lehen, das dem wandermüden Manne eine Heimat gab. Es war dies ein kleiner Hof in der Nähe von Würzburg. In dem Kreuzgange des Neuen Münsters zu Würzburg fand der vielumgetriebene Sänger seine letzte Ruhestätte.

Auf unserem Bilde erscheint er jugendlich, eine Herrenmütze mit hohem, zackigem Pelzbräm auf den blonden Locken, im blauen faltigen Gewande. Sinnend sitzt er auf einem blumenbedeckten grünen Stein, wie er es in seinem berühmten Liede beschreibt:

Ich saß auf einem Steine
Und schlug Bein über Beine,
Den Ellenbogen setzt' ich auf
Und schmiegt in meine Hand darauf
Das Kinn und eine Wange.

Zu seiner Linken erblickt man das Ritterschwert mit herabhängendem Gurt; in

der Rechten hält er den Anfang einer über sein Haupt emporschwebenden Schriftrolle. Der Wappenschild hinter ihm führt in scharlachrotem Felde einen viereckigen Käfig mit gelbem Rahmen, einer Kugel an jeder der vier Ecken und zehn dünnen weißen Stäben, die oben und unten kleine Knöpfe haben. Dahinter schreitet ein grüner Vogel mit krummem Schnabel. Ein ebensolcher, nur kleinerer Vogelkäfig krönt den von der Seite gesehenen einfachen Helm.

Walthers Poesie umfaßt die mannigfaltigsten Klänge der Lyrik. Er versteht es, mächtig für Kaiser und Reich wie gegen die Priesterherrschaft aufzutreten, auch hat er manches fromme Lied gesungen; aber die meisten und schönsten seiner Lieder sind doch die Minnelieder. Wie seinem Vaterlande, so gilt auch den „reinen frouwen" sein vornehmster Preis. Von Mund zu Mund, von Land zu Land bis nach Italien wurden seine Lieder gesungen und erklangen noch fort, als er längst schon aus der Mitte der Lebenden geschieden war. Auch uns spät Nachlebende mutet er am meisten an unter seinen zahlreichen Sangesgenossen. Viele Lieder von ihm, z. B. das Mailied: „Wenn die Blumen aus dem Grase dringen," das Loblied auf die Frauen: „Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen" — das Wanderlied: „Heißt mich froh willkommen sein," und manche andere haben sich bei uns Modernen völlig eingebürgert. Vielleicht würde das noch mehr der Fall sein, wenn ihre Melodien uns erhalten wären und wir sie singen hören könnten, denn auf den Gesang waren sie, wie die gesamte Minnepoesie, berechnet. Anderseits ist es nicht zu leugnen, daß viele seiner Lieder an der Eintönigkeit leiden, welche der Minnedichtung überhaupt eigen ist, und daß dieselben Vorstellungen und Gedanken, wie gewisse Bilder sich häufig wiederholen. Er selbst hat das gefühlt. Wohl vierzig Jahre und darüber habe er von Minne gesungen, versichert er einmal; von der vergänglichen Minne, die nichts weiter sei, als „vom Fische der Grat," dränge es ihn deshalb zu der stäten, ewigen Minne. Das war besonders am Abend seines Lebens der Fall.

Aus dieser letzten Zeit stammen die Verse:

Da uns der kurze Sommer zu seinen Freuden bat,
Bracht' er uns fallende Blumenzier und Blatt;
Da täuschte uns der kurze Vogelsang —
Wohl dem, der nur nach stäten Freuden rang!

Einen „Nachklang der Waltherschen Liebeslyrik" nennt Wilhelm Scherer den Minnesang eines anderen Dichters, der auftrat, als die frischeste Blüte des Minnegesanges schon vorüber war. Es war der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein († 1276), dessen Liebesroman „Frauendienst" durch Ludwig Tiecks Bearbeitung und noch mehr durch Gustav Freytags Inhaltsskizze in dem ersten Teile der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit," allgemein bekannt ist. Das Beste in diesem wunderlichen Buche, in welchem der bejahrte Mann mit erstaunlicher Offenheit und breiter Geschwätzigkeit uns seine Liebesthorheiten erzählt, sind die eingeflochtenen Minnelieder, in welchen er sich als einen der anmutigsten Dichter bekundet. Dem Schönsten, was je aus Sängermunde erklungen, reiht sich würdig an, was er von seiner Geliebten singt:

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein;
An der Heide Blumen schöne
Blühen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Mut,
Wenn er denkt an deren Güte,
Die mir reich macht mein Gemüte
Wie der Traum den Armen thut!
(Scherer.)

Dennoch scheint es uns schwer begreiflich, daß sein Schwager, Heinrich von Wasserberg, von Ulrichs Buche so entzückt war, daß er „auf beiden Knieen dem Himmel dankte, weil er den vollkommensten Liebenden gesehen!"

Unserm Eindrucke davon entspricht vielmehr das Bild, welches unser altes Liederbuch von dem verliebten Ritter gibt. Da erscheint er in voller Stahlrüstung zu Pferde mit einem langen Schwert in der Rechten, auf seinem Helm eine seltsame Figur, die wohl die Frau Minne darstellen soll, mit einem Pfeil in der Rechten und einer kurzen Fackel in der linken Hand. So sprengt er, am linken Arm den Wappenschild, durch ein wogendes Meer, in dem Seeungeheuer mit Pfeilen aufeinander schießen.

Unser Liederbuch gibt endlich auch einem Manne noch die Ehre, der den Übergang vom höfischen Minnesang zum bürgerlichen Meistergesange repräsentiert. Es ist der unter seinem Beinamen „Frauenlob" (Brouwenlob) bekannte Heinrich von Meißen.

Heinrich Frauenlob, der in seiner Vaterstadt Meißen eine gelehrte Bildung erhalten, führte bis in sein sechzigstes Jahr das Leben eines fahrenden Sängers. In ganz Deutschland gab es keinen gesangliebenden Fürsten, dessen Hof er nicht heimgesucht hätte. Um 1311 ließ er sich in Mainz nieder, heiratete, und stiftete nach der Überlieferung der Meistersinger dort ihre erste Schule. Das Bild unseres alten Liederbuches spricht für diese Sage. Da sitzt er erhaben auf einem Stuhl in Hermelinmantel und Mütze, mit aufgehobenem Zeigefinger und gesenktem Taktstock und dirigiert die unter ihm stehende kleine Kapelle von neun Musikanten und Sängern.

Gewiß ist, daß in seinen Liedern bereits die Lehrhaftigkeit und Künstlichkeit vorherrschen, welche zu den charakteristischen Kennzeichen der wackeren Meistersänger gehören. Unter den vielen neuen Tönen, die er erfand, gab es einen „zarten Ton," der einundzwanzig und einen „überzarten," der sogar vierunddreißig Reime in der Strophe hatte. Seiner Übergelehrtheit entsprach sein Selbstbewußtsein, das ihn auf die älteren Dichter, von deren Reichtum er doch zehrte, geringschätzig herabsehen ließ.

Bei alledem war er ein Liebling der Frauen, und als er 1318 starb, trugen ihn Frauen, wie ein alter Chronist berichtet, zu Grabe, und begossen seinen Grabstein im Kreuzgang der Domkirche mit reichlichen Weinspenden. Dem Lobe der Frauen galten vor allem seine Lieder, und sie hörten es vielleicht sehr gern, wenn er sie in schwer verständlichen Bildern pries.

Wohl sind sie die Trauben von Engeddi,
Die Liebesäpfel aus Enna,
Wohl sind die Frauen verwelklich nie
Der duftige Strauß von Althenna!
Hoch minnliche Frauen, wie seid ihr so hold,
Seid reife, vielnährende Garben,
Reinglänzend wie probiges Hevilahgold
Demanten sanftstrahliger Farben!

singt er ihnen zu. Noch schwülstigere Bilder herrschen in seinem großen „Leich," den er zur Ehre der Jungfrau Maria sang. Diesem verdankte er wohl seinen Namen „Frauenlob," noch mehr aber seinen Streitgedichten, in welchen er das Wort „Frau" dem Worte „Weib" gegenüber erhob. Walther von der Vogelweide war für das Letztere eingetreten:

„Weib" muß stets der Frauen höchster Name sein,
Der mehr als Frau sie ziert und kleidet ...
... Weib ist ein Wort, das alle krönet."

In Anlehnung an Walther war nun zur Zeit Heinrich Frauenlobs ein anderer Sänger, Barthel Regenbogen, für das Wort „Weib" eingetreten. Ein Sangesstreit war die Folge. Heinrich verteidigte das Wort „Frau" als den edleren Ausdruck:

Frau ist ein Name zwischen Maid und Weib
in Mitte ...
Sie ist der Schöpfung Kron' und ihre Herrlichkeit,
Sie ist die Menschenblume, Zierde, Kraft und Milde
Der Gottesmutter Nachgebilde.

Und an einer anderen Stelle singt er:

Ich lob' die Frau für des Spiegels Wonne;
Dem Manne bringt sie große Freud';
Recht als die klare Sonne
Durchleucht den Tag zu seiner Zeit,
Also erfreut die Frau des Manns Gemüte.

Der unbedeutendere Dichter, der an der Grenze des Minnegesanges steht, hat den Sieg über seinen großen Vorgänger davongetragen. Alles Hohe und Hehre des weiblichen Geschlechtes wird seit ihm in dem Worte „Frau" zusammengefaßt, ja man erkennt darin gerne einen fernen Nachklang des Namens der alten nordischen Göttin Freija, Odhins Gemahlin.

* * *

Soviel aus dem alten deutschen Liederbuche, das nach langen Wanderungen in der Fremde endlich wieder eine Heimstätte auf deutschem Boden gefunden hat. Den Schweizern ist es freilich nicht zu verdenken, daß sie es durch den Namen Manesse als ihr geistiges Eigentum wahren wollen. Gegenüber den deutschen Forschern beharrt der schweizer Litteraturhistoriker Baechtold auf der Benennung „Manessische Handschrift." Bei den Trümmern der Burg Manegg am Albisgebirge ist ihrem einstigen Besitzer Rüdiger Manesse ein kleines Denkmal gestiftet, welches den alten Ritter als Freund der Minnesinger ehren soll. Mit Stolz zeigt auch der Züricher dem Fremden den „Manesseturm," die einstige Stadtwohnung des kunstfreudigen Geschlechtes, zu oberst an der Schoffelgasse zwischen dem Frauenmünster und dem Großmünster.

Das schönste Denkmal hat Gottfried Keller den Manesses in seinen „Züricher Novellen" errichtet. Aus den fünfzig andeutungsreichen Liedern des Minnesingers Johannes Hadlaub, welche das alte

Liederbuch enthält, hat er in der ersten Erzählung die Lebensgeschichte desselben nach- und die Entstehung der Manessischen Handschrift hineingedichtet. Hadlaub, von dem man sonst nichts weiß, als daß er zu Anfang des XIV. Jahrhunderts in Zürich am Neumarkt ein Haus besessen und an einem 16. März vor 1340 daselbst gestorben, tritt darin als ein Schützling des Bischofs Heinrich von Klingenberg und Rüdiger Manesses auf, der ihn zum Abschreiben alter Liederbücher verwendet, die er auch illustrierte. Darüber erwacht sein eigner Dichtertrieb. Die schöne Fides aber, des Bischofs natürliche Tochter, der er seine minniglichsten Lieder gesungen, wird nach langer Werbung in sehr origineller Weise seine Frau. Der geistige Vater des „Codex Manesse" und der große Kreis bedeutender Männer und Frauen, von dem Keller ein reizvolles farbenreiches Bild entwirft, sind längst dahin, als Hadlaub die berühmte Sammlung mit seinen Liedern und einem tapferen Schlachtenbilde schließt. In der zweiten Novelle: „Der Narr auf Manegg" wird auf den Trümmern der Manessischen Burg erzählt, wie das große Liederbuch in die Hände der Herren von Hohensax und endlich in die des pfälzischen Kurfürsten gekommen sei.

Man sieht, eine poetische Rekonstruktion genialster Art und von kulturhistorisch hohem Werte, die freilich vor der litteraturgeschichtlichen Forschung nicht bestehen kann, aber unzweifelhaft dazu beitragen wird, den traditionellen Namen unseres altdeutschen Liederbuches: „Manessische Handschrift" für alle Zeit zu erhalten.

Gruppe aus Ad. Menzels Aquarell zu dem Schwabeschen Bürgerbrief der Stadt Hamburg.

Begräbnis.

(Abdruck verboten.)

Wer iſt die alte rüſtige Frau,
Die am offenen Sarg ihr Sprüchlein ſagt?
Wie rührend unter der ſtarren Brau'
Der gebrochene Blick aus den Kiſſen klagt.
Das iſt die geſchäftige Hutzel Zeit,
Die die knöchernen Hände hebt,
Die meine goldene Herrlichkeit,
Die meine Jugend begräbt.

Zwei Schweſtern ſtehen der Alten bei,
Die über die Bahre ſich bückt,
Schnüffelnd, ob alles in Ordnung ſei,
Und zupft und ſtreicht und rückt,
Zwei graue Schweſtern, wer kennt ſie nicht,
Die Not, das dürre Weib,
Und die Arbeit mit dem Hungergeſicht
Und dem krummgeſklavten Leib.

Da klinkt die Thür. Mit dem Sonnenſtrahl
Schlüpft die Liebe herein,
Geht lautlos durch den kalten Saal,
Tritt an den kalten Schrein,
Aus Roſen weiß und Roſen rot
Legt ſie einen Kranz umher,
Trotzt an die Zeit, ſchiebt weg die Not,
Als ob ſie Herr hier wär'.

Gezaubert hat ſie Frühlingspracht
Am finſtern Todesſchlund,
Sie hebt ſich auf den Zehen ſacht
Und küßt den ſtillen Mund.
Die ſtarren Sterne leuchten irr,
Die kühle Lippe bebt,
Die Tote hebt verwundert, wirr —
Laut kreiſchen die Weiber: ſie lebt!

Wild wirft die Zeit das Räucherfaß
Der Liebe an den Kopf,
Die Arbeit opfert die Kaffeetaſſ',
Die Not den Kaffeetopf.
Da flieht die Liebe, verliert einen Schuh,
Entſetzt vor dem Zorngeſchnauf.
Krach, ſchlagen die drei den Sargdeckel zu
Und hocken ſich rittlings drauf.

Guſtav Falke.

Allerlei vom Hühnerhof.

Von Chriſtian Schwarzkopf.

(Abdruck verboten.)

Glücklich der Mann, den am Morgen das Krähen der Hähne weckt! Auch wenn das Tagewerk, das auf ihn wartet, ein hartes iſt, er wird es vollbringen bei ſcheinender Sonne und wehendem Wind, fern von der Städte quetſchender Enge. Wenn er ſich dann zum Mittagsmahle der Heimſtätte nähert, klingt ihm wieder der traute helle Ruf entgegen, und dieſer begrüßt ihn ſchließlich von Hauſe her nach gethaner Arbeit.

Abb. 1. Silberlack-Hamburger.

Nur auf dem Lande kommen der Hahn und die Seinen ganz zur Geltung. Auf dem ſtädtiſchen Hof oder gar hinter Gittern eines engen Platzes vor einem Hühnerhof macht dieſe Geſellſchaft immer einen traurigen Eindruck. Wie anders auf der weiten ländlichen Hofflur, in dem Grasgarten! Mit feierlichem Schritt ſchreitet der Hahn einher, ein ſtolzer Ritter voll Selbſtgefühl und Herrenſinn. Er duldet keinen ihm Gleichgeſtellten. Wehe dem Nachbarn, der das vergißt! Der Wachſame wird ſich auf ihn ſtürzen und mit ihm kämpfen bis zum letzten Atemzug. Gegen die Seinen aber kehrt er die freundlichſten Seiten heraus, teilt mit ihnen die Leckerbiſſen, die er fand, oder überläßt ſie ihnen ganz, behütet und bewacht ſie. Die Ritter des Mittelalters wußten, was ſie thaten, wenn ſie dieſes Tier ſo oft in ihr Wappen aufnahmen.

Und nun die Hennen! Wie hausmütterlich ſehen ſie oft aus! Und wie mütterlich immer, wenn ſie Küken führen! Unabläſſig wird die kleine Schar beobachtet, ſcharf wird ſie überwacht, mit Löwenmut, wenn es ſein muß, verteidigt. Die Glucke, die ihre Küchlein zuſammenruft und unter ihren Flügeln

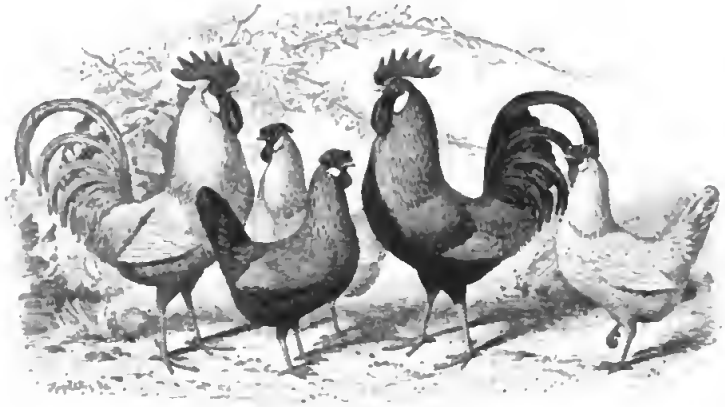


Abb. 2. Leghorns.

weiß sie nach Gebühr zu schätzen, und der Eier bedürfen überdies zahlreiche Industrien. Die Eisenbahnen Europas befördern alljährlich viele, viele Millionen Eier, die meist in kleinen ländlichen Wirtschaften gelegt wurden.

So kam es, daß jetzt, wo immer Menschen wohnen, Hühner sie umgeben. Von Indien, wo es noch jetzt als Bankiwa-

birgt, ist das Symbol der erhabensten Vorstellungen geworden. Aber nicht nur ästhetisch gehört das Hühnervolk zur ländlichen Wohnstätte, es ist auch wirtschaftlich unentbehrlich. Das Ei und das junge Huhn bilden dort, wo der Händler weit entfernt wohnt und nur schwer zu erreichen ist, wichtige Nahrungsmittel. Sie bringen dem Bauern, zumal dem kleinen, auch ein schönes Stück Geld ein, denn auch der Städter

Huhn wild lebt, wanderte das Huhn nach Osten gen China und Japan, nach Westen zu Assyrern, Ägyptern, Griechen, Römern. Wie die Germanen in die Geschichte treten, kennen sie es schon. Mit den Europäern kam es nach Amerika, Neuseeland, Australien, mit den Malayen auf viele Südsee-Inseln. Wie der Hund, so gehört auch das Huhn allüberall zum Menschen. Im hohen Norden teilt es mit ihm die enge, von

Abb. 3. Cochin-Chinas.

Der Freier. Nach dem Ge
(Photographieverlag der Photogr

mälde von Karl Herpfer.
raphiſchen Union in München.)

Raucherfüllte Stube; unter der Äquatorial-Sonne umgibt es zahlreich in fast freiem Zustande und doch nicht verwildert die Hütten der Neger. Wo das Klima und freies Weideland ihm erlauben, sich die Nahrung selbst zu suchen, bedarf es nur geringer Unterstützung seitens des Menschen. Sein scharfes Auge findet überall Brauchbares für den kräftigen Schnabel, und scharrend und kratzend bringt das Huhn auch den wohlversteckten Wurm ans Tageslicht. Unter den argen Schnecken wird tüchtig aufgeräumt und selbst die junge Schlange nicht verschont.

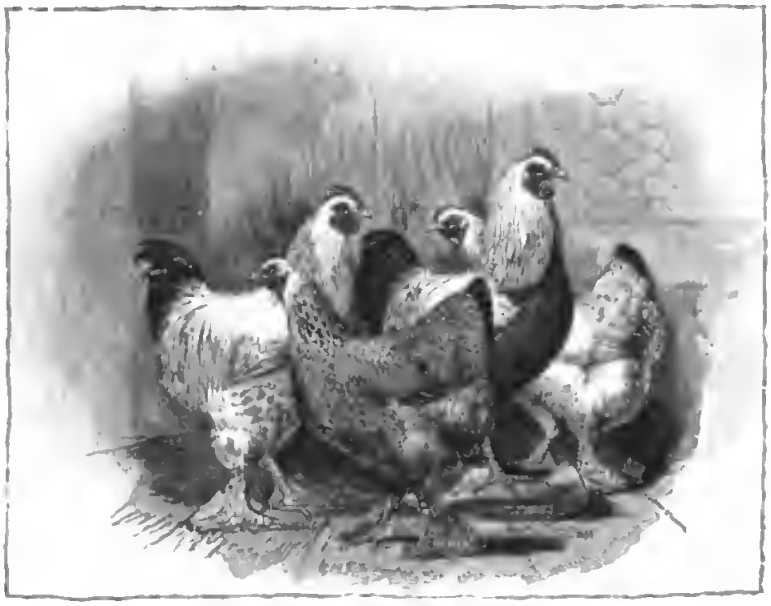


Abb. 4. Brahmaputras.

Wie alle Haustiere sind auch die Hühner sehr geneigt Arten zu bilden, und dieser Umstand wurde von den Menschen bald bemerkt und seinen Zwecken dienstbar gemacht. Ein Spiel der Natur, das gefiel, wurde durch die Zucht festgehalten und beständig gemacht. Jeder Landstrich hatte nach einiger Zeit sein Huhn.

In England wurde die Tierzucht zuerst zur Leidenschaft. Wie der Engländer alles, selbst das Vergnügen, das Spiel mit einem uns unbegreiflichen Ernst betreibt, so wurde auch die Tierzucht bei ihm eine Wissenschaft. Der einzelne wählte sich eine Art für eine bestimmte Aufgabe und suchte sein Ziel ein langes Leben hindurch durch die zusammengefaßteste Aufmerksamkeit zu erreichen. Und da die Engländer über die ganze Welt zerstreut leben, stand ihnen die Tierwelt der ganzen Welt zur Verfügung. Aus den vergessensten Winkeln holten sie Hühner herbei. Diese wurden dazu bestimmt, als Fleisch-Hühner vortreffliche Braten zu liefern; jene sollten Eier legen ohne Ende; die dritten Küchlein ausbrüten; die vierten durch ein prachtvolles oder eigenartiges Kleid das Auge des Beschauers ergötzen. Für jede dieser Arten wurden bis in die äußersten Einzelheiten gehende Regeln festgesetzt. Nur, was diesen Forderungen entsprach, galt als lobenswert. Nach ihnen wurden auch allein die auf Ausstellungen vergebenen Preise verliehen.

Das englische Beispiel wurde auf dem Kontinent mit mehr oder minder Eifer nachgeahmt, die englische Ernsthaftigkeit und Ausdauer aber wurde der Sache schließlich doch nirgends zugewandt. Über diese verfügen eben nur geborene Angelsachsen, und aus den Reihen dieser erwuchs denn auch den Engländern der einzige wirkliche Wettbewerb. In den Vereinigten Staaten war allmählich der Wohlstand so gestiegen, daß man sich auch dort den nichts einbringenden, wohl aber viel kostenden Freuden des Lebens zuwenden konnte. Zu der englischen Ausdauer gesellte sich hier amerikanisches Ungestüm. In erstaunlich kurzer Zeit erwachte die Lust an Sport aller Art. Amerikanische Traber erreichten den höchsten Rekord; amerikanische Rennpferde trugen die selbstgewählten Farben ihrer Besitzer auf den Feldern von Epsom zum Sieg; amerikanische Hühner holten sich auf englischen Ausstellungen die ersten Preise.

Wir geben in unseren Abbildungen eine Anzahl in Amerika preisgekrönter Hühner wieder. Sachverständige werden uns zugeben, daß es sich in der That um herrliche Vertreter ihrer Arten handelt.

Wir beginnen mit Silberlack — Hamburgern (Abb. 1).

Die „Hamburger" haben eine eigentümliche, in gewissem Sinne echt deutsche Geschichte. Ihre Vorfahren lebten schlicht und recht auf niedersächsischen Bauerhöfen, legten ihre Eier, ohne mehr Geschrei davon zu machen als andere Hühner auch, erzogen ihre Küken und wurden in höherem Alter geschlachtet und in einer Suppe ausgekocht, ohne daß irgend einer ihrer menschlichen Landsleute viel Wesen von ihnen gemacht hätte. Erst reisende Engländer entdeckten ihre Vorzüge, nahmen einige Stämme mit sich und unterwarfen sie ihrer Zucht. Und, siehe da, die Nachkommen der Eingewanderten entwickelten sich zu einer reizenden Art. Es gab bald gesprenkelte und getupfte Hamburger, Silbersprenkel, Goldsprenkel, Silberlack und Goldlack, auch schwarze Hamburger. Als die Hühner-Freundschaft in den sechziger Jahren in den Hühnersport überging, eilten unsere Händler über den Kanal und kauften für schweres Geld so viel „Hamburger," als sie irgend bekamen. Sie wußten, was sie thaten, denn die Hamburger sind in der That wunderhübsche Hühner. Sie sind mir in der Gesellschaft von sonstigen Sporthühnern immer vorgekommen wie geistreiche Leute aus der

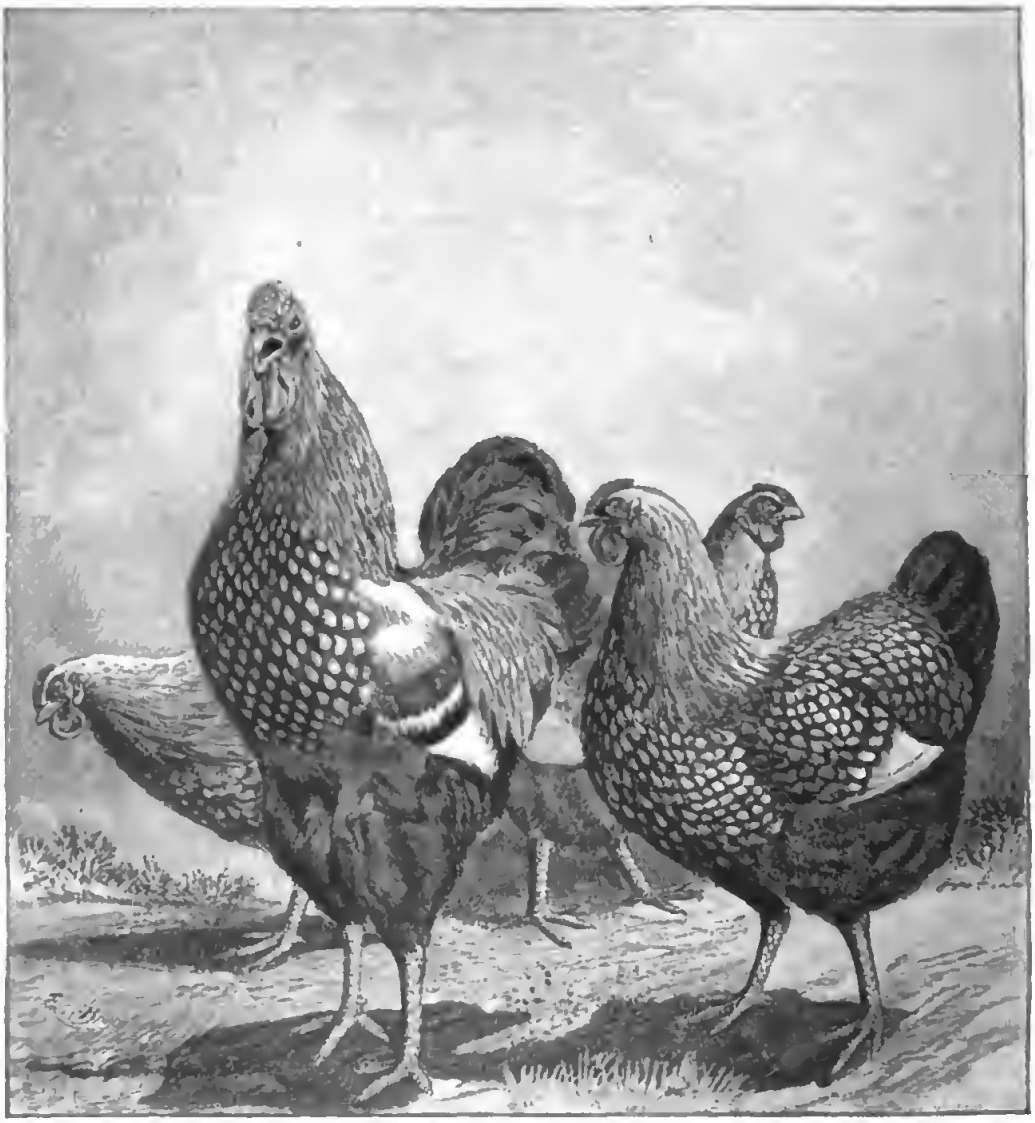


Abb. 5. Wyandottes.

Provinz unter Berlinern. Es haftet noch Erdgeruch an ihnen, sie haben etwas von der Frische des Landhuhns. Die lebhaften Geschöpfe, die gut fliegen, lassen sich schlecht einsperren. Sollen sie gedeihen, so müssen sie freien Weidegang haben. Und hübsch sind sie, das muß ihnen der Neid lassen. Kamm, Gesicht und Kinnlappen sind hellrot, die Ohrlappen schön weiß. In glänzendem Silberweiß fallen die Federn vom Hals und Rücken herab und stechen hübsch ab von den großen, runden, schwarzen Tupfen, die sonst das Federkleid kennzeichnen.

Abb. 6. Plymouth-Rocks.

Unser Huhn steht auf ziemlich hohen blaugrauen Füßen und hat eine prächtige Haltung.

Nimmt man zu dem schönen Aussehen hinzu, daß die Henne eine sehr fleißige Eierlegerin ist, — mit dem Brüten hapert es freilich *sehr*, — und daß unsere Hühner harte Vögel sind, die einen kalten Wind gut vertragen, so wird man begreifen, daß die „Hamburger" viele Liebhaber finden.

Für praktische Zwecke machen ihnen freilich die „*Leghorns*" (Abb. 2) starken Wettbewerb. Die Leghorns haben übrigens das mit den Hamburgern gemeinsam, daß auch sie Fremdlinge sind, die erst, als sie in Amerika zu Amerikanern geworden waren, überall anerkannt wurden. Die Leghorns sind nämlich eigentlich Italiener. Ihre Vorfahren trieben es am Po wie die der Hamburger an der Weser und am Niederrhein. Die praktischen Amerikaner hatten bald entdeckt, daß die Italienerinnen äußerst fleißig Eier legten, sie züchteten sie daher nicht auf ihr äußeres Gewand, sondern auf ihre moralischen Tugenden hin, nicht „auf die Feder", sondern zu Gebrauchszwecken. Man unterscheidet daher auch nur zwei Arten: braune und weiße. Leghorns nennt man aber diese Hühner, weil die ersten aus Livorno kamen, welche Stadt bei den Amerikanern Leghorn benamset wird.

Ungefähr gleichzeitig mit den Amerikanern waren auch die Deutschen auf die Vorzüge der Italiener aufmerksam geworden. Nach unserer Art traten wir der Sache zunächst theoretisch nahe. Die Entdecker verkündeten allen, die es anging, daß nun das „Normalhuhn" gefunden sei. Das italienische Huhn brachte es fertig, das ganze Jahr über Eier zu legen, zweimal zu brüten und im Herbst, fett wie ein Dorking, der Bratpfanne zu harren. Diese Übertreibungen riefen energischen Widerstand wach. Eine heftige Fehde entbrannte, die Druckerschwärze wurde stark in Anspruch genommen.

Mittlerweile schafften die Händler unermüdlich Versuchsobjekte über die Alpen, und auf so manchem deutschem Hühnerhof machten die Italienerinnen die Bekanntschaft ihrer amerikanisierten Vettern und Basen, der Leghorns.

Jetzt hat sich die Sachlage an der Hand der Erfahrung geklärt. *Das* Huhn, d. h. das ausschließliche Zukunftshuhn der deutschen Geflügelzüchter, ist das italienische Huhn nicht, immerhin bedeutet es aber für gewisse Zwecke eine Bereicherung des Materials. Die Hennen sind in der That unermüdliche Eierlegerinnen, sie beginnen in Erinnerung an die südliche Heimat mit dem Legen sehr früh, und die Eier sind gut und schwer. Vom Brüten aber wollen sie meist überhaupt nichts wissen, und wenn

Abb. 7. Bantams.

sie sich ausnahmsweise auf dieses allerdings langweilige Geschäft einlassen, so ist ihnen nicht recht zu trauen. Sie hören auf, ehe sie ihre Zeit abgesessen haben. Auch als Mütter bewähren sie sich nur zu oft schlecht. Das Familienleben gedeiht eben in Welschland nicht recht, und man soll von Hühnern ebensowenig etwas verlangen, was gegen ihre Natur geht, wie von Menschen. Die Italienerinnen bleiben überhaupt immer etwas wild und gehen gern einmal durch. Dazu kommt endlich, daß sie nicht so hart gegen Kälte sind wie unsere deutschen Hennen. Trotz alledem sind Italiener wie Leghorns Leuten, die von ihren Hühnern in erster Reihe recht viele Eier erwarten, wohl zu empfehlen. Aber Vorsicht beim Ankauf! Nicht alles, was über die Alpen gebracht wurde, ist Italiener im obigen Sinn!

Lange ehe sich in England die Tierzucht als Sport entwickelte, gab es schon zwei Länder, in denen man sie mit ebensoviel Verstand wie Ausdauer und Erfolg betrieb: China und Japan. In gewissem Sinne sind die Chinesen und Japaner hierin noch heute nicht erreicht. Auch das Huhn züchteten sie als Riesen wie als Zwerg seines Geschlechtes.

Als im Jahre 1842 der Hafen von Shanghai den Europäern geöffnet wurde, fanden diese dort ein Riesenhuhn, das ihnen gewaltig imponierte. Ein Stamm dieser Hühner gelangte in den Besitz der Königin von England und zwar merkwürdigerweise unter dem ganz unpassenden Namen Cochin-China's (Abb. 3). Wie dieses Mißverständnis entstanden ist, hat nicht festgestellt werden können, der Name aber ist den mit ihm Belegten geblieben bis auf diesen Tag, obgleich sie mit Cochin-China garnichts zu thun haben.

Wer kennt diese mongolischen Riesen nicht! Ästhetisch angesehen haben sie wenig Einnehmendes. Kein Ritter würde je auf den Gedanken kommen, sich einen Cochinhahn in sein Wappen zu nehmen; auf der Spitze eines Kirchturms würde ein solcher einen höchst lächerlichen Anblick bieten.

Unsere Hühner machen einen durchaus bürgerlichen Eindruck. Der Hahn flieht den Kampf nicht und wenn ein solcher ihm aufgenötigt wird, wird er sich seiner Haut wehren, aber im allgemeinen findet er seine höchste Befriedigung in seiner Stellung als Hausvater. Die Henne aber ist ganz Mutter. Nur wenn es rings um sie piept, fühlt sie sich wohl. Darum ist ihr auch die Eierlegerei keineswegs eine „harte Notwendigkeit," die sie nebenbei abmacht. Sobald sie ihr Gelege zusammen hat, will sie brüten. Entzieht der Mensch ihr die Gelegenheit dazu, so verzichtet sie deshalb noch lange nicht auf ihr Vorhaben. Sie ist mit dem „sanften Starrsinn" gut gearteter, beschränkter Menschen ausgestattet. Sie will und muß brüten. Kann sie das nicht auf Eiern, so brütet sie auf irgend einem anderen Gegenstand und wenn es Steine wären.

Ließ man der Cochin-Chinesin ihren Willen, so ist sie die zärtlichste Mutter. Die zärtlichste, aber leider nicht die geschickteste. Die gewaltigen Glieder sind ungelenk und manches Küchlein wird das Opfer mütterlichen Ungeschicks. Das liegt nicht am Willen, das liegt an der Natur.

Die Cochins halten, wie schon gesagt, vom Eierlegen nicht viel und haben einen recht beschaulichen Charakter. Sich die Nahrung selbst suchen, ist ferner ihre Sache nicht. Sie erwarten reichliche Atzung aus der Hand ihrer Ernährer. Sie sind endlich auch gegen Kälte recht empfindlich.

Ausgestattet mit allen diesen Vorzügen und Fehlern kamen sie auch nach Amerika. Die Amerikaner sahen ihrem Treiben eine Weile zu und sagten sich dann: „Manches muß anders werden. Diese trefflich schmeckenden großen Eier müssen häufiger gelegt werden; dieses leidige Verhalten in Bezug auf die Nahrung muß aufhören; die Herrschaften müssen sich abhärten. Auch der äußere Anstand muß ein wenig manierlicher werden. Die Größe thut es nicht allein."

Und die Amerikaner gingen ans Werk und züchteten ein Riesenhuhn nach ihrem Herzen.

Als das Huhn da war, fehlte noch der Name für dasselbe. Die Chinesen hatten einen falschen aber wohlklingenden Namen, warum sollte die neue Art nicht auch einen solchen erhalten? Und die Yankees benannten selbiges Huhn Brahmaputra (Abb. 4), obgleich die Art mit dem gleichnamigen Flusse so viel zu thun hat wie mit der Elbe.

Jetzt sind die Brahmaputras oder wie man sie kürzer nennt, die Brahmas, eine stattliche Art, die man hell oder dunkel züchtet. Es sind gewaltig große und schwere Hühner, die aber nicht so ungeschickt aussehen wie ihre Vorfahren und auch nicht so ungeschickt sind wie diese. Ihre Eier aber stehen an Größe und Wohlgeschmack hinter denen der Cochins nicht zurück, und als Braten imponieren sie wie diese. Die Amerikaner begnügten sich nicht damit, aus den Cochins Brahmas zu züchten, sondern entwickelten aus ihnen noch zwei Arten; die Wyandottes (Abb. 5) und die Plymouth-Rocks (Abb. 6). Die Brahmas haben noch Hosen an, ein Umstand, der beim Scharren sich als hinderlich erweist.

Abb. 8. Houdans.

Abb. 9 Paduaner (Brabanter).

Hühner, die sich ihr Brot selber suchen sollen, fahren besser, wenn sie nicht befiederte Beine haben. Und unsere Arten legten die Hosen ab. Sie bekamen ferner ein ungleich stattlicheres sozusagen normalhühnermäßiges Aussehen. Wie die Amerikaner ja überhaupt wieder eine Art Rittertum — das des Revolvers — bei sich ausbilden, so werden auch unsere Hähne wieder trotzige, kampflustige Gesellen.

Untereinander unterscheiden sich Wyandottes und Plymouth-Rocks hauptsächlich durch die Farben. Erstere sind silber- oder goldfarben, weiß oder schwarz, letztere sind meist grau, schwarzgrau gebändert. Die Plymouth-Rocks zeigen nicht selten durch einen Erbsenkamm, daß ihr Stammbaum mit den Brahmas durchsetzt ist.

Wie die größten, so kommen auch die kleinsten Hühner aus den ostasiatischen Reichen. Man kennt ja die Vorliebe der Japaner für das Kleine. Wie sie sich in ihren Zimmern ganze Obstplantagen schufen, die in mäßig großen Töpfen Platz fanden, so erzüchteten sie sich auch ein Zwerghuhn. Die Engländer nennen diese reizenden kleinen Geschöpfe Bantams (Abb. 7), weil die japanischen Hühnchen zuerst aus Bantam auf Java nach Europa gebracht wurden. Die Japaner nennen sie Chabos. Die Chabos sind meist weiß und haben schwarze Schwänze.

Unser Zwerghahn ist ein Japaner, also ein echt ritterlicher Geselle, der Hahn, wie er sein soll, wenn auch in einer Miniaturausgabe. Das ist ja überhaupt so merkwürdig, daß die Japaner es verstehen, Pflanzen und Tiere in das Zwerghafte zu verwandeln, ohne sie dadurch irgend zu verkrüppeln. Unser kleiner Hahn fühlt sich wie nur irgend ein deutscher Haushahn, unsere kleine Henne legt mit einer Italienerin um die Wette und brütet und führt wie eine Cochin-Chinesin.

Da diese kleinen Herrschaften seit vielen Geschlechtsreihen im innigsten Verhältnis zu Menschen gestanden haben, sind sie von Natur sehr zahm und schließen sich eng an ihre Pfleger. So bedeutet denn die Einführung der Chabos eine höchst erfreuliche

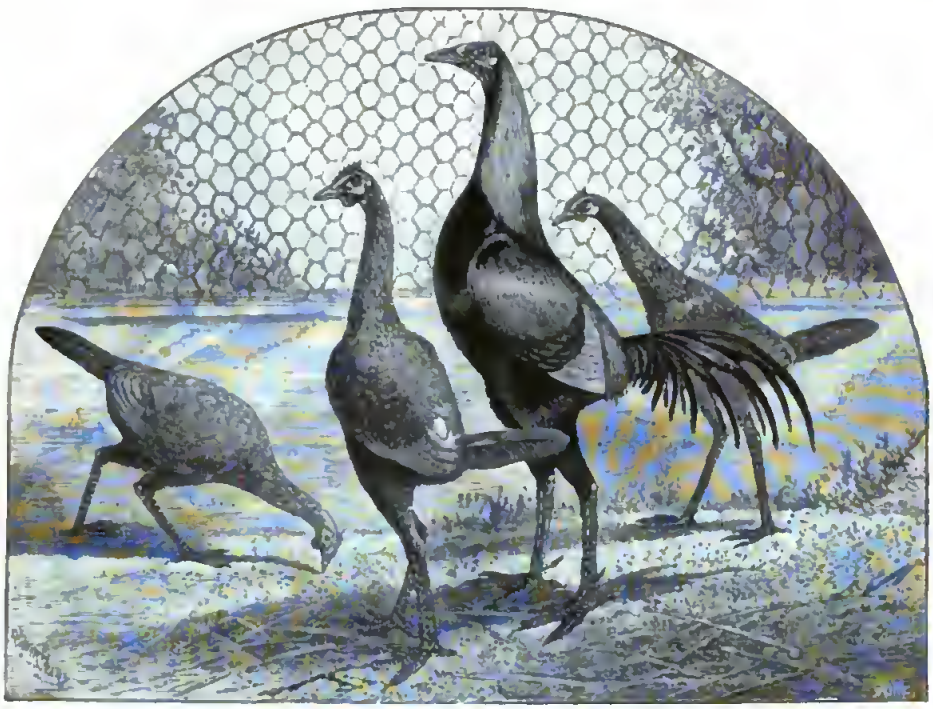


Abb. 10. Goldhalsige Kampfhühner.

Bereicherung unseres Geflügels. Sind Eier und Braten nur klein, so ist doch auch der Futterbedarf nur ein geringer.

Unser Allerlei vom Hühnerhof wäre sehr unvollständig, wollten wir unseren Lesern nicht auch einige Vertreter der zahlreichen Haubenhühnerarten vorführen. Diese stammen wohl alle ursprünglich von russischen Hühnern ab, denn in Rußland sind die Haubenhühner seit alter Zeit zu Hause. Wie der Russe von jeher in dem Bart die schönste Zierde des Mannes sah, so will er das Huhn gehaubt sehen. Es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß solch ein langbärtiger Großrusse stattlich genug aussieht. Bei den russischen Hühnern liegt die Sache für meinen Geschmack etwas anders. Die Henne gewinnt durch die Haube, der Hahn verliert. Die erstere bekommt durch die Haube ein warmes, trauliches Aussehen, was der Mutter wohl ansteht; der letztere büßt an seiner freien Männlichkeit ein. Das gilt, meine ich, von allen Schopfhühnern.

Unter den Schopfhühnern spielen die Houdans (Abb. 8) eine hervorragende Rolle. Sie stammen aus dem gleichnamigen Ort des Departements Seine und Oise, sind mit den vornehmen Creve coeurs nahe verwandt und in Art und Unart echte, rechte Franzosen. Sie sind für das Leben wohl ausgerüstet; von stattlichem Aussehen, leicht von Knochenbau, aber doch recht kräftig, lebhaft, frühreif, von Natur fleißig und, wenn sie sich nicht gereizt glauben, auch friedlicher Natur. Ihr Gefieder ist schwarz und weiß gemischt. Man schätzt sie in Frankreich sehr, und sie verdienen diese Schätzung auch. Die Hennen legen sehr fleißig viele und große Eier und sind leidliche Mütter und Führerinnen; die jungen Hähne, die schnell heranwachsen, ergeben einen vortrefflichen Braten. Zu den weltbekannten französischen Poularden liefern diese Hühner einen bedeutenden Beitrag.

Leider eignen sich die Houdans nur für ein verhältnismäßig mildes Klima. In Nordost-Deutschland werden sie den Schnupfen nicht los, und die Küken gehen nur zu oft an Krankheiten der Atmungsorgane zu Grunde. Sehr wünschenswert wäre es, wenn in diesen Landstrichen Kreuzungen von Houdans mit russischen Haubenhühnern vorgenommen würden. Der Versuch ist meines Wissens noch nicht gemacht worden, er würde aber gewiß zu sehr erfreulichen Resultaten führen.

Sehr ansprechende Haubenhühner sind

auch die Paduaner (Brabanter). Von mittlerer Größe, sind sie lebhafte, elegante Tiere (Abb. 9). Man zieht sie in allen möglichen Farben, Goldlack, Silberlack, schwarz, weiß u. s. w., besonders schön aber sind sie in ihrer ursprünglichen Färbung: schwarz mit weißen Hauben. Sie stammen zum Teil aus der Gegend von Padua, zum Teil aus Brabant, wohin sie schon im Mittelalter gelangten. Daher der Doppelname. Im übrigen sind die Paduaner Luxushühner und wollen als solche beurteilt sein. Wem es in erster Reihe auf Eier und junge Hühner ankommt, wird gut thun, sich eine andere Art zu wählen, der Liebhaber aber wird an den Paduanern seine Freude haben. Nur muß er die Tiere vor Regen und Nässe schützen, sie erkälten sich sonst leicht und leiden dann an den Augen. Auf Fortpflanzung ist ferner nur ausnahmsweise zu rechnen, man muß die Eier durch Cochin-Hennen oder Puter ausbrüten lassen. Endlich darf man unsere Hühner auch nicht zu weit vom Hause weiden lassen, denn die Hauben verhindern sie, Raubvögel und andere Feinde rechtzeitig wahrzunehmen. Die Paduaner eignen sich mithin vorzugsweise für städtische Liebhaber. Diese seien darauf aufmerksam gemacht, daß die Amerikaner ganz besonders schöne Paduaner züchten.

Zuletzt seien noch einige Kampfhühner vorgeführt. Ihre eigentliche Heimat ist Indien, wo die Hahnenkämpfe so alt sind wie die Menschheit und wo man noch heute ein Huhn züchtet, das nur für den Kampf lebt. Selbst die Küken müssen getrennt werden, weil sie sich sonst entsetzlich zurichten. Die indischen Großen geben noch heute enorme Summen für Kampfhähne aus. Man hat die nicht ganz unwahrscheinlich erscheinende Vermutung ausgesprochen, daß diese Kampfhähne wie überhaupt der sogenannte Malayenschlag nicht nur von den Bankiva-, sondern auch von Sonneratühnern, einer anderen wilden Rasse,

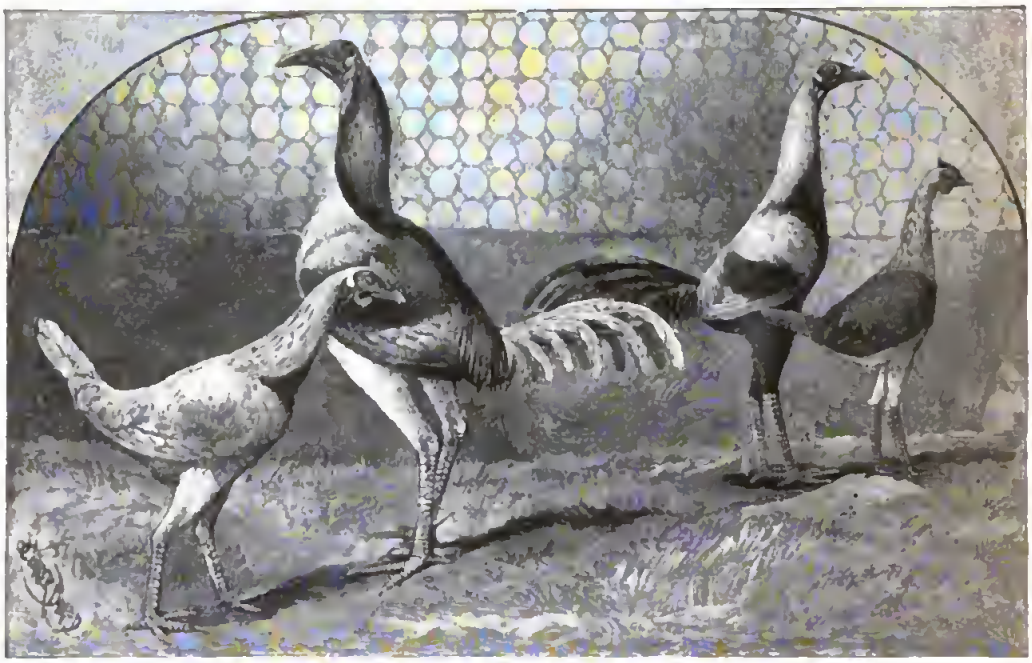


Abb. 11. Silberhalsige u. a. Kampfhühner.

abstammen. Sie sehen auch wilder aus als unsere sonstigen Hühner, unter denen sie entschieden fremdartig erscheinen.

In Europa haben die Kampfhühner bekanntlich in England am festesten Wurzel gefaßt. Wer hat nicht von englischen Hahnenkämpfen gehört! Durch viele Jahrhunderte waren sie der beliebteste Sport, an dem alle Stände teil nahmen. Jetzt sind sie verboten, die unteren Volksklassen erfreuen sich aber noch heute heimlich an ihnen, und die Gesetze dieses Sports sind durch die Tradition noch lebendig.

Hochaufgerichtet und schlank, aber stark und zäh schreiten die goldhalsigen

Kampfhühner (Abb. 10) auf hohen Beinen einher. Feuerrot wie Donnars Bart ist das Gefieder des Hahns, Unterleib, Schenkel und Schwanz sind tief schwarz.

Ernst und kühn blickt er in die Welt. Im Kampf ist er ein so furchtbarer Gegner wie die englische Dogge: es gibt für ihn keine Flucht. Sieg oder Tod ist die Losung. Auch die Henne ist ähnlich gestaltet und zeigt eine männische Art.

So erwecken die Kampfhühner volle Beachtung, wenn gleich für mein Auge ein deutscher Landhahn unvergleichlich schöner ist als diese hageren Gesellen, in denen die englische Einseitigkeit und die Neigung zu Brutalität zum vollen Ausdruck gelangen.

Es gibt auch silberhalsige Kämpfer (Abb. 11) und auch noch anders gefärbte, die rechten sind und bleiben aber die goldhalsigen, die oben beschrieben wurden.

Die Kämpfer sind natürlich auch reine Sporthühner, und wer Nutzhühner halten will, wird nicht an sie denken, obgleich sie auf den Höfen englischer Farmer zahlreich vertreten sind, und diese ihr Fleisch als unübertrefflich rühmen. Auch sind so streitbare Weiber wie diese Hennen natürlich vorzügliche Mütter, die selbst dem Habicht zuleibe gehen. Unter den Liebhabern haben sie sich auch bei uns viele Freunde erworben, mein Fall aber sind die englischen Kämpfer so wenig wie die Herren und Damen, auf deren Höfen sie herangezüchtet wurden und deren Wesen sie in ihrer Art widerspiegeln. Wir Deutsche lieben eben weder „trainierte" Menschen noch „trainierte" Tiere, denn wir messen beide nicht allein mit einem dem Verstande entnommenen, sondern auch mit einem gemütlichen Maßstabe und fühlen uns verletzt, wo wir ein Lebendes ganz einseitig nach einer Richtung entwickelt sehen.

Nach 20 Jahren.

Von Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Wie viele Jahre denn ist es her?
Mich dünkt, so zwanzig, vielleicht auch mehr.

Die alte, liebe, würdige Stadt,
Wie kaum sie sich verändert hat!
Es liegt so warmer Sonnenschein
In den stillen Gassen groß und klein,
Sie schlängeln noch so gemütlich krumm;
Recht mit Behagen krebs' ich herum.
Die alten wackern, kernhaften Mauern
Mögen noch manch Geschlecht überdauern;
Der Kirchturm ragt jahrtausendlebig;
Die Häuser recken sich stark und behäbig,
Sie nicken mir stillvertraulich zu:
„Ei, alter Junge, was treibst denn du?
Drehst den Kragen und äugst umher,
Als ob hier wunder was Neues wär'.
Ja so! Man soll es im Blick dir lesen,
Du bist drei Tage verreist gewesen!
Was aber kann uns das groß bedeuten?
Renommiere vor jüngeren Leuten!"

Da wird mir's erst heimwohlig zu Sinn;
Ich merke, daß ich der Alte noch bin.

Nur seltsam, die Menschen kenn' ich nicht mehr;
Wie kam dies fremde Volk hierher?
Das rennt und glotzt gleichgültig, kalt,
Mich zu begrüßen macht Keiner Halt,
Kein Aug' aufleuchtend will mich erkennen,
Kein Mund mich hold beim Namen nennen —
Da plötzlich starr' ich in ein Gesicht —
Ich kenn' es wieder — ich kenn' es nicht:
Wärst du's, Genosse aus Jugendjahren?
Nein! Alter Bursch in grauen Haaren!
Du seltsam fremd, vertraut Gesicht,
Mein alter Bruder bist du nicht,
Mein Bruder nicht aus jenen Jahren,
Da wir so wild, so glücklich waren!
Die Augen müde, stumpf, verdrossen,
Die welken Lippen hart geschlossen — —

Du alter Schlingel, weich von mir!
Weiß Gott, ich fürchte mich vor dir,
Vor deinen Runzeln, deinen Jahren,
Vor deinen greulich grauen Haaren —
Du mein Genoss'? Wie kann das sein?
Ich habe nichts mit dir gemein!

— Er aber zögernd hebt die Hand;
Erschrickt ganz heimlich: er hat mich erkannt.
So bist du's wirklich, alter Mann!
Ein dunkles Zittern faßt mich an.

Fast ängstlich schütteln wir uns die Hände;
Und schreiten doch Arm in Arm am Ende.
Wir stampfen ein wenig auf und ab,
Dann still ein winklig Gäßchen hinab;
Zuletzt sind lächelnd wir eingekehrt,
Wo manchen Humpen wir einst geleert.

Wir hockten still am stillen Ort,
Beklommen floß uns Wort um Wort.
Ich fragte nach diesen und jenen Dingen:
Nicht gerad', die mir tiefer zu Herzen gingen;
Nicht gerade nach ihr, die drüben wohnte,
Doch stolzer in meinem Herzen thronte — —
Herrgott, war das ein feines Dirnchen!
Die tollen Locken auf niederem Stirnchen!
Wie zierlich dort über die Brücke sie ging!
Es war ein gar zu süßes Ding — —
Vorüber! Es lohnt nicht drüber zu reden.
Zudem, es interessiert nicht jeden.
Da gibt's Politik und solche Sachen,
Die sich bequemer verständlich machen.
Wieviel verdienst du etwa im Jahre?
Ich so und so viel. — Nicht mehr? — Bewahre.
Man redet hin, man redet her,
Versteht sich halb, nicht recht viel mehr — —
Auch wird's nun Zeit, es geht auf Zehn:

Nun also, dereinst auf Wiedersehn!
Wann? — Lieber Himmel, warum da sorgen?
Man stirbt nicht gleich von heut auf morgen.

Ich starre ihm nach noch immerzu:
Mein Trunkgenosse, das wareſt du?! —

Meinen Gasthof suchte ich auf beklommen,
Einen einsamen Schoppen noch ließ ich mir kommen;
Hieß damals der Kellner nicht auch Johann?
Mein Zimmer wies dieser mir höflich an:
Welch ödes, leeres Gasthofzimmer!
Du lieber Gott, so sind sie ja immer.
Es hing ein Spiegel an der Wand;
Über die Augen deckt' ich die Hand.
Den verfluchten Spiegel mag ich nicht sehn!
Trübsinnig am Fenster blieb ich steh'n;
Ganz heimlich sich meine Hände falten:
Ihr lieben Häuser, ihr treuen, alten!

Auf einmal höre ich halb erschrocken:
Vom Kirchturm läuten sie dumpf die Glocken.
Mein Gott, was werden die Leute haben?
— Vielleicht, daß sie noch einen Toten begraben.

Themis.

Roman von Ernst Eckstein.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Drunten, scheu in den Schrankwinkel neben der Treppe geschmiegt, stand da ihr Liebling, der kleine Lutz, mit dem sie im vorigen Sommer auf so idyllisch-romantische Art Freundschaft geschlossen. Sascha hatte die einsame Hütte der Suse Marguth seit Wochen nicht mehr besucht. Auch Lutz war über acht Tage fortgeblieben, obgleich er bis dahin mindestens zweimal wöchentlich um die Mittagszeit kam und sich von Grete, der alten Köchin, mancherlei einpacken ließ.

„Nun, Lutzchen, wie geht's?" frug Sascha und holte den Kleinen heran.

Da Grete jetzt mit dem Korb erschien, den sie für Lutz gefüllt hatte, winkte das Fräulein ihr ab. Das hatte noch Zeit! Jetzt wollte Sascha den Jungen für ein paar Augenblicke mit in ihr Zimmer nehmen, damit er sich auswärmte. Grete sollte ihm Schokolade kochen, — die trank er für's Leben gern — und ihm zwei Semmeln mit Butter streichen.

„Bist ja so lange nicht dagewesen," sagte das junge Mädchen, nachdem sie das frierende Kind weich und warm in die Sofaecke gesetzt und mit der Plüschdecke ihres Nähtisches zugedeckt hatte.

Lutz erzählte nun, seine Mutter sei krank und liege daheim in der Hütte; und die leide das nicht, weil's eine Schande wäre. Als noch die Mutter auf Arbeit ging, hatte die Großmama ihn geschickt; aber die Mutter durft' es nicht wissen. Jetzt eben schlief die Mutter. Da hatte die Großmama schnell ihm den Korb gegeben. Es ging ja nicht anders. Die Krankheit der Mutter kostete Geld, denn der Arzt kam, und Lutz sollte dem Fräulein sagen, wenn sie was übrig hätte für die Großmama Suse — wär es auch noch so wenig — so wollte die Großmama für das Fräulein beten bei Tag und bei Nacht.

Sascha drückte das Kind an sich, versprach ihm ein Geldstück mit in den Korb zu legen und sagte dann liebreich:

„Du armer Bursch! Du hast immer noch Händchen wie Eis! Und so dünn bist Du angezogen!"

„Mich friert auch," versetzte das Kind, „und die Brust thut mir weh, und oft muß ich husten!"

„Warte nur! Wenn ich mal wieder Geld habe, kauf' ich Dir was — ein Röckchen mit Pelz daran, nicht? Und zwei Handſchuhe — ſo! — und für den Lockenkopf eine richtige Bärenmütze!“

Die Schokolade kam, und das Kind trank. Kein Tropfen blieb in der Kanne zurück; auch die Semmeln wurden vertilgt bis auf den letzten Broſamen. Dann klingelte Saſcha. Die alte Köchin brachte den Korb. Saſcha band ihrem Schützling ein großes wollenes Tuch um die Schultern, ſtrich ihm die Wangen und führte ihn nach dem Ausgang.

„So, Lutz! Nun fall' mir nicht und laß Dir nichts abnehmen! Hörſt Du? Und grüß Deine Großmama! Wenn's irgend geht, komm' ich mal dieſer Tage! Sonſt erwart' ich Dich hier — immer um dieſe Zeit — verſtehſt Du?“

Das Kind ſah ſtrahlend zu ihr empor, nickte, gab ihr noch einmal die Hand und trabte dann durch den tiefen Schnee um den Garten herum nach der Waldhütte.

Sobald Saſcha allein war, verſank ſie wieder in eine traumhafte Schwermut.

Der ganze Tag war ſo trüb' und ſo drückend geweſen; ein Nachklang der geſtern zu Ende gekommenen Gerichtsverhandlung lag in der Luft, ein fern verhallendes Echo der Jammertöne, die der Verurteilte ausgeſtoßen. Es mußte entſetzlich geweſen ſein, wenn ihr ſtarknerviger Vater noch heute daran laborierte! Er ſprach nicht; das Eſſen ſchmeckte ihm nicht; er lief im Hauſe umher, als fühle er ſich verantwortlich für den Wahrſpruch, den er als Obmann verkündigt hatte . . .

Wie konnte man auch einen Menſchen verurteilen, deſſen Schuldloſigkeit ſo klar wie die Sonne war!

Eine ſeltſame Welt, voll von Widerſprüchen und Gegenſätzen, unfaßlich in ihrem Weſen, unbegreiflich in ihrem Sinn! . . .

Sollte man's glauben, daß dieſes nämliche Gothengehölz, das jetzt ſo ſchwarz und geſpenſtiſch zum lichtloſen Himmel emporſtieg, im Sommer ein grünes, rauſchendes, ſonniges Paradies war, ein Irrgarten mit lockenden Tiefen und duftigen Abtönungen, ein Bild, an dem ſich der heiß bewundernde Blick nicht genug that? Welch ein Leben in dem Geſträuch, welch ein Zwitſchern und Jubeln! — Und jetzt: Alles wie tot . . .!

Überhaupt . . . man lebte hier draußen doch recht einſam und abgeſchieden! Sturm und Schneefall bauten ja gleich eine undurchdringliche Mauer zwiſchen dem Villenviertel und dem Centrum der Stadt auf! Man war dann hier wie verkauft und verraten . . .

Aber die Zeit her war das Wetter doch leidlich geweſen, — und dennoch ſtockte faſt aller Verkehr! . . . Weshalb ließen ſich beiſpielsweiſe die Gyskra's gar nicht mal blicken? Nun, der Herr Ober-Staatsanwalt mochte entſchuldigt ſein; der war maßlos in Anſpruch genommen. Auch Emmy und ihre Mama ſteckten tief in der Arbeit; anfangs April ſollte geheiratet werden, und da gab's tauſenderlei zu thun, zumal die Ausſtattung größtenteils im Hauſe gefertigt wurde. Hellmuth jedoch, — hätte der wirklich gar nicht einmal für ein Stündchen vorſprechen können . . .?

Hellmuth! In Gedanken nannte ſie ihn ſtets nur beim Vornamen. Sie war das von Emmy gewöhnt, und der Name war ihr ſo äußerſt ſympathiſch . . .!

Ja, weshalb kam er nur nicht?

Wollte er jetzt durch übertriebene Zurückhaltung das wieder gut machen, was er damals in ſeiner allerdings unbegreiflichen Keckheit verbrochen hatte? Man konnte im Ärger über begangene Mißgriffe, im Bereuen von Thorheiten auch zu weit gehn. Er dachte vielleicht: ‚Ich muß nun doppelt vorſichtig, doppelt reſpektvoll ſein!‘ Aber es wäre gewiß doch nicht aufgefallen, wenn er ſich mal gelegentlich nach dem Befinden ihres Papa's erkundigt hätte! Leutnant von Alffing kam doch ſo oft, und früher, in Strehlberg, ſaßen mitunter ſechs, acht Offiziere zwanglos und ohne geladen zu ſein, beim Theetiſch, und ſie war die einzige junge Dame, wenn nicht etwa der Leutnant Ketteler zufällig mal ſeine Schweſter mitbrachte —!

Saſcha trat an das Fenſter, durch das ſich Hellmuth damals im letzten Moment noch geflüchtet hatte.

Die ganze peinvolle Scene tauchte vor ihrer Erinnerung empor.

Sie entſann ſich genau jeder Einzelheit: — des Staunens, das ſie empfunden, als da plötzlich die Thür aufging; des Flecks, wo Hellmuth geſtanden; des Blicks, mit dem er ſie angeſchaut; des Wortes, mit dem er ſich ihr genähert hatte! Sie wußte den Tag und die Stunde! — Dieſer ſiebzehnte November! Nie würde ſie das Datum ver-

gessen und sollte sie ein Jahrhundert alt werden! Das war gerade noch haarscharf an der Entdeckung vorbeigeschlüpft! Eine Minute später, und ihr Papa wäre an die verriegelte Thür gekommen; sie hätte ihm öffnen müssen, um nicht die Sache noch schlimmer zu machen ... und dann — — wer konnte wissen, was sich ereignet hätte?

Sie fröstelte und gedachte seufzend des Urgroßvaters, dessen Geschichte ihr Vater mit so unverhohlner Parteinahme für den zornsprühenden Ahnherrn erzählt hatte.

Es dämmerte. Sie steckte die Lampe an und setzte sich in den Schaukelstuhl — gerade wie damals ... Weshalb mußte sie heut' nur so lebhaft an diesen Tag denken?

Und weshalb war sie eigentlich so empört gewesen?

Hellmuth hatte sich offenbar nicht vollständig klar gemacht, was er that; er war blindlings dem Drange gefolgt, sie zu sehen, ihr zu bekennen, daß sie ihm teuer sei ... Und nun, da er begriff, wie schrecklich er sie gefährdet hatte, schämte er sich und glaubte, ihrer Versicherung zum Trotz, sie grolle ihm noch. Kein Zweifel: das war der Grund seines Fernbleibens ... Ach, und sie wäre so über jede Beschreibung selig gewesen, wenn sie nur einmal wieder seine Stimme gehört, einmal wieder den leisen Druck seiner Hand verspürt hätte!

Je mehr sie ihn jetzt entbehrte, desto milder dachte sie über sein Ungestüm. Hellmuth war eben nicht wie die Andern; er flog, wo die Alltagsmenschen auf endlos gewundenen Pfaden empor krochen.

Eine unendliche Sehnsucht ergriff sie. Zum erstenmale ward sie sich klar über den Zustand ihres Gemüts, das nur in dem einen Gedanken lebte und webte: Hellmuth!

Die Hände im Schoß gefaltet, lehnte sie ihren Kopf zurück und senkte die Wimpern, als wollte sie sagen: ‚Ja, alles Laute in mir ist beruhigt, alles Starre gelöst, alles Wilde gebändigt. Ich, die einst so Übermütige, Tolle, bin nun ganz Hingebung, ganz stumme Erwartung! Komm und hole mich! Komm und zerbrich mich!'

Sie schloß jetzt völlig die Augen. Ihr Atem ging lebhaft. Das quellende Stirnhaar, dessen Gelock ihr fast bis zu den Brauen hing, bebte ein wenig. Die Brust wogte. Sonst lag sie bewegungslos wie ein Bild.

Himmelblaue Visionen spielten sich hinter der lockenverhüllten Stirne ab, Träume, so hold und verführerisch, daß ihr die Wangen sich röteten, und ihr Mund, halb wie zum Reden sich öffnend, die schimmernden Zähne zeigten. Aus allen Ecken des Zimmers quoll es wie Blumen. Vollschwellende Rosen sanken auf sie herein, weich und betäubend, in unerschöpflicher Fülle wie beim Festgelage eines römischen Imperators. Sie aber erstickte nicht an der duftigen Last, sondern schlürfte begierig ein, was die sanft brausenden Kelche ausströmten: den Hauch zärtlicher, trunkener, besitzesfreudiger Liebe.

Und Veilchen wuchsen an ihr empor, und Maiglocken und Vergißmeinnicht. Große Lilienstengel neigten mit ihren schneeweißen Blüten sich palmenähnlich über sie her. Flieder und Goldregen woben sich rings zum Teppich, auf dem sie dahin schreiten sollte. Ein Myrthengeflecht aber legte sich wie ein Heiligenschein auf ihr wonneberauschtes Köpfchen.

Und die Lilienstengel wurden zu gothischen Pfeilern, und der Teppich führte auf Stufen hinan zum Altar, wo zwei goldene Ringe auf einer silbernen Schale erglänzten. Jetzt nahte der Priester. Die Thüre der Sakristei ward von pagen-ähnlich gekleideten Knaben ins Schloß gedrückt, und laut hallten die Schritte des Geistlichen durch die menschengefüllte Kirche ...

Sie hatte wirklich geträumt; aber der Hall dieser dröhnenden Schritte war Wirklichkeit. Ihr Vater stampfte draußen im Dunkel der Hausflur den Schnee von den Füßen.

Sascha öffnete ihre Thür.

„Nun, Papa," frug sie, halb noch verklärt von dem Duft ihrer Blumenvision, „bist Du nun besser bei Laune? Tante correspondiert noch. Sie wollte mich wenigstens rufen lassen, wenn sie zu Ende wäre. Komm doch ein bischen herein! Was? Ich find' es so furchtbar gemütlich in meiner Stube!"

Der Oberst gab keine Antwort. Er schnaubte und prustete, während ihm Sascha beim Ausziehen seines Pelzrocks behilflich war.

„Ein ganz abscheuliches Wetter," plauderte sie mit wachsender Lebhaftigkeit. „Alles so schwer und so dumpf und wie eingesargt! Weiß Gott, zu nichts hat man Lust! Kommst Du, Papa? Ich rücke Dir meinen Schaukel-

ſeſſel dicht an den Ofen. Du ſtrömſt ja eine wahrhaft ſibiriſche Kälte aus!"

Der Oberſt von Rheuß trat ein. Seine Geſichtszüge waren geſpannt. Er ſetzte ſich nicht.

„Schöne Geſchichten!" raunte er durch die Zähne. „Schöne Geſchichten . . .!"

„Was gibt's denn?"

„Du wirſt ſtarr ſein wie ich! An ſeinem eignen Verſtand möchte man irre werden! Unglaublich!"

Er warf ſich auf das zierliche Mädchen-Sopha, daß es in allen Fugen erkrachte.

„Ich hab' alſo Recht gehabt mit dem Lichert! Er iſt unſchuldig! Die Sache kömmt vor ein neues Geſchwornengericht!"

„Dem Himmel ſei Dank! Nun wirſt Du wohl wieder aufatmen!"

Der Oberſt nickte verzweiflungsvoll.

„Sehr wohl! Aber die Sache hat ihren Haken! Der wirkliche Thäter ſitzt hinter Schloß und Riegel — und weißt Du, wer dieſer Thäter iſt?"

„Wie ſollte ich . . .!"

„Hellmuth Gyskra!"

„Du willſt mich zum Beſten haben."

„Ich bin juſt in der Laune dazu."

„Aber erkläre mir doch . . .!"

„Was iſt da lang zu erklären? Das böſe Gewiſſen! Er hat ſich ſelber beim Unterſuchungsrichter gemeldet und Alles eingeſtanden."

„Unmöglich!" rief Saſcha, hoch aufgerichtet.

„Das habe ich auch gedacht — aber der Menſch lernt ja nicht aus! All' meine Pſychologie werf' ich von heut' in die Rumpelkammer. Mein armer Freund! Daß gerade er ſo was erleben muß! — Ich war bei Kretſchmar. Den fand ich ſchon völlig au fait. Die Sache geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Die Teilnahme für den Ober-Staatsanwalt und die Entrüſtung über den jungen Verbrecher, der das graue Haupt ſeines Vaters ſo mit Jammer und Schande bedeckt, iſt allgemein."

„Weiter, weiter, Papa!"

„Nun habe ich Gyskra ſofort beſucht. Hellmuth behauptet, Burckhardt habe ihn überfallen; leider jedoch ſpricht Alles dafür, daß nicht Burckhardt, ſondern er ſelbſt den Conflikt herbeigeführt hat. Erſt gab ſich Hellmuth den Anſchein, als habe er — wie dies von Burckhardt feſt ſteht — gleichfalls nach Oberlondorf gewollt, der hübſchen Wirtstochter wegen. So konnte die Sache vielleicht als der Streit zweier Rivalen gedeutet werden, die ſich zufällig auf der nämlichen Fährte treffen. Bald aber hat er dies Märchen fallen gelaſſen und ſich ein andres erdacht, das ebenſo haltlos erſcheint. Er behauptet jetzt, Burckhardt ſei ihm nicht grün geweſen um eine Conditor-Mamſell, der ſie beide nach Art junger Thunichtgute den Hof gemacht hätten. Einmal bereits habe ihn Burckhardt im Café Reichskanzler dieſerhalb angerempelt. Leutnant Alffing jedoch und einige andre Herren, die damals zugegen waren, ſind heute verhört worden. Ganz übereinſtimmend ſagen ſie aus, daß ihrer Meinung zufolge von einem Haſſe Burckhardts gegen Hellmuth nicht die Rede ſein kann. Auch die Conditor-Mamſell — Franziska heißt ſie, und in dem erſten Prozeß gegen Lichert hat ſie ſchon eine Rolle geſpielt — auch dieſe Perſon beſchwört, daß ſich der junge Gyskra, außer dem einen Abend, niemals um ſie gekümmert hat. Die Sache ſteht alſo höchſt bedenklich. Hellmuth lügt — und er lügt aus dem einfachen Grunde, weil er nicht nachweiſen kann, was er im Gothengehölz denn geſucht hat, wenn es nicht Burckhardt war, dem er zu Leibe wollte."

„Er lügt . . ." murmelte Saſcha, wie geiſtesabweſend.

„Und zwar nicht ſonderlich ſchlau," fuhr der Oberſt ingrimmig fort. „Aus den Verhandlungen gegen Lichert iſt ein für allemal feſtgeſtellt, um welche Zeit Burckhardt das Gothengehölz betreten hat: am ſiebzehnten November, Nachmittags zwiſchen fünf und ſechs. — Hellmuth bekennt, daß er juſt um die nämliche Zeit ebenfalls dort war, ohne jedoch zu erklären, was ihn dorthin geführt. ‚Ein plötzlicher Einfall', ſagt er; ‚die nicht zu berechnende Laune des Augenblicks!' — Abgeſchmackt! — Mit ſolcherlei Phraſen läßt kein Geſchworner ſich abſpeiſen, ſelbſt der ſtupideſte nicht! Kurz, ich fürchte, ich fürchte, der junge Mann leidet Schiffbruch! Wenn ich auch nicht daran denke, daß er die Abſicht hatte, den Burckhardt umzubringen — das wäre ja zu verrückt! — ſo hat er ihn doch offenbar attackiert, und die Sache wird wohl auf Körperverletzung mit tötlichem Erfolge hinaus laufen."

Sascha nickte still vor sich hin; ihr Antlitz war bleich wie Wachs.

Sie durchschaute jetzt Alles.

Hellmuth hat überhaupt nur aus Rücksicht auf sie geschwiegen!

Und jetzt noch, da sein Gewissen ihn zwang, sich als Thäter zu nennen, weil der Prozeß Licherts einen so unerwarteten Ausgang genommen, auch jetzt noch verharrt er dabei, sie zu schonen, obgleich er sich selber dadurch ins Verderben stürzt!

Sie weiß, er ist schuldlos! Nicht nachgeschlichen ist er dem Burckhardt, sondern, aus ihrem Fenster über die Mauer flüchtend, ist er im Gothengehölze mit ihm zusammengestoßen.

Hellmuth hat ihr zwar später gesagt, er sei um die Nachbarhäuser herum nach der Chaussee gegangen und habe, die Pferdebahnlinie verfolgend, die Stadt erreicht.

Jetzt aber sieht sie ein, daß diese Unwahrheit nur den Zweck hatte, ihr die Ahnung des wirklichen Sachverhalts abzuschneiden.

Sie entsinnt sich jetzt, daß sie schon früher einmal jenseits der Mauer eine große dunkle Gestalt wahrnahm, die sich eilig verbarg, als sie ans Fenster trat . . . Eine plötzliche Offenbarung senkt sich in ihr verstörtes Gemüt. Sie weiß jetzt, daß Burckhardt sich gleich von Anfang rasend in sie verliebt hat; daß hundert begehrende Blicke ihr diese Verliebtheit, von der sie damals nichts ahnte, verraten sollten. Sie weiß jetzt, daß Er es war, der sich so scheu da versteckte, wie Einer, der nichts Gutes im Schilde führt; und daß er auch damals, am Tage der Katastrophe, mit seinen spähenden Luchsaugen irgendwo dort gelauert hat . . . Alle Einzelheiten drängen sich ihr zusammen; sie begreift; sie combiniert sich die Wahrheit wie eine Hellseherin.

Der Oberst schaute ihr eine Weile in das entfärbte Gesicht. Dann zog er sie an sich und küßte ihr mit einer Weichherzigkeit, die sonst nicht in seiner Natur lag, die lockenverhangne Stirne. Was er längst schon geahnt hatte, war ihm durch Sascha's Totenblässe bestätigt worden. Er sah nun deutlich, wie's um das Herz seiner Tochter bestellt war, und sanft strich er ihr über das nachtschwarze Haar, als könne er so den Fluch dieses Schicksals noch bannen.

Er sprach kein Wort. Sascha blickte dankbar zu ihm hinauf.

Dann sagte sie plötzlich:

„Vater, mir ist so beklommen! Es schnürt mir die Brust zusammen! Gib mir die Grete mit bis zur Pferdebahn! Ich fahr' zu den Gyskra's! Ich muß mit Emmy sprechen, mit ihren Eltern! Nein, nein! Bleib' Du zu Hause, ich bitte Dich! Laß mich um neun oder zehn durch den Gärtner abholen! Willst Du, Papa?"

„Was hast Du vor, Kind?"

„Nichts Schlimmes! Emmy ist meine Freundin! Du würdest doch gerade so handeln! Du selber bist dort gewesen!"

„Gut. Wie Du willst! Rege Dich nicht so auf, Kind! Das Leben hat seine schweren Momente. Da gilt's denn, die Zähne fest aufeinanderbeißen und standhalten. Still, Mädchen! Du brauchst mir gar nichts zu sagen! Schlimm genug, daß ich Alles weiß! Ich verstehe mich schlecht aufs Trösten und Zureden. Auch mein' ich, Jeder muß das zuerst mit sich selber abmachen! Da, komm her und gib mir noch einen Kuß! Um halb zehn schick' ich den Burschen!"

Er eilte hinaus, damit seine Tochter nicht merken sollte, wie feucht es ihm in den Augen glänzte.

34. Kapitel.

Sascha fuhr nicht zu den Gyskras, sondern nahm sich bei eh'ster Gelegenheit eine Droschke nach dem Justizpalast.

Es schlug halb sechs, als sie dort anlangte.

Alles war noch erhellt.

Klopfenden Herzens stieg sie die Treppe hinan und wandte sich im Vestibulum an den ersten besten Gerichtsdiener. Sehr höflich, aber doch fest und bestimmt, so daß ihre Frage den Eindruck vollster Berechtigung machte, bat sie um Auskunft bezüglich des Richters, der mit der Untersuchung gegen Hellmuth Gyskra beauftragt sei.

„Das ist der Herr Landrichter Elmshorn, zweite Etage links, Nummer sechs."

„Wollen Sie mich dorthin führen?"

„Thut mir leid," versetzte der Mann; „ich darf hier nicht fort. Aber gehn Sie nur ruhig hinauf! Wenn der Herr Landrichter Zeit hat, wird er Sie vorlassen."

Sascha bedankte sich und schritt nach dem Obergeschoß.

Eine unsägliche Bangigkeit überkam sie. Die Steinmassen der Pfeiler und Wölbungen,

die in dem harten Gaslicht leiſe zu wanken ſchienen, drückten ihr auf das Hirn; es roch in dieſen Hallen und Gängen ſo unwirtlich, ſo weltfremd und öde, daß es ihr faſt den Atem benahm.

Wo hatte ſie nur ſchon dergleichen empfunden, — ein ſo zages Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Wucht einer millionenfach überlegenen Maſſe?

Sie entſann ſich jetzt: es war in der großen Maſchinenhalle der Neuen Papierfabrik . . . Die ſtarre Geſetzmäßigkeit der treibenden und zermalmenden Kräfte hatte ihr damals Eindrücke hinterlaſſen, die ſie auf Tage hinaus nicht wieder los wurde . . .

Auch hier dies koloſſale Gebäude mit ſeinen Tiefen und Schlünden war eine ungeheure Maſchine, die unermüdlich am Werke war, zu ſortieren und zu zerkleinern, zu zertrümmern und zu Nichts zu zerſtampfen — und wehe dem Unglücklichen, den das Verhängnis zwiſchen die Räder warf!

Auf dem Korridor, wo ſich die Stube Numero ſechs befand, ſaßen wiederum einige uniformierte Gerichtsdiener.

Saſcha trat auf den Vorderſten zu.

„Ich möchte ſo ſchnell als möglich den Herrn Landrichter Elmshorn ſprechen."

„Haben Sie eine Vorladung?"

„Nein."

„Dann müſſen Sie warten, bis er von ſeinem Bureau kommt."

„Dauert das lange?"

„Wohl möglich. Da drüben ſitzen noch einige Zeugen, und jetzt eben iſt Eine drin."

„Nicht wahr," frug Saſcha nach einer Pauſe, „es handelt ſich doch um den Prozeß gegen den jungen Herrn Gyſkra?"

„Jawohl, gegen den Sohn des Herrn Ober-Staatsanwalts."

„Eben um dieſes Prozeſſes willen komm' ich hierher. Ich bin zwar nicht vorgeladen, denn das Gericht weiß noch nichts von dem, was ich ſagen kann: aber ſobald Herr Elmshorn erfährt . . . Möchten Sie nicht die Güte haben, mich anzumelden?"

Der Gerichtsdiener zuckte die Achſeln.

„Ich darf ihn nicht ſtören. Mit dem Herrn Landrichter iſt nicht gut Kirſchen eſſen."

Saſcha blickte flehendlich zu ihm auf.

„Ach, mir zu Liebe verſuchen Sie's! Wenn Sie ihm ſagen, die Dame — warten Sie doch, hier iſt meine Karte! — wenn Sie ihm ſagen, daß ich die Unſchuld des Angeklagten beweiſen kann . . ."

„Doktor Gyſkra hat ja geſtanden . . ."

„Aber nicht Alles. Die Hauptſache hält er geheim; und ich bin Zeugin; ich kann beſchwören . . ."

„Das iſt Alles ja ſchön und gut . . .," meinte er zögernd. Er warf einen Blick auf die Karte. „Alexandrine von Rheuß . . .? Das gnädige Fräulein ſind wohl die Tochter unſres verehrten Herrn Oberſt?"

Saſcha nickte.

„Dann freilich iſt die Sache was andres!" fuhr der Gerichtsdiener fort. „Alle Wetter! Für die Saſcha des Herrn von Rheuß würd' ich noch mehr riskieren! Drei Jahre lang ſtand ich ja bei dem Herrn Oberſt im Regiment! Eine ſchöne, luſtige Zeit, trotz aller Strapazen! Wir hatten's gut beim Herrn Oberſt! Er litt's nicht, daß die Herr'n Hauptleute Unſereins ſchikanierten . . . Gott ja, nun erkenn' ich das gnädige Fräulein . . . Wo hatt' ich nur meine Augen? Fräulein Saſcha ſind allerdings hölliſch gewachſen! . . . Fünf Jahre iſt's her, daß ich von Strehlberg abging — und nun ſitz' ich hier ſchon im zweiten . . ."

Er ſeufzte und ſtrich ſich den langen ſtrohgelben Schnurrbart.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre von Numero ſechs. Ein bunt aufgetakeltes junges Mädchen, die Blicke zu Boden geſenkt, trat heraus. Gleichzeitig ertönte die Klingel.

„Ich benutze jetzt die Gelegenheit," raunte der ehemalige Unteroffizier, indem er die Karte Saſcha's triumphierend empor hob. — „Sie, hier, bitte nach links!"

Die letzten Worte galten der ſchamhaft errötenden Zeugin Franziska Stelzner, der Büffetmamſell aus dem Café Reichskanzler, die nochmals verhört worden war und ſich jetzt beim Verlaſſen von Numero ſechs nach der falſchen Richtung gewandt hatte.

Der Gerichtsdiener trat eilfertig in das Bureau und kam gleich darnach mit der Meldung zurück, der Herr Landrichter laſſe das gnädige Fräulein bitten.

Saſcha hatte, trotz ihrer Herzbeklemmung, die auffällig bunte Erſcheinung Franziska's mit einem ſtaunenden Blick verfolgt. Kein Zweifel: dies Mädchen im gelben Plüſch, mit dem hochroten Federhut und der endloſen weißen Boa gehörte nicht zur Geſell-

Wozu Puffel alles gut ist!

schaft. Ihr Gang schon, der wiegend und trippelnd zugleich war, prägte ihr einen Stempel der Unechtheit auf. Was nur in aller Welt konnte das puppenhafte Geschöpf mit der Sache zu thun haben? Eine Freundin vielleicht des Getöteten? Burckhardt — das ging ja aus den Reden ihres Papa's hervor — hatte nicht immer den besten Verkehr gehabt! Wie peinlich, wenn da jetzt Dinge zur Sprache kamen ...! Auch an die Conditormamsell aus dem Café Reichskanzler dachte sie flüchtig; aber die war doch bereits vernommen ... Sascha geriet hier, so schien es, in mehr oder minder nahe Berührung mit recht unerquicklichen Elementen ... Aber was lag daran, wenn sie nur ihm, dem Einzig-Geliebten, Hilfe und Trost brachte! Hellmuth, das fühlte sie, hatte nicht Teil an dem, was hier unlauter war! Er liebte sie ja, sein Herz war ja eins mit dem ihren für jetzt und für immer!

Der Landrichter empfing sie mit ausgezeichneter Höflichkeit, rückte ihr selber den Stuhl her, und bat sie, die wichtigen Mitteilungen, die sie ihm bringe, recht knapp zu fassen, da dieser Abend noch stark besetzt sei.

Sascha von Rheuß erzählte.

Mit wachsendem Staunen hörte der Untersuchungsrichter ihr zu, während die Feder des Protokollanten emsig raschelnd über's Papier flog.

„Sind Sie bereit, Ihre Aussage zu beschwören?" fragte Herr Elmshorn, als Sascha geendet hatte.

„Selbstverständlich. Ich hoffe, Sie zweifeln nicht, daß ich die volle Wahrheit gesagt habe, auch betreffs jener peinlichen Scene in meinem Zimmer. Ich wünsche sogar vereidigt zu werden: denn so nur wird mein Vater mir glauben, daß ich ganz und gar ohne Schuld bin ..."

Der Untersuchungsrichter nagte die Lippen.

„Hm! Diese Eröffnung ändert die Situation allerdings wesentlich. Ihre Meinung geht also dahin, der Beschuldigte sei mit Burckhardt unmittelbar nach der Flucht aus Ihrem Gemach — rein durch Zufall und ohne die mindeste Absicht — zusammengetroffen; es habe ein Streit sich entsponnen, ein Conflikt zwischen zwei Nebenbuhlern ...?"

„Es klingt ja lächerlich, wenn ich das sage," stammelte Sascha verwirrt. „Aber da hier doch so viel auf dem Spiele steht, und die Wahrheit ans Licht muß: ja!"

Herr Elmshorn beugte sich über die Akten.

„Seltsam, höchst seltsam! Da draußen wartet jetzt eine junge Dame, die, wenn der Zettel hier wahr spricht, in noch weit höherem Grade zu Gunsten des Doktor Gyskra aussagen wird, als Sie. — Und zwar dürfte die Aussage dieser Zeugin der Ihrigen schnurstracks zuwider laufen. — Gestern empfing ich nämlich die hier zu den Akten gegebene Mitteilung. Hören Sie nur und lösen Sie dann diesen Widerspruch! Der Zettel ist unterzeichnet: ‚Helene Kutschbach, Verkäuferin im Porzellangeschäft von Otusch und Felgentreff', und lautet wie folgt: ‚Wertester Herr Gerichtsrat! Meine Collegin Mathilde Solf, die hier im Geschäft ist, kann den Beweis liefern, daß der junge Herr Doktor Gyskra unschuldig ist, da er um diese Zeit gar nicht im Gothengehölz war, sondern am Laden, und dann in ihrer Gesellschaft den Abend verbracht hat. Sie sagt: Ich melde mich nicht; das nutzt nichts; die verurteilen doch, wen sie wollen! — Aber das kann ich nicht glauben, daß es vor Gott und der Welt keine Gerechtigkeit gibt; und so halt' ich's für meine Christenpflicht, als ehrliches Mädchen Ihnen zu schreiben.' — Daraufhin hab' ich besagte Mathilde Solf schleunigst geladen."

Er drückte auf die elektrische Klingel.

„Die Zeugin Mathilde Solf!"

Der Gerichtsdiener, eh' er sich wieder entfernte, hatte auf Sascha einen verständnisinnigen Blick geworfen, als suche er in ihren großen leuchtenden Augen den Dank für die kameradschaftliche Vermittlung.

Sascha jedoch verharrte bewegungslos.

Um die Lippen des Protokollanten, eines zarten, etwas geschniegelten Referendars spielte, da Fräulein Mathilde Solf mit allen Zeichen der Aufgeregtheit über die Schwelle trat, ein sarkastisches Lächeln.

‚Ein famoser Prozeß!' mochte er denken. ‚Lauter junge, schneidige Frauenzimmer! Scheint ja ein ganz verteufelter Kerl zu sein, der Doktor Gyskra! Wahrhaftig, wenn man die Mädels so sieht, thut Einem die Wahl weh'. Verwünscht, hier so als Schreibmaschine zu hocken, anstatt sich den Zeuginnen bei einer Flasche Sekt rein menschlich nähern zu dürfen!'

Nachdem Herr Elmshorn die üblichen Vorfragen gestellt hatte, unterbrach er sich plötzlich und drückte wieder den Klingelknopf.

„Wollen Sie den Beschuldigten vorführen!“ sagte er kurz. ‚Eine Confrontation,‘ fügte er in Gedanken hinzu, ‚wird wohl am schnellsten die Sache aufklären.‘

Hellmuth erschien.

Beim Anblick Sascha's quoll ihm ein flüchtiges Rot in die Wange. Dann aber verriet kein Zug seines bleichen Angesichts, was in ihm vorging.

Der Untersuchungsrichter setzte ihn kurz von den Depositionen Sascha's in Kenntnis.

„Was haben Sie zu erwidern?“ fragte er kühl und förmlich.

„Daß Alles sich so verhält, wie Fräulein von Rheuß ausgesagt hat.“

„Schön. Und nun, —“ Herr Elmshorn wandte sich zu Mathilde — „wollen Sie uns kurz und der Wahrheit gemäß mitteilen, was Sie von der Angelegenheit wissen!“

„Na, ich bin starr,“ sagte Mathilde. „Kein Wort ist von alledem wahr, oder ich will nicht gesund hier das Zimmer verlassen! Sehen Sie, Herr Gerichtsrat, der Hellmuth und ich, wir kennen uns schon — na, wie lang' ist's wohl her? — sechs Monate wenigstens! Nicht, Hellmuth? Das mußt Du doch selbst sagen!“

„Sie sprechen zu mir,“ unterbrach sie der Landrichter, „und wollen sich jeder Apostrophierung des Doktor Gyskra enthalten.“

Mathilde Solf warf spöttisch den Mund auf.

„Ich hab' es ja gleich gesagt, als die Helene mir zusetzte . . .! So ein Gerichtsrat thut, was er will, und wenn man nicht Alles erzählt, wie's ihm paßt . . .“

Der Landrichter Elmshorn nahm wieder den Zettel zur Hand, den Fräulein Helene Kutschbach, Verkäuferin im Porzellangeschäft von Otusch und Felgentreff, ihm geschrieben, und brachte ihn auch der Zeugin Mathilde Solf langsam und nachdrücklich zu Gehör.

„So!“ fuhr er dann fort. „Das haben Sie wohl halbwege verstanden? Gut! Nun antworten Sie mir klar und bestimmt: Verhält sich das so, wie's Ihre Freundin Helene da mitteilt?“

„Natürlich! Aber man kommt ja hier nicht zum Wort! Der Doktor Gyskra ist schon um fünf am Geschäft gewesen, hat durch die Scheiben geguckt und mir Parade gemacht! Als ich dann später herauskam, sind wir zusammengeblieben. Nicht wahr, Hellmuth? Und das kann ja auch der Freund des Herrn Gyskra, der junge Herr Stegemann, eidlich beschwören! Der traf uns am Margarethenplatz. Wir nahmen dort eine Droschke. Nicht wahr, Hellmuth? Und fuhren dann seelenvergnügt ins Marschalltheater.“

Der Landrichter wiegte den Kopf.

„Inzwischen ist beinah' ein Vierteljahr verflossen. Sollten Sie wirklich mit solcher Bestimmtheit sich des Datums erinnern?“

„Mit der größten Bestimmtheit; denn ich weiß noch genau: als ich nach Haus kam, schlug mir die Mutter links und rechts hinter die Ohren, weil ich so lange gestrolcht hätte; und am folgenden Tag war ihr Geburtstag — der achtzehnte —; und da hab' ich aus Ärger die Canevas-Stickerei, die ich ihr schenken wollte, in Stücke zerschnitten.“

Sascha von Rheuß hatte beim ersten Wort dieses Mädchens einen brennenden Schmerz gefühlt, der nicht wieder nachließ.

Das also war eine Rivalin von ihr!

Und die kam nun und log mit unglaublichster Dreistigkeit, nur um den Mann, den sie liebte, hilfreich zu schirmen.

Sie wagte Alles, — sogar ihr Seelenheil! Sie stand im Begriff, einen Meineid zu schwören! Wie verwerflich mußte sie sein — und doch, wie heiß mußte ihr Herz für ihn schlagen, wenn die Hölle sie so verblenden konnte!

Gleichviel . . . das war nicht die rechte Liebe! Aus diesen lodernden Blicken sprach Tausenderlei, nur nicht der Adel der Seele, der doch allein zur wahrhaften Liebe befähigt.

Sascha hatte jetzt die Empfindung, als ob der Boden, auf dem sie stand, immer tiefer und tiefer hinabsänke. Lippen und Zunge waren ihr wie verdorrt. Sie rang nach einem befreienden Aufschrei, der sich zum guten Glück ihr nicht einstellte. Heiß atmend bezwang sie sich.

Der Landrichter Elmshorn lehnte sich gravitätisch im Sessel zurück:

„Eine der beiden Zeuginnen spricht die Unwahrheit,“ sagte er scharf.

Dann zu Hellmuth gewandt:

„Ich erwarte jetzt Ihre Äußerung!“

Hellmuth warf einen langen, traurigen Blick auf Sascha. Ein Zug von Weh ging über sein bleiches Gesicht, — ein Hauch des Abschieds für immer.

Dann sagte er fest:

„Beide Zeuginnen sprechen die Wahrheit.“

Der Untersuchungsrichter krauste die Stirn.

„Ich muß doch bitten . . .!“ rief er energisch.

Hellmuth machte eine Geberde der Abwehr.

„Ich wiederhole: beide Zeuginnen sprechen — im subjektiven Sinne — die Wahrheit; Fräulein Solf aber irrt sich. Es ist wahr: in meiner Verzweiflung hab' ich den glücklichen Zufall willkommen geheißen, der sie mir in den Weg führte; auch hab' ich den Abend mit ihr im Theater verbracht. Vorher aber war ich bei Fräulein von Rheuß in der Villa. Fräulein Solf hat sich getäuscht, wenn sie glaubte, mich am Ladenfenster zu sehn; sie hat einen Andern, Unbekannten, für mich gehalten. — Ich natürlich nährte geflissentlich diesen Irrtum; denn ich brauchte ein Alibi. Die schauerliche Verfassung, in der ich mich damals befand, hab' ich genügend erörtert, Herr Landrichter . . . Ich handelte sinnlos, aber ich konnte nicht anders.“

„Was?“ rief Mathilde im Ton der beleidigten Unschuld. „So also hast Du mich hintergangen? Bei dem adligen Fräulein da bist Du gewesen? Und Du hast Dich doch Wunder wie aufgespielt, wenn ich mal zufällig meinen Cousin von den Dragonern . . .“

Der Landrichter fiel ihr ins Wort.

„Sie können jetzt gehn!“

„Gott sei Dank,“ versetzte das Mädchen schnippisch. „So etwas lebt nicht!“

Und hübscher als je warf sie den Kopf in den Nacken und eilte der Thüre zu, wie eine trotzige Amazone, die Allen die Fehde bietet.

Sascha von Rheuß glich einem Marmorbild.

In dem Augenblick also, da sie — man mochte die Sache drehn, wie man wollte — ihren weiblichen Ruf kühn auf das Spiel setzte, um den Geliebten zu retten, enthüllte sich dieser als ein verblendeter, nichtiger Thor, der ihrer Liebe nicht würdig war! In der nämlichen Stunde, da sie am tiefsten empfand, wie hingebungsvoll ihr leidenschaftliches Herz für ihn schlug, stürzte das hehre Idol ihrer Träume in Scherben. Sie hätte ihm Alles vergeben — selbst eine Schuld, die er sühnen mußte, — selbst einen Makel, der vor der Welt auf ihm haften blieb; . . . sie hätte gesprochen, wie die Braut des Geächteten: ‚Was wäre die Liebe, die Alles vermag, wenn gleich sie nicht bliebe in Ruhm und in Schmach!‘ — Aber daß sie ihn so verlor, so kläglich, so schal und erbärmlich — das überstieg ihre Kräfte!

Nur hier, vor ihm und vor den Gerichtspersonen, mußte sie ihre Selbstbeherrschung zusammenraffen. Er sollte und durfte nicht ahnen, was er ihr war! Um keinen Preis!

Wie durch schwer wallende Vorhänge hörte sie jetzt die Stimme des Untersuchungsrichters . . . Herr Elmshorn erklärte, daß er den Aussagen dieser Mathilde Solf keinen besonderen Wert beimesse. Dann ließ er die Depositionen Sascha's verlesen und forderte das gnädige Fräulein auf, ihren Namen darunter zu setzen.

Sie unterzeichnete — und verließ dann mit kaum bemerkbarem Gruße das Zimmer, wo sie ihr Lebensglück für immer begraben hatte.

Als sie die Straße betrat, war ihre erste Empfindung: ‚Fort! Von alledem nichts mehr wissen und hören!‘ Aber sie war ja noch nötig in dem peinvollen Drama, das sich demnächst abspielen würde; sie mußte bleiben und abwarten; sie mußte, den Tod im Herzen, ruhig ihre Pflicht thun. Nicht einmal den Verkehr mit Emmy konnte sie abbrechen, trotz der Qual, die sie beim Anblick seiner Schwester empfinden würde: sie durfte das nicht, wenn sie nicht zeigen wollte, wie die Enthüllungen von vorhin ihr die Seele verwüstet hatten.

Als hätte sie selbst ein Verbrechen begangen, stürmte sie wild in die Nacht hinaus. Sie kam sich so ehrlos vor, so entweiht und verraten! Was sollte die Welt, was sollte ihr Vater nun von ihr halten? — Ein Mensch, der heimlich bei ihr aus dem Fenster sprang — und gleichzeitig mit der Verkäuferin von Otusch und Felgentreff Beziehungen unterhielt . . . Beziehungen . . . oh, die Schande war ja nicht auszudenken! Am liebsten wäre sie gleich nach dem Fluß gerannt und hätte ihr Weh in der kalten, rauschenden Flut begraben.

Und weiter hastete das verzweifelte Mädchen von Straße zu Straße, bald durch das dichteste Menschengewühl, bald durch spärlich erleuchtete Winkel, bis sie endlich

— sie wußte selber nicht wie — in der Nähe des großen Concerthauses angelangt war, wo ihr Blick damals zuerst auf dem Antlitz Hellmuths geruht hatte.

Fast betäubt stieg sie in den Pferdebahnwagen, der eben in der Richtung des Gothengehölzes abging, und erreichte so ihre Wohnung kurz vor drei Viertel auf neun.

Ihr Vater war noch nicht aus dem Club zurück.

Sie schützte Kopfschmerzen vor, begab sich in ihr einsames Zimmer und vergrub ihr Gesicht in den Kissen, als könne sie nie einem ehrlichen Menschen wieder frei in die Augen schau'n.

35. Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte Sascha trost- und haltlos, wie sie entschlummert war. Die Notwendigkeit mit ihrem Vater zu sprechen, war das Schrecknis, das sich in erster Linie ihr aufdrängte. Wo sollte sie jetzt den Mut hernehmen, dem Sturm der Entrüstung, den sie entfesseln würde, ehrfürchtig und standhaft zugleich die Stirne zu bieten, nachdem sich Hellmuth in ihren Augen so furchtbar verwandelt hatte?

Eins noch sprach ihr ja freilich zu Gunsten Hellmuths: daß nämlich seine Ritterlichkeit ihr gegenüber selbst nach den neuesten Enthüllungen nicht zu bezweifeln war. Hellmuth hatte sie schonen wollen; er hatte bereut, daß er sie mit dem gleichen Maßstab gemessen, wie jene Mathilde Solf, die ihn ‚Du' nannte und das Marschalltheater mit ihm besuchte ... Dieser Gedanke senkte sich wie ein kühlender Schleier über sie her und labte ihren verwundeten Stolz, der an der dunkeln Erkenntnis krankte, daß sie noch immer an dem Verräter festhielt ...

Sie zog sich an und stieg die Treppe hinauf nach dem Obergeschoß. Ihre Hand ruhte ein paar Sekunden lang auf der broncenen Thürklinke, ehe sie öffnete. Sie senkte das Haupt, als spüre sie schon den Hauch des Zorns, der sie versehren sollte. Fest und bestimmt trat sie ins Speisegemach. Ihr Vater war noch nicht da. Mit fiebrischer Hast lief sie der Tante entgegen und küßte sie. Dann schob sie mit zweckloſem Eifer die Tassen zurecht, hob die schwersilberne Theekanne und setzte sie wieder aufs Brett, als falle ihr ein, daß man höflichkeitshalber doch warten müsse. Dazwischen erzählte sie, fragte, und sprach wieder, ohne sich um die Antwort zu kümmern.

Endlich erschien der Oberst von Rheuß in seiner alten Interimsuniform, die er als Hausrock trug.

Er grüßte ein wenig wortkarg, setzte sich seufzend in seinen Armstuhl und wandte sich, während ihm Frau von Beresow Thee gab, mit einem etwas verdrießlichen Blicke an Sascha. Er liebte es nicht, daß sich die Leute erst ausfragen ließen. Sonst war das Mädel doch nicht auf den Mund geschlagen. Weshalb hockte sie heute so schweigsam da, rührte in ihrer Tasse und fing nicht selbst von den Gyskra's an, da sie doch wußte, wie sehr ihm die Sache am Herzen lag?

Er brummte was vor sich hin, trank einen Schluck, wischte sich dann mit dem seidenen Taschentuche den Bart und hub stirnrunzelnd an:

„Du schliefst schon, als ich gestern nach Hause kam ..."

„Ja, Papa."

„Nun, wie war's denn? Hat sich was Neues ereignet, seit ich Herrn Gyskra sprach? Und Mutter und Tochter — sind sie noch so gefaßt? Mir schien das gestern etwas gekünstelt ..."

„Ja, Vater," stammelte Sascha, „es hat sich etwas ereignet ..."

„Was denn? Gutes? Schlimmes? So laß Dir doch nicht jedes Wort aus dem Munde holen!"

„Vater, ich bin überhaupt nicht bei den Gyskra's gewesen."

„Wo denn sonst?"

„Im Justizpalast."

„Du ...?"

„Ja, Vater. Ich war im Büreau des Landrichters Elmshorn, der gegen Herrn Doktor Gyskra die Untersuchung führt."

Der Oberst schob langsam die Tasse zurück.

„Ja, zum Henker, was hatt'st Du denn dort verloren?"

„Du wirst Dich wundern, Papa — und es ist ja auch eigentümlich —: aber die Wahrheit muß doch gesagt werden, selbst wenn sie uns peinlich ist."

„Peinlich? Das klingt ja ganz allerliebst! Rund heraus: was ist vorgefallen? Was hast Du, meine Tochter, mit dem Prozeß des Herrn Doktor Gyskra zu thun?"

Sascha erzählte nun — anfangs stockend, dann, je weiter sie kam, mit um so größerer Klarheit und Festigkeit.

Der Oberst hörte ihr schweigend zu. Ein paarmal nur flammte es über sein Antlitz wie blutiges Wetterleuchten, und die nervichte Faust krampfte dabei, als suche sie eine Waffe. Frau von Beresow regte sich nicht. Ihr strenges Gesicht war fahl, ihre Augen angstvoll auf den Bruder gerichtet. Man hatte den Eindruck, als halte die würdige Dame sich jede Sekunde bereit, einem plötzlichen Ausbruch des Obersten entgegenzutreten, ihn zu umklammern, eine Gewaltthat zu hindern ...

Nichts dergleichen aber geschah.

Der Oberst trank ruhig seine Tasse aus, wobei er einige Tropfen verschüttete.

Dann erhob er sich und sagte mit erzwungener Kaltblütigkeit zu Sascha, die schon während der letzten Worte ihres Berichts neben dem Sessel gestanden:

„Komm!"

„Wohin, Vater?"

„Das wirst Du erleben. Ich habe Dir etwas zu sagen, was ich Dir lieber allein sage, als hier in Gegenwart Deiner Tante."

Sie stiegen die Treppe hinab.

Im Zimmer Sascha's angelangt, packte der Oberst das junge Mädchen beim Arm und schleuderte sie mit einem zähneknirschenden Fluch auf das Sopha.

Im Herzen Sascha's bäumte sich etwas auf, was sie bis jetzt nicht gekannt hatte. Wäre sie noch die glückliche, sonnige Sascha von einst gewesen, sie hätte die wüste Rauhheit dieser Behandlung vielleicht verschmerzt; so aber, da sie schon innerlich vor sich gedemütigt war, da sie Alles verloren hatte, was sie einst froh gemacht, regte sich jenes unerbittliche Selbstgefühl, das in der Brust ihres Ahnherrn getobt hatte, und jetzt die Stirnadern ihres Vaters anschwellen ließ, wie zornige Nattern. Auch sie gehörte zu dem Geschlechte derer von Rheuß; auch sie besaß jenen Trotz der Persönlichkeit, wenn er bis jetzt auch tief im Grund ihres Mädchenherzens geschlummert hatte.

„Rühr' mich nicht an, Vater!" ächzte sie tonlos. „Wenn Du hier denkst, ich lasse mich stoßen und prügeln, wie ein Kind von der Gasse ..."

Er trat auf sie zu, die Arme hoch über der Brust gekreuzt, den Kopf nach vorne gebeugt wie ein Stier, der sich zum Angriff rüstet.

„Und was bist Du denn Besseres?" zischte er mit bläulicher Lippe.

„Ich bin Deine Tochter, die Tochter eines ehemaligen Offiziers, — ein Mädchen, das sich zu gut hält, so elend traktiert zu werden, wie Du als Leutnant Deine Rekruten traktiert hast!"

Der Oberst taumelte. Keuchend und schnaubend hob er die Faust; Sascha jedoch blieb hochaufgerichtet vor dem Sinnlosen stehn und schaute ihm kalt ins Gesicht.

„Schlage mich nur, wenn Du den Mut hast!" rief sie herausfordernd.

Der Oberst ließ mit einer Geberde des Ekels die Faust sinken.

„Ein würdiger Stolz!" knirschte er hohnerfüllt. „Hättest Du halb so viel von der Sorte verbraucht, als es um Deine Ehre ging, so stünde ich jetzt nicht da wie ein erbärmlicher, schmach-triefender Lump!"

„Was hab' ich denn Böses gethan? Feig und niederträchtig wär' es gewesen, hätt' ich das bischen Skandal gescheut, da doch ein Wort von mir hinreichte, um den Sachverhalt aufzuklären. Keine Rücksicht der Welt kann mich veranlassen, die Forderung meines Gewissens zu überhören!"

„Jämmerliche Sophistin!" herrschte der Oberst sie an. „Wähnst Du, ich sei ein so elender Schurke, daß ich den Gang ins Justizgebäude Dir vorwürfe? Freilich, Deine verfluchte Schuldigkeit wär' es gewesen, mich vorher in Kenntnis zu setzen! Ich wäre dann mit Dir gegangen! Ich hätte die Schande, die Du Dir aufl ädst, redlich mit Dir geteilt, Du nichtsnutzige, duckmäuserische Person! — Aber davon ist ja gar nicht die Rede! — Selbstverständlich konntest Du Deinen Galan, der so dumm war, zu schweigen, nicht in der Patsche lassen! Daß es jedoch überhaupt so weit kam, daß Du so völlig vergessen hast, was Du Dir schuldig bist: dafür sollt' ich Dich an den Haaren durch Dein besudeltes Zimmer schleifen und Dich peitschen, peitschen wie eine Dirne!"

Sascha, die Hände unter dem Busen gefaltet, sah ihm verstört ins Gesicht.

„Also Du glaubst ..." stöhnte sie mühsam, „Du glaubst ..."

„Ich glaube, was mich der Augenschein lehrt! Die Fabel, der Mensch habe sich ohne Dein Wissen und Wollen ins Haus

geschlichen und sei zu Dir eingedrungen wie ein Bandit, ist mir zu albern! Wäre sie wahr — — —, weshalb schrie'st Du dann nicht um Hilfe? Du hörtest mich kommen; Du hättest Dir sagen dürfen, daß ich den Buben sofort cum infamia zum Teufel gejagt hätte! — Statt dessen: tiefste Verschwiegenheit! Kein Laut, sondern das heimliche Öffnen des Fensters! Höchst romantisch, das muß ich gestehn! Durchs Fenster expediert man die Liebhaber, die man verbergen will: den Eindringlingen, die man verschmäht, weist man ehrlich die Thüre!"

„Das hätt' ich gethan, Vater! Aber ich kenne Dich doch! Die entsetzliche Scene, die sich dann abgespielt hätte . . .! Du wärest im Stande gewesen, mich umzubringen!"

„Und wenn! Besser tot als gebrandmarkt!"

„Vater, ich schwöre Dir beim Gedächtnis meiner lieben Mama . . ."

„Schweig! Zieh' Deine Mutter nicht mit herein in diese Erbärmlichkeit! Das glaub' ich ja wohl, daß Du nicht ganz und gar Dich verloren hast! Aber ist man ein Ehrenmann, weil man nicht Dieb und Räuber und Falschmünzer ist? Die weibliche Ehre ist noch viel zarter als unsre! Sie gleicht dem Schmetterlingsflügel, den schon ein Hauch versehrt. Dieser Gyskra hat eine geradezu unglaubliche Frechheit bekundet: die Männer aber sind da nur frech, wo sie voraussetzen, daß man es gern sieht . . ."

„Vater . . .!"

„Daß man es gern sieht . . .," wiederholte der Oberst. „Halte den Mund! All Dein Gefasel hilft mir nicht über die Schmach hinweg! Ich fühl's, ich fühl's: die Geschichte ist nicht wieder gut zu machen! Am liebsten jagte ich Dich jetzt gleich aus dem Haus! Ich überlege mir's noch! Fort mußt Du! Weit hinweg aus der Stadt! Meinetwegen ins Kloster! Allmächtiger Gott, daß ich so was erleben muß! Hätt' mich doch damals die Kugel bei Mars-la-Tour nicht so kläglich gestreift, sondern sich voll in mein Herz gebohrt!"

Er rang so verzweifelt die Hände, daß Sascha den eigenen Kummer vergaß und, von Mitleid erfüllt, zu ihm herantrat.

„Beruhige Dich doch!" sagte sie tröstend. „Sieh, Vater, ich war vielleicht ungeschickt: aber wissentlich hab' ich ihm niemals gezeigt, was in mir vorging! Ach, und ich hab' ihn so lieb gehabt!"

„Schöne Liebe das, die sich frech an den Laden legt, damit der Galan es bequem hat!"

Sascha seufzte aus tiefster Brust.

„Vater," begann sie noch einmal, „so wahr ein Gott lebt, Du thust mir bitterlich unrecht!"

„Nein!" rief er mit Donnerstimme. „Noch heute gilt das Wort meines Ahnherrn: ‚Wenn ein Weib compromittiert wird, ist sie allemal schuld daran!' — Laß jetzt Dein abgeschmacktes Gewinsel! — Bis die Affaire entschieden ist, bleibst Du in diesem Zimmer! Nur zu den Mahlzeiten führe ich selbst Dich herauf, und dann schließe ich selbst Dich hier ein, und den Schlüssel steck' ich mir in die Tasche! Ich sorge nämlich, Du findest Helfershelfer in diesem Haus, die just so wie Du den Ehrbegriff eines alten, ehrlichen Offiziers schulmeistern wollen! Nicht vor die Thüre kommst Du, bis die Geschichte da fertig ist! Gott der Herr soll mich bewahren, daß Du ein zweites Mal nach dem Justizpalast rennst, um Dir ein billiges tête-à-tête zu verschaffen! Und ich rate Dir: sei gehorsam und füge Dich! Beim geringsten Versuche der Widersetzlichkeit gibt es ein Unglück! Da — nimm Deine Bibel oder die Gerok'schen Predigten! Schlag ein Kapitel auf, das von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern handelt — oder sonst was Gescheidtes, was auf Dich paßt . . .! Du verstehst mich schon!"

Die Thüre fiel dröhnend ins Schloß. Der Schlüssel knirschte und wurde dann heftig herausgezogen.

Sascha von Rheuß war allein.

36. Kapitel.

Vier Tage verstrichen für Sascha in lichtlosem Einerlei.

Ihr Vater hatte den Dienstboten kurz und bündig eröffnet, das gnädige Fräulein habe Stubenarrest. Wer sich erdreiste, mit ihr zu sprechen, fliege sofort aus dem Haus. Er, der so zartfühlend war in dem Einen gewichtigsten Punkt, scherte sich nun den Teufel um das Altweibergeklatsch, das dieser außergewöhnlichen Maßnahme folgen würde. Als pater familias im altrömischen Sinne brachte er seine Autorität zur Geltung, unbekümmert selbst um die Einwände Gertruds

von Beresow, seiner verständigen Schwester, deren Urteil ihm sonst wohl zu denken gab. —

Sascha, bald von grimmigem Trotz, bald von Zerknirschung und Angst geschüttelt, war zu jeder ruhigen Beschäftigung unfähig. Jeden Augenblick unternahm sie was Andres. Fünf, sechs Handarbeiten lagen auf ihrem Nähtisch. Ganze Stöße von Büchern trieben sich da und dort, auf dem Sopha, dem Fensterbrett und selbst auf dem Boden umher. Ihre Schreibmappe war geöffnet. Bogen mit Briefanfängen stauten sich bunt übereinander, — bekleckst, zerknüllt, mit Karikaturen besä't. Kurz, das reizende Mädchenheim, das immer so vornehm und traulich zugleich gewesen, atmete eine verdrießliche Unordnung. — Sascha konnte nicht flicken, nicht lesen, nicht schreiben, — und doch verzehrte sie ein grenzenloses Bedürfnis nach Thätigkeit, der Drang, irgend etwas zu leisten, was die unsägliche Ödigkeit ihrer Stimmung betäuben, den quälenden Schwall ihrer Gedanken ablenken konnte.

Am fünften Tag in der Frühe hatte sie das Gefühl: Du hältst es nicht länger so aus. Sie, der freigeborene, luftige Vogel, der von Jugend auf keine Fesseln gekannt, der frisch und froh durch Wälder und Felder geschweift war, saß nun hier wie im Käfig, um eines Irrwahns, um einer grausigen Laune willen! Und zu alledem die entsetzliche Last ihrer Befürchtungen, ihrer Erlebnisse, ihrer gestorbenen Hoffnung!

Den Morgenrock umgeworfen, das schwarze Haar nur flüchtig geknotet, trat sie ans Frontfenster und riß, trotz der eisigen Februarkälte, beide Flügel auf.

Gott sei Dank, das war doch der Himmel da draußen, die Luft, der Schnee! — Er lag jetzt fußhoch, — und das einförmiggraue Gewölk, das keine Sonne hindurch ließ, versprach noch mehr für den Tag.

Da ging die Hausthüre.

Grete, die Köchin, tappte vorsichtig auf die hochüberschneiten Stufen, die erst hier und da eine Spur menschlicher Tritte zeigten. Mit breiter Holzschaufel fegte sie Bahn, erst auf den Stufen, dann auf dem Weg nach der Gartenthür. — Friedrich, in dessen Ressort dies eigentlich fiel, war seit mehreren Tagen auf Urlaub. Gerade *weil* sich der Oberst in so wütender, weltfeindlicher Stimmung befand, hatte er diesen Urlaub sofort bewilligt. Er wollte sich sagen können: ‚Ich bin gerecht; ich lasse Keinen entgelten, was meine Tochter gesündigt hat!'

„Grete!" rief Sascha halblaut.

Erschreckt sah die Köchin auf. Dann warf sie einen Blick nach den Fenstern des Obergeschosses und zuckte die Achseln.

„Grete," wiederholte das junge Mädchen, „tritt mal heran! Oder fürchtest Du Dich?"

„Das nicht ... Aber wenn der Herr Oberst ..."

„Nur auf zwei Worte! Sag' mal: wie steht's mit dem Lutz? War er auch gestern nicht da?"

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Das scheint mir ein übles Zeichen. Gewiß hat er sich neulich von Grund aus erkältet! Hör', Grete, wenn er auch heut' zur bestimmten Stunde nicht kommt, so meldest Du mir's! Irgend Jemand muß dann hinaus."

„Das wird schwer halten," sagte die Köchin. „Es gibt höllisch zu thun im Hause ... Der Friedrich ist fort ..."

„Ach, das findet sich schon. Gib mir auf jeden Fall Nachricht!"

„Hier am Fenster?" fragte die Köchin scheu. „Ihnen zu Liebe thät ich's ja herzensgern; aber wenn der Herr Oberst mich sieht, so heißt's: ‚fort!' — und da hilft denn kein Beten mehr. Soll ich den Lutz vielleicht selbst an das Fenster schicken?"

„Nein, um Gotteswillen! Der nimmt den gewöhnlichen Weg durch das Hinterhaus. Weißt Du was? Punkt zwei pochst Du an meine Thür. War der Lutz da, so pochst Du nur dreimal. Sonst viermal. Und dann wartest Du! Ich schieb' Dir vielleicht einen Zettel heraus."

„Gut!" seufzte die Köchin.

Nun trat sie wieder zur Treppe, während Sascha ihr Fenster schloß. — Eifrig schabte und schaufelte sie, bis sie den Pfad nach dem Gartenthor leidlich geklärt hatte. Zurückschreitend gewahrte sie auf der Strecke von der untersten Stufe bis zu dem Fenster des gnädigen Fräuleins die unverkennbaren Abdrücke ihrer nicht allzu zierlichen Stiefel. Nun schaufelte sie auch dort Alles glatt, und der Symmetrie halber auch rechts von der Treppe, heimlich nach einer Ausrede spürend, wenn der Oberst sie etwa befragen sollte.

Der Oberst indes fragte nicht. —

Gegen halb neun holte er Sascha herauf

Araber. Skizze von Eugène Fromentin.

zum Frühstück; dann gegen Eins, zum Mittagstisch.

Die Mahlzeiten verliefen beinahe wortlos. Kaum daß Frau von Beresow ein paar Silben über das Wetter sagte, oder dem Bruder mit halb erkünstelter Freundlichkeit eine Schüssel empfahl.

Gleich nach dem Essen verließ der Oberst das Haus, nachdem er die schweigsame Arrestantin wieder an Ort und Stelle gebracht und ihr grollend betont hatte, wie human er sei, daß er ihr dreimal am Tag den Verkehr mit ihrer Familie erlaube.

Sascha lachte verbittert auf. Sie blickte dem Vater nach, der so gut sein konnte und jetzt wie ein mitleidloser Tyrann erschien, — und warf sich dann gramerfüllt in den Sessel. Sie stützte den Kopf in die Hand. Am liebsten hätte sie laut geweint und geschluchzt.

Die Uhr schlug zwei. — Gleich darauf huschte es über die Fließen. Es pochte. Erst dreimal, und dann, nach kurzer Pause, ein viertes Mal.

Saſcha fuhr auf.

Alſo auch heute war er nicht dageweſen, der arme Lutz, — und ſie, die ihm da helfen konnte — ſaß hier eingeſperrt wie ein Sträfling! Mit den Dienſtboten mußte ſie ſich verſchwören, um hinter dem Rücken des Vaters Kunde von dem zu bekommen, was ihr jetzt einzig noch Wärme und Daſeinskraft ins Gemüt goß! Dieſes reizende Kind rief ihr die glücklichſten Tage eines ſturmgeſchützten, ſonnigen Traumlebens ins Gedächtnis zurück ... Und nun lag es vielleicht fiebernd im kalten Raum ... Es ſtarb vielleicht, eh' ſie es wiederſah ... Dann hatte ſie Nichts, Nichts, Nichts auf der weiten Welt, als einen ſtolzen, ſtarren, unbarmherzigen Vater, den ſie zwar immer noch liebte, der aber Alles aufbot, um dieſe Liebe zu töten ...

Sie ſprang empor.

Wenn man ſie denn behandelte, wie ein Schulkind, das noch im Zeichen der Ruthe lebt, ſo wollte ſie dieſe Rolle auch durchführen! — Auf die ſchmachvolle Einſperrung hier gab es nur Eine gebührende Antwort: den Ungehorſam! Noch dazu jetzt, wo der Zweck dieſes Ungehorſams ein ſo vernünftiger und ſo notwendiger war!

„Es iſt gut, Grete!“ ſagte ſie kurz. „Geh' nur, ich überlege mir's noch!“

Nach fünf Minuten trat ſie vor ihren Schrank und holte ſich Hut und Mantel heraus.

Dann öffnete ſie das Fenſter, das nach dem Gehölze ging, warf den Mantel hinaus, ſetzte den Hut mit etwas zitternden Fingern auf den lebhaft erglühenden Kopf und kletterte flink und geſchmeidig über die Brüſtung.

Es berührte ſie ganz eigentümlich, daß ſie jetzt auf dem nämlichen Weg in die Freiheit gelangte, den einſt Hellmuth beſchritten ...

Drunten machte ſie ſich nun vollſtändig marſchbereit, zog die Handſchuhe an, die zufällig in der Taſche des Mantels ſteckten, und eilte, ohne ſich umzuſehn, durch das Gartenthor. Von dort bog ſie nach links um die Ecke und verfolgte dann, weit bis über die Knöchel im Schnee verſinkend, das Flußufer.

Und da zweigte ſich ja ſchon der Pfad zwiſchen den letzten Häuſern des Dörfchens nach dem Gehölz ab!

Alles ſchien hier zu ſchlummern. — Die Fenſter der niedrigen Häuſer waren ängſtlich verſchloſſen, zum Teil mit Eisblumen überkleidet, die der bäuriſche Kachelofen trotz aller Luftabſperrung nicht aufgethaut hatte. Mächtige Schneemützen ſtülpten ſich pelzartig über die Giebel und hingen mit ihren vorgeſchobenen Zacken und Lappen weit über den Dachrand. Kein warmer, lebendiger Laut ſcholl durch die Ödigkeit dieſes Fiſcherdorfs. Nur eine Schaar breitfliegender, ſchwarzblauer Raben ſchwenkte krächzend waldeinwärts, als Saſcha, kochend vor Haſt und Anſtrengung, das Gehölz erreichte.

In der vereinſamten Hütte fand ſie ein förmliches Lazarett. — Die Mutter des Kleinen lag ſchwer darnieder; der Arzt, der alle zwei Tage kam, ſagte, es ſei was wie Lungenentzündung. Er wollte die Frau nach dem Krankenhaus ſchaffen; aber die Großmutter hatte ſich wie verrückt geſtellt und die Tochter nicht fortgegeben. Sie hielt's mit dem Krankenhaus wie mit dem Amtsgericht: wer einmal erſt dort ſei, komme nicht ungeſchädigt wieder heraus. — Der kleine Lutz hockte, in Lappen und Tücher gewickelt, auf einer Matratze neben dem Herd: Bronchialkatarrh, ſagte der Doktor. — Die Alte litt wieder ganz entſetzlich an Reißen, nicht nur, wie ſonſt in der Schulter, ſondern jetzt auch im linken Fuß bis herauf an die Knieſcheibe. Trotzdem verſorgte ſie Wirtſchaft und Pflege; nur daß ſie leider nicht fort konnte. Drüben die Mutter des Waldhüters brachte das Nötigſte. Geld aber war ſeit geſtern keins mehr im Hauſe, obſchon die Neue Papierfabrik den Lohn weiter bezahlte.

Saſcha trat zu dem Kleinen heran, der trotz ſeines krachenden Huſtens hell und vergnügt zu ihr aufſchaute. Sie ſtrich ihm die heißen Wangen und ſagte, es thue ihr leid, daß ſie nichts für ihn bei ſich habe. —

Dann ſprach ſie ein freundliches Wort zu der ſchwerkranken Arbeiterin, die ſie nur zwei- oder dreimal geſehn hatte.

Zuletzt nahm ſie die Alte mit einem Blicke tief-ernſten Vorwurfs beiſeite.

„Sie haben ſehr unrecht gethan, Großmama,“ ſagte ſie leiſe, „daß Sie ſo lang' ſich beholfen haben! Die Mutter des Waldhüters hätte doch ſicher mal Zeit gehabt, zur Grete ans Küchenfenſter zu kommen.“

„Gott, ja!“ entſchuldigte ſich Frau Marguth. „Aber wenn man ſo weiß ... Ich kenne doch nun den Herrn Oberſt, wie ſtreng der iſt, und da wollt' ich dem lieben Fräu-

Digitized by Google

lein, das immer so gut zu uns war, keinen Verdruß bereiten. Durch die Frau da konnt' es heraus kommen, denn sie ist ja ein bischen schon kindisch und nicht so schlau wie der Lutz ... Und dann hab' ich mir auch gedacht: wenn sich der Lutz bei der Köchin so lange nicht blicken läßt, kömmt wohl das Fräulein mal selbst."

Sascha gab ihr, was sie just bei sich trug; leider nur wenige Mark; sie versprach aber wieder zu kommen. —

Dann half sie der Alten, den Strohsack des kleinen Lutz mehr abseits vom Herde rücken; das sei feuergefährlich; auch habe das Kind da vom Rauch zu leiden. — Überhaupt schaffte sie etwas Ordnung in das verwahrloste Heim. Sie schob das zusammengefallene Reisig zurecht, ergriff dann den Besen, und als der stäubte, einen benetzten Lappen und fegte die Diele. Seit vier, fünf Tagen war das nicht mehr geschehn, da sich Frau Marguth nur mit der äußersten Mühe bewegen oder gar bücken konnte.

Sascha von Rheuß hatte bei diesen Obliegenheiten den Mantel über den Stuhl gehängt. Ihr Blut tobte. Die innere Erregung schaffte sich durch das Ungestüm dieser Thätigkeit nur eine Ableitung.

Nun stand sie noch eine Weile, sich abzukühlen. Es war eine Hitze in diesem Raum ...! Die Alte begriff's nicht, denn man sah' ja den Hauch ...

Endlich zog Sascha sich an.

Schon beim Hinaustreten fröstelte sie.

In dem Fischerdorf überlief sie ein seltsamer Schauer. Fast war es, als würfen die Schneeklappen, die von den Dächern hingen, ihr beim Vorübergehn sprühende Eisnadeln unter das Nackenhaar, und die schmölzen dann auf dem Rückgrat.

Es dämmerte rasch. Als sie den Garten erreichte, war es schon vollständig dunkel. Sie hastete etwas beunruhigt an der Frontseite der Villa entlang. Beim Hinausklettern hatte sie gar nicht daran gedacht, daß sie nun auf dem nämlichen Weg wieder zurück müsse. Das war jedenfalls nicht so leicht; aber es mußte versucht werden. Zu ihrem größten Schreck fand sie das Fenster, das sie nur angelehnt hatte, verschlossen. — Auch ohne dies wäre die Wand wohl zu hoch gewesen.

Gesenkten Hauptes, wie eine Sünderin, schritt sie die Stufen hinauf nach der Thüre.

Auch die Thüre war zu.

Sie drückte die Klingel. — Hoch oben klirrte ein Fenster. — Dann tönten Schritte, schwere, bedächtige Schritte. —

Ihr Vater in eigner Person öffnete ihr; — aber nur halb, den Thürgriff nicht aus der zitternden Faust lassend.

Bei der Entdeckung, daß Sascha heimlich davongegangen, hatte ihn beinah' der Schlag gerührt. Die schwere Gardine vor Sascha's Fenster, die er im ersten Anprall ergriff, barst wie ein Spinngewebe. Bleischwer hatte er sich auf das Sopha geworfen und Wasser gefordert. Dann erteilte er — Alle, sogar seine Schwester brüskierend — kurz den Befehl, das Notwendigste für Fräulein von Rheuß in einen Handkoffer zu packen.

Diesen Handkoffer schob er ihr jetzt mit dem Fuß vor die Thüre.

„Scher' Dich zum Teufel!" knirschte er atemlos. „Eine Landstreicherin kann ich nicht brauchen!"

„Aber Papa ...!"

„Geh!"

Und somit schlug er die Thüre zu und drehte den Schlüssel um.

Sascha, die Hände gefaltet, starrte wie irrsinnig vor sich hin. — Ein leichter Schneefall hatte begonnen, der jetzt mit einemmal stärker und stärker ward, bis er zuletzt schmetterlingsgroße Flocken leise zur Erde sandte, die sich bahrtuch-ähnlich um Sascha's gebeugte Schultern zusammenwoben.

Nun fuhr sie empor. — Verzweiflungsvoll rüttelte sie an der Klinke.

„Vater, bist Du von Sinnen? Ich kann doch hier nicht die Nacht über draußen bleiben!"

Im Erdgeschoß, gegenüber dem traulichen Mädchenheim, wo sie so froh und so glücklich gewesen, ging jetzt ein Fenster auf.

„Mach', daß Du fortkommst," raunte der Oberst, bebend vor Wut. „Denkst Du, ich spiele Komödie? Geh' ins Hotel oder sonst wohin! Morgen kannst Du uns Deine Adresse melden. Was Dir zukömmt, sollst Du pünktlich erhalten. Aber im Hause leid' ich Dich nicht! Ein Kind, das den Vater mißachtet, gehört auf die Gasse."

Sascha raffte sich auf. Ohne ein Wort der Entgegnung nahm sie den Handkoffer.

„Die Grete kann Dir den Koffer tragen! Wart' einen Augenblick!"

Sascha hatte jetzt eine Geberde wie eine

Fürstin, die von den Henkersknechten der Revolution umringt ist.

„Ich brauche weder die Grete noch sonst wen," sagte sie ruhig.

„Willst Du noch auftrumpfen?"

Sascha wandte sich trotzig zum Gehn. — Noch einmal umschauend, sagte sie tonlos:

„Leb' wohl, Vater! Du bereust wohl noch, daß Du mich so vom Hause jagst wie eine Diebin!"

„Das bist Du auch, — eine Diebin! Du stiehlst mir die Ehre!"

Sascho mochte noch einmal Halt.

„Vater, es steht geschrieben: ‚Ihr Eltern, reizt eure Kinder nicht zum Zorne!' — Du bist ungerecht, Vater. Du lässest mich gar nicht zum Worte kommen ... Du weißt ja nicht einmal, wo ich gewesen bin ..."

„Brauch' ich auch nicht zu wissen! Du bist durchgegangen, wie eine Spitzbübin. Mach', daß Du fortkommst! Und wenn Du mal hörst, ich sei plötzlich zu Grunde gegangen, so darfst Du Dir sagen, Du bist die Mörderin!"

Krachend schlug er das Fenster zu.

Sascho stand wie betäubt. — Mechanisch hielt sie den Griff des Handkoffers mit der Rechten umspannt. — Die Linke preßte sich auf die Stirn, wo es pochte und hämmerte. Dann schritt sie zum Thore hinaus.

Noch zehn Minuten setzte sie sich, der Verzweiflung nahe, auf eine schnee-überpolsterte Bank. —

Und es schneite und schneite — immerzu, als wollte der Himmel heut' noch die ganze Erde unter dem Druck dieser wirbelnden Massen ersticken. Sascha lehnte sich seufzend zurück. — Eine Müdigkeit überkam sie, ein Schlafbedürfnis, dem sie fast unterlag. — Ihr Verstand sagte ihr: ‚Wenn Du hier sitzen bleibst, wirst Du erfrieren. Die süße Schlaffheit, die sich Dir jetzt auf die Nerven legt, ist nur die Lockung des Todes!' — Aber ihr Wille besaß nicht die Kraft mehr, um dieser Einsicht zu folgen. — Eine unendliche Gleichgültigkeit trat an die Stelle ihrer bisherigen Kämpfe ... Es war ihr zu Mut, als liege das Alles Jahre, Jahrzehnte lang hinter ihr ... Nichts berührte sie mehr: weder der Zorn ihres Vaters, noch die Angst um das Schicksal Hellmuths, noch das Weh um ihre fürchterliche Enttäuschung ... Vor ihren Augen blitzte und tanzte es ... Die Schneeflocken, die hernieder schwebten, nahmen absonderliche Gestalten an; sie leuchteten wie fallende Sterne; sie sangen und klangen, — und deutlich hörte sie die sonst-eintönige Melodie jenes unvergeßlichen Liedes heraus, mit dem die verstorbene Mutter sie einst in den Schlaf gesungen.

Da rührte eine robuste Hand ihr die Schulter.

Es war Grete, die Köchin, die im frischgefallenen Schnee die Fußspuren der Unglücklichen verfolgt hatte.

„Gnädiges Fräulein! Sie holen sich hier den Tod!"

Blöd' lächelnd blickte Sascha sie an.

„Was schadet's?"

„Um Gottes willen, kommen Sie zu sich! Es wird ja Alles noch gut werden. Stehn Sie nur auf! Ich bringe Sie schon wo unter, bis der Papa wieder ruhig ist. Man muß ihm nur Zeit lassen."

Sascha erhob sich. Schwankenden Schrittes folgte sie der getreuen Grete zur Pferdebahn.

„Wo willst Du mich hinführen?"

„Zu einer Verwandten von mir, einer schlichten, gewöhnlichen Frau; aber brav und verschwiegen. Sie braucht ja auch gar nicht einmal Ihren Namen zu wissen ..."

Sascho atmete schwer.

„Nein," sagte sie stolz; „ich verstecke mich nicht! Das sähe ja aus, als hätt' ich ein Unrecht begangen."

„Ja, so bedenken Sie doch ... Schon des Herrn Vaters wegen! Dem wird's ja in Kürze schon leid werden. Na, und Sie kennen ihn doch! Wenn der Zorn erst vorbei ist, — und Sie haben dann im Hotel übernachtet, und die Leute klatschen das aus — Gott, mein Gott, der Herr Oberst überlebte das nicht!"

„Meinst Du?"

„Ach, er hat ja das gnädige Fräulein so lieb! Nur deshalb nimmt er auch Alles so schwer, weil er nichts Höheres kennt, als die Sascha ..."

„Ins Hotel ..." murmelte Sascha bedrückt. „Nein, das geht nicht! ... Aber jetzt weiß ich, wohin! Laß mich getrost nur allein! Ich habe noch Freunde hier, wirkliche Freunde, die mich in meiner Not nicht verlassen werden! Geh', Grete! Du bringst Dich sonst selbst noch in Ärger und Mißlichkeit!"

„Ach, das schert mich die Bohne nicht!

An mir alten Person mag der Herr Oberst herumwettern —: ich schüttle mich, und das Wasser läuft ab! Das fehlte noch, daß ich Sie jetzt so im Stich ließe, eh' ich nicht weiß, wo Sie hinkommen."

Sascha drückte ihr dankbar die Hand.

„Wie Du willst, Grete! — Nein, die Pferdebahn können wir nicht gebrauchen! — Wir gehen zu Fuß bis an die Hochstraße und nehmen uns dort eine Droschke. Ich fahre zu meiner Freundin Emmy."

„Zu Fräulein Gyskra?"

„Ja wohl! Die wird mit offnen Armen mich aufnehmen, zumal wenn sie hört, daß Alles nur so gekommen ist ihres Bruders wegen . . ."

Sascha wußte sich das Gefühl, daß sie so plötzlich zu Emmy hindrängte, kaum zu erklären. — Gewisse Regungen ihres Gemüts widerstrebten sogar diesem Einfall. — Seine Schwester! — das hätte sie abschrecken sollen, — und trotzdem lockte es, einmal gedacht, mit Unwiderstehlichkeit.

Ja, sie mußte zu Emmy! — Dort hatte sie, ohne sich was zu vergeben, immer noch Teil an Hellmuth! Dort würde sie gleich aus erster Quelle erfahren, wie sich sein Schicksal gestaltete! Ach, trotz Allem, was vorgefallen, blieb diese Frage für sie doch immer noch unter allen die wichtigste! — Auch eine andre Erwägung kam hier hinzu, die ihrem Stolze entsprang. — Gerade wenn sie so in das Haus seines Vaters flüchtete, mußte sie in den Augen Hellmuths für unbefangen und frei von Groll gelten! — Er würde sich sagen: ‚Die Begegnung mit jener Mathilde hat doch gar keinen Eindruck auf sie gemacht: folglich muß ich ihr gleichgültig sein!' An diese Gleichgültigkeit aber sollte er glauben, — um jeden Preis!

Vor der Wohnung der Gyskra's angelangt, schickte Sascha die wackere Grete nach Haus.

„Natürlich fährst Du! Was der Kutscher bekömmt, legst Du einstweilen aus. Es ist fürchterlich kalt. Mir geht's immer nur so über den Rücken wie Eiswasser! Nein, Grete, hier find' ich mich schon allein! Ich bedarf keiner Fürsprecherin! Sag' meinem Vater, wenn Du's riskieren willst, ich sei hier aufgehoben, so gut wie einst bei meiner lieben Mama, — und wenn er mich haben wolle, so möcht' er mich holen! Von selber käm' ich nicht mehr. Nie mehr im Leben!"

Während die Grete in ihrem Shawltuch davonrollte, stieg nun Sascha, in der Linken ihr Köfferchen, mit wankenden Knieen die Treppe hinauf.

Emmy öffnete ihr.

„Ach, Sie sind's? Welch' eine reizende Überraschung! Aber wie sehen Sie aus? Gott im Himmel, Sie zittern! Mama, Mama, hier ist Fräulein von Rheuß . . .!"

Frau Gyskra trat auf den Korridor.

Mutter und Tochter führten das junge Mädchen, dem jetzt die Zähne im Schüttelfroste zusammenschlugen, liebevoll in das Zimmer.

Mit abgerissenen Worten, immer zitternd und schaudernd, erzählte sie, was sich ereignet hatte. — Sie bat um ein Obdach.

In demselben Moment, da der Ober-Staatsanwalt, durch die aufgeregten Stimmen herbeigelockt, in das Zimmer trat, begann Sascha zu taumeln. Mit den Händen nach rechts und links in die Luft greifend, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus; Herr Gyskra sprang gerade noch rechtzeitig bei, um das fieberglühende, todkranke Geschöpf in seine Arme zu nehmen und nach dem Sopha zu tragen . . .

37. Kapitel.

Für die Familien Gyskra und Rheuß folgten nun schwere Wochen der Trübsal. —

Der Ober-Staatsanwalt, unfähig in seinem Berufe weiter zu arbeiten, war um Urlaub eingekommen, der ihm sofort bewilligt wurde. Man begriff, daß ein Vater, dessen Sohn in so ernster Gefahr schwebt, jede Stunde darauf verwendet, diese Gefahr zu bekämpfen.

Trotz der höchst überraschenden Depositionen Sascha's war ja der Ausgang der Sache noch ziemlich ungewiß. Der Fortgang der Untersuchung zeigte sogar Momente, die für Hellmuth nicht gerade günstig waren.

So betonte der Medicinalrat Doktor Paulitzky, der sich zu Anfang peinlich beschämt fühlte, nach glücklich wieder erlangtem Selbstgefühl doppelt energisch die Ansicht, der Streich sei jedenfalls von rückwärts geführt worden, wenn auch jetzt die stärkste Wahrscheinlichkeit obwalte, die zur Tötung benutzte Waffe sei nicht ein Knüppel, sondern ein Bleischläger gewesen.

Zudem war es bedenklich, daß Hellmuth

diesen gefährlichen Bleischläger überhaupt bei sich geführt hatte.

Hellmuths Behauptung, er habe sich vorsehen wollen gegen die Möglichkeit eines Angriffs bei seinen nächtlichen Streifzügen durch die Vorstädte, schien um deswillen unglaubhaft, weil er dem steten Begleiter auf solchen Wanderungen, Ottfried Stegemann, niemals von dieser Waffe geredet hatte.

Das Motiv, das der Beschuldigte für seine Geheimthuerei ins Feld führte, die Besorgnis nämlich, von Stegemann für zu ängstlich gehalten zu werden, klang auch nicht sehr überzeugend.

Angesichts dieser Umstände war denn auch der Versuch des Ober-Staatsanwalts, seinen Sohn gegen Erlegung einer hohen Caution aus der Haft zu befreien, erfolglos geblieben.

Der Ober-Staatsanwalt litt unsäglich. Seinen Hellmuth im Kerker zu wissen und nichts thun zu können, um die Fesseln zu lösen, — dies Bewußtsein war schauderhaft!

Nur in vereinzelten Augenblicken fand er just in dem Schmerz, den er fühlte, eine Art von Genugthuung. Er sagte sich dann mit tiefster Zerknirschung: ‚Das ist die Strafe, und so vielleicht, vielleicht auch die Sühne für den heimlichen Frevel, den Du so blindlings an der ewigen Majestät der Wahrheit begangen!‘ — Über Alles die Wahrheit! Brutus war doch das Urbild des Ehrenmannes! Der Ober-Staatsanwalt aber war schwach gewesen, ein ungetreuer Verwalter des Amtes, das man ihm zugeteilt ... Und so büßte er nun mit vollkommenstem Recht ...

Auch ein andrer Gedanke hob ihn zuweilen über die Trostlosigkeit seiner Lage empor. Er wußte jetzt: Hellmuth, was auch die Schuld sein mochte, die ihn noch traf, war kein herzloser Bube! Es stand zweifellos fest, daß Hellmuth, eben so gut wie er selbst, mit aller Bestimmtheit die Freisprechung Licherts vorausgesetzt hatte. Das entschuldigte doch halbwege sein Schweigen bis zum Augenblick der Verurteilung! Sobald aber das Unerwartete eintrat, sobald das Ja der Geschwornen erschollen war, hatte ja Hellmuth keine Sekunde geschwankt und sich selbst der Justiz überliefert!

Dieses Bewußtsein, das sich von Tag zu Tag stärkte, lieh dem Ober-Staatsanwalt Kraft und Mut in der Fehde, die er zu führen hatte, Kraft und Mut auch im Hinblick auf das Entsetzliche, das noch bevorstand: die Hauptverhandlung vor dem skandalfrohen Publikum, die Hauptverhandlung in demselben Gebäude, wo er so hundertmal als Vertreter des beleidigten Rechtes gesprochen, und wo er demnächst, einem Bettler gleich, vor der Thür warten sollte, bis ihm ein Bote die Nachricht brächte: ‚Freigesprochen!‘ oder: ‚Verurteilt!‘

Das Bild dieser Hauptverhandlung nahm zuweilen die Hartnäckigkeit einer fixen Idee an ... Immer sah er sich dann gebeugt und der Worte unfähig im Vestibulum, halb ohnmächtig der Entscheidung entgegen harrend ... Wenn er bei diesem Schlußpunkte angelangt war, schmähte er sich und warf sich mit wilder Entrüstung Feigheit und Schurkerei vor.

War das ein richtiger Vater, der aus elender Scham vor den Blicken der Menge abseits blieb, wo Glück und Zukunft des eignen Sohns auf dem Spiele standen? Galt nicht vielmehr der Vater kraft eines höchsten Gesetzes für den natürlichen Ratgeber und Verteidiger?

Und wenn nun durch Zufall, durch das Ungeschick des ihm bestellten Rechtsbeistandes, irgend etwas versäumt wurde, was den Sohn hätte retten können ...? Mußte sich dann der Vater, der den Verhandlungen ferne geblieben, nicht ewig die unerträglichsten Vorwürfe machen? Nicht verzweiflungsvoll, mit einem Fluche über sich selbst, in den Tod gehen?

Und nun reiste ihm zum so und so vielten Mal der Entschluß, den er immer und immer wieder verworfen hatte: die Sache des eigenen Kindes selbst zu vertreten.

Im Geiste sah er sich schon im Gerichtssaal, stolz, mannhaft und ernst; er hörte das Zischeln der Boshaften: ‚Da sitzt er, der alte, scheinheilige Patron, der jüngst noch den Mund so voll nahm, wenn es sich um die That eines Armen handelte, um den verzeihlichen Diebstahl eines Verhungernden! Da sitzt er und schaut nicht auf, der elende Pharisäer, der Andre zum Kreuz verdammte, während im eignen Haus ihm die Sünde und Schmach gediehen ...!‘ —

Gleichviel! Mochten sie höhnen! Mochten sie ihn mit Fingern zeigen, wie einen Verbrecher! Er würde trotzdem zur rechten Zeit aufstehn; er würde, wenn der Justizrat

Berger — der Verteidiger Hellmuths — gesprochen hätte, das Wort ergreifen und sagen: ‚Meine Herren Geschwornen! Es ist zum ersten Mal, daß ich von diesem Platze aus zu Ihnen rede, und ich thu' es mit blutendem Herzen. Der Angeklagte, mein Sohn . . .'

Wenn das Ideengespinnst, das ihn quälte, an die entsetzliche Stelle kam: ‚Der Angeklagte, mein Sohn . . .', dann sank die Wagschale wieder abgrundtief nach der anderen Seite. Nein, das würde er nicht überleben! Und wieder sah sich der Unglückliche starr und stumm vor der Thür des Verhandlungssaales, bang auf das entscheidende Wort harrend, elend und bettlergleich, wie im Anbeginn.

Nicht minder grausam litt der Oberst von Rheuß.

Die arme Sascha hatte drei Wochen hindurch mit dem Tode gerungen.

Nachdem man das fiebernde Mädchen zu Bett gebracht — Emmy räumte ihr das eigne Gemach ein, während sie selbst das Schlafzimmer ihres Bruders bezog —, zeigten sich die Symptome einer schweren Gehirnentzündung. Die Kranke sah rollende Feuerkugeln. Das Fieber wuchs. Rasende Schmerzen, zumal in den unteren Gliedmaßen, wechselten mit den Ausbrüchen eines Deliriums, in welchem ihr Vater, Hellmuth, der Schnee und das fürchterliche Gespenst des Justizpalastes eine verständliche Rolle spielten, während der wechselnde Rahmen zu diesen Hauptbildern aus den buntesten Arabesken, oft lieblich-poetisch, oft grausig und herzzerreißend, zusammengesetzt war.

Der Oberst, noch in der nämlichen Nacht von dem Unheil in Kenntnis gesetzt, kam herangewankt, wie Einer, der eben dem Grabe entsteigt. All sein Trotz, all' seine Strenge, ja selbst seine Kraft schienen aufgelöst und gewichen. Laut heulend wie ein verwundeter Löwe, warf er sich vor die Bettstatt. Er schmähte sich in den furchtbarsten Ausdrücken. Er nannte sich einen ehrlosen Mörder. Er netzte mit strömenden Thränen das Antlitz, die Locken, die Hände seines geliebten Kindes und rief sie verzweifelt mit Namen, bis Frau von Berefow und Frau Gyskra mit sanfter Gewalt ihn hinwegführten. Man hatte die größte Mühe, daß er nicht auf der Stelle sich selber ein Leids anthat.

Frau Gyskra und Emmy bewährten sich in dieser traurigen Zeit als Angehörige jener weiblichen Engelschar, deren heldenhafte Natur erst dann zur Entfaltung kommt, wenn die Wucht des Geschicks die Starken und Weisen fast schon zu Boden geschmettert hat.

Kein Wort der Klage kam über die Lippen der Mutter, die ihren Sohn doch ebenso liebte, wie Gyskra. Sie teilte sich mit Emmy und Frau von Berefow in die Pflege der Kranken, — und fand daneben noch Zeit, sich eingehend ihrem Gatten zu widmen, ihm die Stirne zu kühlen, seine Gedanken, die immer wieder auf den einen entsetzlichen Punkt sich einbohrten, mehr und mehr zu beschwichtigen. Aus dem Born ihres liebenden Herzens schöpfte sie die unglaubliche Fähigkeit, betreffs Hellmuths eine Ruhe und Zuversicht zu erheucheln, die sie leider nicht fühlte. Nach Allem, was sie gehört hatte, hielt sie ja ihren Sohn keineswegs einer ernstlichen Unthat für schuldig. Die Erfahrungen aber aus dem Prozesse Lichert hatten ihr ganzes Vertrauen erschüttert und ihr Bangen vor dem Apparat der Justiz in ein fast überirdisches Grausen verwandelt. Trotzdem lächelte sie, wenn Herr Gyskra seine Besorgnisse äußerte. Sie suchte ihm abzustreiten, was ihr doch selbst wie eine furchtbare Ahnung über der Brust lag. Sie schaffte Zerstreuungen. Sie litt nicht, daß ihr Gemahl sich einsargte, als habe er die Begegnung mit den Menschen irgend zu scheuen.

Ganz ähnlich benahm sich Emmy und mit ihr Professor Lehr, den das Unglück der Gyskra's plötzlich aus seiner schweigsamen Art herausriß, wobei sich hinter den etwas steifbeinigen Schrullen des Fachgelehrten ein treues, starkes und warmfühlendes Herz enthüllte. Als Herr Gyskra in einer verzweifelten Anwandlung ihm den Vorschlag machte, die Verlobung mit Emmy zu lösen, so lange wenigstens, bis die Sache Hellmuths entschieden sei: da zuckte es dem ehrlichen Mathematiker ganz eigentümlich über das Antlitz. Ohne ein Wort zu sprechen, zog er das heimlich bebende Mädchen an seine Brust, so fest, so still und mit einem so vorwurfsvollen Blick auf den Vater, daß dieser sich wegwandte und rasch an das Fenster trat, um zu verbergen, wie tief ihn die stumme Antwort des Wackern gerührt hatte.

Emmy entwickelte ab und zu einen kecken

Humor, den man in dieser fast burschikosen Form nie an ihr wahrgenommen.

„Nimm's doch nicht gar zu schwer, Papa!" sagte sie, als wieder einmal von der lang andauernden Haft Hellmuths die Rede war. Franz hat als junger Student sechs Wochen hintereinander im Carcer gebrummt! Das war schlimmer noch als das Sitzen im Untersuchungsgefängnis! Geh', dem Hellmuth schadet das gar nichts, wenn er ein bischen mal über sich nachdenkt! So etwas klärt! So etwas stählt für das Leben! Nicht wahr, Franz?"

Sie fügte noch eine Wendung hinzu, über die ihr Papa laut auflachen mußte, trotz seiner traurigen Stimmung. Eins erreichte sie zweifellos: der Ober-Staatsanwalt hielt sich fest überzeugt, daß seine Familie nicht halb so leide, wie er.

Langsam, fürchterlich langsam verging der Februar und die erste Hälfte des Frühlingsmonats.

Sascha erholte sich.

Am zwanzigsten März, während des herrlichsten Wetters, fand ihre Übersiedlung nach der Villa des Obersten statt. Diese Heimkehr glich einem Triumphzug. Herr von Rheuß war vollständig umgewandelt. Das ganze Haus blühte und strahlte von den herrlichsten Blumen. Auch der Lutz war zugegen, einen Veilchenstrauß in der Hand; denn Grete hatte ja Alles erzählt, und der Oberst, wie um die Götter sich günstig zu stimmen, war selber hinausgeeilt, um die Insassen der vereinsamten Hütte mit Geld und Güte zu überhäufen, stets in der abergläubischen Meinung, er wirke so für die Genesung seiner geliebten Tochter.

Drei Tage später ging Sascha selber hinaus, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, wie ihr lieber, lieber Papa dort gewaltet hatte. Das war ja großartig! Alles wie aus dem Ei geschält! Die Kommode sogar, auf die Frau Marguth so große Stücke gehalten, war einem prächtigen Schrank mit funkelnden Messingknöpfen gewichen! Und die schönen Gardinen, — schneeweiß mit reh-braunem Überhang! Der Herd stand nicht mehr im Vorderzimmer, sondern hier prangte ein schöner blaugrüner Kachelofen, während die Küche nach hinten verlegt war, unter den Anbau, wo sich bis jetzt nur ein roher Verschlag befunden.

Sascha konnte sich in ihrer Herzensfreude nicht satt sehn. Je mehr die Befestigung ihrer Gesundheit fortschritt, um so hoffnungsfreudiger ward ihr zu Mut, ohne daß sie über den Grund dieser Wandlung sich Rechenschaft gab. Der quälende Druck, der ihr so lang auf der Seele gelegen, war von dem knospenden Frühling verscheucht worden. Ach, wie schön war es hier draußen im Walde! Die Sträucher beinah' schon grün; an den Wipfeln des Hochwalds ein braunroter Schimmer; und dahinter das Blau und der Sonnenschein, — und die Luft so warm wie im Mai!

Fast eine Stunde lang saß die Genesene mit Frau Marguth auf der frischgezimmerten Bank neben dem Eingang. Der Lutz spielte im Moos, pflückte sich da und dort eine Schlüsselblume, oder wälzte sich vor Vergnügen bis zu den Beiden heran. Gott sei Dank, daß Fräulein Sascha nun wieder kam und nicht gestorben war, wie die Großmama fürchtete! Das war zu, zu lieb von ihr, und er mußte ihr dafür einen herzhaften Kuß geben!

Nun verlor er sich wieder ins Strauchwerk, und das Gespräch auf der Bank ward reger und lebhafter.

Es mußte was Großes, Gewichtiges, ja, für das Leben Entscheidendes sein, was Sascha so nach und nach aus dem plappernden Munde der Alten herausfragte ...

Sie faßte sich nach der Stirn, als spüre sie da noch einen Rest ihrer glücklich verwundenen Krankheit. Dann sprang sie empor, drückte die Alte stürmisch ans Herz und rannte davon, ohne erst von ihrem Liebling Abschied zu nehmen.

Sie hatte kein Auge mehr für die leuchtende Frühlingsidylle; achtlos zertrat sie die Veilchen zu ihren Füßen; auch zum Himmel sah sie nicht auf, wie vorhin: nur ein Gedanke noch schien ihr bebendes Herz zu erfüllen:

‚Schnell nach Hause! Schnell zu Papa, der Alles erfahren soll!'

38. Kapitel.

Ein herrlicher Maitag goß über den gothischen Sarg des Justizpalastes sein verglühendes Licht. Der ganze westliche Himmel schwamm in Purpur und Gold; die verschnörkelte Architektur des riesigen Bauwerks löste sich auf und zerschmolz mit all ihren Härten und Schroffheiten.

Bulldogge. Studie von Bruno Bigihein.

In der Weylbrunnerstraße lag schon ein bläuliches Dämmern. Aber die Luft war so klar, daß diese Dämmerung fast noch zu leuchten schien. Bis ferne zum Friedrichsplatz unterschied man jeden Altan, jeden Pilaster, jedes Reklameschild.

An der Freitreppe vor dem Hauptportal standen zwei Männer, die von der Herrlichkeit dieses Abends wenig berührt wurden. Der Eine von ihnen sprach; der Andre hörte ihm atemlos zu. Der Erzähler war Ottfried Stegemann; der eifrige Zuhörer Doktor Altenhöfer.

Jeden Augenblick nämlich erwartete man den Ausgang der Hauptverhandlung gegen den Sohn des Ober-Staatsanwalts Gyskra. Die Geschwornen befanden sich längst im Beratungszimmer. Stegemann, der vor Kurzem erst den Gerichtssaal verlassen hatte, konnte dem alten Chemiker mitteilen, welche Fragen der Vorsitzende den Geschwornen zur Beantwortung unterbreitet hatte. Die erste der Fragen bezog sich auf das Verbrechen des Totschlags; die zweite auf Körperverletzung mit tötlichem Ausgang. Beiden war die Eventual-Frage angefügt, ob mildernde Umstände vorlägen.

Altenhöfer, in seiner begeisterten Schwärmerei für den jungen Berufsgenossen, hätte es nicht übers Herz gebracht, den Verhandlungen anzuwohnen. Nun aber war er doch ans Portal gekommen, um so frühe als möglich das Endresultat zu erfahren. Er fröstelte, denn er trug einen dünnen Anzug, und mit sinkender Sonne hatte der heiße Tag sich verkühlt. Trotzdem wich Altenhöfer seit anderthalb Stunden nicht von der Stelle.

„Wird er verurteilt werden?"

Ottfried Stegemann zuckte die Achseln.

„Bei Gott und im Gemüte braver Geschworner ist Alles möglich!"

„Jedenfalls kann ihn doch nur eine unbedeutende Strafe treffen!" hüstelte Altenhöfer.

Der Mann sah ganz hohläugig und vergrämt aus. Die Aufregung über das Schicksal dessen, der da berufen war, sein großes Problem zu lösen, hatte ihm übel zugesetzt.

„Meiner Ansicht zufolge," murmelte Ottfried, „kann er logischer Weise überhaupt nicht verurteilt werden. Das ist auch die Auffassung seines Verteidigers Doktor Berger. Seit sich in der Person der Frau Marguth eine höchst glaubhafte Zeugin gefunden hat, die den Vorgang mit ansah, herrscht ja kein Zweifel darüber, daß hier ein Akt vollberechtigter Notwehr vorliegt! Die Marguth, die im Augenblick des Rencontres keine zehn Schritte weit von dem Schauplatz der That Holz suchte, deponiert, daß Burckhardt — der Große, Breite, wie sie sich ausdrückt — den Stein aus der Erde gerissen und wütend auf Hellmuth losgestürmt ist ... Ein Haar breit — nnd Hellmuths Schädel war eine formlose Masse. Nun erst hat Hellmuth geschlagen. Die Frau hat den besten Leumund, ist auch klar bei Verstand und legt nur bei Allem, was sie erzählt, eine geradezu kindische Angst vor dem Gericht an den Tag. Diese Angst war auch Schuld daran, daß sie beim Sturz des Malers schleunigst die Flucht ergriff und das ganze Erlebnis verschwieg, als hätte sie selber dran Teil gehabt."

„Die bornierte Person!" sagte der Chemiker. „Was hätte dies thörichte Weib uns nicht Alles ersparen können! Ja, ja, es gibt solche trostlose Monomanien! Übrigens: wunderbar, dieser Zufall mit Fräulein von Rheuß ..."

„In der That, es klingt wie ein Märchen ... Ihre Gutherzigkeit hat sich diesmal wirklich gelohnt — ausnahmsweise!"

„Ist denn das Alles zur Sprache gekommen?"

„Natürlich ..."

„Die Beiden sind sich im Gothengehölze begegnet ...?"

„Nein. Sascha hat früher schon für die Leute gesorgt ... Dann war sie doch krank ... Wie sie zum ersten Male nach ihrer Genesung wieder zur Hütte kömmt, bringt sie — ich unterstelle: aus Gründen, für die Gott Eros verantwortlich ist — das Gespräch auf Hellmuth und seinen Prozeß. Die Alte wird aufmerksam, lauscht mit fiebernder Angst den Details und fährt dann plötzlich heraus: ‚Das hab' ich mit angesehn!' — Nun war die Geschichte ja klar, und die schlotternde Marguth mußte bei all' ihrer läppischen Polizeifurcht an's Tageslicht ..."

„Das nenn' ich noch Glück im Unglück," sagte der Chemiker.

„Ganz colossales Glück! Eins nur will mir bei der ganzen Geschichte nicht recht in den Kopf: warum sich Hellmuth, trotz der bereitwillig zugegebenen Complication seiner

Lage, nicht dennoch sofort nach dem traurigen Vorfall mit Burckhardt gemeldet hat."

Altenhöfer krauste die Stirne.

„Das hab' ich anfänglich auch gedacht. Der Ober-Staatsanwalt hat mir die Sache erklärt. Es war eine Thorheit — aber ich weiß nicht, ob ich nicht unter den gleichen Verhältnissen ebenso thöricht wäre . . .! Lesen Sie mal die Helbig'sche Sammlung: ‚Justizmorde unsres Jahrhunderts'! — Seitdem die Affaire des jungen Gyskra im Gang ist, hab' ich das Buch studiert . . . Ich sage Ihnen, da kann man ein Grausen bekommen! Und Hellmuth hatte sich öfters mit dieser Lektüre befaßt . . ."

„Hm!" nickte Stegemann.

„Denken Sie doch," fuhr Altenhöfer mit wachsender Lebhaftigkeit fort: „ein Angeklagter ist da zum Tode verurteilt worden, obgleich mit äußerster Evidenz der Nachweis erbracht war, daß er zur Zeit des Verbrechens unmöglich — sage und schreibe: u n m ö g l i c h — am Ort der That sich befinden konnte! Er hätte, um der Verbrecher zu sein, den drei geographische Meilen betragenden Weg in anderthalb Stunden hin und zurück gemacht haben müssen! Trotzdem: ‚Ja, der Angeklagte ist schuldig!' — und so noch zehn, zwanzig und dreißig Fälle, einer unglaublicher als der andre! — Nein, ich begreife das wohl . . .!"

In diesem Moment scholl aus dem Inneren des Justizpalastes ein dumpfes Geräusch. Einzelne Schritte polterten über den Korridor. Breit strömend wälzte die Menge sich nach.

Doktor Altenhöfer drückte die Hand auf's Herz. Stegemann, so kühl und so gleichmäßig seine aristokratischen Finger die Spitze des Schnurrbarts drehten, sah außerordentlich bleich aus.

Eh' das Gewühl noch die Treppe des Großen Portals erreicht hatte, drang schon auf Geisterschwingen die Kunde durch das Vestibulum:

Hellmuth Gyskra ist freigesprochen!

Ottfried Stegemann lächelte, wie ein Geck; sein Schnurrbart wirbelte unter dem Druck der behandschuhten Finger in beispiellosen Ellipsen. Doktor Altenhöfer bekam einen furchtbaren Hustenanfall, und als er das Taschentuch wider die bebenden Lippen geführt, starrte er überrascht auf ein paar hellrote Blutstreifen. Aber was lag daran, wenn er, der Alte, der Mann der Vergangenheit, allmählich zusammenbrach, da doch sein jugendlicher Freund, der Erbe seiner Ideen, der Bannerträger der Zukunft, gerettet war!

Jetzt zeigte sich auf der obersten Stufe der Freitreppe Hellmuth in Begleitung seines halb taumelnden Vaters und des Justizrats Berger. Von allen Seiten streckten sich dem Ober-Staatsanwalt Hände entgegen. Leute, die er kaum dem Ansehn nach kannte, wollten ihn gleich an der Schwelle beglückwünschen, ihn, den untadligen Mann, der so frei und so furchtlos gekämpft, der so schlicht und so völlig ohne Rhetorik in einer Sache gesprochen, wo es sich um das Heil seines eignen teuren Sohnes gehandelt . . .

Der Tumult wuchs. Die Menge, die sonst nicht geneigt ist, mit den Vertretern der Staatsanwaltschaft zu sympathisieren, brachte dem schwergeprüften, siegreichen Vater eine förmliche Ovation dar. Auch Altenhöfer schüttelte ihm die Hand; auch Stegemann, der sich dann lachend zu Hellmuth wandte und seine Erregung durch einen nicht grade geschmackvollen Scherz bemäntelte.

Gleichzeitig hatte der Laboratoriumsdiener und Flickschneider Kleeberg die Freisprechung Hellmuths auf telephonischem Weg in die Gyskra'sche Wohnung gemeldet, wo der Mathematikprofessor Franz Lehr, der während des ganzen kritischen Tages den beiden Damen Gesellschaft geleistet, die superlativischen Wendungen des Faktotums bleich und ernst in Empfang nahm. Aus dem stolpernden Chaos der Redensarten, die Kleeberg in den erzitternden Apparat brüllte, hörte er nur das Eine heraus: daß Hellmuth gerechtfertigt war, und daß nun die Zeit dieser unerträglichen Folter ein Ende hatte.

Lächelnden Mundes hatte Emmy dabei gestanden und das aschfahle Antlitz ihrer Mama gestreichelt, während Professor Lehr die Telephon-Muscheln wider die Ohren preßte.

Da er sich nun mit dem einzigen Wort umwandte: ‚Frei!' — sank Emmy, die sich bis dahin mustergültig beherrscht hatte, nahezu ohnmächtig in die Kniee und brach in ein Schluchzen aus, das kaum noch zu stillen war . . .

— — — — — — — —

Dreißig Minuten später rollte ein Wagen vor.

„Sie sind es!“

Der Ober-Staatsanwalt schob Hellmuth vor sich her durch die Thüre des Corridors, wie eine Beute, die er dem Schicksal mühselig abgerungen. Dann warf er den Flügel ins Schloß, als türme er so für immerdar eine Schranke gegen die Feindseligkeiten der Welt, die das Glück und den Frieden der Einzelnen haßt und nur auf Zerstörung sinnt. Er befand sich in einem Zustand des Rausches, der innern Verzückung, die keine Worte macht.

Emmy war nun wieder vollkommen gefaßt. Ihrer leichten und doch nicht verletzenden Art gelang es, die tiefe Erregung des Augenblicks gleichsam mit Blumen zu überschütten und jedem Einzelnen über den wilden Tumult der Gefühle hinauszuhelfen.

Trotz der körperlichen Ermüdung, die sich jetzt allgemein geltend machte, blieb man bis gegen Mitternacht auf.

Hellmuth erzählte.

Die ganze Verwickelung, die doch nun Allen bekannt war, wirkte aus seinem Munde wie etwas vollständig Neues. Mit heißer Beredtsamkeit malte er den zermalmenden Schreck, den er beim Sturze des Opfers empfunden, die wachsende Pein über ein Mißgeschick, das doch ein Andrer ihm aufgenötigt; die Qualen der Haft; die grausende Angst vor dem Ungewissen, — und das beinahe lähmende Glücksgefühl beim Heraustreten aus dem Gerichtssaal.

„Frei zu sein — frei! Ihr Alle ahnt ja nicht, was das heißt! Ihr nehmt das wie ein Alltägliches, weil es euch ganz undenkbar erscheint, dies köstliche Gut zu verlieren! Ich bin meinem Schicksal beinahe dankbar! Durch harte Schulung hab' ich das Kleinod schätzen gelernt! Jeden Atemzug fühl' ich nun doppelt! ... Und noch ein Andres hab' ich gelernt, was ich längst hätte wissen sollen, da es ein Grundsatz ist, den mein Papa mir von Jugend auf eingeprägt hat. Dieser einfache Grundsatz lautet: ‚Weiche nicht ab von der Wahrheit — um keinen Preis, auch wenn sie Gefahr droht, auch wenn sie das Antlitz einer Meduse trägt! Die erste Lüge gebiert eine unabsehbare Kette von weiteren Lügen, die alle genährt sein wollen, — und Du nährst sie mit Deinem Herzblut!‘ ...“

„Ja wohl, die Wahrheit!“ sagte der Ober-Staatsanwalt nachdenklich.

Ein Zug von Beklommenheit bebte vorübergehend um seinen Mund ...

Dann aber sah er den stummen Jubel der Seinen, die feucht schimmernden Augen der Mutter, das strahlende Brautpaar, das heute nicht nebeneinander, sondern rechts und links von dem Wiederbefreiten saß, — und so strich er sich über die Stirne und schwelgte noch weiter im Rausch dieser Abendstunden, bis endlich Frau Gyskra, da Mitternacht schon vorüber war, das Zeichen zum Aufbruch gab.

39. Kapitel.

Am folgenden Tage erhielt Herr Gyskra von dem Justizrat Berger die geheimnisvolle Botschaft: man ersuche den Herrn Ober-Staatsanwalt, den Nachmittag über zu Hause zu bleiben, da ihm von mehreren Seiten gewichtige Mitteilungen gemacht werden sollten.

„Was mag das bedeuten?“ sagte Herr Gyskra zu seiner Frau.

Die aber schien bereits eine Ahnung zu haben; sie lächelte, schlang ihren Arm zärtlich um seinen Hals und versetzte dann mit erheuchelter Unschuld:

„Wie soll ich das wissen? Vielleicht kommt der Justizrat, um Dir noch einmal privatim die Hand zu schütteln.“

„Pah!“ sagte der Ober-Staatsanwalt.

Der Wonnerausch, der ihn gestern so völlig betäubt hatte, war über Nacht wie verflogen. Die letzten Worte des Sohnes hatten sich in die Träume des Vaters hinübergesponnen und eine Schwermut erzeugt, die sich im Laufe des Vormittags immer trüber gestaltete.

Jetzt, nachdem Hellmuths Schuldlosigkeit klärlich bewiesen war, kargte Herr Gyskra nicht mit Vorwürfen gegen sich selbst. Unter den Frohen und Reinen war streng genommen kein Platz für ihn! Hellmuth stand makellos da und mit dem Schicksal versöhnt; für die wahrheitswidrige Starrheit seines ersten Verhaltens, die sich vielleicht sogar noch entschuldigen ließ, hatte er monatelang unter falschem Verdacht im Gefängnis geschmachtet und somit reichlich gebüßt, selbst in den Augen der Mitleidslosen. Es lag deutlich zu Tage, daß Burckhardt, dessen Gewaltthätigkeit in drei oder vier ähnlichen Fällen glaubhaft erhärtet war, die furchtbare Katastrophe ohne die mindeste Schuld Hellmuths

herbeigeführt; daß der Angegriffne sich dem entsetzlichen Menschen, der wie ein reißendes Tier über ihn herfiel, nur mit dem sittlich und staatsbürgerlich begründeten Rechte der Notwehr entgegen gestellt und sich auf ethisch unanfechtbare Weise verteidigt hatte. Ruhigen Gewissens konnte Hellmuth also der Zukunft ins Auge schau'n, seinen Beruf wieder aufnehmen und das große Problem fördern, dessen glückliche Lösung den letzten unaufgegangenen Rest einer Schuld an die Menschheit abtragen würde. Wie aber sah's im Gewissen des Vaters aus? Kein Klügeln half und kein praktisches Philosophieren gegen den Mahnruf dieser unüberhörbaren Stimme! Donnernd rief sie ihm zu: ‚Du hast deine Pflicht verletzt! Du hast jene Anklage aufrecht erhalten, obgleich Du von der Schuldlosigkeit Licherts völlig durchdrungen warst!'

Das erste Mittagsmahl der wieder vereinten Familie fiel denn in Folge der neu erwachten Kämpfe des Ober-Staatsanwalts nicht so froh und so herzlich aus, wie dies Alle gehofft hatten. Doch erklärte man sich den schweigsamen Ernst des Vaters aus dem Nachhall der tiefen Gemütsbewegungen, die ihn ja monatelang nicht aus dem Bann gelassen.

Gegen halb fünf wurde Herr Gyskra von seiner Tochter in den Salon gerufen.

Mürrisch eintretend, fand er dort sechs Vertreter des Richtercollegiums und der Staatsanwaltschaft.

Der Älteste dieser Abordnung, der Ober-Staatsanwalt Freiherr von Oldendorf, trat namens der Übrigen zu ihm heran, reichte ihm, augenscheinlich bewegt, die Hand und sagte dann feierlich:

„Liebster und verehrtester Herr College! Es ist den Richtern und den Vertretern der Staatsanwaltschaft ein Bedürfnis, Sie, den wir Alle so hochschätzen, dessen unvergleichliche Pflichttreue uns wie ein mahnendes Vorbild entgegenstrahlt, zu der Befreiung von einem Druck zu beglückwünschen, der Wochen hindurch so schwer und so qualvoll auf Ihrem Vaterherzen gelastet hat! Wir Alle wissen, wie außergewöhnlich tief und innig Ihr schönes Verhältnis zu Ihrem Herrn Sohn und Ihrer ganzen Familie von früh sich gestaltet hat. So teilen wir denn auch den Jubel der Ihrigen, daß nach so langer unverdienter Sorge und Kümmernis endlich das Glück in dies trauliche Heim wieder eingekehrt ist. Nochmals: nehmen Sie hier den Ausdruck unsrer wärmsten collegialischen Mitfreude!"

Herr Gyskra dankte mit kurzen Worten und krampfenden Händedrücken. Das Lob seiner unvergleichlichen Pflichttreue lehnte er mit Entschiedenheit ab. Er wisse nur zu genau, daß er in dieser Beziehung mit keinem der anwesenden Collegen es aufnehmen könne. Die Freundschaft aber," so schloß er mit bebender Stimme, „die Sie mir weit, weit über Verdienst hier entgegenbringen, erschüttert mich tief. Mein ganzes zukünftiges Streben soll darauf abzielen, die ehrenden Sympathien so wackrer Männer wenigstens annähernd zu verdienen."

Die Deputation, etwas befremdet durch diesen superlativischen Ton, entfernte sich langsam, das freundliche Anerbieten der Hausfrau, die mit Erfrischungen aufwarten wollte, mit großer Höflichkeit ablehnend.

„Er scheint furchtbar nervös," meinte der Freiherr von Oldendorf, als sie die Treppe betraten.

Eben erst waren sie weg, als eine zahlreiche Abordnung der Rechtsanwälte erschien, die durch den Mund des Geheimen Justizrats Berger ziemlich das Gleiche aussprach, was der Freiherr von Oldendorf im Namen der Staatsanwaltschaft und der Richter gesagt hatte.

Herr Gyskra war diesmal, trotz aller Dankbarkeit, die ihn erfüllte, noch etwas befangener, zumal sich Kretschmar unter den Herren befand, Kretzschmar, der — wie Gyskra sich zuraunte — möglicherweise von dem wirklichen Sachverhalt eine Ahnung hatte . . .!

Die Qual seines Herzens wuchs noch, als gegen sechs, nach einer halbstündigen Pause, der Oberbürgermeister Doktor Vigelius mit einigen Stadträten kam, ihn ebenfalls mit überschwänglichen Ausdrücken feierte und ihm die Mitteilung machte: die Stadt, in dankbarer Anerkennung des Glanzes, den seine klassisch-edle Beredtsamkeit und die Mustergültigkeit seiner Amtsführung über sie ausgösse, verleihe ihm hiermit das Recht eines Ehrenbürgers. Durch diese Verleihung trete ein schon längst gehegter Wunsch der Magistratsbehörden ins Leben. Man habe aus Anlaß der schweren Prüfungen, die in der letzten Zeit über das Haus Gyskra hereingebrochen, gerade den heutigen Tag

Digitized by Google

zur feierlichen Behändigung des Diploms gewählt. Übrigens sei der Beschluß bereits vor acht Tagen gefaßt, ohne Rücksicht auf den möglichen Ausgang eines Prozesses, dessen Peripetien man aus der Ferne nicht so genau habe verfolgen können, um der Freisprechung des Beschuldigten sicher zu sein. Jetzt, nachdem nun der Sohn des bekümmerten Vaters ohne den leisesten Schatten auf seinem Ehrenschild aus der Prüfung hervorgegangen, freue die Stadt ihres schönen Gedankens sich doppelt.

Zum größten Erstaunen des Bürgermeisters und seiner Gefährten lehnte Herr Gyskra diese unerwartete Auszeichnung mit sanfter Entschiedenheit ab. Als Doktor Vigelius, der sich lange bemüht hatte, den Ober-Staatsanwalt umzustimmen, endlich mit einem Hauch von Gereiztheit nach den Beweggründen dieser Ablehnung fragte, drückte Herr Gyskra ihm leise schluchzend die Hand.

„Zürnen Sie nicht! — Tragen Sie mir's nicht nach —! Aber ich kann nicht! Auch die Gründe kann ich hier nicht erörtern! Glauben Sie doch: vor wenigen Monaten hätte ich Ihr Diplom glückselig ans Herz gedrückt! Für den Arbeiter, der sich müht im Interesse des Ganzen, gibt es wohl kaum etwas Köstlicheres, als die freundliche Anerkennung und Huld seiner Mitbürger! Aber es gibt Erwägungen — — —, ich beschwöre Sie, fragen Sie nicht! Wer das Alles hinter sich hat, was ich seit jener schrecklichen Katastrophe erlebt habe, der paßt nicht mehr für die leuchtende Ehrenkrone, die Sie ihm angeboten!"

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. Er schien das Ganze für eine Schrulle zu halten. Aber was half's? Unverbindliches hatte der Ober-Staatsanwalt nicht gesagt; die Deputation entfernte sich also unter dem Ausdruck ihres tiefsten Bedauerns und der flüchtig bedeuteten Hoffnung, daß sich Herr Gyskra doch wohl noch eines Bessren besinne.

Wie ein gebrochener Mann sank der Ober-Staatsanwalt in den Sessel. Man ließ ihn ruhn. Einzelne Freunde, die zur Beglückwünschung kamen, wie der Oberst von Rheuß mit Frau von Beresow und der bebenden Sascha, behielt man im Wohnzimmer, bis dann gegen halb acht Emmy den Theetisch aufbaute und ihren Vater — der da nicht, wie sie glaubte, friedlich geschlummert, sondern die ganze Zeit über qualvoll gebrütet hatte — herbeiholte.

Der Oberst von Rheuß war außerordentlich stürmisch.

„Wir haben höllisches Pech gehabt mit den Kindern!" rief er bewegt und drückte Herrn Gyskra beinah die Hand entzwei. „Sie mit dem Hellmuth, ich mit der Sascha! Aber dem Himmel sei Dank, nun ist ja Alles wieder in Ordnung, — und der einzige dunkle Punkt, den die Affaire mir noch zurückließ, scheint mir nun auch getilgt. Ihr verteufelter Junge hat Sascha und mich wegen der unerhörten Geschichte sehr formell um Verzeihung gebeten."

„Das freut mich," stotterte Gyskra zerstreut.

„Na, ich wollt's ihm auch raten!" brummte der Oberst. „Himmel und Hölle! Ein Mensch, wie Ihr Sohn, muß doch begreifen, daß zwischen zirpenden Ladenmamsells und Damen von Distinction ein verblüffender Unterschied waltet! Hat sich wohl nur so mal aufspielen wollen, der Schwerenöter! Kenne das! Irgend ein Schriftsteller — (ich behalte die Namen nicht) — sagt in seinem berühmtesten Opus — (ich behalte die Titel nicht) — — na, was sagt er denn gleich . . .? So was von psychologischer Neugier, die einen ganz reputierlichen Menschen plötzlich beim Wickel nimmt, so daß er drauf losfährt, nur um zu sehen, wie sich ein junges, unerfahrnes Geschöpf aus der Affaire zieht! — Na, die Sache ist beigelegt! Habt ihr's gehört, Kinder? Was? Ihr dürft nun wieder gut Freund sein und braucht das Vergangne weiter nicht mit euch herum zu schleppen."

Freundlich, aber mit vollkommenster Gleichgültigkeit, erwiderte Sascha:

„Gewiß, Papa!"

Hellmuth aber warf ihr einen verzehrenden Blick zu, heiß und traurig zugleich. Er fühlte jetzt, daß es für ihn kein Glück mehr gab ohne dies zaubrische Mädchen, und daß er gleichwohl ohne sie würde leben müssen!

Und nun versank er in einen seltsamen Zustand trostloser Unrast. Er nahm nur äußerlich Teil an der Conversation. Dann plötzlich, als rufe ihn Jemand, erhob er sich leise und trat in das Nebengemach.

Was war das . . .?

Auf dem Stuhl in der Ecke, nur von

dem Schimmer der Straßenlaterne beleuchtet, saß eine riesige, blasse Gestalt, die Augen geschlossen, das Antlitz von Blut überströmt. Herber Groll schauerte um die verzerrten Lippen; die Brust keuchte und rasselte.

„Burckhardt!“ stammelte Hellmuth zurückprallend.

„Ja, Burckhardt!“ scholl es ihm leise entgegen. „Burckhardt, der da gekommen ist, Dich zu warnen! Wehe Dir, wenn Du mißhorchst!“

Hellmuth erstaunte, daß ihn der fahle, entsetzliche Glanz, der von den jählings geöffneten Augen des Toten über ihn herströmte, gar nicht erschütterte; daß er vor Schreck nicht wahnsinnig wurde, als das Gespenst, nun die fleischlosen Finger gegen ihn ausstreckend, langsam herankam . . .

„Du liebst sie!“ röchelte Burckhardt, die Zähne fletschend. „Du willst sie besitzen. Ich aber gönne Dir's nicht! Ich hasse Dich über das Grab hinaus! Ich hasse auch sie, weil sie Dich vorgezogen! Sie hat Dir vergeben, was Sie mir, dem gefeierten Künstler, niemals vergeben hätte. Ich verabscheue sie . . .!“

Hellmuth versuchte zu sprechen: aber die Zunge lag ihm wie leblos zwischen den Kiefern. Er stöhnte nur.

Burckhardt griff noch weiter und krallender gegen ihn aus. Die Hand, die damals den Stein gehalten, glich einer mordbegierigen Geierklaue.

„Hellmuth Gyskra,“ rief er im Tone eines Propheten, „es ist Alles umsonst! Mühe und quäle Dich nicht! Der irdische Richter hat Dich ja freigesprochen; denn es ist wahr: ich war der Angreifer, — und kamst Du mir nicht zuvor, so hattest Du eine Minute später den Stein im Hirn. Dennoch: es gibt eine Reue, die keine Logik hat. Mit dieser Geißel werd' ich Dich ewig verfolgen! Ich stelle mich zwischen Dich und die Liebe, zwischen Dich und die Freude, zwischen Dich und die Hoffnung — in alle Ewigkeit! Wage nicht, um dies Mädchen zu werben: ich zerreiße das Band, das Euch fesseln soll! Dulde, schweige, entsage! Bitte mir's jammernd ab, daß Du nicht stumm Dich hast töten lassen!“

„Fort!“ schrie Hellmuth so laut, daß Burckhardt ins Schwanken geriet. „Ich kenne die Reue, von der Du sprichst! Bis jetzt hat sie auf mir gelegen wie ein zerkrampfender Alp, — jeder Vernunft zum Trotz, unabweislich in ihrer Notwendigkeit. Heute noch goß sie mir Gift in den Becher der Freude, der mir so herrlich kredenzt wurde. — Jetzt aber: Fort! Ich bin ein Mann und hoffe Dir obzusiegen! Versuch' es, Dich haßerfüllt zwischen mich und die Liebe zu stellen: vielleicht ja gelingt Dir's! Aber die Freude, die Hoffnung, — nein, o nein, die zertrümmerst Du nicht! — Dort — schau' dahin, wo die Mauern sich öffnen, und die Retorten und Kolben im Schimmer des Mondlichts glänzen! Flatternde Dämpfe ziehen wie Märchenschleier um die blinkenden Apparate . . . Dort, dort liegt meine Welt, und diese Räume betrittst Du nicht!“

Der Schatten Burckhardts versank. Es klirrte von Ketten — oder von Gläsern.

Hellmuth schritt zurück in das Speisezimmer.

Seine Abwesenheit, die höchstens eine Minute gedauert hatte, war kaum bemerkt worden. — Jetzt war ihm zu Sinne, als habe er Alles das nur gedacht, nur mit der glühenden Phantasie des Erschöpften sich vorgestellt. — Aber die Wirkung blieb. Ein neugeborner Charakter, sah er nun innerlich klar und ruhig auf das Vergangene zurück: die Kraft seines Fühlens, Wollens und Schaffens gehörte der Zukunft.

Man setzte sich um den Tisch. Die Hängelampe goß ihr behagliches Goldgelb über den prächtig gestickten Läufer, ein Kunstwerk Emmy's, und blitzte in den schönen Krystallkaraffen.

Alles, mit Ausnahme des schweigsamen Ober-Staatsanwalts, befand sich in bester Laune.

Da — gegen halb neun, als man sich just zum Dessert wandte, scholl durch das weitgeöffnete Fenster eine marschähnliche Musik, die näher und näher kam. —

Sascha und Emmy sprangen von ihren Plätzen auf.

„Papa! Ein Fackelzug!“ rief die Tochter des Hauses. „Da, nun machen die Ersten schon Halt — und da hinten wimmelt's noch unabsehbar! Sie scharen sich hier im Kreis! Studenten von allen Farben! Das gilt Dir, Papa! Vorn die Borussen! Da warst Du doch Corpsbruder! Dann die Rhenanen — blau-weiß-gold —; bei denen hat Franz einen Zuhörer! Komm doch,

Papa! Die Musik verstummt. Einer tritt vor. Er will sprechen."

Die ganze Gesellschaft bis auf den Ober-Staatsanwalt hatte den Tisch verlassen.

„Thorheit!" rief er, als Hellmuth ihn holen wollte. „Ich liebe das nicht! Wer weiß denn auch überhaupt, was sie vorhaben?"

„Gyskra!" scholl es jetzt hundertstimmig von draußen, „Gyskra, der Vater!"

Nun kam auch Emmy, küßte ihren Papa, zog ihn empor und drängte ihn nach dem Balkon.

Wie er so, von dem roten Lichte der qualmenden Fackeln beleuchtet, schwer und bedächtig hinter die Brüstung trat, jauchzte ihm die akademische Jugend ein donnerndes ‚Hurrah!' entgegen.

Der erste Chargierte des Corps Borussia, in vollem Wichs, den gezognen Schläger in der behandschuhten Faust, gab der Versammlung ein Zeichen.

Lautlose Stille.

Nun hielt der Senior, ein herrlicher Jüngling von skandinavischem Typus, eine kurze, energische Ansprache. Der Gedanke, dem hochwürdigen Themis-Priester, dem gefeierten Redner, dem Altmeister echter Gesetzeskenntnis anläßlich der jüngsten Ereignisse eine Huldigung zu veranstalten, sei zunächst von den Rechtsbeflissnen der Hochschule ausgegangen, aber sofort von sämmtlichen Commilitonen, die sich da Eins fühlen im Streben nach Wahrheit und Wissenschaft, lebhaft ergriffen und mit Begeistrung verwirklicht worden.

„Es war eine Ehrenpflicht der Studentenschaft," rief er mit schönem Pathos, „dem schwergeprüften, allbewunderten Manne öffentlich zu bekunden, wie sehr sie von seiner Bedeutung für die Jurisprudenz, für die Moral-Entwickelung, für den Staat und die Menschheit durchdrungen ist!"

Nachdem der Sprecher — ganz ähnlich wie die Deputationen vom Nachmittage, nur frischer lebendiger, — den Gedanken durchgeführt hatte, daß Gyskra das leuchtende Vorbild echter Wissenschaftlichkeit, unwankender Pflichttreue und rastloser Arbeit sei, Demosthenes, Plato und Aristides in einer Person, — forderte er die Commilitonen auf, in das dreifache Hoch einzustimmen, das er jetzt ausbringe auf den Typus eines vollendeten Mannes, den lieben ‚alten Herrn' seines Corps, den hochverehrten Ober-Staatsanwalt Erich Gyskra!

Wie das gewaltige Branden des Nordmeers schwoll das dreimal donnernde Hoch, begleitet von den Fanfaren der Militärmusik, zu dem Balkon empor.

„Sie müssen was antworten!" raunte der Oberst, da Gyskra schweigend den Rand der Brüstung umklammerte.

Der Ober-Staatsanwalt zuckte zusammen.

„Antworten, ja wohl . . ." stammelte er wie geistesabwesend. Dann hub er mit zitternder Stimme an:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen . . . ich habe das nicht verdient! Wahrlich, nein . . .!"

Und nun regte in seiner Brust sich der unwiderstehliche Drang, in das Gewimmel da drunten, von dem er nur noch die Gluten der Fackeln sah, gellend hinauszuschrein:

‚Geht nach Hause, Ihr Narren! Ich bin nicht der Ehrenmann, für den Ihr mich haltet! Was? Ihr preis't meine Pflichttreue? Mit Füßen hab' ich sie ruchlos zerstampft, diese heilige Pflicht! Ein Lügner bin ich, ein ganz gemeiner, elender Schurke, den Ihr da gleich an den ersten besten Laternenpfahl aufhängen solltet!'

Eine Sekunde noch — und diese furchtbaren Worte wären thatsächlich gefallen. Emmy jedoch hatte ihn sanft unter den Arm gefaßt . . .

„Komm, Papa! Du bist zu erregt! Du schwankst ja! Wahrhaftig, das kömmt jetzt nach! — Sascha, ich bitte Dich, — rasch ein Glas Wein für Papa!"

So trat er ins Zimmer zurück.

Die akademische Jugend indes hielt diesen Anfall, der einem sonst so bezaubernden Redner die Fähigkeit einer zusammenhängenden Antwort benahm, für die natürliche Folge seiner Ergriffenheit und brach jetzt nochmals in ein stürmisches Hoch aus, dessen wuchtige Fülle dem Ober-Staatsanwalt wie Hammerschläge wider die Stirn prallte.

Hiernach trat die Studentenschaft seitwärts, wo sich die Straße zu einem halbrunden Platz buchtete. In der Mitte des Platzes warf sie die Fackeln zusammen und stimmte nach altem Herkommen das feierlich-brausende Gaudeamus an, während der Brand allmählich verloderte.

Franz Lehr hatte zuvor schon versucht,

Männliches Porträt. Handzeichnung von Pietro Mola in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. E. und Paris.)

die Führer der jungen Leute, zumal den Senior des Corps, in welchem er einen Zuhörer für sein dreistündiges Privatissimum hatte, heraufzuholen und namens der Gyskra's mit einem feurigen Trunk Rauenthaler oder Steinberger Cabinet zu bewirten.

Nach Beendigung des gewaltigen Chorgesangs leistete man dieser Einladung Folge.

Ein halbes Dutzend schmucker Gesellen, die dreifarbige Mütze von dem reichen Gelock nehmend, traten in den Salon, dessen fünfarmiger Kronleuchter Alles mit Licht überströmte und so das Glück symbolisierte, das heute wieder in das Gyskra'sche Haus eingekehrt war.

Die jungen Herren wollten zunächst dem Ober-Staatsanwalt selber die Hand schütteln. Herr Gyskra ließ sich entschuldigen. Er habe sich in sein Zimmer zurückgezogen; er sei von den Aufregungen des Tages so angegriffen, daß er sich kaum noch auf den Füßen erhalte.

Die Damen des Hauses jedoch, unterstützt von Professor Lehr, nahmen die wackern Musensöhne so herzlich auf, daß aus dem kurzen Trunk eine anderthalbstündige Sitzung wurde.

Der Mathematik-Professor glühte vor Freude. Sein Zuhörer aus dem Corps Rhenania befand sich ja allerdings nicht mit

in der Schaar dieser Auserwählten: aber der Senior erklärte, Studiosus Löffler sei sein intimster Freund und gelte im Corps für ein Lumen. Auch gab dieser Senior, der, seines Zeichens Jurist, den Verhandlungen beigewohnt hatte, dem Oberst das Ehrenwort, längst schon habe das Corps — und mit ihm wohl die gesammte städtische Intelligenz — für Hellmuth Partei ergriffen; die Huldigung dieses Abends gelte gewissermaßen auch ihm, den man versichern müsse, daß in der Meinung Aller auch nicht der leiseste Hauch einer Verantwortlichkeit an ihm hafte. Einen Fackelzug allerdings könne man einem so jungen Manne nicht bringen.

Obgleich sogar schon Frau Gyskra, deren ängstliches Feingefühl sehr leicht einem Skrupel zugänglich war, über die Angelegenheit vollständig abgeschlossen, that es der ganzen Gesellschaft doch wohl, aus dem Munde eines so frischen, gesunden, dazu noch wirklich unparteiischen Menschenkindes ein solches Wort zu hören. — Hellmuth drückte dem Jüngling dankbar die Hand; der Oberst, der dem Rauenthaler vielleicht ein wenig zu eifrig zugesprochen, nannte ihn einen famosen Kerl und rief ihm das klassisch gefärbte Wort zu: ‚Wär' ich nicht königlich preußischer Leutnant gewesen, ich hätte Student sein mögen!'

Nur Sascha verhielt sich auffallend schweigsam. Ihr blasses Gesicht mit den tiefschwarzen Augen und der überquellenden Fülle der Stirnlocken hatte zwar immer noch jenes Meernixenhafte, aus Glut und Kälte Zusammengewobne, was gleich bei der ersten Begegnung auf Hellmuth einen so seltsamen Eindruck gemacht: aber das Nordisch-Kühle kam jetzt ungleich entschiedner zur Geltung, als früher.

Unterdeß saß der Ober-Staatsanwalt wie ein Verstörter in seinem Zimmer. Der heutige Tag brannte ihm auf der Seele wie höllisches Feuer. Hätte man ihn wegen des traurigen Zufalls, der seinen Sohn unter die Anklage eines Verbrechens gestellt, grausam gehöhnt, er hätte das leichter ertragen, als diesen Überschwang von Sympathien und Ehrenbezeugungen.

„Die Wahrheit!" murmelte er von Zeit zu Zeit vor sich hin. „Die Wahrheit . . .!"

Er hatte sich eingeriegelt; er wollte unter keiner Bedingung gestört werden: aber das Plaudern der jungen Leute, darunter die Stentorstimme des Herrn von Rheuß, drang furchtbar mahnend zu ihm herüber.

Endlich sprang er empor. Mit der geballten Faust schlug er sich vor die Stirn, knirschte verzweiflungsvoll mit den Zähnen und nannte sich einen Schurken und Pharisäer, der es nicht wagen dürfe, je einem ehrlichen Menschen wieder die Hand zu reichen.

Wie von Tobsucht befallen, raste er durch das Zimmer. Plötzlich stehn bleibend, raunte er mit einem Blick auf den Schreibtisch:

„Und wenn Alles in Scherben fällt, — ich kann nicht anders, ich thu's! Jagt mich von Amt und Brot! Gebt mich der Schande preis! Lieber das Schlimmste, als die ewige, unerträgliche Qual dieser Lüge!"

Sein Entschluß war besiegelt.

Was Hellmuth unzögernd gewagt hatte, durfte für ihn, den Vater, kein Gegenstand herzlos-feiger Bedenken sein.

Er setzte sich hin, — — und schrieb seine Selbstdenunciation.

Er nannte den Paragraphen, der seines Erachtens hier in Betracht komme; Paragraph 344 nämlich des Reichsstrafgesetzbuches, der da lautet:

‚Ein Beamter, welcher vorsätzlich zum Nachteil einer Person, deren Unschuld ihm bekannt ist, die Eröffnung oder Fortsetzung einer Untersuchung beantragt oder beschließt, wird mit Zuchthaus bestraft.'

Er stellte das Ansuchen, von seiner Verhaftung Umgang zu nehmen, da die Wahrscheinlichkeit eines Fluchtversuches nicht vorliege.

Tief atemholend setzte er unter das Schriftstück, das die Gesammtheit der Thatsachen umständlich darlegte, seinen Namen, faltete es, steckte es in den Umschlag und schrieb die Adresse:

‚Hochwohlgeboren
dem königlichen Ober-Staatsanwalt
Freiherrn von Oldendorf.'

„So," murmelte er mit einem seltsamen Nicken. „Morgen in aller Frühe wird das besorgt!"

Von drüben klangen jetzt wieder die Gläser. Der Senior des Corps Borussia hatte zum Schluß einen Trinkspruch vom Stapel gelassen, ein freundliches Abschiedswort für dies gastliche Haus, den Dank für die freundliche Wirtin, ein frohes Glückauf für die Zukunft der jungen Mädchen.

Digitized by Google

Traumversunken hörte Herr Gyskra das Stimmengewirre, das eine Weile noch über den Corridor scholl, das wetternde ‚Gute Nacht' des Obersten, und das warm ausgetauschte ‚Auf Wiedersehn!' — Ein leises Weh zog ihm durchs Herz — aber nun ging's vorüber. — Mit lächelnder Fassung schob er den Riegel zurück, da Frau Gyskra just im Begriff stand, an seine Thüre zu pochen.

Ruhig und fest, wie seit lange nicht, schlief er die ganze Nacht hindurch.

40. Kapitel.

Während der nächsten Tage schritt Herr Gyskra einher, wie ein Mann, der alle Kümmernis durch den einen Gedanken besiegt hat: ‚Es muß so sein! Die Gerechtigkeit will es.' —

Im Verkehr mit den Seinen war er von jener milden Freundlichkeit, die an den ruhigen Glanz eines Spätherbstabends erinnert. —

Er trug das Haupt nicht völlig so gerade und frank wie sonst; — aber es lag doch keinerlei Mattherzigkeit über dem klaren, edlen Gesicht; höchstens einmal — wenn er unbeobachtet seiner Lebensgefährtin nachschaute, wie sie treu schaltend von Zimmer zu Zimmer ging — ein Hauch resignierter Wehmut.

Diese Eigenart der Gemütsverfassung übte auf Hellmuth eine seltsame Wirkung aus. — Er fühlte sich wie gedrängt, die Stimmung des Vaters auszunutzen, um sich das Herz zu erleichtern und ihm anzuvertrauen, was er der Mutter nicht beichten mochte, weil eine Frau diese Wandlungen nicht so zu würdigen weiß.

Es war drei Tage nach der Absendung jener Selbstdenunciation, nachmittags gegen sechs Uhr, als Hellmuth, von diesem Gedanken erfüllt, das Arbeitsgemach seines Vaters betrat.

Der Ober-Staatsanwalt küßte ihn, was während der letzten Jahre nur in sehr seltnen Ausnahmefällen geschehen war, hieß ihn niedersitzen und hatte einen fast dankbaren Ausdruck in den ernst blickenden Augen, da Hellmuth nun anhub, von seinen inneren Kämpfen als wissenschaftlicher Forscher zu reden, von dem plötzlichen Ekel, den er aus dem Bewußtsein geschöpft hatte, daß die Natur ihm die letzten Dinge doch niemals enthüllen würde, und von dem heuchlerischen Getreibe so vieler Monate, die er mit Stegemann, oder doch völlig im Geiste dieses mephistophelischen Freundes, verbummelt hatte, während sein Vater nur an die Vorbereitung zu Größerem, an die redlich verdiente Erholung glaubte. —

„Alles was das Geschick über mich, und somit auch über Dich, Papa, und die ganze Familie verhängt hat, floß aus der einen Quelle krankhaften Dünkels und pseudo-philosophischen Selbstüberhebung! Das lächerliche Getändel mit allerlei Frauenzimmern, die dreiste Mißachtung wirklicher Weiblichkeit" — hier spielte Hellmuth auf Sascha von Rheuß an — „sollte das Peingefühl dieses Zustands nur übertäuben. Ich liebte ja meine Wissenschaft — — über die Maßen! — Aber gerade die Ausgiebigkeit ihrer Antworten auf so zahlreiche Fragen hatte den Durst meiner Forscher-Begierde zur Tollheit gesteigert. In meinem Taumel vergaß ich, daß alle Naturwissenschaft immer doch nur die Erscheinung umfaßt, nicht aber das Ding an sich, das ewig verschleiert wie die Göttin von Sais thronen wird, so lange der Mensch Mensch ist."

Schweigend hörte der Ober-Staatsanwalt zu. Nur die gesteigerte Lebendigkeit seines Blickes verriet, wie innig er Anteil nahm an diesen Eröffnungen.

„Siehst Du, Papa," fuhr Hellmuth nach einer Pause fort, „im Untersuchungsgefängnis, während der langen unfreiwilligen Einsamkeit, ist mir das Fruchtlose, Anspruchsvolle und Dreiste meiner wissenschaftlichen Auffassung klar geworden. Als Denker war ich ein Neuling: der Zauberstab der Chemie konnte mich nach Lösung des einen Rätsels immer nur vor ein zweites, ein drittes, ein viertes stellen, und so fort bis ins Endlose! Dieser Neuling aber forderte von der Natur, daß sie beim ersten Wink ihm den Kern ihres Wesens zeige, und kehrte ihr trotzig den Rücken, da sie der kindischen Anmaßung spottete . . . ! Je mehr ich nun die Albernheit dieses Trotzes erkannte, um so gewaltiger wuchs meine Hochachtung für das stille, klanglose Wirken Altenhösers. Ich schwur mir, wenn ich erst wieder frei sei, alles Versäumte zwiefältig nachzuholen und die gesammte Kraft meines Könnens auf das große Problem zu verwenden, das doch den Vorzug hat, lösbar zu sein, wenn auch vielleicht

erst nach jahrelanger keuchender Sisyphus-Arbeit!"

Da Hellmuth zu Ende war, stand der Ober-Staatsanwalt auf und faßte ihn feierlich bei der Hand.

„Ich danke Dir," sagte er tonlos. „Manches in Deinen Mitteilungen hat mich sehr überrascht: die Hauptsache aber, das Lebensprogramm, das Du mir darlegst, thut mir unendlich wol. Von ganzen Herzen will ich Dir wünschen, daß Du so die Befriedigung findest, die jedem selbstlosen, ehrlichen Streben zu gönnen ist. — Nun aber höre auch, was Dir dein Vater zu beichten hat! — Du wirst schmerzlich berührt sein: aber ich halt' es für meine Pflicht, den Mann, der mir vor allen Wesen auf Erden am nächsten steht, Dich, meinen Sohn, meinen treuesten Freund, von der Sache in Kenntnis zu setzen, eh' noch die Welt über das, was ich fehlte, den Stab bricht. — Ich weiß, Hellmuth, Du wirst mich trotz alledem lieb behalten, zumal ja nur meine zärtliche Liebe zu Dir mich hat straucheln lassen! — Auch hoffe ich, daß Du die schweren Stunden, die euch erwachsen werden, mutvoll erträgst, und Deiner Mutter und Schwester ein treuer Berater bist! — Hellmuth, ich habe mich eines schweren Verbrechens im Amte schuldig gemacht, — eines Verbrechens, das mit Zuchthausstrafe bedroht ist . . ."

Hellmuth blickte ihm frei ins Gesicht.

„Du, Vater? Das ist unmöglich!"

„Es ist so! — Und nun versprich mir zuvor, daß Du auch vor der Welt in aller Schmach treu an mir festhalten willst, wie ich an Dir festgehalten, eh' ich noch wußte, daß Deine Hand rein war von aller Schuld . . ."

„Was soll das, Papa? Wie schaust Du mich an? Du erschreckst mich zu Tode!"

„Kannst und willst Du mir das versprechen?"

Hellmuth faßte sich nach der Stirne.

„Du fieberst, Papa! Willst Du mich glauben machen . . . Du, Du . . . ? Aber wenn Du's verlangst: hier — meine Hand! Es gibt Nichts, Nichts auf der Welt, was Dich vom Herzen des Sohnes risse, — und doppelt will ich Dich lieb haben, wenn Du im Unglück bist!"

Über das Antlitz des Ober-Staatsanwalts zuckte ein Strahl der Verklärung.

„Ich wußte es ja, oh, ich wußte es!" raunte er tief erschüttert — und wandte sich ab.

Dann zog er Hellmuth heran, strich ihm lächelnd das Haar und erzählte ihm — fast noch genauer als in der Niederschrift seiner Denunciation — den ganzen Zusammenhang.

So ruhig-logisch nun auch Herr Gyskra die inneren und äußeren Verhältnisse klar legte: im Herzen Hellmuth's regte sofort sich ein stürmischer Widerspruch. Mehrmals fiel er dem Vater ins Wort, unterdrückte jedoch die Begründung des Einwurfs, weil ihm Herr Gyskra mit großer Bestimmtheit den Wunsch zu erkennen gab, discussionslos zu Ende zu reden.

„So, Hellmuth!" schloß er dann seine Beichte. „Hier hast Du den Thatbestand! Vorigen Sonntag ist meine Selbstanzeige an die Adresse des Freiherrn von Oldendorf abgegangen, — und stündlich erwarte ich nun Bescheid . . ."

In diesem Moment pochte es an die Thür. Man brachte Herrn Gyskra einen grau-couvertierten Brief, dazu die Empfangsbescheinigung, die er mit bebender Hand unterschrieb.

„Hier, mein] Sohn," sprach er mit völlig veränderter Stimme, „das ist die Antwort!"

Hellmuth sah nur noch ein verschwimmendes Chaos. Alle Gegenstände rings um ihn her wälzten sich bunt durcheinander ...

„Lies, Papa!" lallte er; „lies!"

Der Ober-Staatsanwalt hatte das Schreiben erbrochen. Mit dumpfer, unheimlich flüsternder Stimme begann er wie folgt:

„Hochverehrtester Herr College!

„Nach reiflichster Prüfung des mir unterbreiteten Aktenstücks, das anbei wieder zurückfolgt, kann ich mich nicht entschließen, irgend welches Verfahren gegen Sie einzuleiten.

„Nachstehend meine Gründe.

„Zuvörderst möchte ich hier die Ansicht vertreten, daß ein Vater, der um die Existenz, vielleicht um das Leben des eignen Kindes bangt, sich in einem Zustand seelischer Irritation befindet, der die moralische Zurechnungsfähigkeit ausschließt, oder doch in erheblichstem Maße beeinträchtigt.

„Hiervon abgesehn, enthält Ihre Darlegung mehrere sachliche Irrtümer, von denen schon einer genügen würde, um die Anwen-

dung von Paragraph 344 des Reichsstrafgesetzbuches vollständig auszuschließen.

„Erstens war Ihnen die Unschuld Licherts durchaus nicht ‚bekannt'; Sie hatten nur einzelne Anhaltepunkte, diese Unschuld für wahrscheinlich zu halten. — Wenn aber die Staatsanwaltschaft jedes Mal dann ihre Funktionen einstellen wollte, wenn die Unschuld des Angeklagten wahrscheinlich ist, so wäre dies ein empfindlicher Nachteil für die allgemeine Rechtssicherheit; denn eine solche Vermutung kann ebenso gut eine irrige sein, wie die Vermutung der Schuld. — Erst die Hauptverhandlung soll, unter ängstlicher Abwägung aller Momente, den wirklichen Sachverhalt eruiren. — Genau so wie die Geschwornenbank sich betreffs der vermeintlichen Schuld Licherts getäuscht hat, genau so konnten auch Sie betreffs der Schuld Ihres Herrn Sohnes sich täuschen. Nur wenn Sie Ihren Herrn Sohn zur Rede gestellt und aus dem Munde des jungen Mannes ein offnes Bekenntnis empfangen hätten, nur dann könnte davon die Rede sein, die Unschuld Licherts sei Ihnen ‚bekannt' gewesen.

„Zweitens aber scheint es mir außerordentlich fraglich, ob ich selbst in diesem — nur angenommenen — Falle auf Grund des Paragraphen 344 gegen Sie vorgehen könnte. Der Paragraph bedroht denjenigen Beamten mit Strafe, der vorsätzlich zum Nachteil einer Person ꝛc. ꝛc. die Eröffnung oder Fortsetzung einer Untersuchung beantragt oder beschließt. Sie vergessen jedoch, daß die Strafkammer längst die Eröffnung des Hauptverfahrens beschlossen hatte, als sich die ersten flüchtigen Skrupel bei Ihnen regten.

„Sollten Sie schließlich trotz meiner Darlegungen unter dem Eindruck verbleiben: ‚das Gesetz giebt mich frei, aber ich selbst verzeihe mir nicht' — (und wie ich Sie kenne, liegt diese Möglichkeit nahe) —: so übertragen Sie Ihrem alten Collegen ausnahmsweise die Rolle eines Verteidigers, der vor dem unerbittlichen Tribunal Ihres Herzens mildernde Umstände predigt und einen sehr vernünftigen, sittlich unanfechtbaren Rat hinzufügt.

„Die mildernden Umstände quellen in reichster Fülle aus dem von Ihnen selbst ja betonten Faktum, daß Sie auf Grund der vorhandnen Beweismittel fest überzeugt waren, der Raubmord-Prozeß gegen Lichert werde mit dessen glänzender Freisprechung enden.

„Der Ratschlag aber besteht in dem Hinweis auf die uralte These, daß die würdigste Reue die That ist, — die verdoppelte Anstrengung für alles Vortreffliche, Wahre und Edle. Wenden Sie auf Ihren Gemütszustand mutatis mutandis, die Verse an:

— — — — ‚Ein mutvoll treues Wirken
Ist bessre Sühne, als feiger Gram!'

„Es bedarf wol keiner besondern Versichrung, daß ich die Correspondenz, die wir in dieser Sache geführt haben, als vertraulich betrachte; denn, wie gesagt: vor Gott und meinem Gewissen finde ich kein Motiv zu einer amtlichen Handlung.

Mit collegialischem Gruß
Ihr Sie herzlich verehrender
F. G. Freiherr von Oldendorf."

Als Herr Gyskra das Schreiben zu Ende gelesen, machte Hellmuth dem Überschwang seines Entzückens durch einen jubelnden Aufschrei Luft. Er umarmte den Vater, er küßte ihn stürmisch, er legte sein Haupt an die treue Brust, die so unsäglich um ihn gelitten.

„Siehst Du, Papa," raunte er dann triumphierend, „Dein College nimmt mir Alles vorweg, was mir vorhin auf der Zunge lag! Wie konntest Du diesen Entschluß fassen! Ich bewundere Dich, — aber Du bist mir unfaßlich!"

Der Ober-Staatsanwalt wiegte bedächtig den Kopf.

„Er hat Recht — und er hat nicht Recht! Hier im Grund meines Herzens bleibt noch ein Rückstand, den mir selbst dieser glänzend begründete Wahrspruch nicht auflöst. Gleichviel! So weit ich konnte, hab' ich nun meiner Pflicht genügt — und tröstend wie eine himmlische Botschaft klingen die Worte: ‚Ein mutvoll treues Wirken ist bessre Sühne als feiger Gram!' Ja, komm' her, Junge! In Deine Hände will ich's geloben: Mein ganzes Leben soll hinfürder im Dienste der Wahrheit aufgehn — — — der Wahrheit, die ich Einmal verleugnet habe! Um euretwillen bleibe mein Fehltritt geheim. Die Buße, die ich mir zuerkenne, sei, wie's in dem Schreiben meines Collegen da heißt, die That und ein doppelter Eifer zum Guten. Und sieh, Hellmuth — Du wirst mich auslachen, aber auch das ist ein Teil meiner Sühne —: ich habe jetzt

noch einen Sohn, den armen Bauernknecht da drüben im Zuchthaus zu Traunsberg, der um Deinet- und meinetwillen so viele Wochen hindurch zwischen Leben und Tod gebangt! Im eignen Elend fand ich bis heute nicht Zeit, an den Ärmsten zu denken. Jetzt aber soll mein Dichten und Trachten auch ihm gelten ... Und wenn er aus seiner Haft dann entlassen ist, will ich ihn fördern, soweit dies in meiner Macht steht, ihm geben, was ich entbehren kann, ihm liebreich die Hand bieten, wo die unbarmherzige Welt den gebrandmarkten Sträfling zurückstößt. Versprich mir, Hellmuth, daß Du ehrlich in meine Stelle trittst, falls ich den Tag seiner Freiheit nicht mehr erleben sollte!"

„Das verspreche ich Dir!"

Nun umschlangen sich Vater und Sohn mit verzehrender Inbrunst, als ob sie erst jetzt, in diesem Gelübde, sich wiedergefunden hätten nach langer schmerzlicher Trennung.

Da sie sich endlich aus ihrer Umarmung lösten, schien auch der letzte Dämon gebannt, und alles Unheil, das so gewitterschwer über dem Hause gelastet, für immer hinweggescheucht.

Noch hatte Keiner von Beiden ein Wort gesprochen, und heilige Stille schwebte über dem ernsten Raum, als es von Neuem wider die Thür pochte.

Emmy steckte verlegen, als ahne sie etwas von den bedeutsamen Vorgängen zwischen Vater und Sohn, das liebe Gesichtchen herein und bat um Entschuldigung.

„Ein Bote von Doktor Altenhöfer, — für Dich, Hellmuth."

Sie hielt ein Billet hin, das Hellmuth, halb noch betäubt, in Empfang nahm und öffnete.

„Der Mann wartet," sagte das junge Mädchen.

Hellmuth las.

Es war die Gattin des alten Chemikers, die ihm schrieb, — drei Zeilen nur, aber voll herzzerreißenden Inhalts ...

Altenhöfer lag in den letzten Zügen. Ein Blutsturz. Er wünschte Hellmuth noch einmal zu sehen — um jeden Preis. Alles, Alles hing davon ab.

Tief erschüttert reichte Hellmuth das Billet seinem Vater.

Zwei Minuten darnach saß er schon an der Seite des Laboratoriumsdieners, der ihm die Botschaft gebracht, in der geöffneten Droschke und rollte hinaus in den herrlichen Mai-Abend, der klarer, immer goldner und reiner ward.

Der Laboratoriumsdiener erzählte ihm, wie sich das Unglück ereignet hatte. Hellmuth aber hörte und sah nicht; sein Herz krampfte in qualvoller Ungeduld, bis endlich der Wagen vor dem bescheidenen Hause hielt, wo Altenhöfer, der schlichte, getreue Forscher, seit fast einer Stunde schon mit dem Tode rang.

Die Fenster des Sterbezimmers waren geöffnet. Fliederdüfte säuselten von dem Gärtchen herauf. Der breite, goldgesättigte Strahl der Sonne malte sich warm auf der graugestreiften Tapete und spielte wie lächelnd auf den Familienbildern, die sich in peinlichster Symmetrie paarweise aufbauten.

Als Hellmuth hereintrat, blitzten die halb schon verlöschenden Augen des Chemikers freudig auf. Das eingefallne Gesicht, von dem weißwallenden Barte umrahmt, nahm einen heldenhaften, prophetischen Ausdruck an.

„Hellmuth," sagte er mühsam, und hielt dem Freunde die wachsbleiche Hand hin, „es geht zu Ende mit mir ...! Gott sei Dank, daß Sie zur rechten Zeit noch gekommen sind ... Ich habe letzthin ... noch einmal Alles durchdacht ... und heute früh, als es dämmerte ... ist es mir aufgegangen wie eine Leuchte der Offenbarung ..."

Er hatte die Finger Hellmuths zärtlich umklammert. In den Kissen sich aufrichtend, zog er die Brauen hoch und machte dann mit der freien Hand eine Bewegung, als streife er kraft einer übernatürlichen Fähigkeit alles Wehe und Leid von diesem Erdball hinweg.

„Brot," keuchte er wie ein Verzückter, „Brot für die ganze duldende Menschheit ...! Brot aus den Stoppeln des Ackerlandes ... Brot aus vermorschtem Gebälk ... Brot aus der unerschöpflichen Fülle des Urwalds ...! Die sociale Frage ... ist nun gelöst ... auf unabsehbare Zeit ... Die Cedern des Libanon ... die Fichten des Ural ... die Riesenstämme Brasiliens —: Alles ... wird Nahrung ... für diese darbende Menge! ... Und der Jammer verstummt ... und die Kräfte der Menschheit ... werden frei ... für das Große, Erhabene ..."

Er hielt einen Augenblick inne. Die Sonne, goldrot in ihrer sinkenden Pracht, goß eine himmlische Gloriole über das

Antlitz des Mannes, der ungeblendet in ihre lodernde Scheibe sah. Frau Altenhöfer, die bis dahin das Tuch wider die Augen gepreßt, abseits im Sessel gelehnt, zuckte empor und fühlte beim Anblick dieser verklärten Züge einen Schauer der Ehrfurcht, wie sie ihn niemals gekannt hatte.

„Hellmuth," fuhr die verhallende Stimme des Greises fort, „in Ihre Seele spreche ich meine große Entdeckung wie ein Vermächtnis . . ., das Sie verwerten sollen . . . nach Wohlgefallen . . . Nicht wuchern werden Sie mit dem reichen Ertrag, sondern nur so viel davon zurückbehalten, als ausreicht für Sie und die Meinen . . . die ich . . . vertrauensvoll . . . Ihrem Schutz anheimgebe . . . Auf der vorletzten Seite des Manuskripts Numero drei — Sie haben die Abschrift davon — findet sich . . . die Formel für ein Zwischenprodukt: $C_6\ H_{10}\ NO_{14}$. Die Sache . . . ist einfach, wie alles Große . . . Dies Zwischenprodukt . . . behandeln Sie . . . über gewöhnlichem Kohlenfeuer . . . mit einer vierprozentigen Lösung . . . von . . ."

Ein tiefer Seufzer glitt über die Lippen, die sich vergeblich mühten, den Satz zu Ende zu sprechen. Das Haupt mit dem wallenden Barte sank auf die Brust. Altenhöfer war tot.

Und nun glühte die Sonne wie Purpur auf der sprühenden Wand und goß in ihrem Reflex auf den Selig-Entschlafenen einen rosigen Schein, der an die Morgenröte ewiger Jugend gemahnte.

Frau Altenhöfer schluchzte laut auf. Keins ihrer Kinder, die längst ihren eignen Beruf hatten, war bei der Plötzlichkeit dieses Todes im Stande gewesen, aus der entlegenen Ferne herüberzueilen ans Lager des Heimgegangnen. Sie fühlte sich maßlos vereinsamt. Mit zitternden Armen legte sie das Haupt des Verstorbenen sanft in das Kissen zurück und schloß ihm die Augen.

Hellmuth, unfähig, ihr eine Silbe des Trostes zu sagen, warf einen langen Abschiedsblick auf das hehre, friedliche, schweigsame Angesicht.

„Er hat sein Geheimnis mit in das Grab genommen," dachte er seufzend, als er nach zehn Minuten wieder den Wagen bestieg. „Welch ein Mensch! Welch ein Arbeiter im Dienste der Wahrheit! Sein Vermächtnis, wie er es meinte, ist nun freilich dahin! Aber Eins hat er mir hinterlassen: den göttlichen Mut, in seinem Geiste — ernst, geduldig und selbstlos — weiter zu ringen! Ruhe in Frieden, Du teurer Freund, den ich erst jetzt völlig begreife! So stirbt ein Gerechter! Heilig und hehr ist der Tod!"

Er war ergriffen, schmerzlich bewegt, aber zugleich frei und gehoben wie Einer, der von dem Fest eines Triumphators zurückkehrt.

Welch' ein himmlischer Abend! Die ganze Stadt wie durchgeistigt vom Glanz dieser Maisonne, die jetzt drüben hinter den sanft geschwungnen Höhen zur Rüste ging. Ein lautes, lustiges Treiben herrschte auf allen Straßen; Spaziergänger schlenderten durch die Anlagen, Kinder lachten und lärmten; Equipagen fuhren in dichter Reihe über den Straßendamm nach der neuen Musikhalle, wo man im Freien den Tönen Mozarts und Beethovens lauschen konnte.

Ein Mißklang schrillte jetzt durch die sanfte Erhabenheit dieser Stimmung.

Ottfried Stegemann hatte dem Kutscher gewinkt und war dann zum Schlag getreten. Nach kurzem Gruß, der eine lebhafte Freude über die unverhoffte Begegnung verriet, sagte Stegemann:

„Apropos, wissen Sie schon — Balduin Teutschenthal . . ."

„Was?" fragte Hellmuth zerstreut, denn es drängte ihn ungeduldig nach Hause . . .

„Hat sich erschossen," ergänzte Stegemann. „Es scheint, der Adelswahn ist ihm zu Kopfe gestiegen . . . Ein plötzlicher Anfall . . . Er soll sich für den Freiherrn Christian von Lichert gehalten und seinem Bedienten zugeschrieen haben: ‚Der Freiherr von Lichert — der Kerl ist schuldig . . . der Kerl muß sterben . . . !' — Dann fiel der Schuß — und mit zerschmettertem Kopfe lag Herr Balduin am Boden. Na, es war ja voraus zu sehn, daß der arme Teufel so enden würde . . ."

Ottfried entfernte sich. Hellmuth trieb den Kutscher zur Eile an. Seine Gedanken kehrten wieder zu Altenhöfer zurück: der Mißklang war ausgetilgt.

Und nochmals: welch' ein himmlischer Abend! Licht und Leben und der ambrosische Odem des Lenzes!

Digitized by Google

Ohne daß Hellmuth es fühlte, ergriff dieſe bunt-farbige Wirklichkeit mit ihren wechſelnden Bildern völlig Beſitz von ihm.

Da kam jetzt ein Wagen gerollt — langſam, denn das Gewühl ſtaute ſich — und in dem Wagen ſaß der Oberſt von Rheuß, und neben ihm, weiß und blaugrün, eine richtige Meernixe vom Fuß bis in die ſchaukelnden Blumen des Hütchens hinauf, Saſcha, die Kalte, die zwar verziehen hatte, aber doch niemals vergaß ...

War es der Zauber der wonnigen Mailuft, die Alles verſöhnte und Alles in überirdiſchen Glanz tauchte? Der Blick, der ihn jetzt traf, als er grüßend den Hut zog, redete nicht mehr die herbe Sprache der Unverſöhnlichkeit; ein mildes Feuer glomm unter den langſchattenden Wimpern hervor; ein Lächeln ſpielte um den berückenden Mund, ſo eigenartig, daß Hellmuth fühlte, wie alles Blut ihm heiß nach der Stirne drang.

Er ſchaute ihr nach.

In dem Rauſch dieſes Maiabends pochte ſein Herz zum Zerſpringen. „Heilig und hehr iſt das Leben," dachte er, übermannt von einer beglückenden Hoffnung; und wie eine Antwort auf ſeine ſchweifenden Fragen klang ihm beim Vorfahren an der Thüre des Elternhauſes die Stimme eines blondlockigen Kindes entgegen, das jenſeits der Straße, über die Gartenmauer gebeugt, die Strophe ſang:

„Die Liebe iſt auferſtanden,
Die Gräber leuchten und blühn ...
O knoſpende Frühlingserde,
Wie biſt Du hoffnungsgrün!"

Am Kamin.

Von Alice Freiin von Gaudy.

(Abdruck verboten.)

Am Kamin mit heißen Wangen
Kniest du. Schwere Flechten hangen
Loſe auf dein Nachtgewand.
Um den Mund, den weichen, kleinen,
Zuckt es wie verhaltnes Weinen.
Welke Roſen knickt die Hand.

In die Flammen! Laß ſie lodern!
Blumen, die im Kaſten modern,
Gleichen Geiſtern aus der Gruft,
Die erſcheinen, dich zu quälen,
Dir Vergang'nes neu erzählen:
Fort mit ihrem Grabesduft ....

Sieh — die Gluten züngeln wilder.
Alte Briefe, teure Bilder
Nimmſt du zögernd aus dem Schrein.
Was die Liebe einſt geſprochen,
Längſt vergeſſen, längſt gebrochen,
Flammt empor in grellem Schein.

Seufzend faltest du die Hände,
Sinnend ſtarrſt du in die Brände ....
Mit der Glut verſinkt dein Schmerz.
O, wie bald wirſt du erkennen:
Eines läßt ſich nicht verbrennen —
Und dies Eine iſt — dein Herz.

Im Frühling. Nach dem Gemälde von Hans Hösch.
(Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.)

Damenmoden vor hundert Jahren.

Von Dr. Oscar Doering.

(Abdruck verboten.)

Es war am Ende des XVII. Jahrhunderts, da verfaßte der hochgelahrte Johannes Ludovicus Hartmannus, „der Heil. Schrifft Doktor und bey des H. Reichs Freyen Statt Rotenburg ob der Tauber Superintendent“ ein Büchlein, betitelt „der à la mode-Teuffel,“ in dessen Einleitung er folgende Worte von sich gab, die nach seiner Meinung jedenfalls niederschmetternd wirken sollten: „Unter andern Ursachen gegenwärtiger elender Zeiten und gefährlichen Läufften, auch aller Orten beklagter schlechter Nahrung und Geltmangels ist nicht die geringste die Hoffahrt und je mehr und mehr einreissende Pracht und Übermuth in Kleydern, Geschmeiden, Gebäuen, Gastereyen, Tractamenten und dergleichen.“ Mit Schmerzen mußte der bußpredigende Magister sehen, wie in allen Ständen die Leute „in ihrer Tracht und Pracht als Pfauen prangen und wie freche, ausgeschmückte Caballen einher traben, daß sie ihre meiste Zeit auf Auszierung ihres Leibes durch alamodische Kleyder, anderswo hergenommene Haar, angeschminckte Angesichter und dergleichen wenden, und aus ihrem Leib ein schändlich ausgeputzten verfluchten Abgott machen, wormit doch der Leib vielmehr gemartert als gewartet wird.“ Als Hartmannus das so vielversprechend anfangende Buch fertig hatte, wurde ihm von Bürgermeister und Rat die Genehmigung zur Herausgabe erteilt. Das hochwichtige Aktenstück darüber umfaßt fünf gedruckte Seiten und besteht nur aus einem einzigen Satze. Grund genug, daß die Bürger und besonders die Bürgerinnen von des Heil. Röm. Reichs Stadt Rotenburg ob der Tauber sich hätten veranlaßt sehen sollen, nach so ernstlicher amtlicher und geistlicher Vermahnung der sündlichen Kleiderpracht und vor allem „der hochärgerlichen Frantzösischen Hofmanier und Mode“ zu entsagen und Buße zu thun. Jedoch nichts dergleichen geschah, und so werden die Moralisten in Rotenburg nicht wenig über die Verderbtheit und Unverbesserlichkeit der Menschen geseufzt haben und würden es noch heute thun, wenn sie nicht gestorben wären. Denn mit Moral- und Vernunftgründen ist seit der Welt Beginn gegen die Mode nichts ausgerichtet worden, und niemand, auch der Mächtigste nicht, ist imstande, sie nach seinem Willen zu lenken. Sie bildet sich selbst, sie entspringt der Zeitströmung und wechselt mit ihr. Auf Zeiten der Üppigkeit folgt der unvermeidliche Rückschlag so sicher, wie nach diesem wieder Perioden des Lebensgenusses

Haube. 1797.

Hauben-Turban. 1796.

Haartrachten zu Ende des XVIII. Jahrhunderts (1793 bis 1798). I. Haube turban. II. Hut à la nature. III. Haube à la houzarde. IV. Hut à l'esclave. V. Hoher zugespitzter Hut mit Schärpe. VI. Hut, dessen Rückseite nach vorn getragen wurde. VII. Hut à la patriote.

Haube à la République.

kommen. In der Tracht spricht sich das Wesen der allgemeinen Stimmung aus. Innerhalb ihres jeweiligen Charakters wechseln die Moden, oft ganz oder beinahe unvermittelt aus einem Extrem ins andere geratend, aber doch immer dem Geiste der Epoche entsprechend.

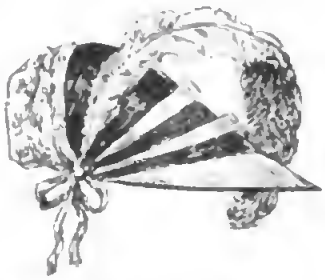
Den mancherlei mehr oder weniger umfangreichen Werken, welche die Geschichte des Kostüms behandeln, hat sich neuerdings ein Prachtband „Histoire de la coiffure féminine par la Comtesse de Villermont“ (Verlag von C. Muquardt, Brüssel), zugesellt, der ein besonderes Interesse beanspruchen darf, da er eine bisher weniger beachtete Einzelheit der Toilette in den Vordergrund der Betrachtung stellt. Es wird nämlich in diesem Werke vorzugsweise die Geschichte der weiblichen Haartracht erzählt, von Evas Zeit beinahe beginnend bis gegen das Jahr 1830. Besonders lesenswert ist das Werk, aus dem uns durch die Güte der Verlagshandlung eine Reihe von Illustrationen zur Verfügung gestellt ist, in seinen letzten Partieen, welche die Zeit seit der französischen Revolution behandeln. Über dasjenige, was die Dame hier über das Kostüm im allgemeinen und die Haartracht im besonderen zu erzählen weiß, will ich in kurzem berichten, wobei ich mir freilich herausnehmen muß, die Verfasserin gelegentlich ein wenig zu ergänzen und zu korrigieren.

Turban. 1798.

Als die Revolution begann, waren es fast genau hundert Jahre, daß der oben gewürdigte Magister Hartmannus den Modeteufel auszutreiben versuchte. Er hatte seinen Zweck nicht erreichen können, weil die Zeit noch nicht gekommen war, welche nach größerer Einfachheit verlangte. Seine Nachfolger und Gesinnungsgenossen hatten mit demselben Mißerfolge weiter gekämpft, hatten die schändlichen Neuerungen mit Fluch und Bann belegt, und die Trachten der Mütter und Großmütter als die einzig wahren gepriesen, nicht bedenkend, daß ehemals gegen diese ebenso sehr geeifert worden war. Gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts nun schien endlich ein Umschwung zum Besseren, Geschmackvolleren und Vernünftigeren stattfinden zu sollen. Die dies bewirkten, hätten, wenn ihr Erfolg ein nicht gar so vorübergehender gewesen wäre, als ein Teil von jener Kraft gelten können, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Wie sie die unglückliche Marie Antoinette zwangen, sich in der Conciergerie mit

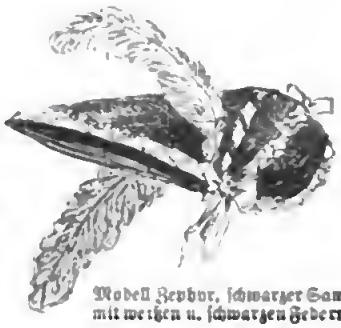
Hut. 1798.

Haube mit Schleier 1797.



Modell à la Gauloise, in Nachahmung eines Helmvisiers.

Modell à la Venus, rosa Samt mit Seitenfalbeln garniert.



Modell Zephyr, schwarzer Samt mit weißen u. schwarzen Federn.

einem einzigen Kleide zu behelfen und zu Bett zu gehen, wenn dies ausgebessert wurde, so trieben sie die Vornehmen des Landes zu Haufen von Haus und Habe fort in die Fremde, in ein ungewohntes Leben voll Arbeit und Entsagung. Rußland, Deutschland, Holland, Italien sahen die Emigranten in ihre Grenzen einziehen. Durch sie wurden die französischen Moden der vorrevolutionären Zeit in diesen Ländern noch eine Weile gefristet, während in Frankreich gründlichst damit aufgeräumt wurde. Und das war am Ende das Gute an der Sache, denn die riesigen Reifröcke und ähnliche Dinge waren wohl wert, daß sie zu Grunde gingen. Während also die Ausgewanderten in der Fremde, etwa in Holland oder in Deutschland, Modejournale nach älterer Art herausgaben, machte man sich in Frankreich an die Einführung neuer zeitgemäßer, patriotischer Trachten. Was dabei herauskam, wird sich gleich zeigen. Da es nämlich jetzt in Frankreich fürs erste an einem tonangebenden Hofe fehlte, so übernahmen andere im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten, vor allem — ganz wie heutzutage — Schauspielerinnen das Amt, die Mode zu leiten und über sie zu wachen. Extravaganzen thörichtester Art waren alsbald die Folge. Zwar war es harmlos, daß man Brochen mit Steinen von der Bastille trug, und auch die Ohrringe in Form kleiner Guillotinen mögen durch den Revolutionstaumel entschuldigt werden. Bedenklicher aber war es, daß die Revolutionsdamen ihre Köpfe mit Perücken

Incroyables. Nach einer zeitgenössischen Karikatur von C. Vernet.

tollſter Art verunſtalteten. Was das Koſtüm im allgemeinen an Einfachheit gewonnen hatte, und was man durch Abſchaffen des Puderns und Schminkens vor der früheren Zeit voraus hatte, wurde dadurch völlig wett gemacht. Die koloſſalen Friſuren erforderten natürlich nicht weniger koloſſale Kopfbedeckungen, welchen die nötigen patriotiſchen Namen beigelegt wurden. So

Frauenmoden aus dem zweiten Jahre der Republik.

ſprach man von Hauben à la Bastille, à la Citoyenne, à la République. Die letztere ähnelte entfernt der phrygiſchen Mütze, lächerlich gemacht durch eine aufrecht emporragende, ſeitlich überhängende Feder in der Mitte der Stirn. Die Hauben à la houzarde waren aus ſchwarzem Satin mit gelben Verzierungen, vorn ein Bandknoten in violetter Farbe mit einem gelben Federbuſch und weißer Gazeſchleife. Sehr klein waren die Hauben lever de Junon, aus weißem Satin mit kanariengelben Bändern und drei Schnüren weißer Perlen. Man trug ſie mit der äußerſt modernen blonden Perücke, deren Schattierungen von der Flachsfarbe bis zum hellen Nußbraun und Rot wechſelten. Das Seltſamſte war, daß die Damen die Farbe ihrer Perücke öfter änderten, ja gar an einem Tage ſich deren mehrere verſchiedenfarbige nacheinander aufſetzten. So wird uns eine ſolche die Abwechslung liebende Schöne in einem Briefe vom März 1800 wie folgt beſchrieben: „Früh fliegt Orphiſe in ihrem durchſchimmernden Nymphenrocke nach Paſſy. Sie iſt als Göttin en anneau de Saturne coiffiert. Blitzſchnell verſchwindet ihr be-

flügelter Phaeton durch die staunende Menge. Um drei Uhr schimmert sie in tausend neuen Reizen bei der Promenade auf den Boulevards. Ihre Perücke à la Bérénice zieht alle Augen auf sich. Abends strahlt auf ihrem schwarzen Haar à la Diane ein Halbmond in Brillanten.“ Regel war, daß die Haartour im Gegensatze zu Teint und Augen stehen mußte. Brünette trugen blonde, Blauäugige mit zartem Teint schwarze Perücken. Es entwickelte sich auf diesem Gebiete ein Luxus, der an Narrheit streifte. Madame Tallien besaß nicht weniger als dreißig verschiedenartig blonde Perücken, und man verdachte es der Regierung nicht wenig, als diese einer Mademoiselle Lepelletier de St. Fargeau, einer der Staatswaisen, nur zwölf Perücken zur Aussteuer gab.

Für das sonstige Kostüm der Französinnen aus der Revolutionszeit galt es natürlich als erforderlich, daß die tadellose politische Gesinnung schon von weitem augenfällig gemacht wurde. Lieblingsfarben wurden blau, weiß und rot. Eine elegante Patriotin trug einen halbrunden Hut von schwarzer Gaze, ein Busentuch von feiner Leinwand, von einem hellroten Gürtel zusammengehalten, mit Fransen in den Nationalfarben, und ein Kleid, das mit kleinen ebenso gefärbten Bouquets dicht übersät war. Auch im Auslande versuchten die französischen Machthaber die Farben der Republik zur Geltung zu bringen. So dekretierten sie in Belgien das Tragen der Kokarde; die dortigen Frauen setzten aber durch, daß sie nur ein dreifarbiges Band ins Haar zu flechten brauchten. Auch hier bewährte sich die Erfahrung, daß Modendekrete, wo sie überhaupt unter Anwendung von Gewalt sich zu einiger Geltung bringen lassen, sich dennoch fast nur bei Männern wirksam zeigen.

Eine Haubenform, welcher es beschieden war, ein mehr als vorübergehendes Dasein zu führen, nannte sich à la turban. Mit oder ohne Flügel aus feinem Linnen wurde sie von einem Federbusche geschmückt; ein dunkles Band schnürte den unteren Teil der Haube zusammen, die nun kugelartig mit großen runden Falten in die Höhe ragte. Diese Haube mit ihrem Federschmuck war aufs nächste verwandt mit dem damals von England einwandernden Turban, der seit 1800 außerordentlich in Mode kam und ebensowenig orientalisch war, wie das nachher so beliebte griechische Kostüm antik. Es gab die Turbans von jeder Art: in weißem Musselin, fast das gesamte Haar verhüllend, so daß nur ein paar Löckchen auf die Stirn herabfielen, die durch einen goldenen Reifen zurückgehalten wurden; man fertigte sie auch aus Krepp, Gaze, Satin und selbst ganzen Kaschmirshawls, die denn mit ihrem gewaltigen Volumen das Haupt der Trägerin nicht gerade verschönerten. Trotzdem hielt sich der Turban, oft in Begleitung langer schwarzer oder weißer Spitzenschleier, bis nach den Zeiten

Turban mit Agraffe und Reiherstutz.

Modedame unter den Händen des Friseurs. 1825. Nach einer zeitgenössischen Karikatur.

des Kaiserreichs. Madame de Staël hat ihn zeitlebens getragen.

Den Weg zur Erlangung des einzig einer Republikanerin würdigen Kostüms, von der Kopfbedeckung abgesehen, wies den Französinnen und allen, die ihnen nachäfften, ein Revolutionsmann, in dessen Kopfe dunkle Vorstellungen von der Einfachheit und stillen Größe der altheidnischen Kultur und Kunst Eingang gefunden hatten. Er plädierte in einer gewaltigen Rede, damit fürder nichts mehr an das glücklich abgeschaffte Christentum erinnerte, für die Einführung der griechischen Bekleidung. Daß diese mit dem Klima Frankreichs nicht eben in Übereinstimmung war, kümmerte ihn weiter nicht, und alsbald machte sich der Maler David, ein ebenso unerheblicher Künstler als wütender Republikaner, daran, die angeblich griechischen Kostüme zu entwerfen. Das dumme Zeug, das er zu Tage förderte, wurde durch die Kupferstiche von Denon weiter verbreitet und fand Anklang, jedoch nicht stets in der rechten Art. Die modernen Griechinnen mißachteten gelegentlich in dem Wunsche, sich möglichst antik statuenhaft zu zeigen, das selbst in Revolutionszeiten erwünschte Maß von Anstand in bedenklicher Weise. Einzelne gab es, deren Toilette, alles zusammengerechnet, etwa ein halbes Pfund wog. Wäre der Ausdruck fin de siècle bereits erfunden gewesen, er hätte auf dergleichen besser gepaßt, als auf unsere vergleichsweise äußerst harmlosen Zustände. Die griechischen Kostüme, welche noch in unserm Jahrhundert eine Zeitlang in Mode blieben, fertigte man in warmer und kalter Zeit aus Musselin. Aus Frankfurt schrieb jemand am 15. Dezember: „Erwarten Sie keine Pelz- und Wintermoden von mir. Unsere Damen sind wenigstens auf dem einen Punkte der Kälte alle unverwundbar, alle in die Griechheit wie Achilles in den Styx getaucht." Daß es indes mit der Abhärtung gegen Erkältungsgefahr nicht weit her war, bezeugt ein Arzt, Desessarts, welcher versichert, es seien seit Einführung der leichten Gewänder

Joſephine, Napoleons erſte Gemahlin. Nach dem Bildnis von Lethière.

in ſeiner Praxis in einem Jahre mehr Todesfälle von jungen Mädchen vorgekommen, als vorher in vierzig. Wie erklärlich machte die allzu dünne Gewandung denn auch bald wenigſtens auf der Straße einer etwas feſteren Platz. Die deutſche Damenwelt folgte allen dieſen Wandlungen getreulich, während die engliſche verſtändig genug war, eigne Wege einzuſchlagen, wozu freilich die politiſchen Verhältniſſe das Ihrige beitrugen. Das Ausſehen vornehmer Damen aus der Zeit des Direktoriums wird uns folgendermaßen geſchildert: „Eines Abends erſchien Madame Leclerc, die ſpätere Fürſtin Borgheſe, in einer goldgeſtickten Muſſelinrobe, die ganz mit den ſchönſten Kameen beſetzt war. Das Haar trug ſie wie eine antike Bacchantin; in den Locken hatte ſie drei Bänder von glattem getigertem Fell von höchſter Koſtbarkeit befeſtigt, darüber ragten goldene Weintrauben empor. Ein anderes Mal ſchmückte Madame Bacciochi ihr Haupt mit einem Muſſelinſchleier, der mit Gold geſäumt und mit Seide in allen Farben geſtickt war. Sie wickelte ihn um den Kopf und ſetzte darüber einen Lorbeerkranz. Die Gemahlin des erſten Konſuls zeigte ſich bekränzt mit Mohnblumen und goldenen Kornähren, welche ihre Schönheit trefflich hervorhoben."

Wie die zuletzt erwähnte Josephine ihr eignes Äußere in geschmackvoller Art zur Geltung zu bringen verstand, so übte sie überhaupt einen heilsamen Einfluß auf die Entwicklung des Kostüms und der Haartrachten. Es gelang ihr die Perücken wenigstens für einige Zeit zu beseitigen. An deren Stelle trat nun das kurz geschnittene Haar, die Frisur à la Titus, die mit einiger Beeinflussung von England her dann auch in Deutschland üblich wurde. Indem sie die Köpfe, das sogenannte griechische (in Wirklichkeit eher spätrömisch zu nennende) Kostüm die Leiber verunstaltete, bildeten sich zwei besonders berüchtigte Gattungen von Kleidernärrinnen, die Incroyables und die Merveilleuses. Die ersten, von denen unsere Abbildung S. 644 einen Begriff gibt, waren die abgeschmacktesten. Das antik sein sollende Gewand wurde viel zu lang angefertigt und dann über dem Arm getragen; besetzt war es mit allen möglichen Kleinigkeiten, als Schleifen, Rüschen und dergleichen, welche den antiken Eindruck gründlichst vernichteten. Auf dem Kopfe trugen die Incroyables entweder unmäßig große Schleifen oder Jockeymützen mit weit vorspringenden Schirmen. Das Kostüm der Herren, welche sich zu den Incroyables hielten, erklärt sich selbst. Hinweisen will ich nur auf den dicken Knotenstock, den sie bei sich zu führen liebten, nicht zur Verteidigung, sondern der Mode zuliebe, wie er ja auch heute wieder von unsern Gigerln getragen wird.

Weniger lächerlich waren die Merveilleusen, die nach einiger künstlerischer Einfachheit strebten, jedoch dabei in Wirklichkeit so auffallend und prunksüchtig blieben, daß sie oft genug vom Pöbel böse Dinge zu hören bekamen. Eine dritte Gattung waren endlich die Sauvages, die mit struppigem Haar herumliefen und über deren Kostüm sich um guten Anstands willen nicht weiter reden läßt. Nur sei erwähnt, daß die Sauvagentracht selbst von über fünfzig Jahr alten Damen nicht verschmäht wurde. Was die Titusfrisur betrifft, so paßte sie für junge Gesichter nicht übel, selbst in ihren geschmacklosesten Abarten. Als solche sei hier die Windstoßfrisur genannt, bei welcher alle Haare wie vom Sturme getrieben von rückwärts über den Kopf gewirbelt wurden. Es dauerte nicht lange, bis sich die Federn eifernder Geschmackswächter in Bewegung setzten, um der Titusfrisur ein Ende zu machen. Die eine Schrift führte den für ihre Charakterisierung hinreichenden Titel La Comiphonie ou les femmes dans le délire. Die zweite nannte sich kurzweg der Anti-Titus und bekräftigte unter Anrufung aller möglichen antiken und modernen Autoritäten, daß noch niemals die Frauen so närrisch gewesen wären, sich mutwillig ihres schönsten Schmuckes zu berauben. Was es mit solchen Schriften und ihrem Erfolge auf sich hat, lehrte uns oben das Beispiel des Magister Hartmannus.

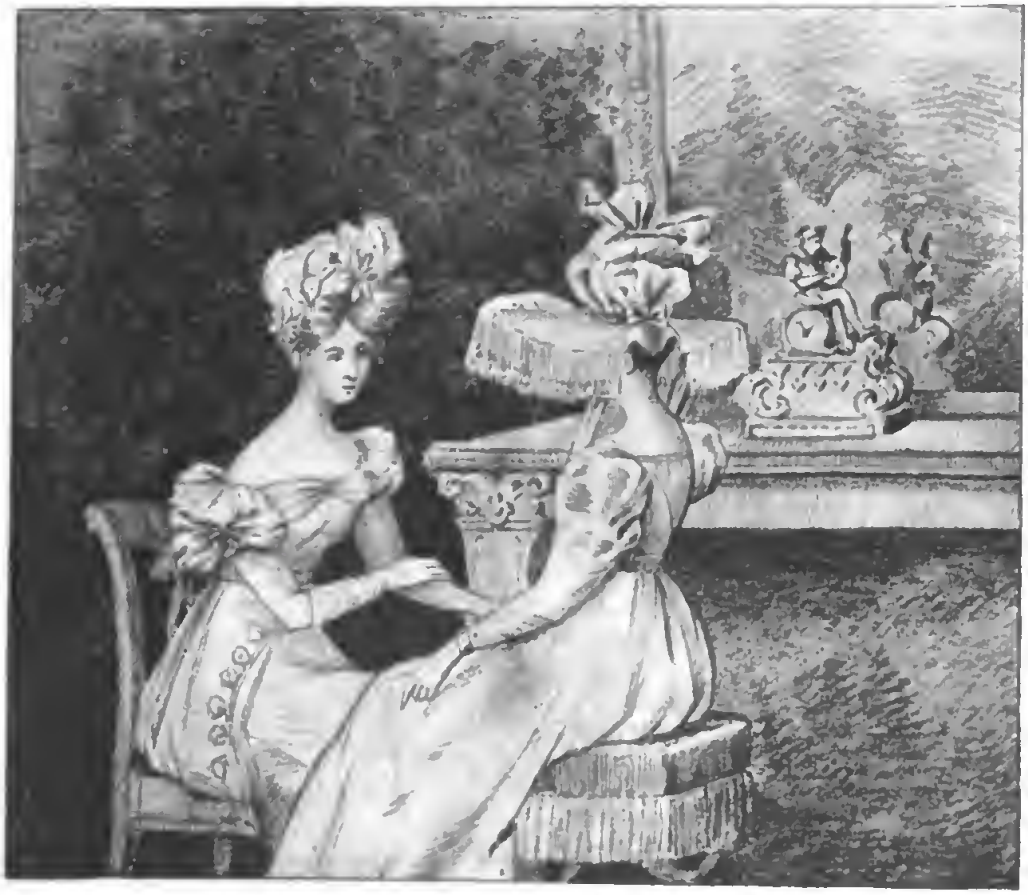
Da aber doch alles in der Welt ein Ende nehmen muß, so verschwand gegen 1811 die Titusfrisur nach und nach, aber leider nicht zu gunsten einer vernünftigen Haartracht, sondern nur um der Perücke

Kostüm aus dem Jahre 1819.

von neuem das Feld zu räumen. Auch die bisher in Mode befindlichen Hauben wurden seltener, und der Grundsatz befestigte sich, der bis heute Geltung hat, daß von jeder Dame auf der Straße ein Hut getragen werden müsse. Dieser hatte des Abends einen nur geringen, am Tage dagegen einen unförmlich großen Umfang. Zu dem Unkleidsamsten, was je auf diesem Gebiete erfunden wurde, gehört die Casque, eine Abart der Jockeymütze. Grotesk komisch wirkt der Chapeau en corridor. Übrigens hat ein solcher, welcher der Mademoiselle d'Orléans gehörte, nach der Erzählung der Madame de Genlis zweimal Gutes gestiftet. Das eine Mal blieb dank seinem beschirmenden Umfange die Besitzerin auf der Flucht in Tournai unerkannt. Ein zweites Mal rettete er ihr das Leben in Zug. Dort pflegte sie ihn zu tragen, um ihre kranken Augen gegen das Licht zu schützen. Eines Abends nun hatte sie den Hut einen Augenblick abgesetzt und ihn dicht am Fenster auf eine Stuhllehne gehangen. Da plötzlich klirren die Scheiben und große Steine fliegen ins Zimmer hinein. Diejenige, der sie bestimmt waren, und die man in dem großen Hute versteckt wähnte, blieb unversehrt. Die gemütvolle Madame de Genlis aber behielt einen der Steine, ließ darauf eingraben: Innocence. Providence und setzte ihn unter eine Glasglocke. Welche Ehren dem Hute zu teil wurden, wird nicht gemeldet.

Trachten aus dem Jahre 1822.

Hüte, Hauben, Schuhe und Handschuhe waren diejenigen Kleidungsstücke, welchen der Vorzug der Vielfarbigkeit zu jener Zeit allein zu Teil wurde. Die Gewänder waren weiß, in Nachahmung des angeblich unberührten Marmorglanzes der griechischen Bildsäulen. Erst allmählich erlaubte man sich die Kleider mit farbigen Besätzen zu versehen. Dafür wurde der Luxus, welchen der Geschmack Napoleons verlangte, an dessen Hofe auf andere Art entfaltet, besonders durch das Tragen vieler und großer Diamanten. Der Kaiser hatte ein scharfes Auge, kritisierte die Toiletten der Damen in rücksichtsloser Art, paßte argwöhnisch auf, ob der Schnitt der Kleider oder die Farbe der Zuthaten etwa politische Anspie-



Gesellschafts- und Besuchs-Toilette. 1824.

lungen enthalten möchte, ja er erfand selbst Kostüme, die man dem Zwange gehorchend trug, so unzweckmäßig sie immer sein mochten. Die Reitkleider seiner Idee waren derart eng, daß es den Trägerinnen fast unmöglich war, damit zu Pferde zu steigen.

Man sieht, daß die von den Revolutionsmännern gepredigte Lehre von der Rückkehr zur Einfachheit nur eine andere Art von Verschwendung herbeigeführt hatte. Erst die Zeit der Restauration schuf wirkliche Schlichtheit der Tracht, die freilich, wie es der Fluch aller Moden zu sein scheint, bald nach ihrer Richtung hin thöricht wurde.

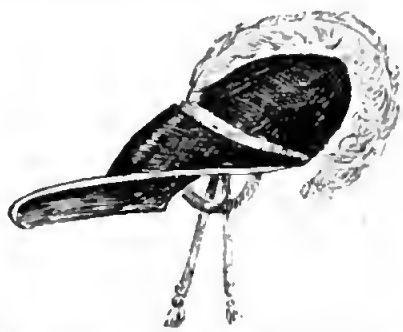
Was die Frisur im besonderen angeht, so waren bei dieser zwischen 1810 und 1818 wesentliche Bestandteile die an den Schläfen angebrachten Locken und das auf dem Scheitel schwebende Chignon, welches häufig mit Blumen oder Krönchen geschmückt wurde. Während der zwanziger Jahre artete diese Frisur allmählich aus. Die Seitenlocken wurden immer umfangreicher, da man sie mit Blumen, Bändern und andern Verzierungen ausstattete. Besondere Sorgfalt wandte man dabei den Ballfrisuren zu, deren Herstellung oft schwere Arbeit verursachte. Eine Karikatur vom Jahre 1825 zeigt uns einen bedauernswerten Haarkünstler, welcher auf Stelzen gehen muß, um das Riesenhaargebäude auf dem Kopfe seiner Kundin in Ordnung zu bringen. Es kam auf diese Weise, daß die Friseure als besonders wichtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft angesehen wurden. Man belegte sie mit dem Ehrentitel Académiens, und von solchen genossen Monsieur Hippolite, Gallet und Narcisse besonderen Rufes. Der erstere war so beschäftigt, daß er sich oft schon am frühen Morgen zu seinen Klientinnen begeben mußte, die dann verurteilt waren, sich den ganzen Tag über unbeweglich zu verhalten, um am Abend im Schmucke des Hippolitesschen Kunstwerkes glänzen zu können. Gleichwohl waren die

Bälle, so beliebt sie im Winter wie im Sommer immer sein mochten, einfacher als heutzutage. Berühmt ist ein Ball, welchen Rothschild in Paris im Winter 1821 gab, in der Absicht von sich reden zu machen, und wozu der damals in Mode befindliche Architekt Berthoud die Saaldekoration entworfen hatte.

Nicht weniger Wichtigkeit als die Ballkostüme besaßen die Gesellschafts- und Besuchstoiletten. Unsere Abbildung S. 651 zeigt uns zwei junge Damen in eifrigem Gespräch, die eine mit einem Hute geschmückt, der lebhaft an die Spitzenschleier unserer modernsten Salonlampen erinnert. Beliebt waren auch die sogenannten kleinen Häubchen à la Marie Stuart, furchtbare Bauwerke aus Blumen und Spitzen. Für die Promenade liebte man italienische Strohhüte mit verschiedenartiger Garnierung, die äußerst kostbar waren — ihr Preis stieg bis zu 2000 Franken das Stück — trotzdem aber viel Verbreitung fanden. Daneben war der schier unsterbliche Turban noch 1825 Mode.

Kostüm aus dem Jahre 1803.

Was in Paris erfunden und auf den Promenaden von Longchamps anerkannt war, wanderte dann natürlich allenthalben hin, besonders nach Deutschland. Hier kam man wieder ganz in das französische Fahrwasser, nachdem die kurze Zeit der nationalen Begeisterung während und infolge der Freiheitskämpfe verrauscht war. Damals freilich hatte man bei uns die wohlgemeinte Anwandlung Nationalgewänder zu schaffen. Man erwärmte sich 1814 für ein „deutsches Feierkleid für Frauen und Jungfrauen," und die Burschenschaft ersann ein Männergewand, welches bei studentischen Festen noch heute mit manchen Entstellungen zu beobachten ist. Die Bestrebungen dieser Art, so anerkennenswert sie als patriotische Leistungen immer sein mochten, blieben ohne weitere Folgen. So nützte es auch nichts, als man im Jahre 1870 ähnliche Versuche machte, das Gretchengewand für allein deutsch erklärte und einen Kaiser Wilhelms- und einen Sedanhut für Männer ausdachte. Die Mode läßt sich, wie gesagt, nicht befehlen. Sie kennt keine Landesgrenzen, sie schont kein altes Herkommen, sie geht ihren eignen Gang. Was ist sie nun aber eigentlich? Warum ist sie so unbesieglich? Antworte du uns, Magister Hartmannus, der du sie so mutig zu bekämpfen wagtest. Was ist die Mode? ... Und aus der vierten Dimension schallt es dumpf: „Morbus animi complicatus!"



Modell à l'ingénue, grüner Samt mit Goldgarnierung.

Hamburg.

Von A. Trinius.

(Abdruck verboten.)

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht zu fern für uns, da war es für uns gefühlvolle Deutschen ein geflügeltes Wort: „Neapel sehen und dann sterben!“ Ich muß gestehen, ich habe eigentlich nie so recht an dies Kokettieren mit dem Tode geglaubt und es deshalb auch weniger frivol als abgeschmackt gehalten. All die Glücklichen, denen es vergönnt gewesen, im Schatten des Vesuvs den berauschenden Zauber jener wunderbaren Stadt zu genießen, brachten gedoppelte Lebensfreude mit heim und die nimmer ruhende Sehnsucht nach der dunkeläugigen Circe Süditaliens. —

Auch von Hamburg darf man dies im gewissen Sinne sagen, wenn hier auch für die Empfindung weit kräftigere Töne angeschlagen werden. Denn hier gibt nicht die Landschaft den Grundton an, sondern das gewaltige Bild eines Welthandels, wie solches nur noch wenige Male im Rahmen unserer Erde wiederkehrt, innerhalb des deutschen Vaterlandes aber einzig und unerreicht dasteht. Selbst wenn der Bremer Hafen dicht vor den Thoren der tüchtigen, strebsamen Hansastadt läge, vor dem Glanze, der heute von Hamburg ausstrahlt, würde sein Ruhm verblassen. Lübeck hingegen nimmt heute nur noch durch seine prächtige Architektur, den poesievollen Stimmungsgehalt, der über seinen Plätzen, in seinen altertümlichen, traulichen, auf und niedersteigenden Gassen webt, gefangen. Hamburg hingegen ist das Spiegelbild eines kraftvollen, fest gefügten Gemeinwesens, einer stolzen, selbstbewußten Macht und Herrschaft, der kein Preis zu hoch, kein Ziel zu kühn ist, das Ansehen und den Ruhm der aus kleinen Anfängen zu gefeierter und bezwingender Größe geführten Vaterstadt noch zu erhöhen. Und daß uns dieses Ringen und Kämpfen auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein kommt, das hat nicht nur etwas Fortreißendes und Begeisterungweckendes, es macht auch den Zauber dieser einzigen Stadt aus. Hier tritt uns nicht allein der Handel in seiner kaum noch zu steigernden Großartigkeit entgegen, auch das Nüchterne und Trockene, das ihm sonst wohl anhaftet, erscheint hier von einer Poesie angehaucht, die nicht nur an der Scholle klebt, sondern in ihrem schillernden Farbenreichtum eine Weltsprache redet. Freier schlägt hier das Herz und der Blick weitet sich mit jedem Tage mehr. Meer und Ferne scheinen uns näher zu treten, wie Lockton aus fremden, sonnigen Erdteilen klingt es an unser Ohr, das Wasser verliert seine Schrecken. Es ist dies eine innere Umwandlung, die sich, je länger wir uns in das nimmer ruhende, immer anziehende Hafenleben vertiefen, wohl allmählich im Gemüt eines jeden Binnenländers vollzieht.

Wie oft man auch die Königin der Elbe aufsucht, immer wieder huldigt man ihrer Größe und Schönheit und nimmt die Sehnsucht nach ihr mit nach Hause. Und wer sie zum erstenmale mit ihrem Mastenwald, den Türmen und Dächern aus dem Wasser heraufsteigen sieht, dem schlägt das Herz höher in staunender Bewunderung.

Einem starken Bruchteil der vielen Tausende, die alljährlich Hamburg des „Vergnügens“ wegen aufsuchen, genügt es vollständig, wenn sie den Hafen einmal flüchtig auf einem der kleinen Dampfer durchstreifen, nach Uhlenhorst oder Blankenese dampfen, in einem Kaffeehause am Alsterbecken die Beine strecken und die schönen und stattlichen Bauten vorschriftsmäßig bewundern, welche längs der Alster und in den zahlreichen, eng aneinander gereihten Vororten der alten Hansastadt sich heute erheben, überragt von schmucken Kirchlein, kleine Meisterwerke der neuen Architektur. Dazwischen speist man frischen Hummer, Austern oder Krabben, trinkt vorzüglichen Rotwein, besucht einige Vergnügungsorte und kehrt dann Hamburg mit hoher Befriedigung den Rücken, im Bewußtsein, die Bedeutung und den Reiz dieser Stadt vollkommen in sich aufgenommen zu haben.

Gewiß bildet die Alster mit ihrer majestätischen Lombardbrücke eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, um die so manche Hauptstadt Hamburg neiden mag; von Geschmack, Wohlhabenheit und Eleganz erzählen die stattlichen Palastzeilen des allerneusten Hamburgs, die in Gärten und

Parks halbversteckten Landhäuser. Aber dies alles macht doch nicht das Charakteristische dieser Hansastadt aus. Das liegt ganz wo anders. Das muß man suchen mit sehenden Augen in den alten Gassen und Winkeln Hamburgs, wo der Karrenhandel allüberall blüht, wo das unverfälschte „Messingsch" noch an die Ohren schlägt, der Verkehr nervös und fieberhaft vorüberpulst und ein Netz von schmalen Flethen (Wasserkanälen) in das Gewirr der Straßen eingewirkt ist. Das findet man draußen in St. Pauli — vom Hamburger sehr bezeichnend St. Liederlich getauft! — vor allem aber im Hafen Hamburgs, der einen der größten Häfen der Welt darstellt. Hier weht der Atem des Welthandels, in immer wechselnden Bildern, fesselnden Thätigkeitsformen offenbart es sich uns, daß wir uns in einer Riesenwerkstatt emsiger Arbeit, kühner Pläne befinden, an einer Stätte, wo fast alle Nationen der Erde sich im friedlichen Austausch von Waren und Erzeugnissen begegnen. Keine Handelsstadt des Binnenlandes kann ein so überzeugendes, buntfarbiges und wahrhaft erhebendes Bild bieten, was heute der Handel für alle Kulturstaaten der Welt bedeutet. Der ganze Wagmut, aber auch der unermeßliche Reichtum von Hamburgs Handel tritt uns hier vor Augen. Wer wollte es darum dem Hamburger verdenken, dem doch der Handel das A und O seines Daseins ausmacht, für den er sich abhetzt vom Morgen bis in die Nacht, für den er so vieles opfert, was anderen unentbehrlich scheint: Natur, Kunst, behagliche Lebensführung — wenn er seinen Gast zuerst am Quai entlang führt bis hinauf zur Höhe des Stintfangs und der Seewarte, um von hier mit weit geöffneten Augen, Bewunderung jeder Zoll, hinüber zu blicken zu dem schier unübersehbaren Wald von Masten und Schornsteinen, auf dies fröhliche Flattern von Wimpeln und Flaggen aller Länder, dieses Durcheinander von Schiffen, Booten, Jollen, Schaluppen, Schuten, Barkassen, Flößen und Fischerkähnen?

Er hat ein Recht, stolz darauf zu sein, und auf dieses Recht pocht er und läßt es sich nicht verkümmern. Hier von der grünumbuschten Bastion des Stintfangs von St. Pauli entrollt sich dem Auge des Beschauers das großartigste Verkehrsbild, dessen Eindruck sich nie wieder verwischt. Unter uns zieht sich die von Pferdebahnen, Wagen, Karren und flutenden Menschenknäueln dicht und stetig belebte Uferstraße. Am Wasser steht das „Fährhaus von St. Pauli", heute ein beliebtes, stark besuchtes Gasthaus. Zahlreiche Landungsbrücken führen von hier aus zu schwimmenden, fest verankerten Pontons, welche die Promenade und Wartehallen bilden für die Tausende, die alltäglich von hier aus mit den vielen Dampfschiffen elb-auf oder -abwärts zu fahren gedenken. Dann kommt der gelbleuchtende Elbstrom in königlicher Breite, links seitlich reihen sich die verschiedenen Häfen an, gegenüber dehnen sich großartige Schiffswerfte, von denen tagüber das Hämmern, Feilen, Schmieden aus den mächtigen Eisenrippen über das Wasser tönt, zwischen denen sich Tausende von Arbeitern geschäftig in den Riesenleibern kräftiger Oceandampfer tummeln.

Zwischen den Handkähnen, den kleinen Frachtschiffen, Jollen, Dampfbarkassen schießen die schmalen, eleganten Zollkutter argwöhnisch auf und nieder; langsam gleiten vom Fang heimkehrende, stark ausgebauchte Fischerboote vorüber, deren rostbraune, düstere Segel sich melancholisch gegen das übermütige Bunt der Wimpel, das helle Weiß der dem Sport dienenden Segelboote abheben. Vergnügungsdampfer, das Deck mit lachenden, scherzenden Menschen dicht angefüllt, rauschen pfeifend auf und ab; hier naht ein englischer Kohlendampfer, dort drüben stößt soeben ein schwimmendes Haus vom Quai ab, das ein halbes Tausend Deutsche der Heimat für immer entführt. Und welch' ein wundervoller, Herz und Phantasie bewegender Anblick, wenn mit der vom Meer einschießenden Flut Riesendampfer aller Weltteile, den Lotsen am Bord, langsam und feierlich, im sanft verglimmenden Abendscheine in den Hafen der von Dunst und Gewölk bereits überschleierten alten Hansastadt einziehen! In solchen Augenblicken tritt die ganze hehre Größe und unermeßliche Bedeutung des friedlichen Wettkampfes aller Völker uns vor die Seele, man begreift aber auch die tiefe Liebe, welche den Hamburger mit seiner Vaterstadt für alle Zeit verknüpft.

Seit dem Zollanschluß Hamburgs, vielleicht der schwerste Herzenskampf, welchen die Hansastadt bis heute zu bestehen hatte,

ist innerhalb des Hafengebietes ein völlig neuer Stadtteil entstanden, der ebensowohl durch seine wahrhaft fürstliche Pracht, als durch die Großartigkeit der den praktischsten Bedürfnissen zugeteilten Bauten zur Bewunderung stimmt, zugleich ein Triumph modernster Technik wie eines feinfühligen Kunstgeschmackes. Auch innerhalb der eigentlichen Stadt finden sich längs der Kanäle und Brücken, wo sich in langer Flucht mächtige Speicherpaläste auftürmen, Schleusen dazwischenschieben, so an der Michaelisbrücke

Abb. 1. Die Michaelisbrücke mit Schleuse.

(Abb. 1), Schöpfungen einer wahrhaft künstlerisch schaffenden Kraft. Unter den genialen Männern, welche dieses Neu-Hamburg begründeten, steht voran F. Andreas Meyer. Er ist eines der glänzendsten Beweise dafür, daß das Jetzt und die Zukunft dem Ingenieur gehören, der sich die ganze Welt erobern wird. Hamburg schuldet diesem Mann großen Dank. Die Auszeichnung, welche der „Einsiedler von Friedrichsruh" seit langem diesem Ingenieur zollt, sagt genug, welch' hohe Bedeutung F. Andreas Meyer in der Geschichte Hamburgs noch lange hinaus einnehmen wird.

Um dieses neue Zoll- und Freihafengebiet anzulegen, ein Werk, das bis jetzt schon mehr als 120 Millionen Mark kostete, und das noch immer in neuen Bauten und Anlagen fortgesetzt wird, mußte ein ganzer Stadtteil, Kehrwieder poetisch geheißen, niedergelegt, für 24 000 obdachlos gewordene Menschen Unterkunft geschaffen werden. Aber was für ein Wunderwerk erwuchs auch hier aus Sand und Wasser em-

vor! Es verlangt schon eine mehrstündige Rundfahrt, um nur oberflächlich diese ausgedehnten Anlagen des Freihafengebietes zu durchstreifen, vorüberzugleiten an diesen herrlichen, festgefügten Quais, dem Gewirr von himmelstürmenden Speicherblocks, Brücken, Kuppeln, Erkern, Türmen, Krahnen, Portalen, Hallen, all den schwimmenden Zollabfertigungsstätten, den Ufertreppen, Abladeplätzen, dem vielverschlungenen, rastlosen Getriebe eines Riesenorganismus.

Nur durch den schmalen Zollkanal von

der Stadt getrennt, breitet sich das Freihafengebiet südlich von Hamburg aus. Vier zum Teil künstlerisch durchgearbeitete und monumental geschmückte Brücken führen hinüber: die Kaiserbrücke (Brooksbrücke), die Kornhaus-, Jungfern- und Kehrwiederbrücke. Die Kaiserbrücke — ein Meisterwerk der Schmiedeeisenkunst! — schwingt sich in einem einzigen Bogen von der Altstadt hinüber nach dem Freihafengebiet, drüben von ein paar prächtigen mittelalterlichen Türmen flankiert. Der linke Turm trägt das von Eichenlaub umschlungene Reichswappen, der rechte (westliche) Turm das Wappen Hamburgs, von Wasserpflanzen umgeben. An diesem letzteren Turm hat an jenem bedeutungsvollen Tage Kaiser Wilhelm II. den Schlußstein eingefügt, in welchen zur dauernden Erinnerung nachstehende Worte eingegraben sind:

„Kaiser Wilhelm II. setzte diesen Stein am 29. Oktober 1888 bei dem Anschluß Hamburgs an das deutsche Zollgebiet."

Ja, bedeutungsvoll war dieser Tag für die einst freie, unumschränkt herrschende Hansastadt! Wie viele der Stimmen sich auch warnend dagegen erhoben, man kämpfte einen ehrlichen Herzenskampf, und dann entschied man sich klug und groß, wie es der geschichtlichen Größe dieses stolzen, kraftstrotzenden Gemeinwesens entsprach. Man gab freiwillig etwas dahin, was einst den Vätern unveräußerlich erschien. Und nicht zum Nachteil der ehrwürdigen Hansastadt! Noch höher ist seitdem die Sonne des Ruhms und Glanzes emporgerauscht!

Am 21. Januar 1882 war vom Reichstag die Zustimmung zu den zwischen Hamburg und dem Reiche getroffenen Vereinbarungen abgegeben worden. Im Februar 1883 bewilligte die Bürgerschaft Hamburgs die Annahme des Generalplans. Schon am 15. Oktober 1888 erfolgte der Zollanschluß, vierzehn Tage später die Schlußsteinsetzung durch Deutschlands jungen Kaiser.

Auch die weitere Ausschmückung der Kaiserbrücke, welche von den beiden Sandsteinbildern der Germania und Hammonia geziert wird, erzählt von dieser denkwürdigen Feier. So liest man in den Schildbogen des westlichen Turmdurchganges folgende in Sgrafitto ausgeführten Sprüche:
Der Zollstadt zugewandt:

„Aus Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen."

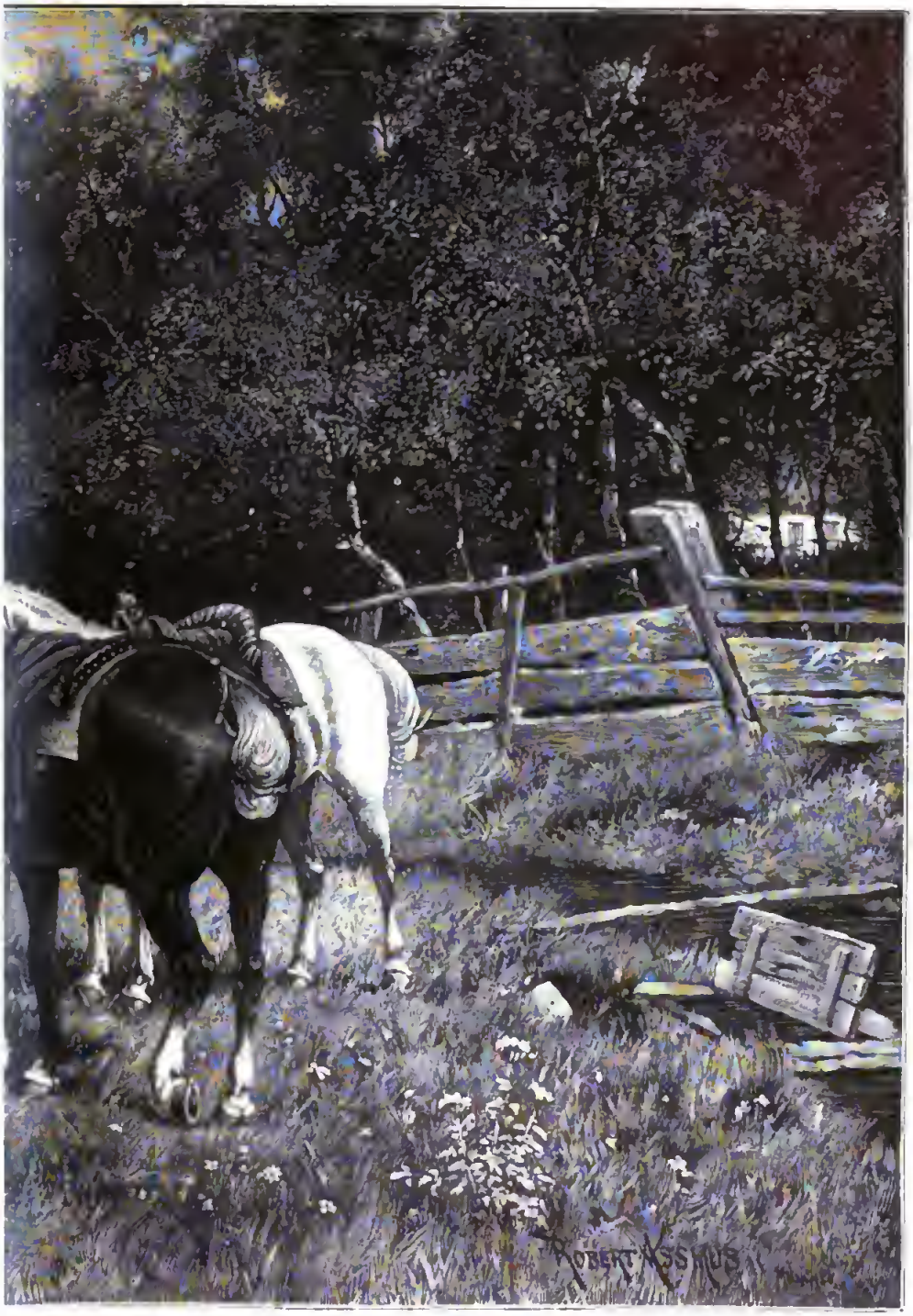
Dem Freihafen zugekehrt:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben wächst aus den Ruinen."

Durch den Zollanschluß haben Altona und Wandsbeck, die bis dahin mit Hamburg ein gemeinsames zollfreies Gebiet bildeten, ihre Freiheit verloren, Hamburg selbst hat aber dadurch ein Gebiet von 6400 ha eingebüßt. Der Grenzschutz, dessen Bewachung einer kleinen Armee von Zollbeamten anvertraut ist, zeigt sich ebenso verwickelt als verschieden in seiner äußeren Gestaltung. Mooriges Bruchland mit Graben und Grenzpfählen wechselt mit Holzpallisaden, Eisengittern, Holzgittern mit gekreuzten Stäben, die zwischen sogenannten Dur d'Alben (Pfahlbündeln) schweben, mit Ebbe und Flut fallen und steigen. Wo eine freie, dem Verkehr offengelassene Wasserstraße sich einschiebt, haben zahlreiche Dampfbarkassen den bewachenden Grenzdienst übernommen. Elektrische Bogenlampen breiten zur Nachtzeit glänzende Tageshelle über Wasser, Quais und Brücken. Überall ragen mächtige Krahne mit vorgebogenem Halse über die Wasserstraßen, feststehende und fahrbare. Unter den feststehenden, aber drehbaren Dampfkrahnen nimmt der am Krahnhöft aufragende Riese nicht nur im Freihafen, sondern zur Zeit wohl auf der ganzen Erde die erste Rolle ein (Abb. 2). Er vermag Lasten im Gewicht von 150 000 kg mit einemmale zu heben. Fahrbare Krahne sind allein gegen 160 vorhanden. Aber welche Länge weisen auch die so massiv gequaderten Quais auf! Nehmen doch allein die überdachten Lagerräume 175 637 qm längs dieser kaum übersehbaren Quais ein! Beträgt doch die Länge der Quais am rechten Elbufer 8396 m, der am linken Ufer 3199 m! Hier müssen eben Zahlen am eindringlichsten sprechen. Und alle diese staunenerregenden, großartigen Anlagen genügen schon längst nicht mehr den jährlich wachsenden Anforderungen und Bedürfnissen. So erhebt sich an der Spitze des Kaiserquais ein turmgekrönter Riesenspeicher, dessen Tragfähigkeit 15 000 000 Kilo ausmacht. Auf der Spitze seines Turmes sieht man einen sogenannten Zeitball, der durch elektrische Leitung mit der Seewarte geregelt wird und allen Schiffen im Hafen durch Herab-

Am Krug zum grünen Kranze. Nac
(Mit Genehmigung der Photogra

Digitized by Google



dem Gemälde von Robert Aßmus.
ischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

fallen jeden Mittag die genaue Greenwichzeit ankündet.

Von diesem Turm aus, ebenso von den im Osten des Freihafengebietes sich in drei mächtigen Bogen schwingenden Elbbrücken, deren Herstellung fast $2^1/_2$ Millionen Mark gekostet hat, entrollt sich ein zauberisches Bild über das gesamte, ruhelos bewegte Hafentreiben, das Schönste und Charakteristischste, was Hamburg aufzuweisen hat.

Wer Hamburg aufsucht, um in seiner Altstadt an der Architektur sein Auge zu laben, wird bald in gewissem Sinne enttäuscht davon Abstand nehmen. Wie wenig ist davon auf unsere Zeit gekommen! Ein Dutzend Häuser, einige Kirchen, Portale, Giebel — das ist alles. Den immer energischer auftretenden Forderungen nach Luft und Licht haben schon ganze Straßen weichen müssen, vor allem aber war es jene furchtbare Feuersbrunst, welche im Jahre 1842 vom 5. bis 8. Mai allein 20 000 Menschen auf die Straße setzte. „Brandsende" sagt uns auf dem jetzigen Stadtplan, wo man in jenen grauenvollen Tagen dem Element ein Ziel setzte.

Abb. 2. Der 150 t Dampfdrehkrahn am Krahnhöft.

Die wenigen Häuser, welche sich noch aus früherer Zeit erhalten haben und auf künstlerischen Wert Anspruch erheben dürfen, stammen aus dem XVII. Jahrhundert. Zumeist sind es auch nur die reicher geschmückten Portale, welche Aufmerksamkeit erregen. Unsere Abbildungen 3 und 4 — wir entnehmen dieselben dem glänzend ausgestatteten Prachtwerk „Hamburg und seine Bauten," herausgegeben vom Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg, Verlag von Otto Meißner, Hamburg — zeigen die Portale am „Deutschen Haus", Speersort 12 14 (nach einem von Martin Gensler künstlerisch umrahmten Aquarell) und am Hause Rödingsmarkt 60.

Nach dem Brande ging man daran, ganze Stadtteile mit jenen „Etagenhäusern" zu besetzen, deren trostlose, öde Fronten das Entsetzen für jedes seiner empfindende Auge bilden. Die späteren Jahrzehnte haben dann den Schlendrian dieser gewissenlosen Dutzendbauerei fortgesetzt. Man steige nur einmal in solch einem Etagenhaus die steile, zumeist völlig dunkle Stiege hinan! Statt des Hofes ein dürftiger Lichtschacht und eine Luft, welche den Atem zurückdrängt.

Eigenartig und durch Holzfachwerk und Backsteinmuster sich auszeichnend, sind die älteren Häuser. Unten liegt die „Bude", darüber erheben sich bis zum spitzen Giebel die einzelnen vielfenstrigen Stockwerke, eines über dem anderen vorspringend. Die Bude enthält gewöhnlich einen winzigen Laden; dicht daneben steigt unmittelbar von der Straße aus die steile Holztreppe zu den einzelnen Wohnungen empor. Man nennt dies die „Sahltreppe". Mit solchen Sahl-

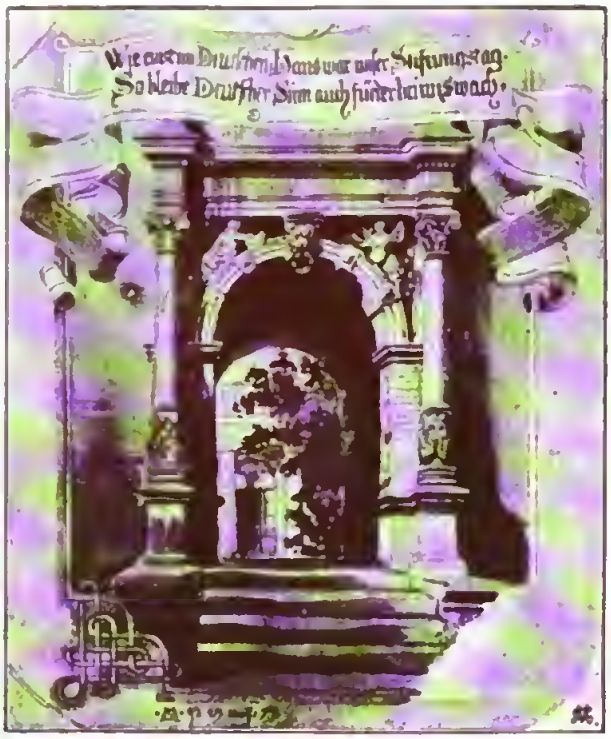


Abb. 3. Portal des „Deutschen Hauses," Speersort Nr. 12/14.

wohnungen sind auch jene schmalen, langen Höfe in den Häusern der Stein-, Spitaler- und Niedernstraße dicht besetzt. In diesen düsteren, ungesunden „Gängevierteln", welche aus den Festungstagen Hamburgs noch herrühren und heute einen Schlupfwinkel für so manches lichtscheue Volk bilden, sitzen allein in der Stein- and Spitalerstraße über 10 000 Menschen eingepfercht. Trotzdem bilden diese Überreste Althamburgs in Verbindung mit den melancholischen Flethen, den verwitterten Uferpallisaden, all den Baracken und Hintergebäuden den charakteristischen und auch poetischen Teil Hamburgs.

An Kirchen besitzt Hamburg nicht allzu viele, wie man bei einem so gewaltig anwachsenden Gemeinwesen voraussetzen sollte, einer Stadt, die in absehbarer Zeit sich unter die Millionenstädte einreihen darf. Unter diesen wenigen Gotteshäusern sind aber wirkliche Kunstzierden, deren Türme dem gesamten Stadtbild einen ungemein malerischen Reiz verleihen, besonders für den, welcher sich der Hansastadt vom Wasser her, Alster oder Elbe, nähert. Das kostbarste Gotteshaus, auf welches der Hamburger mit Stolz blickt, ist seine St. Nikolaikirche, an Stelle der im großen Brande niedergelegten, von dem Engländer Sir George Gilbert Scott in den Jahren 1846—1863 mit einer vier Millionen Mark noch übersteigenden Summe erbaut. Diese Kirche, deren schlank aufsteigender, in wundervoller Skulptur durchgeführter Turm alle anderen Türme weit überragt, ist in entwickelter Gotik bis in die feinsten Einzelheiten ausgeführt. Pracht und Schönheit wetteifern hier um den Preis.

Ein großartiger Bau, auch wenn man sonst nicht gerade dem Rokokostil huldigt, ist die St. Michaeliskirche in der Neustadt. J. L. Prey, der die hübsche St. Georgskirche schuf, hat darauf in Gemeinschaft mit Ernst Georg Sonnin gewissermaßen eine vergrößerte Ausgabe in St. Michaelis geschaffen. In wahrhaft kühner und genialer Weise wölbt sich der gewaltige Innenraum. Vom Turm dieser Kirche entrollt sich ein entzückendes Landschaftsgemälde über Stadt und Hafen, hier bis zu der umdunsteten Ferne der Nordsee, dort bis Lüneburg und der stillen Haide.

Ein ganz eigenes Interesse nimmt die St. Katharinenkirche, welche sich dicht an der Elbe erhebt, in Anspruch (Abb. 5). Sie stammt noch aus dem XIII. Jahrhundert, der Turm ward 1603 durch den jetzigen Bau ersetzt. Die Katharinenkirche, ein frühgotischer Bau, ist wohl das älteste Denkmal, welches Hamburg aufzuweisen hat. Dem Maler und Poeten heimelt der ganze Bau, das grünsilberig schimmernde hohe Satteldach, die überaus wirksame Lage an. Im Mondschein, beim Strahlen der elektrischen Lampen, ist der Eindruck dieses ehrwürdigen Baues wahrhaft poetisch und fesselnd. Aber auch der Litterarhistoriker bleibt hier gern stehen und blickt durch die spitzbogigen Fenster wohl zu der Marmorkanzel. Denn auf ihr stand einst der Hauptpastor Goeze, der mit dem schlichten Wolfenbütteler Bibliothekar Lessing damals einen so bitterbösen Federkrieg eröffnete.

Was dem inneren Stadtbilde Hamburgs

zu einer künſtleriſchen Zierde gereicht, ſind ſeine Brunnen und einige ſeiner Brücken. Der majeſtätiſchen Lombardbrücke, welche das herrliche Alſterbecken in zwei Teile trennt, haben wir ſchon gedacht. In dieſem Bau mit ſeinen ſich anſchließenden Schmuckanlagen tritt der Reichtum und die Kraft der Hanſaſtadt recht zu Tage. Und wie das lebt und webt unter und über dieſer ſchönen Brücke! Eiſen- und Pferdebahnen ſauſen darüber hin, während unter den breitgeſchwungenen Bogen Dampfſchiffe, Segelboote und kleine Luſtfahrzeuge in fortwährender Bewegung auf und nieder kreuzen. — Stimmungsvoll iſt auch die kleine, ſchmale Troſtbrücke, welche die Geſtalten des Grafen Adolf III. von Schaumburg und des Erzbiſchofs Anſgar (Anſchar) trägt.

Welche Bedeutung dieſe verſteckt liegende Troſtbrücke übrigens in der Geſchichte Hamburgs einnimmt, beſagt eine daſelbſt eingelaſſene Bronzetafel, welche nachſtehende, von Otto Beneke, dem Geſchichtsforſcher Hamburgs, verfaßte Inſchrift zeigt:

„Die ſchon im Jahre 1266 genannte Troſtbrücke, einſt geſchmückt mit dem Troſt der Chriſtenheit, dem Kruzifix, verband die ſeit des Erzbiſchofs Anſchar's Zeit vorwiegend geiſtliche Altſtadt mit der von Adolf III., Grafen zu Schaumburg, Stomarn und Holſtein dem Weltverkehr gewidmeten Neuſtadt, dem St. Nikolai-Kirchſpiel. Benachbart dem gemeinſamen Rathauſe nebſt Gerichtgebäude, wie ſpäter der Börſe und Bank, dieſem Palladium der freien Stadt, war ſie während vieler Jahrzehnte auch eine weltliche Troſtbrücke für unſere hier wandelnden Väter. Möge das Angedenken an den göttlichen Schutz und Troſt in ſchweren Zeiten der Vergangenheit Hamburgs auch in Zukunft uns und unſeren Nachkommen troſtreich lebendig bleiben."

„Die Troſtbrücke wurde zuletzt von Grund aus neugebaut im Jahre 1881."

Die heute ihren Weg über die Troſtbrücke zum Rathauſe oder zur Börſe nehmen, würden ſchwerlich noch in frommer Demut vor dem Bild des Erlöſers ſich beugen. Die Hatz nach Geld und Macht hat auch ein gut Teil des alten fröhlichen Glaubens ertötet. Wie wenige werden es überhaupt ſein, die einmal hier Halt machten, die bedeutſame Inſchrift der Tafel zu entziffern!

Hinter dem üppigen Monumentalbau des ſeiner Vollendung entgegengehenden Rathauſes, deren Räume wohl ſchwerlich für die Verwaltung der Hanſaſtadt ausreichen werden, verbirgt ſich die Börſe, in deren Hauptſaal ſich jeden Mittag über 5000 leidenſchaftlich erregte Menſchen durcheinander drängen, ein eigenartiger aber doch gerade nicht begeiſternder Anblick. Es ſteckt faſt ein Stück Satire dahinter, daß an derſelben Stelle, wo ſich der Hochaltar des goldenen Kalbes erhebt, einſt Adolf IV., Graf von Schaumburg, der in Sage und Poeſie geprieſene Held Hamburgs, dem dieſe Stadt nicht nur vorteilhafte Privilegien, ſondern auch Ruhm und Emporblühen verdankt, hier das Maria-Magdalena-Kloſter gründete, in das er ſpäter nach thatenreichem Leben als Minorit frommen Sinnes ſelbſt eintrat. Er iſt der leuchtende Held, der das vereinte Heer der Hamburger und Lübecker gegen die Dänen führte und bei Bornhövede die glänzende Entſcheidungsſchlacht lieferte. Er wandelte die Seeſtadt

Abb. 4. Portal des Hauſes Nödings Markt Nr. 60.

durch Anlagen von Wällen, Mauern und Gräben in eine Festung um und führte, auch im Frieden noch ein Held, die Hansastadt durch Fürsorge und Weisheit einem ungeahnten Aufschwung entgegen.

Zwölf Jahre nach jener Entscheidungsschlacht vertauschte er Panzer und Schild mit der härenen Kutte und dem Rosenkranz der Franziskaner und ward ein Mönch. 1837 kamen die ehemaligen Klostergebäude erst zum Abbruch, und auf die denkwürdige Stelle setzte ein anders empfindendes Geschlecht die Börse.

Das schlichte Denkmal am Glockengießerwall, das man Adolf IV. errichtete, zeigt nur einen Helm und ein Schwert unter einem Baldachin ruhend. Eine Erztafel trägt die Worte: „Wer über seine Zeit hinaus kommende Geschlechter liebend versorgt, den vergessen auch diese nicht, wenngleich Jahrhunderte vergangen." Der schöne Kaiser-Karl-Brunnen auf dem Fischmarkt zeigt sein Idealbild im buntfarbigen Mosaik.

Auch seinem Vater, Adolf III., verdankte Hamburg ungemein viel. Dafür hat man demselben nicht nur auf der Trostbrücke ein Denkmal gesetzt, sondern auch sein Steinbild an dem prächtigen Hansabrunnen in St. Georg angebracht.

Abb. 5. St. Katharinenkirche.

Ein sehr hübscher Brunnen steht auch am Meßberge, dem Marktplatze, wo alltäglich Frauen und Männer aus den Vierlanden, ähnlich den „Werderschen" in Berlin, die trefflichen und schmackhaften Erzeugnisse ihrer Bodenkulturen an Obst und Gemüse feil halten. Unter einem zierlichen Baldachin aus Schmiedeeisen steht fast in Lebensgröße die charakteristische Gestalt einer Vierländerin. Pflanzen und Wassertiere schmücken den Sandsteinsockel; vier Enten speien Wasserstrahlen in ein Becken. Die Inschrift des Sockels lautet derb und wahr: „Am Markt lernt man die Leute kennen."

An eigentlichen Denkmälern ist in Hamburg durchaus kein Mangel. Trotzdem darf es nicht wunder nehmen, wenn ein gut Teil davon übersehen wird. Nicht ihr Standort verschuldet dies, sondern die durchschnittliche Mittelmäßigkeit, in welcher sie sich gegenseitig überbieten. Ich habe selten einen solchen Reichtum wirkungsloser Denkmäler in einer Stadt vereint gesehen. Ausnahme machen wohl nur das 1889 gegenüber dem Museum für Kunst und Gewerbe errichtete Denkmal des einstigen Bürgermeisters Dr. Kirchenpauer, dessen realistische Auffassung etwas Packendes besitzt, und das schöne Kriegerdenkmal von Johannes Schilling auf der Esplanade, das freilich mehr einen lyrischen als kraftvoll begeisternden Grundton anschlägt.

Es ist überhaupt mit der Kunst in Hamburg ein eigen Ding. Eine eigentliche Heimat, wo sie sicher und behaglich ausruhen konnte, ist ihr die mächtige Hansastadt nie gewesen. Zu messerscharf schieden sich stets die Interessen derselben von den Wegen, welche die Kunst von jeher wandelte. Und wenn uns auch heute zuweilen Staunen und Bewunderung faßt gegenüber dem, was die Schwesterkünste Architektur, Bildhauerkunst und Malerei an glänzenden Schöpfungen dem Stadtbilde einfügten, es will uns doch bedünken, als sei dies alles weniger dem Wunsche und Bedürfnisse einer kunstfrohen Bevölkerung entsprungen, als vielmehr dem genial voranschreitenden Wirken weniger Auserwählten.

Nur eine Kunst hat bis heute guten Boden gefunden: die Schauspielkunst. Diese macht in der Kunstgeschichte Ham-

burgs Ruhm aus. Seit jenen Tagen des Jahres 1678, wo die Neuberin in einem Hause am Gänsemarkt die bisherige Bühnendarstellung auf eine höhere Stufe hob, hat bis in unserer Zeit das Theater in Hamburg eine zum Teil führende Stellung eingenommen. Sein Stadt- und Thaliatheater darf auf Tage hellen Ruhmes zurückblicken; das kleine Karl Schultze-Theater mit seinen lokalvolkstümlichen Bühnengestalten besaß in der nun auch heimgegangenen Lotte Mende eine geniale, naturwüchsige Schauspielerin ersten Ranges. Als heller Stern steht aber über dem Theaterhimmel Hamburgs der Mann: Lessing! Daß der Dichter hier von 1768 bis 1769 wohnte und die „Hamburger Dramaturgie" hier schrieb, darauf darf Hamburg stolz sein. Dem Dichter des „Nathan" aber hat es am Gänsemarkt, nahe der Stätte seines Wirkens und gegenüber einer der verrufensten Gassen Hamburgs ein Denkmal eingebracht, zwar aus der Meisterhand Fritz Schapers hervorgegangen, aber fast ebenso wirkungslos wie die Denkmäler Schillers, Bugenhagens und andere.

Trotzdem Hamburg der Litteratur nie recht hold war und auch heute noch nicht die Zeit und den Geschmack dafür aufbringen kann, ist es doch von einem gewissen Glück begünstigt gewesen. Heinrich Heine hat hier einen Teil seiner Jugend verlebt und späterhin der Göttin Hammonia in seinen kecken und sentimentalen Liedern manches schmeichelhafte und auch gute Wort gesagt. In Hamburg wirkten Voß, Hagedorn und Gerstenberg, und wandert man in die Umgebung der Stadt, so findet man noch stille Stätten, wo einfache Steine das Gedächtnis von Männern ehren, die mehr oder minder in der deutschen Litteratur sich hervorgethan haben.

Nicht allzuweit der Bullenhuser Schleuse, heute einem alten, aus dem Jahre 1507 stammenden, moosbedachten Wirtshause, steht in einem wüsten Vorgarten zwischen Baracken, Schutthaufen und Lagerplätzen ein schmuckloser Denkstein. Darauf ist zu lesen:

„Hier wirkte
J. H. CAMPE
von 1778—1783 — 31. I. —
Und Schrieb Seinen
„Robinson"
Hamm, d. 31. Jan. 1883.
Die 5 Bürgervereine
a. d. Bille."

Abb. 6. Klopstock's Grab in Ottensen.

Wer dankte nicht diesem Manne Stunden köstlicher Jugendzeit, dem als Pädagogen der Erfinder des Spinnrades, der Einführer der Kartoffeln weitaus höher stand als der Sänger der Ilias und Odyssee?

Wandert man nach Wandsbeck, so findet man den mit Stab, Hut und Tasche geschmückten Denkstein des biederen „Wandsbecker Boten", Matthias Claudius. In Ottensen aber, zwischen der Kirche und dem Eisengitter, das den poetischen Friedhof von dem Lärm der Hauptstraße dieses sozialdemokratischen Ortes trennt, da ruht der Dichter des „Messias," Klopstock, inmitten seiner beiden Frauen, unter einer weitausladenden, ehrwürdigen Linde (Abb. 6). Hier begrub er nach kaum vierjähriger Ehe sein geliebtes Weib, Meta Moller, auf deren Grabstein er setzen ließ: „Saat, von Gott gesäet, zur Auferstehung zu reifen."

Hier senkte man ihn selbst am 22. März 1803 unter fast fürstlichen Ehren ein. Die Überlieferung erzählt sehr schön, daß Blücher niemals an diesem Grabe vorüberging, ohne das Haupt zu entblößen.

Eine wahre Landschaft fesselndster Landschaftsbilder, gleich wertvoll für den Maler wie für den Naturpoeten, besitzt Hamburg in den Parkanlagen, welche sich an Stelle der ehemaligen Befestigungswerke im weiten Halbkreise um die Altstadt ziehen. Die

früheren Wallgräben sind in einen schattigen Laubwald umgewandelt worden, in dem grünsamtene Wiesenflächen, Bosketts, Teiche, Denkmäler, Pavillons, Blumenbeete im anmutigen Wechsel an dem Auge des Dahinschreitenden vorübergleiten. Dort liegen in romantischer Einsamkeit, verfallen und mit gespenstisch weit gähnenden Grüften, ein paar verlassene Friedhöfe, auf denen sich dereinst Hamburgs Zentralbahnhof erheben soll. Ein Stück davon wölbt sich zwischen hangendem Buschwerk eine Brücke, unter ihrem Joch verschwindet soeben in einer Dampfwolke ein Bahnzug, der nach Kiel rollt. Hinter Fliedergebüsch und Laubwipfeln grüßt in lachender Schönheit der italienische Renaissancebau der schätzereichen Kunsthalle, die Lombardbrücke folgt, immer bewundernswert, wie oft man sich auch ihres Anblicks freut. Hier die phantastisch-kokette „Alsterlust", Wirtshaus mit Badeanstalt, daneben das schmucke Bootshaus des Ruderklubs, dort der „Alsterpavillon" mit dem dahinter sich entlang ziehenden Jungfernstieg, an dem Hamburgs größte Gasthöfe liegen, deren Küche europäischen Ruf sich erworben hat.

Weiter ziehen sich die Anlagen zwischen dem Botanischen Garten und dem Kolossalbau, der Reichspost zum Heiligengeistfelde hin, wo vor einigen Jahren Hamburgs Gewerbe in einer berühmt gewordenen Ausstellung einen so glänzenden Sieg erfochten, dann streicht der grüne Laubgürtel an St. Liederlich vorüber, von hier aus hinreißende Bilder über Hafen und Elbelauf zu eröffnen, um endlich beim Stintfang, an den Landungsbrücken von St. Pauli, auszustrahlen.

St. Pauli! Wem stiege nicht beim Nennen dieses Namens ein sinnverwirrendes, grellfarbiges Bild herauf, ein ohrenbetäubendes Durcheinander von Menschenstimmen, Tiergeheul, Leierkasten, Musikkapellen, Tingeltangel, Kastagnetten, Mandolinen, Zithern und Hackbrett? St. Pauli ist gleich dem Hafen von Hamburg wohl einzig in der Welt. Hier wie dort spiegelt sich der Weltverkehr dieser mächtigen Handelsstadt wider, hier in ernster, rühriger Arbeit, dort in überschäumender Lustigkeit. Beide Stätten sind ein Stelldichein von Vertretern aller Nationen. In St. Pauli findet der Seemann alles, was er braucht, sich zu schmücken, sich zu laben: Kunstgenuß und derbsinnliche Augenweide, schäumende Becher und blitzende Augen, Bachanalien und flatternde Liebe. Und er genießt es nach langer Trennung in vollen Zügen bis zur Berauschung.

Wenn der Hamburger einmal für ein paar Stunden sich von der tollen Jagd nach goldblinkendem Glück ausruhen will, so besteigt er zunächst einen der stolzen Dampfer, die von St. Pauli elbabwärts bis nach Blankenese führen. Da kann er sich des stolzen Hafenbildes freuen, der schönen Landschaft, an der er jetzt sanft dahingleitet, um dann an Ort und Stelle — zehn gegen eins ist zu wetten! — ein ausgesuchtes Mahl einzunehmen. Bei einer trefflichen Zigarre, den Römer vor sich, blickt er dann durch die bläulich aufsteigenden Ringelwölkchen auf den bewegten, im Abendschimmer aufleuchtenden Strom, und ein warmes Gefühl steigt in seinem Herzen auf, gemischt aus Wohlbehagen und Heimatsliebe.

Und schön ist's, elbabwärts einmal dahinzuziehen, wenn die Schaumwellen übermütig um den Bug des Schiffes spielen! Zur Linken, wenn die Werfte und Docks endlich hinter uns liegen, dehnt sich nur flaches Moor- und Wiesenland, Dörfer, halb unter Obstbäumen versteckt, werden sichtbar, dahinter die dunkle Bergkette des Harburger Waldes. Rechts aber reiht sich Bild an Bild, Ortschaft an Ortschaft. An St. Pauli schließt sich Altona, dann Ottensen. Dann folgen mit hübschen Landhäusern, Fischerhütten, Sommerlokalen, die Orte: Neumühlen, Övelgönne, Teufelsbrücke, Groß- und Klein-Flottbeck, Nienstedten und endlich, vom Süllberge hoch überragt, das originelle Schifferdorf Blankenese. Dazwischen schieben sich Waldinseln, dünenartige, von spielenden Kindern belebte Uferstrecken und jene königlichen Parkanlagen mit stolzen Herrenschlössern, die von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Sommersitze Hamburger Patrizier. Im Forsthaus am Süllberg, oder auf dem Gipfel selbst, den ein stattliches, turmgeschmücktes Gasthaus krönt, nimmt man dann Abschied von der Elbe, deren Fluten in der Ferne sich mit der aufdämmernden Nordsee vermählen.

Nicht so großartig, weil hier vor allem der Verkehr der mächtigen Ozeandampfer fehlt, aber anmutiger, idyllischer, ist eine Fahrt, noch besser eine Wanderung um das

weitgedehnte Wasserbecken der Außenalster. Die reizvollen Vororte, welche sich hier dicht aneinander schmiegen, sind alle erst Schöpfungen der letzten Jahrzehnte. Alte Waldreste trefflich benutzend, schuf man im Verein mit stundenlangen Anpflanzungen schattige Promenaden, Lustwäldchen, vornehme Parks, und dazwischen eingestreut eine Musterkarte von vielen Hunderten heiterer Schöpfungen der Architektur, malerische Villen und kunstreiche Gotteshäuser. Hier in diesen Vororten sucht der wohlhabende Hamburger nach des Tages nervenzerreibender Thätigkeit Erholung. Sein Garten, ein üppig und beeres auf Bildern, welche die Kunst adelte, die Natur liebenswürdig verschönte. Diese zierlichen Landungsbrückchen, Schutztafeln, Randfassungen, diese Ruhesitze, Uferanlagen, Bosketts und Baumgruppen! Und eine Aussicht schöner als die andere! Selbst für die Hunde vorüberwandelnder Spaziergänger ward ein luxuriöser, kunstgeschmückter Badeplatz geschaffen! (Abb. 7.) Wie gigantisch hebt sich von dem Hintergrund hoher Laubbäume, weit über die blaue Wasserfläche schauend, die in ihrer Realistik packende Walkürengruppe von Bruno Kruse ab, die auf der letzten Hamburger Ausstellung gerechtes Aufsehen

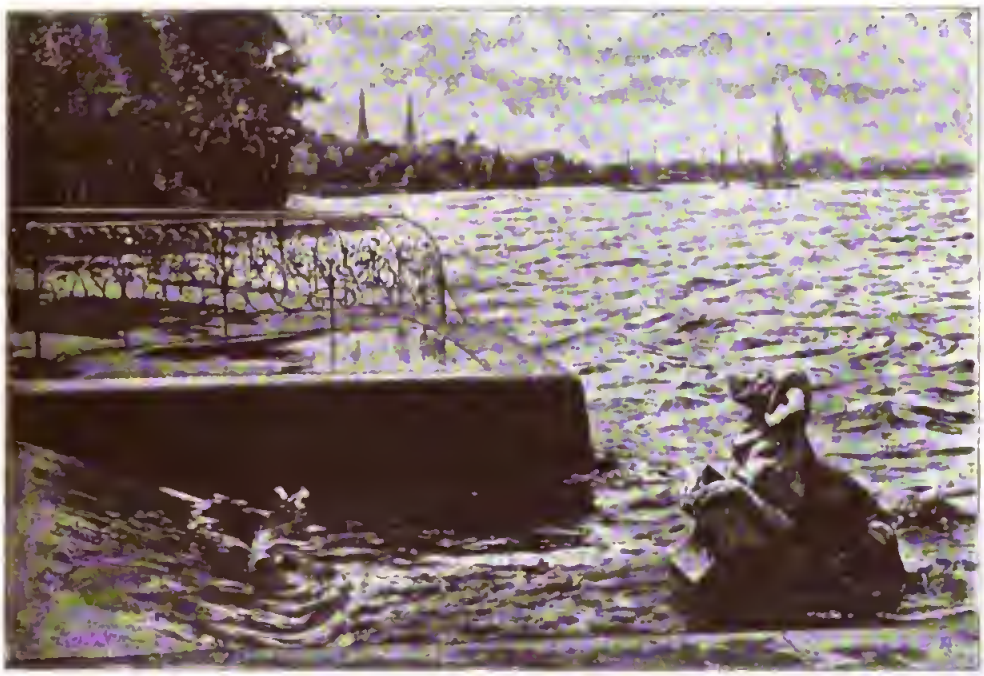


Abb. 7. Hundebadeplatz in der Außenalster.

haglich ausgestattetes Heim, Familie und Freunde, sie müssen ihm die Falten von der Stirn scheuchen, sie predigen ihm still aber doch beredt genug, daß es im Leben noch Höheres und Edleres gibt als nur den nüchternen Kampf um Schätze.

In diesen Anlagen längs der Alster entfaltet auch Hamburg noch einmal seine Wohlhabenheit. Vielfältig, köstlich und erfreuend sind hier die Erscheinungen, welche das Kunsthandwerk, der Ingenieur, Architekt und Landschaftsgärtner geschaffen haben.

Wohin das Auge auch fällt, immer haftet erregte! Vorläufig hat freilich nur das Modell Aufstellung gefunden und harrt noch einer dauernden Ausführung in Erz. Der Anblick vom Wasser her ist beim Annähern ebenso überraschend als großartig.

Um das äußere Alsterbecken scharen sich die durch Dampfschiffe, Pferde- und Dampfbahnen mit Hamburg verbundenen Vororte Pöseldorf, Harvestehude, Eppendorf, Winterhude, Uhlenhorst und Hohenfelde. Hinter diesen bergen sich landeinwärts noch eine Reihe weiterer Sommerkolonien. Den hellsten Klang hat Uhlenhorst! Hier oder in dem schräg gegenüber sich längs des

Ufers breitenden Wald, mit uralten Eichen durchsetzt, muß man niedersitzen und träumen.

Über uns, durch die schwankenden Laubkronen lugend, der blaue Sommerhimmel; in breiter, weiter Fläche, leis gekräuselt, die köstliche blaue Flut vor uns, von Schwänen, Kähnen, aufblitzenden Segelbooten und läutenden Dampfern belebt. Da und dort zwischen quellenden Laubmassen ein Turm, ein Erker eines Landhauses, aus dem zuweilen der halb verwehte Ton eines Klaviers über das Wasser zieht. Fern aber, das herrliche Bild abschließend, hebt sich Hamburg mit seinen Türmen vom Horizonte ab. Doch der unermüdlichen Hansastadt Lärm und Getümmel dringt nicht bis hierher. Hier klingt alles nur wider wie ein sanft verhallender Akkord von Schönheit und Frieden.

Eine Biographie Albrecht Dürers

ist es, welche uns der dahingeschiedene große Kunstforscher Anton Springer als sein letztes Werk hinterlassen hat. Slave von Herkunft, aber echter Deutscher von Herzen, fühlte er sich getrieben, das Werk seines Lebens, wie es recht ist, in Einklang zu setzen mit dem Wesen seines Adoptivvaterlandes. So endigte Anton Springers Wirken auf dem Höhepunkte der reinsten deutschen Kunst. Ist es doch Albrecht Dürer, dem es beschieden war, zu erringen, wonach die andern besten Meister vergeblich strebten, mochten sie der kölnischen Schule angehören, oder mochten sie Kranach, Holbein oder Schongauer heißen.

Ein geistreicher Überblick über die Entwickelung der deutschen Kunst vor Dürer, welche noch im XV. Jahrhundert kein Bild der Reife darbat, leitet das Buch ein. Indem Springer sodann auf das Leben seines Helden selbst eingeht, schildert er in schöner Weise dessen Verhältnis zu Montegna und Jacob Walch und beschreibt seine frühe, zum Teil von der Not beeinflußte Thätigkeit auf dem Gebiete des Kupferstichs und Holzschnitts, an welcher der jugendliche Meister kein Genüge finden konnte. Auch des Familienlebens vergißt der Biograph nicht zu erwähnen. Er erzählt weiter, wie der künstlerische Drang und das Verlangen populär zu sein, Dürer zu biblischen Darstellungen trieb, aus welchen insbesondere die Madonnen- und Marienbilder und einige schöne Passionsdarstellungen hervorragen, Werke, die nebst verschiedenen Porträts geeignet erscheinen, gegen 1504 den Höhepunkt von Dürers erster Lebensperiode anzunehmen. Des Weiteren wird berichtet, wie Dürer in Venedig sich dem eifrigen Studium des Nackten hingab, eine Beschäftigung von der die Darstellungen Adams und Evas, sowie die Marter der Zehntausend deutliches Zeugnis ablegen. Auf Montegnas und Lionardas Einfluß legt Springer den größten Wert. Der erstere scheint ihm der stärkere, aber mehr nach außen wirksame zu sein, während Lionardo unsern Künstler zum scharfen Charakteristiker erzog. In geistreicher Art wird der Zusammenhang zwischen den zu jener Zeit entstandenen großen Meisterstücken erklärt: dem Hellerschen Altar, den Glasgemälden der Landauerschen Kapelle zu Nürnberg (nur im Entwurf von Dürer) und dem Allerheiligenbilde. Letzteres zeigt den versöhnlichen Abschluß des großen Erlösungswerkes Christi. Nachdem Dürer mit diesem Werke einen Markstein seiner Entwickelung erreicht hatte, widmete er die folgende Zeit hauptsächlich dem Kupferstich und Holzschnitt, warf sich in wissenschaftlichem Drange auch auf litterarische Thätigkeit und erschuf die kleine Holzschnitt- und Kupferstichpassion, indem er nicht müde ward, in beständiger Arbeit, die er als beste Lebensaufgabe ansah, an der Ausbildung des schwermütigen Christusideals sich zu mühen, wie er auch dem Madonnentypus, wenngleich nicht mit demselben Erfolge, gerecht zu werden suchte. Springer schildert dabei in seiner Weise das Durcheinanderwachsen des träumerischen Wesens des Künstlers mit dem in ihm liegenden mathematischen Elemente, geht auf Dürers Proportionsstudien ein und macht geistreich auf die Landschaften aufmerksam, welche je nach dem Hauptinhalte der Werke verschiedenen Charakter aufweisen. Die Würdigung der großen Radierungen, besonders von „Ritter, Tod und Teufel," von Springer „der christliche Ritter" benannt, hätte ich vielleicht noch ein wenig eingehender gewünscht. Der schon bei diesen Blättern bemerkbare Einfluß der humanistischen Gelehrsamkeit auf Dürer tritt noch deutlicher in seinen kunsttheoretischen Schriften und nicht zum Vorteil bei dem Triumphwagen Maximilians hervor. Dagegen genießt er völliger Freiheit in den Randzeichnungen zum Gebete Maximilians, deren ausführliche Würdigung Springer veranlaßt, sie mit der altgermanischen Illustrationsweise in Verbindung zu bringen.

Daran schließen sich Erörterungen über Dürers niederländische Reise, seine Naturstudien, seine letzten zwischen 1520 und 1524 fallenden Passionsblätter, seine Porträtbilder und die berühmten vier Apostel (nach Springer, freilich ohne zwingenden Beweis, keine Altarflügel!). Nachdem Dürers gemäßigte Stellung in der Reformationsfrage, sein Widerspruch gegen Pirkheimer und sein Verkehr mit Melanchthon erörtert sind, erreicht die Biographie ihr Ende. Dürers geschichtliche Bedeutung beruht für Springer darin, daß er zuerst versucht habe, das volkstümliche Wesen der Kunst mit den Forderungen eines geläuterten Formensinnes zu verbinden.

An das Buch sollten sich noch des Verfassers Willen kritische Studien schließen, die Arbeitsweise Dürers betreffend. Leider hat der Tod den Forscher verhindert, diesen Teil auszuführen; nur ein kleiner Anfang dazu ist hinter-

Digitized by Google

Ein Kosak auf Vorposten. Nach dem Gemälde von J. M. Ruszkiewicz

blieben. Aber auch ohnedies ist die Summe der in dem Buche niedergelegten eigenen Forschungen groß, ohne doch je aufdringlich zu werden.

Ausgezeichnete Illustrationen gereichen dem Verlage (G. Grote, Berlin) wie immer, zur Ehre. Erfreulich ist es, daß der gesamte Bilderschmuck (auch alle Vignetten) ausschließlich dem Werke Dürers entnommen sind.

Dem Sohne des verstorbenen Springer ist die kunstliebende Welt zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß er dies ausgezeichnet lichtvolle Werk, die erste wirklich bedeutende Lebensbeschreibung unsers größten Künstlers, pietätvoll herausgab. Mag es auch für solche berechnet sein, welche Dürer und die Kunstgeschichte bereits kennen, so bildet es doch auch für den Laien eine herrliche und vielseitig anregende Lektüre.

Dr. O. Doering.

Der Freiburger Münster.

Von M. Hobrecht.

(Abdruck verboten.)

Steig' ich am Morgen hinauf an des Waldbergs schattiger Lehne,
Richte den Blick hinunter ins Thal der silbernen Dreysam,
Dorthin, wo's zum weiten Geländ' des Rheines sich aufthut,
Grüßen aus mancherlei Dunst und Rauch und brauendem Nebel,
Wie sie der Atem erzeugt der menschensammelnden Städte,
In Weinberge geschmiegt und Gehölz, die Dächer von Freiburg;
Aber hoch in reinere Luft, mit strebender Spitze
Fast des Schloßbergs Grat gleichkommend, raget der Domturm,
Den ich als Kind, lang eh' ich ihn sah, aus Bildern und Schriften
Liebgewonnen vor andern und festgehalten im Herzen;
Wie uns ein Mensch zum Liebling wird, dem nie wir begegnet,
Durch ein berichtetes Wort, ein treffendes, oder ein Abbild.
Eigensinnig bewahren wir ihm die hastige Neigung,
Bis sie vielleicht ein schmerzliches Schau'n für immer zunicht macht.
Doch du hast die Probe des Schauns, mein Alter, bestanden!
Schöner noch, als der Knabe geträumt, und gewaltiger bist du;
Drum nicht minder vertraut; wenn fern hinüber du winkest,
Glaub ich, du redest mit mir und deutlich hör' ich die Worte:
„Schau' mich nur an, ich bin es gewöhnt, und es lohnet der Mühe!
„Sechs Jahrhunderte schon und länger steh' ich am Platz hier.
„Wo mich das Treiben des Markts umschwirrt und Stimmen der Weiber,
„Die um ein Kohlhaupt feilschen, als gält es Perlen des Ostens,
„Starrt im Geviert das feste Gestein, dem gewachsenen Fels gleich.
„Weiter hinauf, wo der Türmer wohnt, der geschworene Wächter,
„Der vor Feuer die Stadt bewahrt und feindlichem Angriff,
„Zeig ich zur Ausschau Söller und tiefgeschnittene Fenster,
„Gleich dem spähenden Auge bedeckt von schattender Braue.
„Aber ums Glockengestühl, daß weit ausschwinge der Erzklang,
„Öffnet luftige Bogen nach allen Seiten das Achteck.
„Drüber nun ragt, von Blättern gewebt und Blumen, die Spitze,
„Allüberall Raum gebend dem Licht und den Lüften des Himmels;
„Schwalben schießen hindurch und mit schrillem Rufe der Turmfalk,
„Fröhlich wie die Gedanken gesunder glücklicher Menschen.
„Und auch mir ist fröhlich der Mut, sind hell die Gedanken:
„Ob auf dem Markt mißtönender Zank der Feilschenden laut wird —
„Ob raublustigen Feind der Wächter kündet, ob Feuer —
„Ob der Glocken mächtiger Ruf wahnwitzigem Eifer
„Beuget das Knie, ob kindlichem Sinn, ob brünstiger Andacht —
„Um mein Haupt, das blumengeschmückte, spielen die Winde,
„Licht und Luft zieh'n ruhig hindurch und die Vögel des Himmels.
„Soll ich die Gaben dir nennen, die stark mich machen und glücklich?
— „Gleichmaß, wohlverteiltes Gewicht und feste Begründung!"

Also der Turm — ich senke den Kopf und blicke zur Erde;
Leicht versteht sie sich wohl, allein wem nützte die Lehre?
— Gleichmaß, wohlverteiltes Gewicht und feste Begründung!
Wem sie der Himmel geschenkt, der zählt zu den Söhnen des Himmels;
Eignet die Erde den Fuß, doch rührt sein Haupt an die Wolken,
Durch Jahrhunderte lebt sein Ruhm, sein leuchtendes Vorbild —
Doch wie wenigen ist der Sterblichen solches beschieden!
Wer mit gemeinem Maße gemessen wurde, der bleibe
Mit dem gemeinen Lose zufrieden, daß er im Zwielicht
Niedere Pfade wandelt und „klanglos scheidet zum Orkus."
Eine Kunst nur lern' er mit Fleiß und üb' er mit Treue:
Neidlos und voll Dank zum Großen, Schönen emporschau'n.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul van Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Zwei Feuilletanisten.)

In der Inhaltsübersicht der „Harmlosen Plaudereien eines alten Müncheners" von Otto Freiherrn van Völderndorff (München, C. H. Beckische Verlagsbuchhandlung) heißt es vom Kapitel XXX: „Wie man die Religion eines Menschen aus seiner Kleidung und wo er gefirmt sei aus seiner Art, Geiskäse zu begehren, erkennen kann. Daß sa ein bißchen Französisch recht schön ist und daß man deshalb es beim Menu bewenden lassen solle. Über den Ursprung des Wartes sich ‚genieren,' über die hebräische Hölle und über die Thatsache, daß es in Jerusalem seiner Zeit auch gestunken habe." Mir liegt vorläufig nur an dem Mittelsatz, — wenn man sich eben erst an den Schreibtisch gesetzt hat, kann man auch bei Junitemperatur noch nicht wissen, wie warm man sich schreibt; ich kann also jetzt noch nicht vorhersagen, ob sich später Anknüpfungspunkte an die van Herrn van Völderndarff unwiderleglich festgestellte Thatsache, „daß es im alten Jerusalem auch gestunken habe" etwa finden werden. Ich suche vorläufig nur nach einer Autarität — das ist ein Fremdwart, welches wir Deutschen uns sicher nicht nehmen lassen werden — für die Berechtigung, von zwei „Feuilletonisten" zu sprechen, trotzdem das Wart nicht deutsch ist; und selbstverständlich ist mir, kerndeutsch wie ich bin, nur derjenige eine Autarität, der meiner Ansicht ist. Der Münchener Plauderer also sagt in dem angezagenen Kapitel über diesen Punkt: „Ich denke, wenn ein Wort vollständig den deutschen Sprachsarmen sich angepaßt und damit gleichsam die ‚Naturalisation' erlangt hat, ist es eine Bereicherung unserer Sprache, und man würde einen Fehler begehen, wenn man es verwirst. Denn eines vergessen, wie ich glaube, die Puristen: nicht ahne guten Grund werden in der Regel diese Anlehen in anderen Idiamen gemacht; fast regelmäßig hat das Fremdwart deshalb Aufnahme gefunden, weil es eine andere Nuance eines Begriffes gibt. In solchen Fällen ist es demnach keineswegs damit gethan, daß ich das gleichbedeutende aus deutscher Wurzel stammende Wort dafür setze." Also zwei „Feuilletanisten," weil es kein deutsches Wort gibt, das sie beide unter einen Hut bringt, — den Münchener Otto Freiherr von Völderndarff und den Berliner Maximilian Harden, der das von ihm eine Zeitlang gebrauchte und seither mehrfach gewechselte Pseudonym „Apostata" als Titel für eine im Verlag van Georg Stilke erschienene Sammlung van in der „Gegenwart" zuerst veröffentlichten Artikeln gewählt hat. Zwei „Plauderer" kann ich sie nicht nennen, denn ein Plauderer ist nur der Freiherr von Völderndarff: aber da dessen Plaudereien zuerst im Feuilleton der Allgemeinen Zeitung erschienen sind, mag er sich's gefallen lassen, unter die „Feuilletonisten" gezählt zu werden. Sie haben beide etwas gewagt, als sie das, was der Tag gebaren und die Tageszeitung oder die Wochenschrift veröffentlicht hatte, in dem geschlossenen Rahmen eines Buches nach einmal drucken ließen; der Erfolg hat ihnen beiden, und wie ich vermute, jedem nach Wunsch Recht gegeben. Maximilian Hardens „Apostata" ist in sechs- oder achttausend Exemplaren verkauft, und der Verfasser ist ein „bekannter" Mann gewarden. Über den Absatz der „Plaudereien eines alten Münchners" weiß ich nichts; daß er demjenigen des anderen Buches vorläufig nicht entfernt nahe kommt, scheint mir sicher. Aber wem der Zufall das Buch in die Hand gespielt hat, der ist, dessen bin ich ebenso sicher, ein treuer Verehrer des Verfassers gewarden, froh und dankbar — von der platanischen Dankbarkeit des Lesers selbstverständlich, die nur selten das Bedürfnis aufkammen läßt, ein Buch zu besitzen —, daß er Gelegenheit hatte, einen wahrhaft varnehmen, liebenswürdigen, geistreichen alten Herrn kennen zu lernen, den der Humar gelehrt hat, die Dinge objektiv zu betrachten. Der Zufall, der einem Bücher dieser Art in den Weg führt — Bücher meine ich, die nicht auf einen Sensatianserfalg ausgehen, die sich nicht aufdrängen, sondern gesucht sein wollen, wie ernst zu nehmende Menschen — ist mir in sehr liebenswürdiger Gestalt erschienen. Eine junge Dame, welche die Gewohnheit hat, van Zeit zu Zeit mit der Kritik freundlichen Interesses an den Inhalt der Ma-

natsheste zu gehen, nannte in einem ihrer Briefe den Freiherrn von Völderndorff ihren „lieben alten Freund.“ Da ich die Erfahrung gemacht habe, daß alte Herren, die von jungen Damen angeschwärmt werden, immer hervorragend liebenswürdige Naturen sind, hat der Pfeil gesessen, und die Leser, die sich hiernach etwa veranlaßt fühlen sollten, nach den „Plaudereien eines alten Müncheners“ zu greifen, mögen ihren Dank zwischen dem alten Münchener und der jungen Münchnerin teilen.

Ich betone den „alten“ Herrn nicht nur deshalb, weil Freiherr von Völderndorff sich selbst einen „alten“ Münchener nennt, sondern vornehmlich, weil das Alter des Verfassers auch zu den mannigfachen Vorzügen gehört, die seinem Buche eigen sind. Ist doch die Kunst des Plauderns recht eigentlich eine Kunst des Alters, eine Kunst, die sich mit den Jahren ausreift wie guter Bordeaux. Ein junger Mensch kann ein guter Erzähler, ein interessanter Unterhalter, ein liebenswürdiger Gesellschafter sein, — die Kunst zu plaudern fußt auf einem langen und inhaltreichen Leben, sie muß aus einem Schatz von Erinnerungen schöpfen können. Auch betrachtet das Alter die Dinge nicht nur deshalb leidenschaftsloser als die Jugend, weil die Zeit der Stürme hinter ihm liegen, sondern auch, weil es unwillkürlich vieles, was es erlebt, mißt an dem, was es schon einmal erlebt hat, und dieser Maßstab läßt ihm manchen Sturm nur als einen Wind erscheinen und macht es nur lächeln, wie den erfahrenen Kapitän, wenn seine Passagiere unter Deck flüchten. Das ist nicht Abgestumpftsein und Gleichgültigkeit, sondern richtigere Erkenntnis, — die eigentliche Ursache, weshalb weniger civilisierte Völker als das jüngste Deutschland sich berechtigt glauben, in jedem Greis einen Weisen zu sehen. Diese leidenschaftslosere Betrachtung der Dinge, welche nur das Alter gibt, ist aber unerläßlich für die Kunst des Plauderns. Sobald der Plauderer aggressiv wird, reizt er den Zuhörer zu jenem Widerspruch, der sich mit aller Kunst des Zuhörens nicht mehr in der Brust verschließen läßt, und sein Garn wird ihm zerrissen. Jüngere Leute, welche die Kunst des Alters vorweg nehmen wollen, leiden daher entweder an Temperamentlosigkeit oder an Selbstüberschätzung, — Maximilian Harden müßte also schon an seinen dreißig Jahren scheitern, wenn er sich als Plauderer mit dem mehr als vierzig Jahre älteren Freiherrn von Völderndorff messen wollte. Daß der Verfasser der Apostata-Artikel nicht an Temperamentlosigkeit leidet, will ich vorweg nehmen.

Es muß indessen auch gesagt werden, daß der „alte Münchener“ von seinem Temperament nichts eingebüßt hat. Die erste seiner Plaudereien stammt aus dem September 1872, die letzte aus dem September 1891, — aus dem Fünfziger ist ein Siebenziger geworden, aber in dem Greise ist der Geist jung und frisch geblieben. Noch heute nimmt er bei jeder Frage, die er berührt, entschiedene Stellung, noch heute hat er immer den Mut seiner eigenen Meinung. Niemals kümmert er sich darum, wie sich diese oder jene Partei — nicht nur politische Partei, denn er streift nicht nur politische Fragen — zu seinem Thema stellt. Er gehört zu jenen liebenswürdigen „Wilden“ von der Art des von mir ganz speziell verehrten Herrn von Meyer-Arnswalde, die fraktionslos sind, weil sie Originale sind, nicht weil sie eine eigene Fraktion bilden möchten oder weil keine Fraktion die Verantwortung für sie übernehmen will. Solchen Männern geschieht es wohl im einzelnen Falle, daß sie verkannt oder überhört werden, oder daß ihnen gar Inkonsequenz vorgeworfen wird. Auch Freiherr von Völderndorff hat es sich gefallen lassen müssen, von den Vertretern aller Parteien als Gegner angesehen zu werden. Er erzählt darüber: „Man las meine Plaudereien zwar gerne — weil sie ‚lustig‘ geschrieben waren, aber die Anschauungen, welche sie vertraten — nun ‚es ist eben ein alter Herr mit veralteten Ideen!‘ Insbesondere, daß ich gestützt auf Geschichte und Psychologie dem kirchenstürmenden Kulturkampfe niemals einen Erfolg versprach, nahmen mir die Fortgeschrittenen gewaltig übel, und während mir meine katholischen Freundinnen — ich besitze deren gar manche — über mein Bespötteln heiliger Dinge ungnädig wurden, erklärten mich meine Daburger Freunde (einer der alten Münchener Künstlervereine) zum ‚Gesellschaftsultramontanen.‘ Noch schlimmer erging es mir in Bezug auf äußere Politik. Weil ich nicht einsehen wollte, daß unseren Soldaten Knöpfe auf die Ärmel genäht werden müßten, und auch sonst nicht alles schön fand, was uns der Norden bescherte, ward ich als hartgesottener Partikularist erachtet. Und doch habe ich — stets ein Anhänger der Triasidee, aber immer gut deutsch gesinnt — schon im Jahre 1845, als König Christian seinen ‚offenen‘ Brief geschrieben, ihm mit einem hochpatriotischen Trauerspiele (die Schleswig-Holsteiner) geantwortet, welches nicht nur auf der Weltbühne von Augsburg, Freising, Landshut und Tölz, sondern sogar auf dem Münchener Hoftheater das Licht der Lampen erblickte. Und erst im Jahre 1848! Habe ich da nicht auf die Gefahr hin, meine ganze Karriere zu verderben, im ‚Nürnberger Kurier‘ die brillantesten Artikel für das deutsche Parlament und eine neue deutsche Reichsverfassung geschrieben, welche großen Beifall fanden? Und nun vierzig Jahre später doch ein Partikularist!“

Was Freiherr von Völderndorff als Nachwort zu seinen Plaudereien schreibt, um das Erscheinen derselben in Buchform zu erklären, könnte von denen, die diese Plaudereien vorher nicht gelesen haben, im Ton mißdeutet werden. Der „alte Münchener“ beklagt sich weder über den Undank der Menge, noch will er im Stile Felix Dahns Reklame für sich schlagen, — er konstatiert nur in guter Laune Thatsachen, und daß sein Wunsch berechtigt war, noch einmal den Gesamtcharakter seiner Plaudereien wirken zu lassen. Zum richtigeren Verständnis seiner Stimmung wird der Leser sofort kommen, wenn er liest, was der Verfasser in einer Fußnote der Erwähnung seines Trauerspiels beifügt: „Die damals noch kleine Augsburger Bühne zeigte,

Digitized by Google

ohne mich vorher um Erlaubnis zu fragen, die Aufführung meines (als Manuskript gedruckten) Stückes an. Ich reiste hinüber und frug den Direktor, wie er dazu komme (hoffend, er werde mir sofort ein Honorar bieten). Dieser aber, ein erfahrener Menschenkenner, der wohl wußte, zu welchen Opfern ein Dichter bereit ist, dessen Trauerspiel zum erstenmale hoffen darf, über die weltbedeutenden Bretter zu schreiten, erwiderte: „Ich werde, wenn Sie es wünschen, sofort die Aufführung absagen.' Daß ich kein Honorar bekom, sondern ein brillantes Souper spendieren mußte, brauche ich meinen Mitpoeten nicht erst zu sagen." — Auch die Münchener Aufführung hat ihre humoristische Glosse. Der Schauspieler Jost hatte einen Bösewicht darzustellen, und da er, wie Freiherr von Völderndorff meint, wohl ahnte, daß das Stück nicht viele Wiederholungen erleben würde, sein Gedächtnis mit dem „wundervollen Monologe" desselben nicht beschwert. „Die Gefühle, die mich beseelten, als nun Jost, der Bösewicht, in der entscheidenden Scene vortritt und statt meiner zünden sollenden Worte koltblütig ein Durcheinander aus Franz Moor dahermimt — kann nur ein Dichtergemüt erfassen. Der Vorhang fällt, die Freunde klotschten natürlich wie besessen: ich stürze auf die Bühne: ‚Aber Jost, um aller Heiligen, das war ja nicht mein Monolog.' — ‚Man klatscht ja doch, Herr Baron, was wollen Sie mehr?' sagte kaltblütig der Theaterveteran und drückt mir die Hand."

Man sieht, sein guter Humor läßt den Verfasser nicht im Stich, wenn es sich um die Dinge handelt, die seine eigene Hout gekitzelt haben. Freilich ist Freiherr von Völderndorff kein Humorist vom Schlage derjenigen, welche ein fünfundzwonzigjähriges Schriftstellerjubiläum feiern, wenn sie fünfundzwanzig Jahre hindurch Witze gerissen und sie hoben drucken lossen. Er schüttelt die Dinge nicht mit einem Witzwort von sich ab und verkleinert sie nicht durch eine mehr oder minder geistreiche Verfisiage, sondern er stellt sie mit einem behaglichen Lächeln in die rechte Beleuchtung. Nicht nur der Verstand hat seine Stimme bei ihm, sondern ouch das Herz, — er ist ein Monn, der die Menschen liebt und auch das Leben trotz seines resignierten Schlußwortes: „Dann aber — eine Wahrheit hat mich das Leben gelehrt und diese verhindert mich, irgend etwas ouf dieser Erde allzuschwer zu nehmen; es ist die Weisheit: Alles ist eitel. Ich bin zu dieser Überzeugung schon längst gekommen, früher als König Salomo, welcher diesen Ausspruch bekanntlich erst gethan hoben soll, nachdem er seine tausendste Frou geheiratet hatte." Vor allem aber liebt der alte Münchener sein München, nnd wenn er ihm monchmal hort zu Leibe geht, so fühlt man, daß es die Liebe ist, welche züchtigt. Und es wäre ein Wunder, wenn es ihm nicht ons Herz gewochsen wäre, ein Wunder auch, wenn ihm die Erinuerungen aus der Vergangenheit nicht manchmal die Gegenwort dürrer erscheinen ließen, ols sie wohrscheinlich ist. Ist er doch einer der letzten ous jener glänzenden Gesellschoft erlauchter Geister, die König Moximilian um sich zu versammeln wußte, und er weiß diesen Kreis noch einmal zum Leben zu beschwören. Da spricht aus dem Humoristen die Pietät des empfänglichen, bescheidenen und donkboren Menschen, der niemals vergißt, was ihm einmol Gutes geworden ist, wenn er auch keiner von den Gefühlsfeligen ist, die Briefe, Schleifen und getrocknete Blumen zur Auffrischung ihres Gedächtnisses aufheben und verstanden lassen. Mon lese seine Münchener Erinnerungsblätter, vor allem dosjenige, welches den Salon Dönniges wieder aufleben läßt. Es ist ein anderes Bild, welches Freiherr von Völderndorff von dem vornehmen, liebenswürdigen und gastlichen Ehepaare entwirft wie dosjenige, welches Helene von Racowitza in ihrem Buche „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" von ihren Eltern zeichnet, und der Leser konn nicht im Zweifel darüber sein, doß der Freund des Hauses nicht nur pietätvoller, sondern ouch richtiger gesehen und geschildert hat als die Tochter.

Übrigens weiß ich nicht, ob mir das ernste Gesicht des Freiherrn von Völderndorff nicht noch lieber ist als sein heiteres; jedenfalls ergänzen sich die beiden, wie es sein muß bei einer in sich ausgeglichenen Persönlichkeit, bei einem ganzen Mann, der wohl von diesem und jenem in bunter Reihenfolge plaudern mag, dessen innerstem Wesen aber trotzdem nichts Sprunghaftes anhoftet. So mögen noch ernste Worte des Freiherrn von Völderndorff citiert sein, die er gelegentlich der Wahl des Fürsten Bismarck in den Reichstag geschrieben hat, und die vielleicht auch gonz paffend hinüberleiten zu Maximilian Harden. Der Verfasser meint, es sei eine brennende Schande für Deutschland gewesen, daß ein Bismarck in die Stichwahl kommen konnte, und fährt dann fort: „Damit will ich indessen keineswegs sagen, daß ich es beklage, wenn Fürst Bismarck nicht in den Reichstag kommt. Im Gegenteil, ich sehe seinem Eintritt in denselben nur mit Besorgnis und Wehmut entgegen. Mit Besorgnis — denn seinem Ruhme kann selbst durch die glänzendste parlamentarische Kampagne keine Nahrung zugehen, aber ganz abgesehen von allem Sonstigen wird seine Gesundheit die allerempfindlichsten Nachteile erleiden durch die Anstrengungen, die Aufregungen und den Ärger, der nicht ausbleiben wird. Mit Wehmut — denn ich erinnere mich daran, wie es dem einst in Bayern so mächtigen Minister v. Abel ergangen ist, als er im Jahre 1849 in die Abgeordnetenkommer gewählt worden war. Der ganze Groll des durch ihn so lange unterdrückten Liberolismus wurde über sein Haupt ausgeschüttet, Nodelstiche und Keulenschläge, Hohn und Vorwürfe hatte er über sich ergehen zu lassen, und wenn er selbst sprach, er, dem sonst die Majorität der Landboten in stummer Verehrung zugehört, so ward er jeden Augenblick durch forciertes Gelächter, durch Lärmen, durch boshafte Zurufe unterbrochen. Zu den sanftmütigen Naturen hat Abel nie gehört, seine Stimmung wurde immer aufgeregter, seine Erwiderungen immer gereizter, bis er endlich durch den Abgeordneten Föckerer seine persönliche Ehre angegriffen glaubte, und da er fond, der domols den Vorsitz führende II. Präsident (Graf von Hegnenberg-Dux) hätte

ihn energischer schützen sollen, vergaß er sich so weit, diesem Parteilichkeit vorzuwerfen und eine Duellforderung in Aussicht zu stellen. Auf einen solchen Verstoß gegen die parlamentarische Sitte hatten die Gegner nur gewartet, es entstand ein Sturm der Entrüstung. Kold stellte den Antrag, der zweite Präsident solle dem ersten den Vorsitz abtreten, damit dieser die grobe Verletzung durch Verweis ahnde, und dies wurde auch mit großer Mehrheit beschlossen. Frhr. Gustav v. Lerchenfeld, damals erster Kammerpräsident, bestieg den kurulischen Stuhl, um die peinliche Aufgabe zu erfüllen. Ich sehe die Scene noch lebhaft vor meinem geistigen Auge. Adel, leichenblaß, zitternd vor Zorn und Aufregung, in den starren Gesichtszügen das volle Gefühl seiner gefallenen Größe ausgeprägt, hält er sich krampfhaft an einer Stuhllehne fest. Lerchenfeld, selbst tief bewegt und offenbar schmerzlich berührt, sprach nun den beschlossenen Verweis über den Mann aus, vor dem einst ganz Bayern gezittert hatte. Es war ein Moment, den man nie vergißt. Seit Perikles von Athen durch den Gerber Kleon zu Tode geärgert wurde, ist es noch keinem großen Manne vergönnt gewesen, vom Haß der Parteien verschont zu bleiben, und persönliche Gegner hat ja Bismarck, vielleicht nicht ohne sein eigenes Verschulden, eine genügende Anzahl im Reichstage. Warum also sich nach so viel Großem mit solch Niedrigem befassen? Mir ist es immer als das schönste Bild wahrhafter Größe erschienen, daß Cincinnatus, der Retter Roms, nachdem er die im öffentlichen Leben übernommene Aufgabe ruhmvoll gelöst, still auf seinem kleinen Landgute abwartete, bis das Vaterland seiner wieder bedurfte und ihn rief. Wäre es nicht das Beste, wenn der Retter Deutschlands aus seiner jahrhundertelangen Zerrissenheit im Sachsenwalde von seiner mächtigen Arbeit ausruhen wollte? Mir ahnt, es wird noch die Zeit kommen, wo man seiner ausgeruhten Kräfte bedürfen wird."

Das ist nicht heute, sondern Ende April 1891 geschrieben, mitten in jenen Tagen, in denen die Geestemünder Wahl alle Welt beschäftigte. Es sind auch nicht die Betrachtungen eines jener merkwürdigen Gefühlsmenschen, die ganz plötzlich zu Bismarckverehrern wurden, als sie den Fürsten aus dem Reichskanzlerpalais nach Friedrichsruh übergesiedelt wußten; es ist die innerste Überzeugung eines Mannes, der deutsch genug empfand, um den Fürsten immer zu verstehen. Und ich meine, das verflossene Jahr hat diesem Manne recht gegeben und Unrecht jenen „Freunden" und Feinden Bismarcks, welche damals die verbitterte Stimmung des Fürsten gern benutzt hätten, um ihn in den Reichstag zu hetzen. Daß Freiherr von Völderndorff auch mit seiner Ahnung recht behalten werde, es könne noch die Zeit kommen, in der man die ausgeruhten Kräfte des Fürsten Bismarck bedürfen wird — ein Patriot kann es nicht, auch Fürst Bismarck selbst wird es nicht wünschen. Was ihm bevorgestanden hätte, wäre er wirklich in den Reichstag gegangen, das illustriert am besten die Thatsache, daß von seinen gesinnungstüchtigen Gegnern selbst der spontane Ausdruck der Volksdankbarkeit, der ihm auf seiner Reise nach Wien allerorten entgegentrat, gehässig persifliert oder in seinen Motiven verkleinert wurde.

Und nun zu Maximilian Harden, einem jener merkwürdigen Bismarckverehrer, die plötzlich auf den Bauch gefallen sind, als sie meinten, Fürst Bismarck sei politisch tot und eigne sich nun vortrefflich zum Hausgötzen ihrer Gesinnungstüchtigkeit. Ich charakterisiere aus gutem Grunde den Verfasser der Apostata-Briefe zuerst als Bismarckverehrer, denn seine Bismarck-Verehrung ist das einzig Positive in seiner Gesamterscheinung — er ist nicht Jude und ist nicht Christ, er möchte auch nicht für einen Heiden gehalten werden, sonst würde er es für nicht notwendig halten, dem sogenannten Urchristentum Leo Tolstois — er nennt ihn „Lew", wahrscheinlich um zu bekunden, daß er in das Verständnis desselben tiefer eingedrungen ist als das übrige Deutschland — seine achtungsvolle Sympathie zu bezeugen. Ich muß allerdings gestehen, daß mir diese achtungsvolle Sympathie als ein Luxus, der nichts kostet, wenig imponiert. Tolstoi gehört zu den Erscheinungen, die eine laue und halde Freundschaft nicht vertragen; ehrliche Leute sind ihnen entweder Gegner, oder sie folgen ihnen nach. Zu einer Nachfolge aber kann sich Maximilian Harden nicht entschließen, nur zu einer Parallele zwischen Tolstoi und Leo XIII., die an sich ja allerdings ziemlich unsinnig ist, aber zu einem Jongleurspiel des Verstandes genügende Anknüpfungspunkte gibt. Maximilian Harden ist auch weder Monarchist, noch Republikaner, er ist kein Konservativer, kein Nationalliberaler, ein geschworener Feind von Eugen Richter, also auch kein Fortschrittsmann, und beileibe kein Sozialdemokrat. Er fühlt sich weder als Preuße noch als Deutscher, und auch das Weltbürgertum scheint ihm kein ganz empfehlenswerter Standpunkt. Ein Kapitalistenfresser sans phrase, geht er jedoch keineswegs so weit, das Eigentum zu perhorreszieren, und wenn er eben gegen die Sittenverderbnis der Zeit gedonnert und es sich als kleiner Kato dequem gemacht hat, entschlüpft ihm unversehens eine Andeutung, die einer Verleumdung verzweifelt ähnlich sieht. Er ist also nur ein Bismarckverehrer, was immerhin als ein Milderungsgrund aufgefaßt werden könnte, wenn diese Verehrung glaubhaft in die Erscheinung träte. Woher aber jemand, der alles negiert, die Verehrung nehmen soll für einen Mann, der immer nur positive Ziele im Auge gehabt hat, ist mir wenigstens nicht begreiflich. Maximilian Harden scheint auch den Widerspruch gefühlt zu haben, in dem seine Persönlichkeit und seine Verehrung zueinander stehen. Und mit jener scharfen Dialektik, die ihm eigen ist, glaubt er einen Ausweg aus diesem Dilemma begreiflich zu machen. Er meint: „daß Bismarck vielfach einen unheilvollen Einfluß geübt hat, daß sein Rücktritt notwendig geworden war, glaube ich gern; auch das ist wahr, daß er heute nur erntet, was er selbst säete; (NB. Maximilian Harden spricht hier nicht etwa von dem begeisterten Empfange des Fürsten in Dresden und an anderen Orten, sondern auch von der Stichwahl in Geestemünde) sein schwerer

Stiefel trat jede Selbständigkeit nieder, und den im Rückgrat Verkrüppelten gilt heute schon ein gut berittener Kavallerist mehr als der durch einen Wink aus dem Sattel geschleuderte Riese, den man früher nur bäuchlings bewundern durfte." Und dann, nachdem er auseinandergesetzt, daß das Parlament lieber die Wahl des sozialdemokratischen Stichwahlkandidaten Schmalfeld als die des „konservativen Machtpolitikers" Bismarck sehen würde, fährt Maximilian Harden fort: „Aber ist denn Bismarck wirklich nichts weiter als der Begründer des Deutschen Reiches? Ich dächte doch, er ist nebenbei noch eine Individualität von ganz märchenhafter Pracht und Fülle, er ist — Bismarck. Die Begründung des Reiches war sein Werk und sein Erfolg; wenn er aber dieses Werk nicht geschaffen, diesen Erfolg nicht erzielt hätte, er bliebe derselbe, der er ist, der geniale Mensch, die unermeßlich reiche Natur. Wie oft ist Lessings Wort von dem ohne Hände gebarenen Raphael citiert, wie selten ist es verstanden worden. Wenn Bismarcks Thätigkeit überhaupt keine greifbaren Spuren hinterlassen hätte, wenn nichts von ihm übrig bliebe als seine Reden und seine Briefe, meinetwegen die unpolitischen nur, nur die an seine Frau: sein Name würde nicht vergessen werden." Das klingt gewiß wunderschön, ist aber doch nur ein Spiel mit Worten. Denn thatsächlich ist Fürst Bismarck schon heute im Volksbewußtsein „nichts weiter als" der Begründer des Deutschen Reiches! Und das scheint mir mehr als genug, um ihn anderer Notstützen für seinen Ruhm zu entheben und ihm die Dankbarkeit des deutschen Volkes für alle Zeit zu sichern. Wenn Friedrich der Große aus den schlesischen Kriegen als Besiegter hervorgegangen wäre, er wäre „nebenbei auch noch eine Individualität von ganz märchenhafter Pracht und Fülle" geblieben, und sein schriftlicher Nachlaß würde gewiß auch heute noch viele Menschen beschäftigen; aber *Friedrich der Große* wäre er nicht, nicht für Preußen und nicht für die Welt, und Bismarck wäre *nicht* Bismarck, wenn er nicht der Begründer des Reiches wäre, und er bliebe doch Bismarck, wenn er nur das wäre, „nichts weiter als das," wie Maximilian Harden meint. Das Werk läßt sich vom Menschen nicht trennen, wenn der Mensch den Menschen mißt, und wenn Maximilian Harden der Meinung ist, daß der schwere Stiefel des Fürsten Bismarck jede Selbständigkeit niedergetreten habe, dann verstehe ich nicht, wie er sich dazu herbeilassen kann, jetzt diesen Stiefel zu küssen. Der Kraftmensch imponiert ihm, die Individualität — mag sein, aber von dem sich imponieren lassen bis zur Verehrung ist noch ein weiter Schritt. Für Maximilian Harden freilich nicht, denn auch angesichts des ersten Napalean vermischen sich in ihm diese beiden Gefühle und er citiert mit Behagen jene Ausdrücke der Bewunderung, mit denen deutsche Männer seiner Zeit, denen zu ihrer Entschuldigung dient, daß sie kein Vaterland, sondern nur Vaterländchen hatten, sich vor der Größe des Korsen beugten. Und auch heute noch, meint Maximilian Harden, leben ihm schwärmende Bewunderer auf der ganzen weiten Erde, „obwohl eine kränkliche Ideologie mit der patriotischen Phrase sich in die Herrschaft teilt." Wenn auch nicht von jeder Phrase, von der patriotischen ist Maximilian Harden jedenfalls vollkommen frei, er würde sonst nicht bei dieser Gelegenheit von Friedrich Wilhelm III. als dem unglückseligen Preußenkönig sprechen, „der die wichtigste politische Unterhandlung seines Lebens von seiner schönen Frau führen ließ." Nicht nur von jeder patriotischen Phrase, sondern auch von jedem patriotischen Gefühl und von jeder Ehrfurcht vor dem Erhabenen — es gehört der Cynismus des vaterlandslosen Apostata dazu, um mit einer versteckten Verleumdung sich bis an den Sarkophag der Königin Luise zu wagen. Naive Leser mögen glauben, die Bismarckverehrung Maximilian Hardens müsse aufrichtig sein, weil sie scheinbar zwecklos ist, weil der Einsiedler von Friedrichsruh nichts mehr zu vergeben hat. Dem kann ich nicht ganz beistimmen, denn als Bismarck noch am Steuer saß, hatte er, ganz wie andere hohe Herren, nur Mißachtung auch für diejenigen Männer der Feder, welche sich seinem Interesse dienstbar machten, abgesehen davon, daß sie es sich nach gefallen lassen mußten, als aus dem Reptilienfonds gespeist zu gelten, während sie die mageren Gehälter oder Zeilenhonorare der konservativen Tagesblätter bezogen. Heute hält der Fürst Journalistenempfang in Friedrichsruh, und ein solcher Empfang „ist ehrenvoll und bringt Gewinn." Auch Maximilian Harden ist von ihm empfangen worden, und der im Buchhandel bereits angekündigte zweite Teil seiner Apostata-Briefe wird über diesen Empfang berichten. Ich zweifle nicht, daß dieser Bericht seine Schuldigkeit thun, daß auch dieses Buch ein Geschäft sein wird. Aber daran möchte ich doch zweifeln, daß Fürst Bismarck Herrn Maximilian Harden empfangen haben würde, wenn er vordem jede Zeile dieses Herrn gelesen, aber wenn er geahnt hätte, zu welcher unverfrorenen Kritik ihm seine Bismarckverehrung den Mut und den Maßstab geben würde. Ich bin überzeugt, Fürst Bismarck hatte nur ein einzelnes Feuilleton von Harden gelesen, vielleicht nur jenes, in welchem er nicht ohne Humor und nicht ohne berechtigte Spitzen gegen die Kollegen von der Feder als „Kollege Bismarck" angeulkt wird, als er den Eindruck hatte, Maximilian Harden sei ein geistreicher und gesinnungstüchtiger Mann, mit dem es sich in Friedrichsruh eine Stunde nicht übel pakulieren lasse. Und der Irrtum ist verzeihlich — ich habe mich auch darin befunden, solange mir nicht die Gesamtphysiognomie des Apostata vorlag — und den Eindruck, daß er ein geistreicher Mann sei, mag Fürst Bismarck vielleicht auch behalten haben, nachdem sich Herr Harden wieder empfahlen hatte, — behält man ihn ja auch, wenn man sein Buch aus der Hand legt. Freilich ein zersetzender Geist, der Schwefelsäure vergleichbar, mit der man, vorsichtig angewandt, schöne Bilder in Metall ätzen und Rostflecken zerstören kann, — die aber in der Hand eines Unvorsichtigen oder Böswilligen das edelste Metall zerstört. Für einen Unvorsichtigen ist Maximilian Harden viel zu kalt und zu klug,

bleibt also nur der Böswillige, der mit bewußter Minierarbeit den Thron zu unterhöhlen sucht und über „Entmannung“ schreit, wenn ein zehnmal verdienter Prozeß wegen Majestätsbeleidigung in Aussicht steht, und der scheint mir für den Fürsten Bismarck auch in verbitterter Stimmung kein Gesellschafter. Nebenbei gesagt, vielleicht läßt die Abneigung gegen Majestätsbeleidigungsprozesse an höchster Stelle Maximilian Harden eine Ahnung davon aufgehen, daß „Individualitäten“ ihre historische Beglaubigung, deren er zu bedürfen scheint, sich erst am Abschluß ihres Lebens ausstellen lassen können.

Auf die vom Freiherrn von Völderndorff festgestellte Thatsache, daß es in Jerusalem seiner Zeit auch gestunken habe, bin ich nun doch nicht zurückgekommen. Wo Maximilian Harden Berliner Skandalasa behandelt, wäre mir Gelegenheit genug gegeben gewesen, an diese Thatsache als Milderungsgrund aber historisches Präcedens zu erinnern. Aber es ist gut, daß der mir zur Verfügung stehende Raum zu Ende geht — nichts liegt mir ferner, als mir den furchterweckenden Verein zur Bekämpfung des Antisemitismus auf den Hals zu hetzen. Daß ich den getauften Juden, der sich judenfeindlich geberdet, mit ganz besonderem Mißtrauen betrachte, wird als den Anschauungen jenes Vereins entsprechend zu sagen ja wohl ungefährlich sein. Unter diese Kategorie ist Maximilian Harden zu zählen; daneben bleibt ihm noch der Ruhm des geschickten Feuilletanisten.

Zu unsern Bildern.

In der „Wasserträgerin“ Arthur Strassers, eines jungen Wiener Bildhauers, lernen die Leser das Werk eines Künstlers kennen, der ebenso durch das Streben nach individueller Charakteristik wie durch seine vollendete Technik die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich gelenkt hat. Herbert Denman malte eine Strandscene aus der Bretagne, das Einsegnen von Fischerbooten, die zum erstenmal auf den Fang ziehen. Aus dem Ehrenbürgerbrief, den die Stadt Hamburg von Adolf Menzel malen ließ und dem Schenker der köstlichen Schwabeschen Bildersammlung verlieh, bringen wir eine der Hauptgruppen, die Ihranende Hammonia und den würdigen Ratsherrn. Der Freier auf dem Bilde von Karl Herpfer ist sicher nah am Ziel, — wenn man ja in aller Form und unter großem Ceremoniell um die Hand der Geliebten anzuhalten Gelegenheit erhält, dann ist man auch sicher keinen Korb zu bekommen. „Pussel“ ist offenbar der zu allem bereite Spielgefährte der Kinder, — auch zum Strickspringen leiht er willig seine Hilfe. Aus der Skizzenmappe des berühmten Orientmalers Eugen Fromentin stammt der Studienkopf des Arabers, Bruno Piglhein, der Münchener Meister, zeigt mit seiner Bulldogge, daß er, vielseitig wie wenige Künstler, auch als Tiermaler von Bedeutung ist. Hans Hösch charakterisiert den Frühling in einem anmutigen Mädchenbilde, zu dem Pietro Molas „Männliches Porträt“ in wirkungsvollem Gegensatz steht. Robert Aßmus läßt einen Zug Reisiger am Krug zum grünen Kranze behagliche Rast machen, und auf einem primitiven Aussichtsturm hält der Kosak von J. M. Ryszkiewicz seine Vorpostenwacht am Don.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Allerhand Sprachverstand. Kleine deutsche Sprachlehre für Alle, denen ihr deutsches Sprachgefühl am Herzen liegt. Von Dr. K*,*. P. Hanstein's Verlag. Bonn.

Andeesen, C. — Die Entwickelung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung. 2. veränderte und erweiterte Auflage. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.

Bilderschatz für das Kunstgewerbe. Heft 11. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Bade, Rudolf. — Die Unsichtbaren. Ein erzählendes Gedicht. Leopold Ost, Hannover.

Borkum. Kleines Taschenbuch für Badegäste. X. Jahrgang 1892. W. Hayne., Emden und Borkum.

Busse, Carl. — In junger Sonne. Novellen und Skizzen. Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, München.

— — Gedichte. Baumert & Ronge, Großenhain.

Dahlström, Maria. — Auf einsamen Wegen. Novellen und Skizzen. F. Fontane & Co., Berlin.

Dekorative Vorbilder. Eine Sammlung von figürlichen Darstellungen und kunstgewerblichen Verzierungen. IV. Jahrg. 1892/93 Heft 2. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Dörmann, Felix. — Sensationen. Leopold Weiß, Wien.

Europäische Wanderbilder Nr. 200 bis 202. Spiez und Kandersteg im Berner Oberland. Von Ernst Müller, Pfarrer. Mit 33 Illustrationen von K. Weber und einer Karte. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Fantwasser, Julius. — Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Ein Denkmal zu den fünfzigjährigen Erinnerungstagen des 5. bis 8. Mai 1842. Im Auftrage des Architekten- und Ingenieur-Vereins unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. Mit 4 Plänen und zahlreichen Abbildungen. Otto Meißner, Hamburg.

Fest, Ernst. — Im Kreislauf des Lebens. Dichtungen. Felix Bogel, Düsseldorf.

Friedrich von Flotow's Leben. Von seiner Witwe. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Friese, Eugen. — Die Windsbraut. Novellen. Friese & von Puttkamer, Dresden.

Greinz, Rudolf Heinrich. — Tiroler Leut. Berggeschichten und Skizzen. Bacmeister's Verlag, Erfurt.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Günther, F. — Aus dem Sagenschatz der Harzlande. Illustrationen von H. Mittag. Erste Lieferung. Monz & Lange, Hannover-Linden.

Haldheim, L. — Ippolito di' Medici. Roman. 2 Bde. Hermann Costenable, Jena.

Harrbeck, Gustav. — Rittmeister Isegrimm und andere Erzählungen aus dem Soldatenleben. Verlagsanstalt „Reichswehr," Wien VI.

Heß, Georg, weil. Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Erfurt. — Geist und Wesen der deutschen Sprache. M. Wilckens, Eisenach.

Jahrbuch der Astronomie und Geophysik, enthaltend die wichtigsten Fortschritte auf den Gebieten der Astrophysik, Meteorologie und physikalischen Erdkunde. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein. II. Jahrgang 1891. Mit 5 Tafeln in Lichtdruck und Lithographie, sowie 1 Chromotafel. Eduard Heinrich Mayer, Leipzig.

Kraus, Otto. — Gustav Schlosser. Ein Lebensbild. (Zeitfragen des christl. Volkslebens. Heft 122/23.) Chr. Belser'sche Verl., Stuttgart.

Liederbuch für deutsche Studenten. 4. verb. u. verm. Aufl. Carl Winter's Universitätsbuchh., Heidelberg.

Maertens, Hermann. — Die deutschen Bildsäulen-Denkmale des XIX. Jahrhunderts. Cplt. in 60 Lichtdrucktafeln. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Meyers kleines Konversations-Lexikon. Fünfte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band. Heft 6 bis 10. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Meyers Reisebücher: Wegweiser durch Thüringen. 11. Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung des Thüringerwald-Vereins. Mit 16 Karten und Plänen und 1 Panorama. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Perlen aus der Instrumenten-Sammlung von Paul de Wit in Leipzig. Verlag der Zeitschrift für Instrumentenbau, Paul de Wit, Leipzig.

Philipp, Peter. — Eine versinkende Welt. Dramatische Dichtung. 2. Aufl. Literarische Anstalt (August Schulze), Leipzig.

— — Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung. 2. Aufl. Literarische Anstalt (August Schulze), Leipzig.

Richter, Prof. Dr. J. W. Otto. — Die Ahnen der preußischen Könige. Volkstümliche Lebensbilder der hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg und Kurfürsten von Brandenburg. Leopold Ost, Hannover.

Roeber, Friedrich. — Antike Lustspiele: Die Philosophie, die Satire, Malermodelle. Jul. Baedeker, Leipzig.

Sammlung deutscher Schriften: 1) Gowalowski, Carl W. Ramphold Sorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit. 2. Aufl. — 2) Pröll, Karl. Deutsche Heermächtaisse und deutsche Versäumnisse. — 3) Ohorn, Anton. In gerechter Fehde. Zeitgedichte. Hans Lüstenöder, Berlin.

Scheffel, J. V. von. — Epistel. Mit dem Porträt des Verfassers. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Schoener, Dr. Reinhold. — Capri, Natur, Volkstum, Geschichte und Altertümer der Insel. Mit 13 Abbild. und 1 Karte. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Seidel, Friedrich. — Spenche für Haus und Gerät. B. F. Voigt, Weimar.

Settembrini, Luigi. — Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von Francesco de Sanctis. Nach der 2. italienischen Auflage deutsch von E. Kirchner. Autorisierte Ausgabe. 2 Bde. Siegfried Cronbach, Berlin.

Seydlitz, R. v. — Goldfliege. Roman. Mit 61 Illustr. von F. Wahle. Münchener Kunst- und Verlagsanstalt, München.

Sibyllinus, David. — An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik. Duncker & Humblot, Leipzig.

Specht, Richard. — Südendraum. Leopold Weiß, Wien.

The Exposition Graphic, Chicago. Deutsche Ausgabe in Vierteljahrsheften. Jahrg. 1. Heft 1. Illustr. K. F. Köhler, Leipzig.

Weise, Dr. W. — Scharnhorst und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.

Wider unseren Erbfeind (Alkohol). Aussprüche derer, die ihn erkannt, gesammelt von Hermann Blocher. Adolf Geering, Basel.

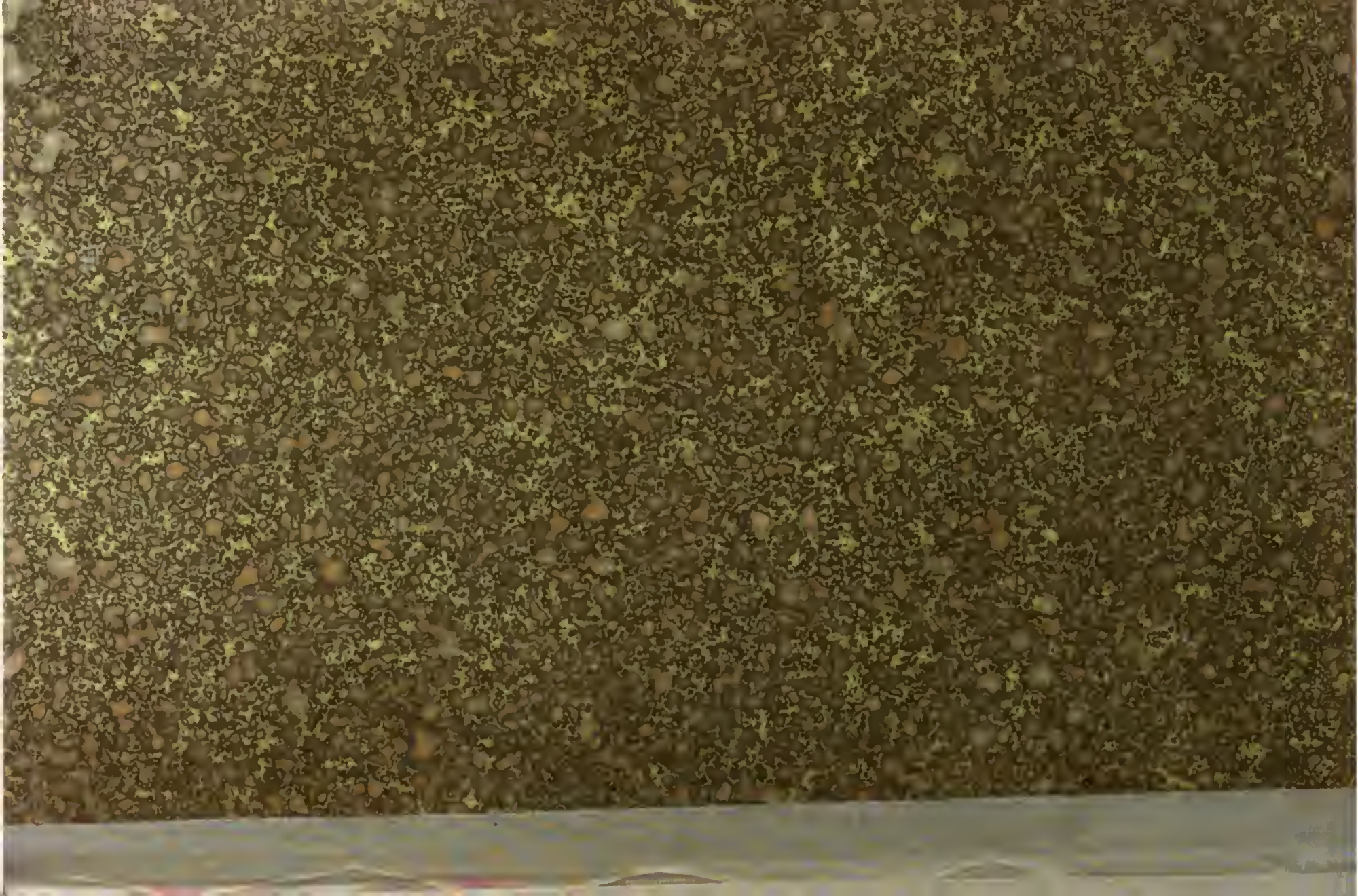
Unsern Abonnenten zum Schluß dieses Jahrganges:

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



YD 26450